









Geschichte

der

Deutschen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Vierter Band.

Fünfte Auflage.

Herausgegeben

von

Karl Bartsch.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1873.

F. C. Dahlmann

gewidmet *).

Sie waren in Göttingen immer der erste Zeuge meiner Arbeiten, lieber Dahlmann: es ist billig, daß ich Ihnen aus der Ferne die Fortsetzungen wenigstens durch eine freundliche Empfehlung näher rücke. Von Ihnen, dem die historische Betrachtungsweise vor Vielen geläufig ist, möchte ich gerne hören, ob es mir gelang, an unserer schönen Literatur, die man nur ästhetisch zu bereden gewohnt ist, das reine Geschäft des Historikers zu üben: zu ordnen, zu stellen, Zusammenhang in Allem, und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachzuweisen; ob es mir glückte, die neuere Zeit durch größere Objektivität ungefähr so in die Ferne zu schieben, wie ich die ältere durch vorherrschende Subjektivität uns näher zu rücken meinte; Fülle der Sachen beizubehalten und doch große Licht- und Schattenmassen hineinzuwerfen, die meine Gesichtspunkte andeuten und meine Urtheile an die Hand geben. Ueber die neuere Literatur eigene Urtheile mit demselben Nachdrucke vorzudrängen, wie über die ältere, war weder rathsam noch nöthig. Die Produkte der alten Zeit sind der Nation entfremdet, die Stimme des Volkes schweigt fast über sie, die zu treffen ein Kriterium für des Historikers Beruf, sie richtig zu stellen die Probe seines Urtheils ist. Hier war es zweckdienlich, deutlich und bestimmt zu sein.

*) Aus der ersten Ausgabe wiederholt.

In Bezug auf die neuere Zeit aber ist die Nation im lebendigsten Besitze der Literatur; sie hat ihr Urtheil selbst fixirt; von diesem Rechenschaft zu geben ist ein Verdienst, das erst künftig (und dann auch trotz aller Zurückhaltung) seine Anerkennung findet, das im Augenblicke, je prätentiöser es sich geltend zu machen suchte, desto mehr seinen Werth sich selber nehmen würde.

Ich setze meiner Literaturgeschichte einen Januskopf von Dedikationen auf: wie ich die ältere Zeit den edlen Freunden widmete, die sich scherzend wohl selbst Propheten mit umgekehrtem Gesichte genannt haben, so gebührt Ihnen die neuere Zeit überwiesen zu werden, der Sie mit jugendlichen Augen nach unserer Zukunft ausspähen. Jene Freunde bereiten ein neues vaterländisches Riesenwerk für ihr undankbares Vaterland und sammeln feurige Kohlen auf dessen Haupt, indem sie zugleich, ihrer Wissenschaft ganz hingegeben, den Frieden und die Genugsamkeit ausgenießen, die in jedem rein geistigen Bestreben liegen; Sie, den der politische und historische Beruf in die wirkliche Welt drängt, dem die Erzählung der dänischen Geschichte zugleich zur praktischen Lehre der Politik wird, den wir Deutschen auch außerhalb der Wissenschaft gern auf der Hochwacht der gegenwärtigen Dinge des Vaterlandes sehen, Sie haben es in diesen Zeiten schwerer, in Frieden und Befriedigung zu bleiben, aber im gesunden Herzen dauert der Muth aus. Was mich angeht, so hat mich dieses Werk, an das ich eine gute Reihe Jahre gesetzt habe, in einer gewissen Mitte zwischen Wissenschaft und Leben, Literatur und Staat gehalten, aber meine Wahl war längst entschieden. Ihnen, der Sie dies Buch nicht mit den Augen der belletristischen Näscher durchblättern, für die es nicht geschrieben ist, Ihnen wird es leicht

sein, in diesen letzten Bänden überall auf die Beobachtung zu stoßen, daß selbst unsere glänzendste Literaturepoche Mühe hatte, sich im Konflikte mit Wissenschaft und Staat oben zu halten, daß fortwährend ein Kampf zwischen Dichtung und Wirklichkeit war, der die größten Energien auf jener Seite in einem Zeitalter praktischer, materieller Tendenzen und dringender Staatsbedürfnisse hemmen und beugen mußte. Weiterhin ist unsere schöne Literatur ein stagnirender Sumpf geworden, von so giftigen Bestandtheilen gefüllt, daß man Orkane von außen hinein wünschen muß, da keine deutsche Regierungsweisheit bis jetzt zu der Einsicht reicht, daß ein Staatskörper auch physische und gymnastische Bewegung braucht, wenn er nicht wie das Individuum verkrüppeln soll, das eben diese Bewegung über der blos geistigen Regsamkeit vergißt. Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, ich folge dieser Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach diesem Werke glauben, daß Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung mit meiner ganzen Existenz verwachsen ist, und ich werde es wohl, ohne der Prosa beschuldigt zu werden, sagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unserer Zustände anrathen, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Produktionskraft auf einen anderen Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieses. Aus jener steifen, starren, stumpfen Welt der

Empfindungslosigkeit im 17. und 18. Jahrhunderte hat uns Empfindsamkeit, Affekt, Liebe, Dichtung und Gesang mit siegender Gewalt gerettet: sorgen wir nun, daß wir nicht in das andere Extrem von laer Schutmelz und Mattheit, Weichlichkeit und Leidenschaft zurückfallen. Lieben, Dichten, Singen hatte zu jener Zeit eine historische Größe und Bedeutung; im Flusse des Lebens, wo Nichts ewigen Bestand hat, sind dies Alles nur Kräfte neben anderen Kräften, um nichts größer in sich als diese, und sie müssen diesen weichen, wenn Zeit und Schicksal diese andern wachsen lassen. Bei uns ist die Verzärtelung unter dieser Dichtungs- und Empfindungsschwelgerei so sybaritisch geworden, daß bald ein Heißsporn Heinrich Percy öffentliches Beispiel geben muß, das göttliche Abbild des Mannes von rein handelnder Natur, der von Liebe, Dichten, Singen auch seine Meinung hatte, wenn es ihm in den Weg trat bei großen Unternehmungen. Soll ich Ihnen seinen Katechismus ausschreiben? ich finde ihn so einzig schön, mögen mich doch jene immer einen Barbaren schelten, die keine Sache von zwei Seiten kennen!

„Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und schrie Miau,
als einer von den Versballadenkrämern.
Ich hör 'nen ehernen Leuchter lieber drehn,
oder ein trocknes Rad die Achse kratzen,
das würde mir die Zähne gar nicht stumpfen,
so sehr nicht als gezierte Poesie. —
Singen? — führt euch gerades Weges dazu, Schneider zu werden, oder Rothkehlchen abzurichten.
Lieben? Ist dies 'ne Welt
zum Puppenspielen und mit Lippen fechten?"

Heidelberg, im Juni 1840.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

X. Wiedergeburt der Dichtung unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral, und der Kritik.

X.

Wiedergeburt der Dichtung unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral und der Kritik.

1. Ueberblick[1].

Wir sind bei dem Zeitraume angelangt, zu dem unsere Erzählung von allem Anfang an als zu ihrem Haupt- und Zielpuncte hingedrängt. Es ist die Zeit, wo unsere Dichtung jene Grade der Ausbildung erhielt, die ihr bei dem Auslande Stimme und Geltung verschafften, die sie befähigten, mit den Literaturen der übrigen europäischen Nationen zu wetteifern und Einflüsse auf die Gestaltung der nordischen, der englischen, französischen und italienischen Dichtungen zu üben, wie sie ehemals diese auf die deutsche ihrerseits geübt hatten. Was ihr diesen Werth zu geben half und diese Wirkungen wesentlich erleichterte, war allerdings, daß sie die Zeitumstände begünstigten, indem sie ihre Blüte entfaltete, als die der übrigen europäischen Literaturen vorüber war. War dies ein Vortheil, so war es doch keiner, den wir vor Anderen vorausgehabt hätten. Denn auch die anderen Literaturepochen der gebildeten Völker Europa's hatten zu ihrer Zeit keine gleichzeitigen Widerstände zu bekämpfen; nur die Höhepuncte der englischen und spanischen Poesie berührten sich der Zeit nach, sie haben sich aber grade dem Wesen und den Einflüssen nach so gut wie

---

1) Ich bemerke gleich hier, daß ich die verwandten Werke von Hillebrand, Hettner, Löbell u. A. über die neuere Literatur weder benutze noch anführe; sie stehen als selbständige Arbeiten für sich und müssen als Ganze mit dem Ganzen meiner Behandlung verglichen werden.

gar nicht berührt. Diese successive Folge der italienischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Literatur erklärt sich daher, daß die Entwickelung des europäischen Völkerkörpers nur Eine gemeinsame ist, in der jene Glanzperioden der jeweiligen Nationen, welche ihre Geschichte und Bildung vertreten und darstellen, in einer nothwendigen Reihe liegen. Dies stellt sich in Bezug auf die obige Folge der europäischen Dichtungen sehr einfach dar, sobald wir das Drama, als die eigenthümliche Gattung der neueren Zeit, vorzugsweise ins Auge fassen. Wir verlangen von jedem Kunstwerke, das auf einige Vollkommenheit Anspruch macht, daß es den zwei gegensätzlichen Anforderungen an Natur und Kultur gleichmäßig genüge, und wir fanden im Mittelalter darum so Weniges nach unserem Geschmacke, weil gewöhnlich beiden Anforderungen nicht entsprochen war. Als Ariosto in Italien dichtete, fiel dies in die günstige Zeit, wo ein verjüngendes Naturleben durch Europa fuhr, zugleich als die antike Bildung erweckt wurde. Wirklich läßt sich weder Natur noch Kultur dem Sänger des rasenden Roland absprechen, allein Italien wandte sich damit rückwärts schauend auf die mittelalterlichen Epopöen, und bildete ein eigenthümliches, selbständiges Drama gar nicht aus. Spanien warf sich dagegen mit Macht auf diese neue Gattung, allein es blieb innerhalb derselben, weil es den europäischen Einflüssen allzusehr entzogen war, auf den mittelalterlichen Ideen hängen und konnte weder eine Kultur noch eine Natur darin entwickeln, die der fortgehenden Bildung Europa's genügt hätte. Ein frischer Naturhauch durchdringt die englischen Schauspiele und hat ihnen bei jener reinen germanischen Hälfte Europa's, die Natur vor Kunst schätzt, die begeistertste Liebe erwirkt, jener anderen aber, die in der Kunst die Formen vielleicht zu sehr vor dem Inhalt achtet, hat der Mangel einer feineren Kultur; wenigstens im Formellen, sie ebenso entfremdet gehalten. Ihr Gegensatz sind die französischen. Wie groß der Mangel an Natur in ihnen ist, so hat sie doch eine gewisse Kultur immer auf allen Bühnen erhalten, und vorzugsweise auf jenen, die sich mit dem englischen Drama nicht befreunden konnten. Das deutsche Schauspiel erst hat eigentlich

jene harmonische Verbindung von Kultur und Natur dargestellt, auf die auch unsere ersten Dichter, bei denen beides Lieblingsausdrücke waren, mit Bewußtsein hinarbeiteten. Nachdem Goethe sich in den gegensätzlichen Formen der Engländer und Griechen mit eigener Freiheit versucht hatte, schmolz sie Schiller mit noch größerer Eigenthümlichkeit zusammen, und stellte sich in seiner dramatischen Architektur haarscharf in die Mitte von Shakespeare und Sophokles. Wann und wo auch das Trauerspiel in den nächsten Zeiten sich fortpflanzte oder fortpflanzen wird, da wird es sich der Form, die ihm Schiller gegeben hat, nur mit der größten Gefahr entziehen dürfen.

Wenn diese Verbindung der dagewesenen Formen, die Versöhnung streitender Eigenschaften, der Anschluß an die Dichtungen aller Zeiten und Völker, die Höhe der Zeit, in der sich unsere Literatur ausbildete, ihr einen so entschiedenen Werth vor allen anderen gibt, so sollte man denken, eben diese Vorzüge müßten ihr auch eine noch größere erobernde Kraft mittheilen, als die übrigen Literaturen ihrer Zeit entwickelt haben, und sie selbst bisher kund gegeben. Allein einmal hat das Beispiel von Frankreich gezeigt, daß die größten literarischen Eroberungen nach außen zu machen, die kriegerischen ganz besonders behülflich sind, und auf diesen Beistand hat denn die unsere wohl am wenigsten zu rechnen. Dann aber liegt auch in dem Charakter unserer Dichtung selbst, was sie schwerlich jemals anderen Nationen anders zugänglich machen wird, als wenn zugleich mit ihr unsere sämmtliche Bildungsweise übertragen werden könnte. Wenn jene vorhin berührten Eigenschaften, jenes Anlehnen, jener Aufbau auf allen älteren Literaturen ihr einen Charakter der Universalität geben, so trägt sie dagegen auf der andern Seite einen eben so nationalen und eigenthümlichen Zug, den sie mit keiner andern vielleicht als der griechischen Dichtung theilt, und der neben und mit jener Universalität ihr merkwürdigstes Unterscheidungszeichen bildet. Unsere Poesie nämlich stand von jeher weit weniger vereinzelt, als in anderen Ländern, und besonders im vorigen Jahrhundert griff sie mit ungemeinen Folgen in alle Fächer des Lebens und der Wissenschaften

ein, und verzweigte sich nach allen Richtungen mit den Bestrebungen der Zeit. Klopstock wirkte auf die Religion, Wieland auf praktische Philosophie, Lessing auf die gesammte Wissenschaftlichkeit, Voß auf Philologie und Alterthumskunde, Herder auf Geschichte und Theologie. Bei Goethe und Schiller fragen wir mehr nach Lebensansichten fast, als nach Poesie, und wir behandeln sie als Philosophen, als Vertreter ganzer Richtungen nicht der Dichtung sowohl, als des Gesammtlebens. Weder Lope noch Cervantes, nicht Shakespeare und nicht Corneille haben so scharfe Lebenstendenzen in solchem Maaße aufgeregt, und man ließ auch überall die Lebensgeschichte dieser Dichter fallen, während bei uns ein gleiches Interesse um biographische Kunde und um Nachlese von Poesien fortwährend eifert. Diese auffallende Verschiedenheit unserer Literatur rührt daher, daß diese bei uns das ganze Leben der Nation gleichsam ausfüllte. Shakespeare stand neben Elisabeth und Englands junger Nationalmacht, Cervantes und Lope dichteten, als Karl V und Philipp II die ganze Welt umspannten, Racine und Molière, als Ludwig XIV mit seinem Glanze Alles verdunkelte. Dies spornte die Dichtung, sich den großen Nationalbegebenheiten gleich zu stellen, aber sie konnte sie nicht überragen! Wie anders in Deutschland! Der große Friedrich, von dem herrschenden literarischen Geiste des Jahrhunderts mitgerissen, meinte auch als Schriftsteller groß sein zu müssen, ließ sich gleichsam in einen Kampf mit der deutschen Literatur ein und unterlag. Kaiser Joseph ließ sich von eben diesem Geiste verführen, nach dessen Forderungen Politik und Regierungsweise zu richten, und verlor sich in mannichfaltige Irren. Wir hatten in Deutschland keine Geschichte, keinen Staat, keine Politik, wir hatten nur Literatur, nur Wissenschaft und Kunst. Sie überflügelte Alles, sie siegte allerwege, sie beherrschte daher alle Bestrebungen der Zeit.

Diese großen Wirkungen machte unsere Literatur nur aus dem Trieb der eigenen Lebenskraft, sie war von dem ganzen Theile der Nation gefördert, der thätig oder empfangend an ihr Theil nahm, kein Hof und keine Akademie konnte dabei ein vorragendes Gewicht und

Ansehn gewinnen, keine Nebenabsichten auf ästhetischen Luxus haben ihr falschen Glanz geliehen. Daher kommt es, daß sie eben so merkwürdig von anderen Literaturen durch jenen Charakter der Schrankenlosigkeit und Ungebundenheit unterschieden ist, den ihr das junge Naturleben, zu dem sie ungehindert aufschoß, mittheilte; und bis auf den heutigen Tag blieb unseren Literaten und literarischen Blättern der Ton von Freiheit und Rücksichtslosigkeit, der im vorigen Jahrhundert von tausend Kämpfen genährt ward, als ein Rest, ja als Fortdauer jenes revolutionären Umschwungs, dem wir das neue Leben Deutschlands allein zu danken haben, ohne dessen Vorausgang die französischen Einflüsse während des Kaiserreichs bei uns so wirkungslos vorübergegangen sein würden, wie in Italien und Spanien. Es gibt nichts Großartigeres, als das Schauspiel dieser geistigen Umwälzung; es setzt unsere Geschichte im vorigen Jahrhundert in den großen Verband mit den Weltbegebenheiten in Amerika und Frankreich, und zeigt, nur in einem anderen Gebiete, dieselben Ideen, die übrigens auch bei uns, außer einem ganz neuen Gesichtskreise der Bildung, neue Staatsordnungen und eine neue Lebensordnung hervorriefen. Keine Literargeschichte einer anderen neueren Nation hat eine ähnliche Gestaltung und Einrichtung erfahren. Zwar die italienische im 15. und 16. Jahrh. stellt in gleich großartiger Fülle einen ähnlichen Reichthum neuer Bildung dar, allein es war diese nur die Vollendung einer alten Kultur, nicht der Beginn einer neuen. Auch Frankreichs wissenschaftliche Literatur im 17. und 18. Jahrh. hat einen ähnlichen Revolutionscharakter gehabt und war die natürliche Vorläuferin der späteren politischen Umwälzung, allein es ist gerade das Schöne in unserer deutschen literarischen Bewegung, daß nicht die Religion oder Philosophie, die leicht fanatisiren, sondern daß die Dichtkunst der vorherrschende Zweig war, die überall mildert und versöhnt. An die Geschichte der Dichtung muß also die Geschichte dieser Umwälzung geknüpft werden, obgleich dies nicht anders geschehen kann, als wenn wir gelegentlich auch auf andere Gebiete der Theologie und Pädagogik, der Geschichte und Philosophie wenigstens

hinüberblicken. Denn die Bewegung der Geister war durchaus eine gemeinsame und allgemeine, wie wir vorher schon andeuteten, und selbst die reinsten Dichtergenien konnten sich Thätigkeiten, die der Dichtung fremd waren, nicht entziehen. Unter diesen wollte Schiller, dessen Seele allen feinsten Einwirkungen der historischen Witterung offen stand, sogar die Bedeutung unserer Dichtung für eine künftige politische Wiedergeburt voraussehen.

Den Revolutionscharakter unserer Literatur im vorigen Jahrhundert hat man bisher kaum im Allgemeinen nur erkannt; geschildert ist jene Bewegung ihrem inneren Zusammenhange nach noch gar nicht worden, weil wir noch keine Literargeschichte hatten, die eigentlich das wäre, was sie ihrem Namen nach sein will: Geschichte. Und es war doch so leicht, nur mit Uebertragung der Wahrzeichen einer politischen Revolution die ähnlichen Erscheinungen in unserem Literaturstaate zu gliedern. Nur gehörte dazu erst eine Art des Ueberblicks derselben, wie wir ihn nicht gewohnt sind und wie er uns eben daher so schwer wird; ein Ueberblick, der auf jedes Buch wie auf eine Begebenheit, auf jeden Schriftsteller wie auf einen handelnden Menschen, auf kritische Urtheile wie auf Wirkungen des Geschehenen hinsähe, der also eine historische, chronologische Lectüre bedingte, nicht eine ästhetische und einfach genießende. Sollte man also diese geschichtliche Betrachtung unserer Literatur übersichtlich erleichtern, so würde man sich am kürzesten entschließen, jene Analogie anzudeuten, obwohl eine solche Vergleichung leicht misdeutet und durch Misdeutung lächerlich wird. Man müßte also erinnern, daß unsere Poesie seit dem 16. Jahrh. in den Händen der bevorrechteten Stände war, unter Geistlichen und Adel. Zuletzt noch werden wir sehen, daß selbst jene weltlichen Gelehrten, die aus den Leipziger Schulen wirken, dieser Verbindung mit Adel und Höfen sehnsüchtig nachstreben. Gegen eben diese beginnt nun zuerst eine durchaus bürgerliche Reaction von Republiken aus, Hamburg und Zürich. Auf der Höhe dieser ersten Bewegungen steht Klopstock, der zwar vornehm und aristokratisch war, aber auch herablassend und frei, zwar noch gleichsam innerhalb des

bevorrechteten Standes der Geistlichen sich bewegte, aber ein durchaus neues und volksthümliches Element mitbrachte: Empfindsamkeit. Das Wesen der vornehmen Adels- und Hofdichtung war Witz und Verstandesweisheit, das Eigenthum der höheren Stände; die Empfindung aber ist durchaus in den untern Schichten der Gesellschaft herrschender. Eine Weile riß diese neue Richtung andächtiger Empfindsamkeit Alles mit, bis sich Wieland lossagte und sich dem Verständigen zuneigte, und sogleich auch eine annähernde Bewegung nach dem Hofe, nach dem Adel, nach Akademien machte. Mit diesem Charakter seiner Werke steht sein persönlicher, durchaus schlicht bürgerlicher, fast ganz im Widerspruch, und so mischen sich in ihm und Klopstock offenbar die streitendsten Elemente: Klopstock lehnte sich an Höfe und Republiken zugleich, war Volksmann und Fürstendiener, und im Anfang ein eben so begeisterter Vertheidiger, als später ein eifriger Gegner der französischen Revolution; Wieland suchte sich ähnlich mit allen zu halten, und predigte bald zu Jacobi's Aerger machiavellische Grundsätze, bald stellte er das Bild von Idealstaaten auf, die auf Menschenrechte und Tugend gegründet sind. Nun kam Lessing: der eigentliche Beschwörer des jungen Geistes, der Deutschland erneute. Zwar dem gelehrten Stande angehörig, warf er das Standeskleid verachtend von sich, verschmähte obzwar in Büchern lebend die Buchweisheit, brachte die gelehrtesten Gegenstände in der ungelehrtesten Behandlung vor's Volk, und statt auf Akademien hinzusteuern, schreckte er vielleicht Maria Theresia von ihren Planen, die dahin gingen, ab. Er zerstörte alle die abgelebten Gattungen, die (wie das Lehrgedicht) nur Bedeutung für die oberen Stände hatten, und warf sich mit aller Macht seines großen Geistes auf das Schauspiel, nicht auf ein geschriebenes, sondern auf ein zur Verwirklichung und Darstellung gekommenes, auf die Bühne. Das Theater ist das eigentliche constitutionelle Gebäude in dem Reiche der Poesie, wenn es — wie Lessing strebte — Nationaltheater wird. Als Nationaltheater traten die in Hamburg und Mannheim auf, zu denen Lessing mitwirken sollte, und Joseph taufte sein Hoftheater mit diesem volks-

mäßigen Namen um. Lessing brauchte keine Höfe mehr für die deutsche Literatur, wenn er für diese Form Sinn in dem Volke fand, wenn ihm gelang, die Bühne als Vereinigungspunct der Nation zu gründen, wo die ausübenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalten geschieden sind, wo alle Stände in richtiger Gleichstellung sitzen, für jeden gesorgt wird und jeder freies Stimmrecht hat. Es war uns eine Nationaldichtung gesichert, wenn die Nation diesen großen Mann in seinen Reformen nicht verließ! Aber sie verließ ihn! Er scheiterte in Hamburg an der Gleichgültigkeit des Volkes, gab die Bühne auf, und hielt es nun für nöthig, von Grund aus alles, was die Kunstblüte unter uns hemmte, wegzuräumen. Er griff daher das ängstliche Christenthum und die Orthodoxie an, die der Dichtung und dem Theater entgegen waren, und eben so das verständige Princip in der bisherigen Poesie. Er legte jenes denkwürdige Zeugniß gegen seine eigene kritische Dichtung ab und ließ hinfort dem Jacobinismus in unserer Literatur, an dem Er nicht Theil haben konnte, schweigend und nicht ohne geheimes Wohlgefallen den Lauf. Eine ganz neue Welt zerstörte nun hereinbrechend die alte. Die Vertreter der früheren Dichtung, Haller, Klopstock und Andere traten ab, Wieland, wie vorsichtig er lavirte, entging nicht heftigen Angriffen, selbst Lessing's Stellung ward hier und da über seinen Werken vergessen, die nach dem alten Stile waren. In allen Fächern quoll nun ein neuer Geist heraus, anregend mehr als vollendend, und Herder ist der eigentliche Vertreter dieser Zeit, der die Leidenschaft zuerst losband und gegen Alles, was dem alten Kastenwesen ähnlich war, gegen die Schulgelehrten, gegen die Schulpoeten, gegen die nüchternen Geistlichen, gegen jeden Druck und Anmaßung gleich in frühester Jugend gewaffnet stand. Er brachte Schwung zu allen Wissenschaften, Vorliebe zur ältesten und einfachsten Dichtung des Volks, Freiheit der Forschung in Religionsdingen in vollen Händen mit. Die Jugend bemächtigte sich der ganzen Literatur, ein republikanischer Geist riß selbst jene Stolberge und Aehnliche, die ihrem Stande und Wesen nach den Privilegirten angehörten, in den revolutionären Schwindel mit;

eine ungestörte Preßfreiheit herrschte in den Zeitschriften, in denen jener ungeheure Kampf geführt ward, Aller gegen Alle, wo Empfindsamkeit mit Humor, Vaterlandssinn mit Weltbürgerthum, Mysticismus mit Freigeisterei, Originalität mit Classicismus, die gesammte Poesie mit dem Einfluß und Gegenstoß der Wissenschaften und der Weltbegebenheiten stritt, wo kalte Vernunft und prophetische Begeisterung, Menschenverstand und Empfindsamkeit, Einfalt und Unnatur, Rücksichtslosigkeit und Pietät, Geschmack und Rohheit oft aufs härteste sich stießen, oft aufs wunderlichste neben einander lagen. Der Despotismus des französischen Geschmacks allein war es, was gemeinsam von Freund und Feind in diesen Bewegungen niedergeworfen ward, in denen die Einwirkungen von England her die wichtigste Rolle spielten. Es war eine eigentliche Schreckenszeit, jene Periode der Originalgenies, die jedes Herkommen verachteten, jede Autorität mit Füßen traten, auf dem erschütterten Ansehen Gellert's und Klopstock's der kaum erst allgemein angegriffenen Freigeisterei Altäre errichteten, die in der Dichtung alles Gesetz und jede Regel verwarfen. Verknöchert und festgestanden dauerte der Charakter dieser sentimental-humoristischen, elegisch-satirischen Zeit in Jean Paul fort, dessen ganzes Wesen durchaus nur hier begründet ist, und er schlingt sich von dort an durch die Falk und ähnliche Satiriker und misanthropischen Menschenfreunde bis auf die heutigen politisch-literarischen Freiheitsmänner hinüber, welche Verbindung denn mit der ganzen schriftstellerischen und menschlichen Art der jetzigen Jugend wohl zeigt, daß wir die revolutionäre Stimmung noch nicht erstickt haben. Mitten in den Umwälzungen dieser Zeiten war auch das Drama nicht eben verschwunden, wohl aber von anderen, noch volksthümlicheren Gattungen, von dem Romane, von der Prosa überfluthet. Allmählig besann man sich jetzt. Herder kehrte zurück und suchte Bande zwischen Regel und Freiheit zu knüpfen; Wien fiel ganz ab und warf sich wieder auf den französischen Theatergeschmack; von jenen aristokratischen Freiheitsmännern in Göttingen ging die feine Gegenwirkung des Classicismus aus, und die größte Persönlichkeit

unter den jungen Dichtern jenes Geschlechts, Goethe, der vorhin ganz in dem freiesten Sinne mitgewirkt hatte, ging dahin über. Ein Geist der Mäßigung zeigte sich mitten unter den dauernden Stürmen. Zu Goethe gesellte sich Schiller. Sie waren schon ihren Schicksalen nach zweiseitige Männer der Mitte. Der Eine, von den jungen Bewegungsmännern und einer republikanischen Stätte ausgegangen, ging an einen Hof über, dem er sich vielfach hingab, der andre, einer Despotie entronnen, ging zum Volke über und ward auch nach seiner Verbindung mit Goethe von dem nahen Hofe nicht angezogen. Sie regten noch in den Xenien eine allgemeine Bewegung auf, aber dann richteten sie sich ganz auf anständige Wirksamkeit, und strebten für Lessing's Werk, für die Bühne. Sie standen mit Voß wie ein Triumvirat eine Zeitlang, sie entledigten sich des dritten, und dies war eine schöne Zeit, als die zwei so verschiedenen Männer im friedlichen Consulate für das Drama arbeiteten. Leider auch sie erfuhren Lessing's Schicksal. Die gemeine Popularität eines Kotzebue riß die Mehrheit der Bühnenwelt an sich; Schiller starb, und Goethe, obgleich ihn die Romantiker erst zum Imperator und Alleinherrscher erklärten, dankte doch gleichsam ab und isolirte sich immer mehr, des poetischen Treibens müde. Daß alsdann die Romantiker gegen die gemeine Menge eine Restauration durchzufechten suchten, liegt der Vergleichung literarischer und politischer Begebenheiten so nahe, daß Friedrich Schlegel in Wien sogar in politischer Beziehung vielfach als ein Werkzeug der Restauration erscheint.

Wem dieser Faden durch den labyrinthischen Gang unserer Literaturgeschichte nicht sicher genug scheint, dem lassen sich zahllose andere von einfacherem Gespinste bieten. Unter diesen empfiehlt sich besonders Einer auch dem tieferen historischen Betrachter, weil er das Hauptkennzeichen einer Revolutionszeit enthält. Das nämlich, was einer solchen Umwälzungsperiode ihre intensive Fülle und dadurch ihren Reiz gibt, ist die erhöhte Lebensthätigkeit in dem Volkskörper, kraft welcher in demselben alle Kreise menschlicher Entwickelung, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge Jahrhunderte ausfüllen, in ver-

hältnißmäßig kürzester Zeit durchlaufen werden. Wie die französische Revolution alle Staatsformen politischer Entwickelung rasch durchging, so wiederholte sich im vorigen Jahrhundert bei uns die ganze Geschichte unserer bisherigen Literatur bis zu den Männern hin, die sie eigentlich erst eine Stufe weiter rückten. Wer also zwischen unserer alten und neuen Literatur so unübersteigliche Klüfte sähe, der würde verrathen, daß er über geschichtliche Dinge nicht urtheilen dürfte. Hier eben ist die Geschichte der Literatur am lehrreichsten, wo sie uns nachweist, in welchem Verhältniß die ältere zur neueren, ohne unser Wissen und absichtliches Zuthun, steht durch die bloßen gleichmäßigen Bildungen, die der gleiche Volksgeist in verschiedenen Zeiten bedingte; denn erst wenn wir dieses Verhältniß durchschaut haben, lernen wir richtig darüber denken, was unsere alte Literatur für uns Lebende war und forthin sein wird. Man kann also sagen, daß die Jahre, in denen Ossian und Homer bei uns eingeführt wurden und Klopstock den Bardenton anstimmte, das rasche Wiederbeleben und Wiederdurchleben unserer ganzen bisherigen Literatur eröffneten. Wie zur Zeit des niederdeutschen Heliand und Otfried's der kirchlichen Dichtung eine Art Kunstwerth gegeben werden sollte, so geschieht es jetzt durch Klopstock und Lavater, die in den ähnlichen Gegenden ähnliche Werke liefern, die unter sich im ähnlichen Verhältnisse liegen. Wieland beschreibt in einem großen Umfange den ganzen Kreis der alexandrinisch-mittelalterlichen Prosa und Dichtung, scheiternd an Dramen und Allem, was außerhalb dieses Kreises liegt und im Gedächtniß der Nation erhalten eigentlich nur durch Ein episches Werk, dessen Stoff aus jenen Zeiten entlehnt ist. Ganz wie unsere mittelalterlichen Epiker individualisirt er Alles, was er entlehnt und übersetzt, nach sich und färbt Alles mit einem französirenden Tone. Lessing stellt in allen Theilen die Reformationszeit dar, die, wie Er wieder that, zuerst auf das Drama führte, die den antiken Sinn weckte, die Wissenschaft neu belebte und die Religion läuterte, wie Lessing Luthern hart auf dem Fuß folgend gethan haben würde, wenn nicht der Mangel an religiösem Interesse und die politischen Ereignisse gehindert

hätten. Herder führt dies Werk weiter und leitet uns in den Geist des 17. Jhs. zu Polyhistorie und Philosophie über. Ganz so unerwartet, wie man aus dem freien Geist der Volkspoesie im 16. Jh. plötzlich in die gelehrte Poesie des 17. Jhs. trat, ist man überrascht, Herdern nach und neben seiner Fürsprache für das Volkslied das Lehrgedicht anbauen und anempfehlen zu sehen. Eben in diesen Zeiten steht auch Jean Paul in jenem ganz gleichen Gegensatze zu Wieland, in welchem die komischen Romane zu den Ritterepen stehen. Erst wenn man bei Goethe und Schiller angelangt ist, sehen wir uns auf eigenen Füßen. Man hat es auch sehr gut gefühlt, wie wenig jene älteren Meister selbständig waren; man fand überall ihre Anlehnungen aus. Ihre Zeit selbst gab ihnen jene Ehrennamen, die vielleicht nicht so ehrenvoll sind: sie nannte Klopstock unseren Milton, Wieland unseren Voltaire, Jean Paul unseren Sterne und jeden Anderen anders, aber Goethe und Schiller blieben ewig sie selbst. So ist auch nichts leichter, als nach den fremden Einflüssen und nach dem herrschenden Geiste der Nachahmung, nach dem Vorragen der französischen, englischen, griechischen und deutschthümlichen Richtungen eine Ordnung in die Dinge des vorigen Jahrhunderts zu bringen. Auch diese Betrachtung würde überall die Abhängigkeit der früheren, und eigentliche Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit nur bei den größten und letzten unserer schaffenden Geister darthun.

Auf das mannichfaltigste ließen sich, wenn man dies wollte, die Merkmale der Verjüngung, d. h. der Revolution, in unserer neueren Literatur darlegen. Wie wir eben in der Dichtung im Allgemeinen die rohen und Anfangsgattungen wiederholen sahen, so läßt sich dies von dem Drama im Besonderen nachweisen. Wir haben alttestamentliche Stücke bei Klopstock, eine Moralität bei Lessing, eine Historie im Götz, Mordspectakel bei Klinger, den griechischen Kothurn bei den Stolbergen. Natur und Jugend war der laute Ruf des Jahrhunderts, und wie Rousseau zu dem Urstande der Menschheit zurückwies, so klärte man uns die deutsche Anfangsgeschichte und die Urwelt auf, man fing an ein Naturrecht neu zu begründen und

legte die Urgesetze der Barbaren und Hebräer aus, man schrieb für Einsetzung der Juden und der Weiber in die Menschheitsrechte; und mit Allem diesem liegt das Wegringen von der conventionellen zur natürlichen Poesie, wie es Voß im Leben Hölty's nennt, auf Einer Linie. Eben so bezeichnend ist es, daß sich die neu aufkeimende Poesie einen jungen Boden suchte, der durch längeres Brachliegen neue Kräfte gesammelt hatte. Sie wich aus dem erschöpften Schlesien und Sachsen, sie drängte sich in Preußen nach Berlin zusammen und im katholischen Deutschland nach Wien, ohne jedoch zur Blüte kommen zu können. Sie zog sich aus dem gesammten Osten weg nach der Schweiz, die nun nach langer Pause fortwährend geschäftig bleibt, nach Niedersachsen und dem Norden, wo von Brockes und Hagedorn an, durch Gleim und Klopstock bis auf Voß und Niebuhr, Dahlmann und Schlosser eine ungemein energische Thätigkeit herrschend ward, die mit der Weichheit der schweizerischen Leistungen in einem sonderbaren Gegensatze steht; und ferner nach dem Rheine hin, der seit zwei Jahrhunderten gefeiert hatte. Nachdem auf diese Weise die Peripherie des Kreises beschrieben war, strömte eine Zeit lang das Mark der deutschen Literatur nach dem Mittelpuncte hin und sammelte sich in Weimar und Jena, und es war ein Zeichen des schnellen Verfalls, als dann plötzlich eine neue Zersplitterung eintrat und die Dichterschulen im Norden, in Berlin, Wien und Stuttgart entstanden, eine Zersplitterung, die in späterer Zeit noch größer geworden ist, wo die junge Dichterrepublik, wie verabredet, ihre Prätoren in alle Städte mäßiger Größe vertheilte. Wer sich in noch gefährlichere Tiefen dieses geheimnißvollen Wachsthums einer neuen Zeit versenken wollte, der könnte in ihren Vertretern das Großwerden des jungen Geistes physiologisch verfolgen, wie er embryonisch in dem räthselvollen Hamann liegt, mit aller physischen Kraft einer Kindernatur in Herder vortrit, dann als ein Bild der träumerischen Frühjugend in Jean Paul, der reifen Spätjugend in Goethe, der umsichtigen Männlichkeit in Schiller erscheint.

Aber hier sei es genug mit diesen mislichen Winken aus der

Binnenlehre historischer Weisheit, die nicht mittheilbar sind als dem, der sie schon hat, und die Vielen eher ein verdunkelndes Räthsel als ein aufschlußgebender Ueberblick sein werden. Wem es in diesem Werke an Uebersichtlichkeit gebricht, der muß, mit Verzichtleistung auf das, was die historische Einsicht darin fördern kann, sich an die Lichtpuncte des dargestellten Stoffes halten, wo es ihm nie an Klarheit fehlen kann. Es konnte in diesem so angelegten Werke, das eine Art Vollständigkeit bezweckt, leider der Vortheil nicht ganz benutzt werden, den die Literargeschichte besonders des vorigen Jahrhunderts darbietet. Ihre Entwickelungen, Richtungen und Ideen haben außerordentlich scharfe Vertreter; der Gang unserer Poesie läßt sich an Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Voß und Jean Paul, Schiller und Goethe vollkommen darstellen. Wollte man sich der Gegenwart und ihrem Bedürfnisse entfernter stellen, ein Werk von reinerer Form statt eines von reicherem Stoffe liefern, so wäre eine so klare und einfache Erzählung zu liefern gewesen, wie sie nur irgend eine Periode der politischen Geschichte des Alterthums duldet. Durch die ungeheuren Massen der mittleren Talente hindurch ist dieser planere Weg allerdings schwerer zu bahnen. Doch sind auch diese möglichst um die Hauptführer geordnet worden, was nur dort schwieriger war, wo die führerlose Unordnung und die Wirren der literarischen Unordnung Selbstzweck der Darstellung wurden.

---

2. Gottsched und die Schweizer.

Wir stoßen im Verfolge unserer Darstellung zunächst auf eine Periode, die berühmt und berüchtigt genug, und auch ihrem Verlaufe nach häufig geschildert worden ist[2]. In diesen Schilderungen ist der

---

2) Vgl. Manso, im 8. Bande der Nachträge zu Sulzer, und Mörikofer, die schweizerische Literatur des 18. Jahrhs. Leipzig 1861. In Danzel's „Gottsched und seine Zeit.“ Leipzig 1848, ist aus zwar weitschichtigem Material, 4700 Briefen Gottsched'scher Correspondenz, einiges, wie zu erwarten war sehr weniges Neue, von Bedeutung zu Tage gekommen; das Urtheil über Menschen und Dinge ist schwach, der historische Sinn des Verfassers noch schwächer. Wir werden unten nur Einer Probe bedürfen, um diesen Ausspruch zu erhärten.

innere Zusammenhang der Erscheinungen immer zu wenig beachtet worden, so daß die Kämpfe, die nun zwischen den Sachsen und Schweizern sich entspannen, gewöhnlich als ein eitles Spiel nichts bedeutender Kräfte erscheinen. Daß aber auch hier in dem scheinbaren Chaos Ordnung herrscht, daß auch die Streitigkeiten, die Ansichten, die Leistungen der schwächeren Köpfe in diesen Zeiten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht außer dem nothwendigen Gang der Dinge stehen, daß sie die bisherige Ordnung der Dichtungen theils beschließen, theils die neu vortretende einleiten, liegt uns vor Allem ob nachzuweisen. Um auch diesen Gang und die innere Lage dieser nächsten Periode hier übersichtlich anzudeuten, erinnern wir, daß wir in dem Jahrhundert der Reformation die Elemente einer ächten Naturdichtung, oder, sollen wir Schiller's Benennung benutzen, einer naiven Poesie, besaßen. Im 17. Jh. verloren wir die schöpferische Kraft der Phantasie ganz aus den Augen; wir hatten eine Poesie der Empfindung, die besonders im geistlichen Liede zu Hause war, und eine andere des Verstandes, die sich im Lehrgedicht, in der Satire, im Epigramme kund gab. Kaum war in der Idylle eine ferne Spur von schaffendem Dichtungsgeiste übrig geblieben. Und auch jene Empfindungs- und Verstandespoesie war jetzt durch die lange Dauer abgenutzt und matt geworden, und zeigte mannichfaltige Merkmale des Siechthums und Alters. Noch aber waren in der geistigen Natur des Volkes Kräfte genug, um zum Anfangspunct noch einmal zurückzukehren und die erstorbenen Säfte neu zu verjüngen. Das erste Kennzeichen dieser Verjüngung war das Erwachen der Sinnlichkeit, ohne die es keine Einbildungskraft und keine Dichtung gibt. Brockes war daher das Ziel des vorigen Zeitraums, in dem diese Sinnlichkeit und eine neue Triebkraft zu Tage kam, die noch mehr durch den Nahrungssaft belebt ward, der aus Englands und Frankreichs vielfach verwandten Dichtungen jener Zeit zu uns hergeleitet ward. Zuerst nun äußerte diese neue Triebkraft ihre Wirkungen theils auf dem Gebiete äußerer Sinnlichkeit und schuf jene malerische Poesie schon bei Brockes, theils in jenen abgelebten Gat-

tungen selbst, so weit sie nur immer Boden finden konnte. Wir werden daher zuerst betrachten müssen, wie Haller dem Lehrgedichte einen neuen Schwung gibt, Drollinger ihn dem geistlichen Liede weniger gibt als wünscht. Beide sind von Brockes angeregt, und lehnen sich an ihn an. Beide wollen wie Er zu einer natürlichen Empfindungsweise zurück, ohne darum die gewohnte verständige Betrachtung aufzugeben, sie wollen Sinnlichkeit herstellen und Vernunft behaupten. Schiller, der seine Sätze über naive und sentimentale Dichtung aus diesen Zeiten mit der feinsten Beobachtungsgabe abzog, bemerkt vortrefflich, daß das Ergebniß einer solchen Bestrebung immer die sentimentale Stimmung sei, und eben diese stellte sich mit Brockes in Deutschland ein und steigerte sich durch mehr als ein halbes Jahrhundert zu einer ungemeinen Höhe. Durch drei Dichtungsweisen, bemerkt Schiller ferner, erschöpft sich die sentimentale Dichtungsart, durch die satirische, idyllische und elegische, je nachdem sich nämlich das Gemüth im Widerstreit mit einer gekünstelten Wirklichkeit, oder im Einklang mit einer natürlichen, oder schwankend zwischen beiden erkennt. Auch diese Dichtungsweisen sehen wir nun zuerst vorherrschend, wir sehen sie aber auch schwinden und ausgehen, je mehr man sich dieser sentimentalen Uebergangszeit entfremdet, und wir sahen sie im 17. Jh. desto unbedeutender, je weniger man sich einer solchen Zeit noch genähert hatte. Liscow und Rabener bezeichnen die Ausgangspuncte der Satire, wie Kästner den des Epigramms; Geßner neben vielen geringfügigen Anderen bildet die Idylle, ehe sie Voß auf den naiven Standpunct zurück stellte. Das Elegische ist weniger als Dichtungsart sichtbar, denn als Empfindungsweise, wo es sich häufig in den Episteln dieser Jahre und sonst in allen möglichen Gattungen ausspricht. Wie außerordentlich fein und richtig die Zusammenstellung und gleichsam Vereinigung dieser drei Gattungen ist, wollen wir mit einer historischen Bemerkung verdeutlichen. Alle drei Gattungen nämlich leiten sich gleichsam aus jener Einzigen her, die wir im Mittelalter Allegorie nannten. In jenen bei uns so unvollkommen gebliebenen Gedichten dieser Art war ja didaktische Lehre, poetische

Malerei, Idylle, Satire und Elegie vollkommen vereinigt. Hätten wir diese Allegorie fleißiger gepflegt, so würden wir jetzt vielleicht dahin zurückgekehrt sein, oder wenigstens Einen Dichter haben, der alle diese Gattungen gleichmäßig angebaut hätte, oder der auf jene Allegorien geschichtlich zurückzuleiten wäre. Wir haben in Deutschland von diesen drei Fällen keinen, aber in England haben wir in eben diesen Zeiten Einen Dichter, in dem sich alle drei Fälle vereinigen, eben den Dichter, der auf Brockes am mächtigsten wirkte, den Brockes einführte, den nicht allein dieser und Zachariä und Kleist und Klopstock, den auch der junge Lessing erstaunlich hoch hielt, der ganz ungewöhnlich auf unsere Dichtung in diesen Jahrzehnten gewirkt hat: Thomson. In ihm liegen diese Gattungen beisammen; sein Dichtungstalent ist von jenem Spenser, dem so hoch gehaltenen Allegoristen der Engländer, angeregt; und ganz in dessen Nachahmung ist sein castle of indolence geschrieben, das gewöhnlich unter seinen Dichtungen am höchsten gestellt wird. Wir aber haben keine solche Allegorie aufzuweisen, in der jene Dichtungsweisen zusammen hätten fallen können, in der zugleich die falschen Grenzberührungen von Kunst und Wissenschaft, wie das Lehrgedicht, und jene von Kunst und Kunst sichtbar geworden wären, wie die malende Poesie. Wir haben also keine solche sentimentale Allegorien aufzuweisen, in denen sich jene Gattungen hätten vereinigen können, und dies auch darum, weil wir dagegen eine gleichsam verwandte und doch gegensätzliche, langehin nicht mehr erschienene Gattung eben in diesen Zeiten wieder aufgriffen, die zuerst als eine verjüngende Gattung gelten kann, die zuerst in größter Einfalt, eben wie es sich für den Anfang schickt, von verständiger und empfindender zur phantasievollen Dichtung, von sentimentaler zur naiven zurückleitet, ja die geradezu eine naive Allegorie heißen kann, und mit der Allegorie sehr häufig in einfachen Zeiten zusammengeworfen ward. Es ist die Fabel. Sie ist eine Allegorie, und in ihr ist eine Art sinnlicher Malerei und Lehre, häufig ein satirischer Anstrich und durch die Versetzung in die Thierwelt gleichsam ein idyllischer Boden vereint. So wie sie damals von Hagedorn,

Gellert, Lichtwer, Pfeffel und so vielen Anderen behandelt ward, nach dem Muster der Franzosen, nahm sie auch in der That häufig genug satirische Bezüge, ja sogar elegische Stimmungen in sich auf, und sie leitete gleichsam die wissenschaftliche Lehrdichtung auf die moralische, auf die lebensphilosophische über. Sie liegt natürlich an der Grenze naiver und sentimentaler Dichtung, sie wird meist von Gelehrten behandelt, aber sie ist fürs Volk, sie ist ihrer Form und Gestalt nach damals der sentimentalen Zeit angehörig, aber ihrer Einfalt nach ist sie eine naive Dichtungsart, sie *soll nicht* an eine Idylle erinnern, soll nicht satirische Stiche auf besondere Verhältnisse enthalten, am wenigsten elegische Farbe tragen, und Lessing suchte ihr diesen naiven und allgemeinen Charakter, so weit das seine satirische Ader erlaubte, wiederzugeben. Es hat also Sinn, wenn wir es historisch betrachten, daß die Schweizer, Bodmer und Breitinger in ihren Theorien einen so außerordentlichen Werth auf die Fabel legten, was Goethe so sonderbar finden wollte. Es ist um so weniger sonderbar, als sie sich dabei an den allgemeinen Begriff von Fabeln halten, und von da aus ganz natürlich auf eine plastischere, sachliche Dichtung zurückweisen, von Lehren und Zuständen (in Lehrgedicht und Idylle) auf Handlungen. So wie wir daher früher vom Epos und den Thiergeschichten auf die Fabel geriethen, so gelangen wir hier umgekehrt von der Fabel auf die Erzählung und auf das Epos zurück. Es ist also auch ganz entsprechend, daß eben diese Schweizer den Milton verpflanzen, sich an Klopstock anklammern und alte epische Gedichte auffrischen. Alles Epos aber, eine Gattung, die durchaus der Naturdichtung eigen gehört, konnte in den neueren Zeiten schwer mehr gedeihen, die den Charakter der Kunstdichtung tragen. Die wahre ächte Gattung dieser letzteren ist das Drama, das darum um so viel höher steht als jene Unterarten der Satire, Elegie und Idylle, weil es nicht wie diese in subjectiven Stimmungen sich umdreht, obgleich alle diese verschiedenen satirischen, elegischen, idyllischen Stimmungen darin objectivirt erscheinen können, ja sogar Lehrspruch und epische Erzählung (nach der Ausübung der Alten wenigstens) darin zulässig oder

gar nothwendig ist. Das Drama vereint also, wie es sich der Zeit nach auf dem Gipfel aller Dichtung ausbildet, auch alle Dichtungsgattungen in sich, und sondert sich nach jenen sentimentalen Stimmungen in seine drei Hauptarten. Daß sich das Trauerspiel auf elegischen Stimmungen aufbaut, haben unsere Dichter des 17. Jahrh. schon bemerkt. Daß ihr Gegensatz, die Satire, dem Gegensatz des Trauerspiels vorausgeht, hat schon Aristoteles bei den jambischen Dichtern gesagt, und Diderot nannte die Satire die Kindheit des Lustspiels. Und daß zwischen Idylle und Oper das ähnliche Verhältniß sei, ist wieder im 17. Jahrh. ganz deutlich, wo das Singspiel fast immer Schäferspiel und das Schäferspiel Singspiel war. Wer des Aristoteles Bevorzugung des Dramas vor dem Epos billigt, der muß diesen inneren Reichthum und den Vortheil der Mannichfaltigkeit besonders in Anschlag bringen. Das Epos und die naive Dichtungsweise bleibt bei den geschilderten wirklichen Zuständen stehen, die sentimentale bezieht diese auf Ideen; jene Unterarten thun es unmittelbar, das Drama in jenem großen Sinne, in dem es Shakespeare einen Spiegel der Zeit nannte, thut es mittelbar durch eine freie poetische Schöpfung, und hier fällt der Begriff der Fabel (eines Schauspiels) mit dem des Apologs allerdings zusammen. Das Epos fällt in Zeiten, wo die Kraft der Phantasie so lebendig ist, daß sie keiner Hülfe bedarf; aber das Drama in solche, wo die Sinnlichkeit stumpf geworden ist, und wo daher dem Auge eine hinzukommende Nahrung geboten wird, die die erschlaffte Sinnlichkeit und Einbildungskraft unterstützen soll. Indem nun grade, als die Schweizer auf das Epos fielen, Gottsched sich auf das Drama warf, wäre es wohl natürlich gewesen, daß diese beiden bedeutungsvollen Gegensätze der Gegenstand ihres Kampfes geworden wären. Allein so tief freilich faßte man jetzt noch nicht die Angelegenheiten der Dichtung auf, und der Hauptnutzen, der aus den oberflächlichen Streitigkeiten zwischen Beiden herauskam, war unstreitig die bloße Anregung ästhetischer Kritik überhaupt. Wie diese nachher so weit geübt und fortgeschritten war, daß Lessing seine kritischen Einsichten schöpfen konnte, so war es

auch möglich, daß ein solcher Mann die Gebrechen und Rathlosigkeiten der Zeit mit Bewußtsein durchschaute, und auf die jugendlichen und zeitgemäßen Gattungen der Dichtung hinsteuerte.

Wir wollen also zunächst sehen, wie sich das neue Leben in den bisher angebauten Gattungen verständiger und musikalischer Dichtung ausspricht, im Lehrgedicht und im geistlichen Liede. Beides führt uns nach der Schweiz hin, auf zwei Männer, deren Einer immer neben Hagedorn als Verkünder der neuen Literatur genannt worden ist, der andere immer hätte genannt werden sollen, was jedoch nur Einmal in einem bekannten Gedichte von Bodmer geschehen ist. Jener ist Haller, dieser Drollinger. Wir sehen uns in Beiden plötzlich in ein Land gesetzt, das seit der Reformation und besonders seit der Ablösung von dem Reichsverbande im westphälischen Frieden fast gänzlich aus der deutschen Literatur verschwunden war. Wollen wir die neue Befruchtung dieser brachgelegenen Provinz uns erklären, so können wir nachweisen, wie die deutsche Gesellschaft in Leipzig, als ein Rest der literarischen Körperschaften des 17. Jahrhs., Anpflanzungen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands schickte. Seit langen Zeiten war Leipzig der Sitz gelehrter Gesellschaften gewesen; Prediger-, Redner-, anthologische, philobilische Gesellschaften waren dort neben- und nacheinander und gelangten, wie z. B. die letztgenannte, zu einem großen Rufe. Zuletzt, haben wir schon früher erwähnt, entstand 1697 aus einem poetischen Collegium Mencke's die sogenannte görlitzische poetische Gesellschaft, die erst 1722 bei Gelegenheit eines 25jährigen Jubelfestes den eben genannten Gelehrten zu ihrem Vorsteher wählte und sich nun die deutschübende, seit 1728 die deutsche Gesellschaft nannte. Sie veranlaßte, wie gesagt, die Stiftung zahlloser ähnlicher Vereinigungen in Jena, Greifswald, Halle, Königsberg, Helmstädt, Frankfurt, Tübingen, Bremen, Westphalen, Göttingen, Altdorf, Wien, und so auch unter anderen in der Schweiz: in Bern, wo die deutsche Gesellschaft (unter Professor Altmann) sich im Gegensatz gegen die Züricher, die einen mehr selbständigen Klub bildeten, an Gottsched anlehnte, und in Basel, wo man es mit den

Bernern betrieb, eine helvetische Gesellschaft zu gründen. Mit diesen Vereinigungen war überall die Veröffentlichung von Schriftsammlungen oder Wochenblättern verbunden, welche letztere sich in ungeheurer Anzahl durch lange Jahrzehnte hinziehen, und meistens nach dem großen Vorbilde des englischen Spectators moralische Zwecke hatten, neben denen die Dichtung nur beiher ging: denn es ist das allgemeine Kennzeichen dieses Zeitraums bis zu Lessing hin, daß die Poesie durch religiöse und weltliche Moral beherrscht ist. Die ersten dieser Wochenschriften, der Vernünftler 1713 und die lustige Fama 1718 waren in Hamburg erschienen, die Züricher Discurse der Maler schließen sich 1721 an. Von diesen Erstlingen an bis zum Jahre 1761 sind in Gottsched's Monatschrift, dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ [3]), 182 Wochenblätter aufgezählt, die in den verschiedensten Gegenden erschienen sind, und ihre Zahl ließe sich noch vermehren. Alle diese Blätter wurden schon durch ihre Menge genöthigt, sich als provinzielle Organe aufzuthun, und das Provinzielle ward Anlaß zu den Reibungen der Kritik. Wir haben schon früher gehört, daß der Unterschied vou schlesischer, meißnischer und niedersächsischer Dichtung immer mehr durch literargeschichtliche Werke, durch poetische Sammlungen, durch kritische Beobachtungen zum Bewußtsein kam; bald bildete sich eine eigenthümliche preußische und österreichische Literatur. Gottsched machte sich ein eigentliches Geschäft daraus, in wohlerwogenen Absichten bald auf den Gegensatz der protestantischen und katholischen, der benedictinischen und jesuitischen Literatur aufmerksam zu machen, bald auf die Leistungen und Unterscheidungszeichen der verschiedenen Provinzen und Gesellschaften. So kann man in seinem „Neuesten“ wohl verfolgen, wie er die westphälischen Bemühungen, die fränkischen und schwäbischen Versuche, den armseligen Hofpoeten Casparson in Cassel, die baierischen Reimschmiede und Aehnliches aus dem Staube hervorzieht, den Stümpern Muth macht, die Fremden bald mit Lobsprüchen, bald mit Tadel für seine

---

3) Band XI. S. 829.

Schule wirbt. Ebenso setzte er sich mit Bern gegen Zürich, und hatte anfangs mit den Zürichern so enge Verbindung, daß Bodmer selbst unter den Mitarbeitern an Gottsched'schen Zeitschriften erscheint. Als nachher die Mishelligkeiten ausbrachen zwischen Zürich und Leipzig, drängte er sich ebenso wie zu den Bernern, auch zu den Baselern. Er machte dem dortigen Gelehrten Werenfels das Compliment, daß sich von seiner Schrift de meteoris orationis, die in den Schriften der Leipziger Gesellschaft übersetzt erschien, der Ursprung der kritischen Zeiten herschreibe; er wußte sich die Herausgeber des helvetischen Patrioten in Basel ebenso zu verbinden, wie die des Brachmanen in Bern; und endlich wollte er Drollinger und Spreng in Basel mehr für Schwaben als Schweizer gehalten haben. Spreng würde sich diese Ehre als ein guter Baseler verbeten haben, Drollinger ist aus Durlach und also zwar kein Baseler, für den ihn jedoch sein Freund Spreng ausdrücklich mehr erklärt, als für einen Schwaben, weil er dort gebildet ward und meistens dort lebte. Bei all' dem läßt sich nach Gottsched's Winke wohl sagen, daß die Dichtung in die Schweiz eingewandert ist, und man kann ihre Wege von Sachsen und Schlesien aus verfolgen. Wir sahen oben, daß Neukirch von Schlesien und Berlin aus nach Anspach überging, und daß dort dieser Same nicht verloren war, zeigten nachher Cronegk und Uz. Dann gaben wir schon König als einen solchen an, der die Literatur des Ostens und Westens verband und dieser ist ein Schwabe, und stand sehr genau mit den Zürichern in Verbindung. Und endlich ist allerdings Drollinger's Wanderung nach Basel und sein Anschluß an die Züricher von Bedeutung, und hauptsächlich darum charakteristisch, weil er, mit dem Hofe von Durlach in die Republik versetzt, auch alle Eigenschaften eines Hofdichters preis gab und wesentlich ein volksthümlicher Dichter ward.

Wenn wir aber bei dieser nächsten pragmatischen Erklärung des erneuerten Antheils der Schweiz nicht stehen bleiben wollen, so läßt er sich auch ohne Schwierigkeit weiter und tiefer herleiten. Die Schweiz, ihrer geographischen Lage nach, war eine ebenso natürliche Vermitt-

lerin der neuen Einflüsse von England und Frankreich her als Hamburg. Wirklich zeigt die ganze Geschichte der Schweiz einen sehr auffallenden Parallelismus mit nord- und niederdeutschen Erscheinungen, den man nur erklären kann durch die ähnliche Ablösung vom deutschen Reichskörper, die eigenthümlichen obzwar ganz verschiedenen Lebens- und Erwerbsweisen und die enge Grenzberührung mit auswärtigen Völkern. Wie die Niederlande mit der Schweiz durch den Rhein geographisch verbunden liegen, wie sich beide geschichtlich in den burgundischen Reichen, poetisch in den Nibelungensagen berühren, so auch in der Ablösung vom Reiche, in dem Republicanismus hier und dort, in der Aehnlichkeit der schweizerischen und dithmarsischen Freiheitskriege, des Tschudi und Neocorus. Gleich energisch traten beide Gegenden hervor, wo es die Reinhaltung humanistischer und religiöser Dinge galt, obwohl beide in sich gespalten, und wieder in dem, was sie mit Deutschland darin gemeinsam hatten, eigenthümlich unterschieden; wie denn auch die literarischen Spaltungen zwischen Schweiz und Sachsen auf Einer Linie mit den religiösen im 16. Jahrh. liegen. In die Geschichte der deutschen Poesie verzweigen sich beide Gegenden allemal nur in den vorragenden Glanzperioden. Als unsere Literatur und Sprache überhaupt zuerst erwachte und sich der lateinischen gegenüber ausbildete, haben wir in der Schweiz und in Nieder-Deutschland neben einander den Otfried und den Heliand; in der Ritterdichtung die Nibelungen und Kudrun; späterhin im 14. Jahrh. gleiche Volkslieder in alterthümlichem Tone. So ist das Ineinandergreifen in der Reformationszeit klar, wo der Rotterdamer Erasmus in Basel die Verbindung persönlich bezeichnet. So berühren sich in dieser unserer neuesten Periode Haller und Drollinger mit Brockes und Hagedorn, Bodmer's und Liscow's Kritik, Klopstock's geistliche Dichtung mit Bodmer's und Lavater's, Voß mit Usteri, Campe mit Pestalozzi. Wenn man mehr die historischen Verhältnisse ins Auge fassen will als die Gattungen der Poesie, so verhalten sich Haller und Geßner wie Klopstock und Wieland zu einander, Bodmer steht gegen Gottsched so im Vortheil, wie Sulzer gegen Lessing im

Nachtheil u. s. f., so daß es nicht schwer wäre, die ganze schweizerische Literatur des vorigen Jahrhunderts als ein Miniaturbild der allgemeinen deutschen zu zeichnen.

Den Einflüssen von dem Auslande, denen die Schweiz offener lag, als das innere Deutschland, kamen die inneren Zustände der Schweiz entgegen, von deren eigenthümlicher Natur die ganze Gestalt und Färbung ihrer schönen Literatur abhängt. Was die schweizerische Poesie nämlich für sich auszeichnet, ist, daß sie vorzugsweise religiös blieb. Sie war in jener ältesten Periode ganz eigentlich Mönchsliteratur; in der ritterlichen Zeit giebt es hier, was sonst selten ist, geistliche Minnesänger; in der Reformationszeit ist alle schweizerische Poesie geistlich oder kirchlich polemisch; in der neuesten Zeit ist sie allgemein durch die streng oder übermäßig religiösen Haller und Geßner, Bodmer und Lavater dargestellt und vertreten. Dies hat einen natürlichen Grund in den staatlichen Verhältnissen. Wo die Staatsordnung straffer ist, wie hier und in England, ist die Religion wie ein Gesetz, und sie weicht dem Buchstaben nach weder der Entsittlichung noch der Aufklärerei; und ebenso ist es natürlicher, daß sie die Poesie beherrscht, als daß sie von ihr beherrscht wird. So schrieb Haller seine Briefe über die Offenbarung gegen Rousseau und die neue Aufklärung, nicht allein weil er wirklich religiös und hypochonder überdies war, sondern weil er als republikanischer Staatsmann die Folgen fürchtete. Bestimmter aber erklärt sich dieser religiöse Charakter der schweizer Literatur daher, daß jedesmal die Hauptperioden in solche Ruhezeiten fielen, wo sich die Nation nach Erschöpfung in politischer Thätigkeit zur geistigen zurückzog. So ist es überall bei vorzugsweise politischen Nationen, deren Geschichte von Thatsachen, nicht von Büchern ausgefüllt wird; so war es bei Römern und Engländern. In der ersten Zeit feierte die Schweiz nach dem allgemeinen Heldenalter Europa's und sandte ihre Friedenssegnungen nach Deutschland aus. Vor der Reformationszeit hatte sie ihre burgundischen Kämpfe geführt; und vor der letzten Periode gingen im 17. Jahrhundert die mannichfachen Kämpfe der katholischen und protestantischen Orte

vorher, die grade in jenen Jahren mit einem Landfrieden anfingen beendigt zu werden, als die Literatur auch anfing ihre ersten Flüge zu wagen. Es ist daher ungemein bezeichnend, daß grade vor aller anderen auswärtigen Dichtung die neue englische Literatur in der Schweiz eine so große Wirkung machte, die ihrerseits auch auf die große politische Erschöpfung der Revolution folgte, und eben den Charakter der Weichheit und Religiosität theilweise annahm wie die schweizerische; und ebenso, daß gerade Milton der Liebling der Schweizer ward, der, nachdem er die Welt durchlebt und durchhandelt hatte, durch Blindheit, gleichsam durch physische Röthigung, zur religiösen Beschaulichkeit überging. Diese Lage der Dinge, dies Uebergehen von einer handelnden zu einer beschaulichen Natur, von Thaten zu Zuständen, erklärt nicht allein den religiösen, sondern auch den beschreibenden, idyllischen und überhaupt weichen, reizbaren und empfindsamen Charakter der schweizerischen Literatur des vorigen Jahrhunderts und der Literaten. So riß den trocknen aber lebendigen Bodmer der seraphische Schwung hin, so schrieb Zimmermann über die Einsamkeit, fand Geßner mit seinen schlaffen Idyllen allgemeinen Beifall und Lavater mit seinen Schwärmereien eine Partei; der friedliche Charakter von Sulzer's und L. Meister's ästhetischer Kritik, die der erstere auch auf die schlesischen Aesthetiker übertrug, Müller und Bonstetten, Pestalozzi und Iselin, der jüngere Wyß und die ganze Matthison'sche lyrische Schule, die gleichsam Anker warf in der Schweiz, sind hier durchaus charakterisirende Erscheinungen.

Nach diesen allgemeinen Angaben kehren wir zu Drollinger und Haller zurück, die uns als Mittelpunkte der didaktischen und kirchlichen Dichtungen vor Allen anzogen, und die wir mit Hagedorn voraus stellen, weil alle drei sich außerhalb der Kämpfe mit Leipzig zu halten suchten. Karl Fr. Drollinger[4]) (1688–1742) lebte in Basel hauptsächlich im Kreise des Pfarrers Burtorf und des Professor Spreng. Der letztere (1699—1768) hat geistliche und weltliche

4) Vgl. W. Wackernagel, K. F. Drollinger. Akademische Festrede. Basel 1841.

Gedichte (Zürich 1749) und eine Uebersetzung der Psalmen geliefert, wovon weder die einen noch die anderen sich auszeichnen, obwohl die letzteren, so undavidisch sie sind, von Gottsched noch gegen Kramer aus Verdruß an der Klopstock'schen Schule geltend gemacht wurden, die ersteren allerdings sich neben Drollinger's Gedichte stellen, im Kampf gegen die trockene Liederdichterei eines Opitz[5]) oder Rist. Auch Drollinger's „Gedichte" (1743, dann 1745) gab Spreng heraus, lange nachdem sie verfertigt waren; denn so wie jener diesem das Zeugniß giebt, daß er vor Anderen die Lethargie der Schweiz gesprengt habe, so dieser jenem, daß er einer der Ersten gewesen und schon vor 20 und mehr Jahren, also um 1720, gedichtet habe, und daß er den Namen des helvetischen Opitz verdiene. Beide arbeiteten sich gemeinschaftlich von Lohenstein's Manier los, von dem Professor Bernouilli in Basel auf Canitz und Besser gewiesen, später auf Boileau's und Pope's Kritik achtsam, dazu von David und Pindar begeistert, und durch J. Baptist Rousseau's geistliche Oden zur Nachahmung angefeuert, so daß sie in ihrer Polemik gegen den gewöhnlichen Kirchenliederton in Deutschland an Lobwasser's einstige Stellung zu den französischen Psalmen zurückerinnern. Drollinger im Besonderen hat sich zugleich von Brockes anregen lassen; wie dieser kümmerte er sich um Botanik, Malerei und Musik, ist lyrisch und didaktisch zugleich, und wetteifert mit ihm in jenen Naturgesängen, in denen er ihn, wie Brockes selbst eingestehen mußte, weit überflügelte, indem er Weniges und vorsichtig dichtete und Fleiß mit Seele verband. Wirklich sind seine Dichtungen von einer Durchsichtigkeit und einem klaren Flusse, der sie vor vielen gleichzeitigen weit auszeichnet, und der ihnen eine Freiheit gibt, die durchaus schon der neuen Zeit angehört, wie denn auch Uz und Aehnliche ihn noch mit Vergnügen lasen. Durchweg

---

5) Er sagt von Opitzens Psalmen vortrefflich:
Wie tappt und klappt der Boberfelder, wenn er nach Davids Spuren kreucht!
und durch des jähen Hermons Wälder ein jüdendeutsches Liedchen keucht!
Er ist zu Haus im Griechenlande, doch ist er fremd in Canaan,
und bleibt bei trockenem Verstande am Brunnen Gihons und Jordan.

zeichnet er aber auch schon in seinen Mustern, wie in seiner poetischen Kritik, die verschiedenen Wege vor, auf denen diese Zeiten der Dichtung ihren Werth geben wollten. Er verband wie Brockes die verschiedenen Eigenschaften des Malerischen, Musikalischen und Lehrhaften, und wie er neben Pindar den trockenen Boileau studirte, so empfiehlt er als dichterisches Reizmittel ein Musikstück oder ein Gemälde, neben dem tiefen Durchdenken des Stoffes. Er schulte sich mit Spreng an Rousseau, aber doch nennt Spreng des Dichters Zeughaus sein Herz, räth ihm zu schreiben, wenn ihn der Wecker des Herzens mahne, in dieser Bewegung keinen Zwang zu achten, nur sich des Einfalls zu versichern, selbst auf die Gefahr der Dunkelheit hin: genug daß er sich selbst verstehe. Erst später soll dann die Kritik eintreten: und hierin liegt gleichsam der Kern der dichterischen Kritik noch der Klopstock'schen Schule, die überhaupt für ihre Liederpoesie kein Muster hatte als Drollingern. Daher nun kommt es auch, daß dieser sich über jeden unnatürlichen Zwang ärgert: über den Schellenklang des Reims, von dem sich das deutsche Ohr entwöhnen möge, über das Gelegenheitsgedicht und über den Alexandriner. Ist's möglich, sagt er in einem Gedichte an Spreng, daß den deutschen Dichtern von einer Kirchweihe die Ader schwillt? Crispinus freit? Glück zu! Susanne starb? Gnad' Gott! Johannes ist Magister worden! Ich wünsche ihm Verdienst und Brod! Da habt ihr's! bei so schlechten Wundern fällt mir nichts Besseres bei; und soll etwas meinen Geist beleben, so muß es etwas Größeres sein. Viel vortrefflicher ist, wie er über den Alexandriner scherzt. Was legt uns doch der Dichterchor für eine Versart zur Strafe auf! Einen Doppelvers, zu groß für Einen, zu klein für Zwei. Zwölf Füße helfen ihm nicht zum Laufen, kein Wechsel macht ihn dem Ohre angenehm, kein geschicktes Maaß dem Sinne bequem. Ein gleicher Takt bestimmt ihm seinen trüben, schweren Schritt, beim sechsten stellt, auch wenn er laufen möchte, das strenge Reimgesetz ihn still. Vernunft und Witz schläft ein, wenn wie ein Pendel sein Tiktak beständig schallt. Mühselig gebiert man diese Brut, die von Wind und Luft, statt mit Geist und Blut gefüllt ist, und kein Wunder,

daß der Briten feines Ohr sich ein freieres Reimgebäude gewählt. Diesem Ringen nach freier Bewegung hält aber durchaus Drollinger's Strenge gegen sich selbst in Rath und That ein Gegengewicht, und er weist gleich dringend auf Flaccus' Feile, wie auf David's Feuer. Mit nichts konnte er aber hoffen, der deutschen Dichtung eher vom Boden aufzuhelfen, als wenn er sie auf die geistlichen Gedichte zurückwies, und „in das Reich der Blitze, wo David seine Donner fand." Denn noch drängte sich alles Interesse in Deutschland um die religiösen Angelegenheiten herum, und für die Liederdichtung geschahen noch immer ungemeine Anstrengungen, obwohl freilich nicht die, die Drollinger wollte. Dies macht eine Episode über den Stand der geistlichen Poesie nöthig, in der wir uns aber kurz fassen, weil die Massen der mechanisch hingeschriebenen Lieder nach dem alten Stile forthin keine Bedeutung behalten, und fast nur solche in jenen Zeiten anzutreffen sind. Denn wie groß auch die Erregung eines neuen religiösen Lebens im Anfang des 18. Jahrhs. bei uns war, so wirkte sie doch zunächst im Gebiete des Kirchenlieds mehr auf die Zahl als auf den Werth günstig ein.

Wir waren damals in Deutschland noch weit entfernt, dem philosophischen Neuerungssinne zu lauschen, der sich in England und Frankreich regte. Unser Leibnitz stand gegen Beide und führte Unterhandlungen zur Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche; Wolf mußte vor den Pietisten weichen, und die Pietisten vertraten theilweise selbst die Stelle der Aufklärer und freien Denker bei uns, indem sie das Joch der Rechtgläubigkeit müde waren und erschütterten. Freisinn und Frommheit gingen lange noch unter uns friedlich zusammen. Wir haben oben gesehen, daß mitten in Hamburg, wo zwar gelegentlich Beccau über die Postillenreiter und Hunold über die Pietisten spottete, doch dieser Letztere sich bekehrte und das unchristliche Opernwerk verließ, und daß Brockes dort den Christen und Philosophen in sich vereinte. Offenbar spielte hier nebenher gerade, wie Boileau's Einfluß in die Poesie, so auch in die Religiosität die französische Mode nach Deutschland herüber. Bekanntlich

wurden der Pariser Hof und Racine's Schauspiele gegen das Ende des 17. Jahrhs. plötzlich fromm, Fenelon wirkte sehr nachhaltig auf die deutsche Literatur fort, und selbst der Geist jener Secte der Antoinette Bourignon kam durch Poiret herüber[6]), der aus dem Mysticismus eine Art System machte, dessen Sätze man später in dem Herrnhuter Gesangbuch wieder fand. Was aber ganz aus der alten deutschen Natur unabhängig hervorging, war der Pietismus jener Zeit, der eine Weile Sache und Namen zu Ehren brachte, bis die Herrnhuter diesen neuerwachten Geist übertrieben, und Schwärmer sich hinter jenen Namen mit versteckten und dadurch den Gegnern Waffen bereiteten, so sorgfältig sich auch die Arnold und Aehnliche von ihnen zu sondern suchten. Zuerst kam dieser Name der Pietisten in Umlauf, als 1698 einige Studirende in Leipzig sich zu Auslegung der Bibel vereinigten, deren Werk Spener[7]) (1635—1705), damals Hofprediger in Dresden, begünstigte. Als sich dieser nachher nach Berlin begab, wo die Spuren seines Wirkens, das ganz im Sinne der Arndt, Andreä und Gerhard, die Religion dem Herzen nahe zu legen suchte, am sichtbarsten blieben, siegten in Leipzig die scholastischen Gegner wie Carpzov, und nur Joachim Feller blieb dort ein Vertreter des Pietismus, der auch den Namen Pietisten sogar, im Gegensatze zu den Amoristen, auf die kirchlichen Dichter übertrug[8]). Von daher schon darf man sich es erklären, daß noch so spät die Leipziger, daß

---

6) „Poiret war Fenelon's Schüler; er hatte sich ganz nach ihm gebildet, übersetzte die Schriften der Frau von Guyon, der Bourignon, des Joh. a Cruce, des Thomas a Kempis u. A. ins Hochdeutsche; er erregte durch diese Schriften, so wie durch seine moralische und wohlthätige Lebensweise eine starke Bewegung in den Niederlanden. Dies geschah in den ersten 20 Jahren des 18. Jahrhs., und von hier ging die Kraft des Enthusiasmus über ganz Deutschland aus. Der Nationalgeist war bis dahin mystisch, b ö h m i s c h, und mitunter paracelsisch gewesen; und dazu kamen noch die Lehren Petersen's von der Wiederbringung aller Dinge (daß auch die bösen Geister erlöst sein würden) und vom tausendjährigen Reiche" u. s. Jung Stilling.

7) Hoßbach, Spener und seine Zeit. 2 Bde. Berlin 1828.

8) In der Vorrede zu Tob. Richter's Uebersetzung der meditationes von Joh. Gerhard. 1692.

Gottsched gegen die geistliche Dichtung stand, die er in Einer Linie mit den pietistischen Nachwirkungen sehen durfte, und daß er über die Herrnhutischen Lieder spottete. Da sich ferner die Pietisten an Wolf versündigt hatten, so war dies ein anderer Grund, warum ein Groll bei dem Wolfianer Gottsched zurückblieb. Darum stellte sich die ganze Dichtung Gottsched's nachher so regelrecht, so kalt und verständig an, und Drollinger verräth an einer versteckten Stelle seinen Mismuth über ihn, da seine Neigung ganz zu der geistlichen, musikalischen Dichtung hinging[9]. Es läßt sich voraussetzen, daß Drollinger und Spreng über die Lieder, die aus diesen pietistischen Kreisen herausgingen, besser geurtheilt haben würden, als über die Fabrikarbeiten der Neumeister und Benjamin Schmolcke[10]) (aus dem Liegnitz'schen 1672—1737), die Beide in Rist's Manier zahllose Lieder hinschmierten, und von denen der letztere auch der schlesische Rist genannt worden ist. Er kann in dieser Zeit als Vertreter aller der gedankenlosen Arbeiter stehen, die, kalt gegen die Reize der Poesie, aus Gewohnheit oder auf Bestellung ihre Lieder schrieben, und die wie Rist ihre Mattheit und Seichtigkeit nur gelegentlich, wie Spreng sagt, mit etwas Zuckerkant und Marzipan zu versüßen suchen. Gegen die Gedankenleere und das leichte Schulgeschwätze dieser Poeten stellten sich diese Baseler also in offener Fehde, wie gegen Opitz und Rist, die ihnen gähnenden Verdruß erweckten. Hätten sie nun zwar wohl billiger geurtheilt von den wenigen Liedern Spener's und seines Freundes Joachim Neander's (aus Bremen 1610—1680), des Hauptvertreters der reformirten Liederpoesie, und Anderer, die sich um Spener gruppiren ließen, so wie auch von der ganzen Hallischen

9) In der Ode von Unsterblichkeit der Seele redet er die heiligen Dichter so an:

> Geweihte Dichter, heiliger Chor! o welche Kraft, o welche Töne
> Durchdringen plötzlich Herz und Ohr! Es wirket euer mächtger Wille
> Der tiefsten Sinne Sturm und Stille. Er stellt den Regungen Gebot.
> Ich hör, ich höre David's Lieder, der Himmel steigt zu uns hernieder,
> und unser Geist hinauf zu Gott.

10) Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte I.

Schule, so würden sie dennoch nicht davon befriedigt gewesen sein, weil sie durchaus neue Elemente suchten, und zwar eben die, deren sich Klopstock nachher bemächtigte, und mit denen auch von seinem Messias aus die Liederdichtung vorübergehend neu belebt ward. Diese neuen Elemente aber waren in den Hallischen Liedern so wenig zu finden, wie in den Herrnhutischen, in welche zwei große Gruppen sich fast Alles vertheilen läßt, was bis zu Klopstock hin Psalmartiges gedichtet ward. Beide Liedergruppen schauen aber durchaus rückwärts, die hallische auf die bessere und herzlich einfache Hymnendichtung des 17. Jahrhs., die herrnhutische auf die schlesischen katholisirenden Mystiker eben dieser Zeit. Allein beide erreichten ihre älteren Muster nicht, ja zum Theil nicht einmal mehr die Sacer, Ernst Lange, Arnold, Diterich, Neander und Aehnliche, die der Zeit nach ihnen näher lagen; und eben darum empfanden die Baseler das Bedürfniß eines Neuen so grell. Was die Dichtungen dieser Kreise in einem untergeordneteren Werthe hielt, war dasselbe was selbst ihre Frommheit und Religiosität drückte. Alle Kräfte der Menschen entfalten sich am schönsten unter freier offner Luft, unter allgemeiner Mitwirkung des Jahrhunderts. Sobald sich Gegenwirkungen von bedeutender Macht einstellen, versehrt dies, wenn auch noch so fein, jede Leistung und Bestrebung; die religiösen Tendenzen aber vor Allem ertragen keine Reizbarkeit in den Individuen, von denen sie ausgehen, sonst stellen sie gegen jeden Widerstand Unduldsamkeit, Ränke, Sektengeist und Fanatismus. Bekanntlich sind die schönsten Charaktere unter jenen Pietisten verfolgt worden, sie haben aber auch wieder verfolgt. Sie haben sich nicht begnügt Zufluchtstätten für sich zu finden, die Inspirirten gingen von Halle und Herrnhut auf Eroberungen aus. Dieser große Kreis erscheint in der Geschichte als eine kleine christliche Oligarchie, und wie achtbar die einzelnen Männer an der Spitze sind, so unwohlthuend ist dieses Sektenartige, das auch schon die Hallenser an sich tragen. Eben die Freund- und Gevatterschaften aber, die in den persönlichen Verhältnissen sichtbar sind, erscheinen auch in der Liederdichtung dieser Kreise. Nach Spener's Sinn ward die theologische Facultät in Halle eigentlich

gebildet, und A. H. Francke (1663—1727)[11]) war sein jüngerer Freund und Schüler, dessen innere Jugendgeschichte schon den geistlichen Eifer in ihm etwas weit treiben mußte. Vor Gellert und Klopstock hat dieser Mann offenbar den größten öffentlichen Einfluß in Deutschland gehabt, und in vielen Beziehungen einen sehr segensreichen. Um ihn herum stellt sich eine ganze Reihe von Liederdichtern. Sein Schwiegersohn Freylinghausen gab (1704—1714) das bekannte Gesangbuch heraus, in dem eine ganze Reihe von Liederdichtern erscheinen, die wie Herrnschmidt, Eusebius Schmidt, Urlsperger, J. Lange, Breithaupt, Fr. Richter, Wolf und viele Andere, mit ihm oder Francke bekannt und verbunden sind. Wir leugnen nicht, daß hier noch vortreffliche Lieder vorkommen, aber doch überwiegen bei Weitem die gleichgültigen Massen und das Fabrikwerk. Es ist schon sehr charakteristisch, daß jetzt wieder ganze Reihen von Juristen und Aerzten, die alle mit der Hallischen Schule in Beziehung stehen, in den Vorgrund der Liederdichtung treten: die Namen des zur Theologie in Halle übergegangenen Bogatzky, der schon genannten Wolf und Richter, v. Bonin's, Böhmer's u. A. gehören hierher, und diese Erscheinung wiederholt sich etwas später in Würtemberg. Ward es in diesem Lande ein kritisches Zeichen für die fromme Poesie, daß sie hier ihre Hauptstätte auf der Festung Hohenasperg hatte, wo die Moser, J. L. Huber, Rieger und Schubart ihre Lieder dichteten, so war in Halle und sonst überhaupt in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Sammelgeist ein unwidersprechliches Zeichen des Verfalls, der Ueberlebung und Ueberfülle der bisherigen Hymnenpoesie. Freylinghausen und J. J. Rambach zeigen, was noch in den neuesten Sammlern, wie bei Knapp, wieder zu finden ist, daß sie besonders dort gern dichten, wo es fehlt, oder wie Wetzel und Andere der damaligen Hymnologen aus Nachahmungsgeist und allzuvieler Belesenheit und Anregung. Erinnern wir uns auch aus unsern anfänglichen Bemerkungen über das Kirchenlied, daß gerade dieses

11) Guerike, A. H. Franke. Eine Säcularschrift. Halle 1827.

die Zeiten waren, wo jene ungeheuren Anstrengungen gemacht wurden, die Literatur des Kirchenlieds zu ordnen, den Vorrath zu überschauen oder zu sammeln. Dies ist allemal der Anfang vom Ende. Es ließ sich also wohl auf die Kürze eine Revolution in der geistlichen Poesie versprechen und Alles arbeitete zusammen, um die Erscheinung Klopstock's reichlich zu erklären. Fehlte dazu unter den Erzeugnissen der Hallischen Schule noch etwas, so ersetzte dies gewiß das Herrnhutische Gesangbuch. Auch Zinzendorf (1700—1760) liegt nicht außer dem Verbande mit den obigen Erscheinungen [12]. Er war Spener's Pathe und hatte seine Jugend theils unter seiner frommen Großmutter v. Gersdorff, die auch Dichterin war [13], theils in Halle zugebracht unter Francke's Leitung. Wie die Heimat der Herrnhuter (Böhmischen und Mährischen Brüder) uns in die Gegenden versetzt, wo von Huß an bis auf Schwenckfeld und Böhme, Frankenberg und Kuhlmann die mystische Theologie und Poesie zu Hause war, so führen uns auch die Lieder des Herrnhuter Gesangbuchs (1735) auf die Dichtungen des Silesius und seiner Genossen zurück; und zwar sinken auch sie formell eine Stufe herunter, und dies schon durch geschmacklos gehäufte Masse und unendliche Schwatzhaftigkeit. Wir finden hier jenes Katholisirende wieder, das man auch den Unions-Grundsätzen Zinzendorf's überhaupt zur Last legte, wir haben wieder jene Bilder und Lehren von der Abgeschiedenheit der Seele, dem Wirkenlassen der Gottheit und dem Bündnisse mit dem Seelenbräutigam, jene sein sollende Kindlichkeit wie bei Spee, jene Spielereien mit dem Gott Papachen und Jesu dem Zimmergesellen, jenes Liebeln mit dem Lendenloch und den Wundenmalen; im Geiste durchaus jenen altbekannten Quietismus; in der Form jene Mischung apokalyptischer Erhabenheit mit lehrhafter Prosa, jenes Erhöhen des Gemeinen und Herabziehen des Heiligen, jenes Französisch-Deutsch, das Zinzendorf selbst seinen Favoritstilum nannte und seine Elegantien.

---

12) Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf. Gesammelt und gesichtet von Alb. Knapp. Stuttgart 1845. Desgl., ausgewählt von Daniel. 1851.

13) Ihre „Geistreichen Lieder" erschienen Halle 1729.

Nicht allein der sektirischen Sprache und dem „natürlichen Eloquio" dieser Liederklasse, sondern auch dem platten Tone der großen Masse unserer dem Sinn und Geiste nach reinen Hymnen strebten aber gerade unsere Baseler, zu denen wir endlich zurückkehren, die geistliche Dichtung zu entreißen. Sie wollten ihr einen höheren Schwung und einen größeren Werth an Gedanken und Empfindung geben, und eben dies griffen nachher Cramer und Klopstock auf, als deren Vorläufer wir Drollinger nothwendig hervorheben, und zu deren Erklärung wir diese Episode nothwendig einschieben mußten. Indem Drollinger und Spreng unsern deutschen Hymnendichtern den J. B. Rousseau entgegensetzten, fühlten sie wohl, daß dies nur ein anderes Extrem sei und daß auch ihm noch bedeutend fehle zu jener Höhe, die sie in Aussicht nahmen. Er erbaut sie zwar mehr; es regt sich etwas in ihnen, wenn er auf heiligen Saiten spielt, allein sie wissen, daß sich dies Etwas nicht in ihm selbst geregt! Sie denken aber gerade deshalb darüber nach, wie doch dieser sie rühren könne, der David's Harfe entweiht und nur zum Zeitvertreibe schlägt? warum, wenn Günther klage und bereue, sie seine Pein in sich entglimmen fühlen? Sie schließen, wenn der Himmelsfunke dies thierische Gemüth so begeistre, Gottes Geist auch rohen Seelen seine Gefühle leihe, wie vielmehr jenen, die in seiner Gnade stünden — falls sie nur jene Gabe der Dichtung zugleich besäßen! Sie wollen also den Schmuck der Poesie wieder, den Gryphius nicht verschmähte, der aber gemeinhin im Kirchenliede verschmäht ward, sie ärgern sich an denen, die einen Psalm, verwöhnt durch die werthlosen Liedermassen, geringschätzen[14]; sie scheuen sich nicht, das Weltliche dem Geistlichen näher zu rücken, wie es Brockes schon gethan hatte, und eine Ge-

---

14) An Spreng p. 102.
Denk, was ich über deine Lieder zu drei Poeten neulich sprach:
Schwingt unser Spreng nicht sein Gefieder dem Dichter Jacobs glücklich nach?
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache! Da fuhr ich aus: du arme Rott!
Du rühmst dich doch der Göttersprache, so singe, kannst du's, auch von Gott!
Umsonst, du kreuchst in deiner Pfütze! Wer zu dem niedren Schlamm verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze, wo David seine Donner fand.

dankenfülle zu suchen, die Drollinger's Gedichte hier und da nicht leicht faßlich macht. Mit Lehre und Bild, mit poetischer Färbung und mit Stoff zum Nachsinnen strebt Drollinger seine Gedichte geistlichen Inhalts zu heben, und nichts ist bezeichnender, als daß sie ihrer Form nach Oden, ihrem Inhalt nach Lehrgedichte sein sollen. Man wird aber gewiß nicht leugnen, daß die seiner Zeit berühmte Ode vom Lob der Gottheit, oder die von der Vorsehung und ähnliche oft wirklich poetischen Anstrich haben, den Psalmenton in reinen Versen und ungezwungenen Wendungen treffen und eine wohlthuende Hohheit behaupten, obgleich sie den hergebrachten Bibelton verlassen und den Reiz der alten Sprache mit dem des dichterischen Ausdrucks, wie Gryphius, zu ersetzen suchen. So ist Drollinger auch in seinen wenigen Fabeln unter die besten Erzähler der Zeit zu stellen, und was seine malerische Seite angeht, so hat das schon Bodmer, bevorzugend vor Brockes, an ihm gerühmt, daß er nicht blos todte Stoffe, nicht nur ein Feld voll Lust male, sondern eine Welt, die denkt, empfindet und handelt, hinzusetzt.

Drollinger'n gegenüber stellen wir Albrecht von Haller[15]) (aus Bern 1708—1777), den Dichter des Verstandes neben den der Empfindung. Wie sich jener an die religiöse Seite des Brockes anlehnt, so dieser an seine wissenschaftliche. Wir hatten schon bei Brockes gesehen, in welchen engen Verband Philosophie und Dichtung zu treten suchten, und hatten aufmerksam gemacht, wie jene Ideale des Opitz nun verwirklicht zu werden schienen, der die Dichtung auf jener gefährlichen Stelle suchte, wo sich die Einbildungskraft und Speculation berühren. Leibnitz, der nicht selten seine Wahrheiten in Bilder und Gleichnisse kleidete, mit poetischen Vorstellungen seiner Metaphysik aussteuerte und ein Kunstgebäude in seiner Theodicee entwarf, wünschte selbst, daß Fraguier sein System in ein lucrezisches Lehrgedichte brächte. Je zugänglicher durch Wolf die Leibnitz'sche Philosophie ward, je mehr Modeton es damals in Deutschland ward

15) Henle, A. v. Haller. In: Göttinger Professoren. Gotha 1872. p. 29—58.

zu philosophiren und sich in öffentlichen Gesellschaften von den Monaden, dem zureichenden Grunde und der besten Welt zu unterhalten, desto mehr trat auch die Philosophie der Dichtung nahe, und in der Wolf-Gottsched'schen Schule galt es für eine Art Beruf der Poesie, die tiefen Wahrheiten der Weltweisheit dem Volke näher zu rücken. Auf diesem Stande waren die Dinge in Deutschland, als in Frankreich Genest, Polignac und Andere mit Lucrez wetteifern wollten, und als Boileau u d Pope bekannt wurden, die, wie sie mit der Elle alle Räume der Dichtkunst ausmaßen, um ihr Geräth anzupassen, auch in den Winkel des Lehrgedichts ihr Kunststück setzten. Haller war von Pope erregt, nachdem ihm Lohenstein, Brockes und Canitz verleidet waren, er begegnete ihm mehrfach in seinem Ideenkreise; in seiner Jugend schon war Virgil sein Liebling, während ihm im Homer der Mangel an Sittenlehre mishagte. Von jenem genährt, liebte er den Ernst und die Gedrungenheit der englischen Dichter, und mehrere seiner Gedichte entstanden auf Wetten, daß er um den Preis eifernd mit den Engländern beweisen wolle, die deutsche Sprache verschulde nicht den Mangel an philosophischen Dichtern. War irgend Jemand gemacht, der Lehrdichtung Ansehen zu verschaffen, so war freilich Er es, der eine Riesenlast von Gelehrsamkeit trug, die sich in seinen zahllosen Beiträgen zu den Göttinger Anzeigen in ihrer ganzen Breite, in seiner Physiologie in ihrer größten Tiefe darlegt. Wie Goethe vortrefflich bemerkt hat, daß Haller's literarischer Ruf günstig für die Aufnahme und Schätzung der Dichter wirkte, deren Stand noch immer in gewisser Art gebrandmarkt war, so gab dieser wissenschaftliche Anstrich den Gedichten Haller's in den Augen der damaligen Welt einen philosophischen Werth. Es kam hinzu, daß der Mann grundsätzlich wie Drollinger die Gelegenheitsdichtung verachtete und strenger als einst Opitz vermied, daß überall aus seinen Gedichten eine gesunde und gerade Weisheit und ein ernster, tief angeregter, männlicher Sinn sprach, der weit entfernt war von der Hofeleganz des Canitz, der Weichheit des Brockes, der Lüderlichkeit des Günther. Sein Ernst geht bis zu finsterer Strenge in jenen Ge-

dichten, die er Satiren nennt, wo er sich dem Schwarm der Pariser Spötter gegenüberstellt und die dichterische Befehdung der Freigeisterei eröffnet, die bald eine allgemeine Aufgabe unserer Dichter ward. Er selbst fand keinen Beruf, der Menschen Thun in Satiren zu richten, weil er sah, daß Juvenal's und Boileau's Satiren nutzlos geblieben waren; er ist auch hier ein Materialist, dem Alles Ideale fern lag. Und dies spiegelt sich in seinem Vortrage ab, der schwer und voll ist, in dem man, z. B. eben in jenen Satiren, wohl leicht findet, daß jeder Vers etwas sagt, aber schwer verfolgt, was das Ganze sagen will, so daß schon die Gottschedianer und die Verfasser der Hallischen Bemühungen, allerdings in kindischer Uebertreibung, vor Haller'scher Mystik und Dunkelheit warnten, aber doch auch Michaelis klagte, daß der Dichter keine Silbe an die Deutlichkeit verschwende. Er fiel aus der üppigen Manier der Marinisten in das Gegentheil; es war Absicht bei ihm, gedrängt und knapp zu sein, er suchte etwas darin, zu zeigen, daß sich Begriffe reimen ließen; er wollte daher nur den Verstand befriedigen. Daher gibt er uns nicht einen Gegenstand an sich, sondern das, was sein Verstand darüber denkt; und wenn es Empfindungen sein sollen, so sind es genau betrachtet Reflexionen. Dies sind meistens die Eigenschaften aller Lehrdichter, die selten oder nie verstanden haben, einen poetischen Gedanken schon zum Gegenstand zu wählen, und in der Ausführung der Einbildungskraft die Vorhand zu lassen. Ueberall empfindet man daher bei Haller, wo er ernst sein will, Härte, wo er erhaben sein will, Anspannung, wo er poetisch ausschmücken will, Malerei, die er noch spät selbst gegen Lessing's Laokoon vertheidigt, endlich selbst da, wo er warm und rührend sein möchte, Kälte und höchstens Schwermuth. Mit diesen Eigenschaften konnte er kein Dichter sein; als er 1776 die eilfte Ausgabe seiner Gedichte besorgte[16], sah er auch selbst mit Gleichgültigkeit darauf zurück, obwohl mit heimlichem Verdruß über die neuen Aenderungen seit Klopstock, denen er nicht folgen konnte. Haller

---

16) Sie kamen zuerst 1732 heraus.

war eine schroffe aber ganz normale Natur; die Dichtung seiner Jugend, die verständige Forschung und praktische Thätigkeit in seinen besten Jahren, die religiöse Beschaulichkeit und philosophische Betrachtung, der er sich in seinen Altersschriften hingab, in seinen Romanen und den Briefen über die Offenbarung, stellen einen natürlich geregelten Lebenslauf dar. In Briefen an Bodmer gestand er, daß er je kein Poet gewesen, daß ihn in seiner Jugend nur die lebhaftere Empfindung dazu gemacht habe. In seinen gelegentlichen Urtheilen, wenn er Weiße über Shakespeare, Geßner über Theokrit setzt, beurkundet er dies noch deutlicher als in seinen Gedichten selbst. Unter diesen blieb das erste, die Alpen (1729), das beste. Es entstand auf einer Alpenreise; die Natur selbst gab es ihm ein: wirkliche Ansichten der Natur oder von Gemälden, wirkliche Aussagen der Alpenbewohner sind die Quellen dieses Gedichtes, das aus dem Glauben geschrieben ist, die Schüler der Natur, ein Volk schlichter Sitte, fern von den goldnen und papiernen Schätzen der Reichen und Gelehrten, lebe noch heute in dem goldnen Zeitalter. Dies gibt dem Werke den malerisch-idyllischen Charakter, mit dem es verschiedenartig auf Kleist und Geßner hinwirkte. Es ist ein ähnlicher, obwohl verschiedenartig geäußerter Natursinn darin, wie bei Brockes; dieser ist ein niederländischer Blumist, Haller ein großer Naturforscher, bei Brockes steht Pope hinter Thomson, bei Haller Thomson hinter Pope und Virgil. Das Lieblingsgedicht Haller's war das vom Ursprung des Uebels (1734); es ist der Vorläufer der großen Masse von Lehrgedichten, die sich an ihn anschließen. Es ist der große Gegenstand, über den sich damals die Philosophie quälte; es gilt hier nicht um poetischen Körper, sondern um Weisheit und Gedanken. Charakteristisch ist dabei ganz erstaunlich, wie fein der Dichter von der philosophischen Lösung der Frage zu einer religiösen übergleitet, und damit den Gang der Dichtung in Deutschland so andeutet, daß er zugleich wie ein Vorläufer von Klopstock erscheint. Gott ist eine Welt von Mängeln lieber, als ein Reich von willenlosen Engeln; der Tugend Uebung wird durch Wahl erst gut. Dies lehrt das erste Buch; das

zweite schildert Engel und Menschen in dem Stande der Vollkommenheit und Unschuld; das dritte den Fall von Beiden. Allerdings ist nicht die biblische Geschichte erzählt, sondern ihr Ergebniß philosophisch durchgeführt; aber sie liegt doch zu Grunde; und was die Hauptsache ist, der Dichter selbst bereute später als unverzeihlich, daß er die Mittel verschwiegen habe, die Gott zum Herstellen der Seele angewandt, die Menschwerdung Christ's, sein Leiden, die Erlösung. Die konnte aber nicht ein Didaktiker besingen, dazu gehörte ein epischer Dichter, Klopstock mußte diese Aufgabe lösen.

Haller's Einfluß war so bedeutend, daß das Lehrgedicht in Deutschland langehin nach seinem Vorgange gepflegt, ja daß es durch Lessing's gegnerisches Gewicht nur in den Hintergrund gestellt, nicht ganz beseitigt ward, geschweige daß Gottsched's Erklärung gegen diese Gattung etwas hätte verfangen sollen, der sich an Haller ärgerte und gelegentlich aus den lettres antipoetiques der Holländerin Hooghard Waffen gegen die wissenschaftliche Poesie holte, die sonst seinem ganzen Systeme nicht ablag. Herder, der im Anfange nach Lessing's Beispiel sich bitter gegen alle Lehrdichtung erklärte, später in der Adrastäa ihr lebhafter Vertheidiger ward, uns einen Boileau und Pope wünschte und Uz bewunderte, Herder machte in jener ersten Periode die vortreffliche Bemerkung, daß zum Lehrgedichte kein Stern erster Größe erfordert werde; es dulde Halbschönes und fordere wenig Phantasie; es sei eine Beute für mittelmäßige Köpfe, ein Gegenstand, um Dichterlein im Vorhofe der Poesie aufzuhalten. Dies ist so wahr, daß deutlich ein jeder, der mit Haller über den Alexandriner nicht hinauskam, und entweder mit Klopstock oder mit den gewandten Dichtern der Grazien nicht fortkonnte, sich jenem ins Schlepptau hing und unter seinen Flügeln Schirm suchte. Dies gesteht einer der Hauptnachahmer Haller's, der Freiherr von Creutz (in Homburg 1724—1770), geradezu ein: er halte es mit Reim und Alexandriner, weil er die Göttersprache nur von Klopstock selbst hören möge! Haller hatte in seinem Ursprung vom Uebel noch das Systematische vermieden, er wollte nicht vollständig sein, nichts erweisen, sondern nur malen,

rühren, anregen. Die Dürftigkeit seiner Nachfolger aber führte stets mehr ins Prosaische, ins Begriffwesen, in Systemreimerei hinein, die die Literaturbriefe mit allem Recht bitter verspotteten. Sie sagten, daß wenn einmal Lehrgedichte gemacht werden sollten, die Sitten der Menschen ein würdigerer Gegenstand seien als der Vortrag von Systemen, daß aber unsere Dichter, die den letzeren trefflich verstünden, untermittelmäßig würden, sobald sie sich auf dies Feld des Horaz oder der moral essays von Pope wagten. Man darf nur die moralischen Lehrgedichte von Löwen oder den bändereichen Triller (aus Erfurt 1695—1782) in seinen poetischen Betrachtungen (6 Theile 1725—1739) aufschlagen, wo er von der Nachahmung der Brockes'schen Naturpoesie auf sittliche Gegenstände übergeht, um dies nur allzuwahr zu finden. Bei weitem die namhaftesten der Hallerianer haben sich auch immer gerne auf jene herrschenden Modefragen der Philosophie geworfen und die Philosophen ausgeschrieben und in Reime gebracht, und wenn man Beurtheilungen solcher Gedichte liest, so sieht man, daß nicht die Poesie, sondern die philosophische Farbe und Rechtgläubigkeit untersucht, und so z. B. Creutz von Gottsched unter die adligen Philosophen neben Tschirnhaus, nicht unter die adligen Dichter gestellt wird. So schrieb Zernitz über den Endzweck der Welt, Josias Sucro über die beste Welt, Withof über die zeitliche Glückseligkeit (in den moralischen Ketzern), Creutz von der Unsterblichkeit, Wieland über die Natur der Dinge. Uz ließ sich zu seinem kurzen Gedichte, der Theodicee, die wohl das Beste ist, was wir in diesem Gebiete besitzen, von Leibnitz anregen; der ältere Sucro reimte in elenden Versen Baumgarten'sche Theorien; Lichtwer sein Recht der Vernunft nach Wolfischen Begriffen. J. J. Dusch (aus Zelle 1725—1787), der in diesem Fache und überhaupt sich gewaltig wichtig machte und in seinen Briefen über Bildung des Geschmacks alte und neue Lehrgedichte besprach, schrieb in seinem dürftigen Gedicht, die Wissenschaften (Göttingen 1752), Hollmann's Naturlehre und Pope mit erklärter Freibeuterei aus. Selbst Lessing schrieb in seiner Jugend ein Gedicht von der Mehrheit der Welten, bestimmt durch die neue

Theorie Whiston's und durch Huygen's Kosmotheoros, über das er sich späterhin selbst lustig machte. Ueberall sehen aus diesen Dichtungen die Männer der Wissenschaft, nicht selten wie selbst bei Dusch und Withof (aus Duisburg 1725—89, den Herder gelegentlich Einzelnheiten halber sehr hoch hielt, und wenn er ihn im Ganzen übersah weit wegwarf) die Pedanten und Nachbeter Haller's heraus. Hiervon ist selbst Kästner in seinem Gedichte über die Kometen nicht auszunehmen, zu dem ihn Opitzens Vesuv scheint begeistert zu haben. Von diesen zwar werthlos behandelten, aber an sich doch noch würdigen Gegenständen glitt man aber noch weiter herab, von Vernunftproblemen zu noch viel prosaischeren Verstandesfragen, von Philosophemen auf wissenschaftliche und praktische Gegenstände. Die Aerzte reimten, wie Triller, von der Makrobiotik und der Pockeninoculation, Tscharner in Zürich von der Wässerung der Aecker, Elias Schlegel bewies, daß einem Dichter die Mathematik nützlich sei, und Kästner die Pflicht des Poeten deutlich zu sein. Dies sind natürlich Gegenstände und zum Theil Personen, die uns hier nicht berühren können. Und noch viel weniger jene sklavischen Nachahmungen des großen Vorgängers unserer Didaktiker, die hier und da ins unglaublich Elende noch ziemlich spät herabsinken. Davon ist ein Hauptbeispiel der Breslauer Arzt Tralles (1708—97), der Haller's Alpen auf einer Bergreise mit sich hatte, darüber das Reimweh bekam und das schlesische Riesengebirge (Leipzig 1750) besang. Er seinerseits begeisterte wieder den hyperbrockfischen Blumisten Chr. Cuno (Kaufmann in Amsterdam, 1708—83) zu einer Ode über seinen Garten (Amsterdam 1749), und mit diesem wieder hängt der Professor Denson in Stargard zusammen, der den Beweis Gottes aus dem Grase besang, und Beinom, der eine Erklärung der Kupferzierrathen bei Cuno's Gartengedicht reimte. Mit der Erbärmlichkeit dieser Lehrdichtung streitet sich nur die damit verknüpfte poetische Malerei, und es begreift sich wohl, warum Lessing so bitter gegen die beiden Gattungen ward. Wenn man diese Dinge sieht, so glaubt man sich nicht im 18. Jh., und man sieht wohl hier

so gut, wie bei den Kirchenliederdichtern, wie sich Verfall und Neubau auch in dieser Gattung noch kreuzt. Wir können noch innerhalb dieser trocknen Lehrdichter selbst nachweisen, wie sogar hier Alles nach dem neuen Schwung, namentlich nach der größeren Empfindung der Klopstock'schen Dichtung sich ummodelt. Man sieht es bei v. Creutz und Dusch, wie beide neben Pope sich zugleich Young zuwenden, und dies bezeichnet überhaupt die Krisis, die bald bei uns eintrat. Creutz in den Gräbern (1752) stimmt einen elegischen Ton an und bewundert den Dichter der Nächte, „der in seinen Gram vertieft, wie ein Pelikan die große Zuflucht zu seiner Brust nahm." So geht auch Dusch schon auf Affekt und Rührung aus, wie hölzern es sich ausnimmt; er läßt sich vom Schmerze mehr entzücken als von der Freude, sein Gedicht von den Wissenschaften [17]) nimmt mehr die Gestalt eines didaktischen Hymnus an.

Auf ein anderes Gebiet versetzt uns Friedrich von Hagedorn [18]) (aus Hamburg 1708—54), den wir Drollinger und Haller noch gesellen wollten. Er bildet mit ihnen ungefähr den Gegensatz, den in der schlesischen Zeit Hoffmann gegen Gryphius und Lohenstein gebildet; er kannte auch Hoffmann, und tadelte ihn zwar um seinen italienischen Schwulst, den er wie Neukirch mit dem französischen Esprit vertauschte, aber er fühlte doch, daß die meisten Tadler Hoffmann's zu schwach seien, um zu fehlen wie er. Hagedorn steht überhaupt, wie entschieden zugeneigt er den Ausländern, im Liede dem Chapelle und Chaulieu und den ähnlichen, im moralischen Gedicht Boileau und Pope, in der Fabel Lafontaine ist, doch mit der älteren, deutschen Literatur in einer weit engeren Verbindung als die Schweizer; er las und ehrte noch die Pietsch und Mencke, hatte Canitz als Muster vor sich und ließ sich auf der Universität von Schlesiern seine

17) In Dusch's vermischten Werken 1754.

18) Fr. v. Hagedorn's poetische Werke, hersg. v. Eschenburg. 1800. 5 Thle. — Sein erster Versuch einiger Gedichte kam 1729, der Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen 1738 heraus. Vgl. K. Schmitt, Fr. v. Hagedorn nach seiner poetischen und literargeschichtlichen Bedeutung, in Henneberger's Jahrbuch f. d. Lit. Gesch. 1, 62.

Gedichte verbessern, um nicht gegen die oberdeutsche Sprache anzustoßen. Diesen Unterschied bedingt die Neuheit der Literatur in der Schweiz, und auf der andern Seite die lebhafte Pflege unserer Dichtung in Hamburg, in deren blühendste Zeit Hagedorn fiel. Er lernte von Wernicke, er machte sich von Weichmann los, er ehrte Richey, er bewegte sich im Kreise des Tragikers Behrmann, des Rechtsgelehrten Wilkens, des Pastor Zimmermann, Ebert's und des reichen Arztes Carpser, die Alle dichteten und heitere Geselligkeit liebten. In so ganz verschiedenen Verhältnissen bildete Hagedorn's ohnehin ganz verschiedene Natur seine Poesie in einem vollkommenen Kontraste zu Haller's aus. Dieser war einsam in Bern, vor seiner Berufung nach Göttingen wenig geachtet, schon als Knabe kalt und verschlossen, nach der Bekanntwerdung seiner Gedichte verbittert, weil man naturalistische Aeußerungen und persönliche Satire darin finden wollte, Hagedorn dagegen von früh auf gutgeartet und weich, jovial und selbst locker, ein debauché nach seiner eignen Benennung [19]), ein Trinker bis zur Untergrabung seiner Gesundheit, in einer freien obwohl nicht glänzenden Lage, überall wohl gelitten und gewandt. Selbst öffentlich hatte er mit seinen Dichtungen das bessere Loos, daß alle Parteien ihn hochachteten, daß Gottsched, dem er um 1730 noch huldigte, ihm immer einen ehrenvollen Platz einräumte, obwohl er später persönlich mehr mit den Schweizern hielt, während Haller von dem Leipziger Aristarchen nicht beachtet ward, obgleich er sich strenger außerhalb des Streites stellte. Hagedorn, als ein Verächter der Kleinmeister und Vielwisser, als ein feiner Edelmann, neigte sich zu Canitz' Hofpoesie, die Haller nicht mochte, und zu den Franzosen mehr als zu den Engländern, die Haller leidenschaftlich liebte. Unter den Alten war

19) Er schreibt 1739 an Liscow: — — j'excepte Hambourg, dont la politesse et les delices surpassent celles des autres républiques. Mais ce n'est pas à vous, qu'il faut prôner les avantages de la liberté. Vous en êtes trop vivement persuadé et si vous étiez un peu plus voluptueux, vous sentiriez encore plus la liberté académique, dont on jouit à Leipzig. Les lumières de la volupté sont les seules, qui vous manquent. Avec elle vous seriez un homme parfait. S. Helbig's Liscow p. 47.

Haller's Liebling Virgil, Hagedorn's aber Horaz und Ovid, wie einst bei Lohenstein und Hoffmann der Unterschied war. Hagedorn betrachtet die Dinge mit heiteren Augen, Haller mit trüben; kein Weiser haßt die Welt, ist der Wahlspruch des Hamburgers, der, wenn nicht in seinen Schriften so doch in seinen Grundsätzen bis zur Freigeisterei streifte, und das Kopfhängen und Beten verlachte, mit dem Haller nicht wenig Gemeinschaft pflegte. Die Satire ist bei Hagedorn gutmüthig-ironisch, die bei Haller sarkastisch; Liebe war für Haller'n, wie er selbst sagte, ein ernsthaftes Geschäft, für Hagedorn ein lächelnd fröhliches; Haller's heitere Stellen sind nicht von trübem Ernste frei, das einzige mehr traurige Gedicht, das Hagedorn gemacht hat (die Liebe eines Sohnes gegen seine Mutter), geht zuletzt auf's Komische hinaus. Beide Männer haben im Anfang keine sehr laute Wirkung gemacht; die Gesellschaft hatte kein Urtheil und achtete sie nicht mehr wie viele Andere, doch wurzelte ihr Verdienst mit der Zeit stets fester, so daß sie langehin weit über ihren Werth erhoben wurden. Bei Hagedorn erklärt sich dies schon durch die Feile, mit der er, statt Neues zu dichten, sein Aelteres, fortschreitend mit der Sprachbildung und dem Geschmacke, besserte, während Haller das Seinige gleichgültig liegen ließ; doch aber muß man schon den niederdeutschen Patriotismus hinzudenken, wenn man begreifen will, daß noch Niebuhr im Jahre 1812 Hagedorn's Erzählungen mit hingerissener Bewunderung las! Dies ist um so auffallender, als Niebuhr's Charakter bei weitem nicht verträglich mit Hagedorn's erscheint, wie dagegen z. B. Wieland's, der auch der beständige Lobredner Hagedorn's war und keinem Dichter irgend einer Nation feineren Geschmack zugestehen wollte! Der ganze Kreis der sokratisch-anakreontischen, der epistolographischen, der Fabeldichter der neuesten Zeit sahen auf Hagedorn wie auf ihren gemeinsamen Ahn, wie auf den Altmeister der deutschen Dichtung zurück, alle, die der „galanten", der mittleren Poesie, nach der bisherigen Benennung, oblagen; alle, die nichts zwar mit der kalten Lehre, aber auch nichts mit Klopstock's Ueberschwenglichkeit zu thun haben wollten, über dessen Messias sich

Hagedorn, noch ehe er gedruckt war, vortrefflich dahin aussprach: incedit per ignes suppositus cineri doloso. So wie ihn sein Gutachten über den Hexameter auch wohl charakterisirt: non equidem invideo, miror magis.

Die Bedeutung Hagedorn's wird sogleich einleuchtend, wenn wir hören, daß er in seinen Gedichten gerade jenes Feld bearbeitete, das neben Drollinger und Haller noch in den mittleren Gebieten offen war, eben jenes, was die Literaturbriefe so wenig und schlecht bebaut fanden, die sittliche Seite des Menschen; und seine ungemeine Fortwirkung auf die nächsten Zeiten springt in die Augen, wenn man sieht, daß er fast alle lyrischen Gattungen eröffnet, die später verfolgt wurden. Hier also könnte uns nicht einfallen, wie bei Haller und Drollinger Gruppen ähnlich beschäftigter Köpfe um ihn herum zu stellen: er zieht ganze Massen nach sich und darunter Männer, die ihn weit überragen. Er gibt jener mittleren Poesie Maß und Richtung, die nachher fast gemeinsam die Dichtung der Grazien genannt ward. Drei Gattungen sind es besonders, die er hier, wenn nicht neu eröffnete, doch neu umgestaltete. Zuerst die eigentliche Lyrik. Hier stimmt er im Wein und Liebesliede, sorglos wie Hoffmann, einen freieren Ton an, und will nicht seine scherzhaften Einfälle nach der Erleuchtung der Methodisten und anderer Heiliger beurtheilt wissen. Er lacht der Sittenkünstler und „Aretalogoi"; er ahmt nicht trocken nach; er wagt's zu sein, was er singt, und zu fühlen, was er anpreist. Er verließ hier die Italiener und folgte den Franzosen, den Chapelle, Pelisson, Pavillon, Deshouliers u. A. und man sieht dies besonders darin, daß er sich jener französischen Forderung fügt, nach der jedes Lied wie ein Epigramm zugerichtet und gegen das Ende gesteigert sein sollte, und die auch Haller in den einzelnen Strophen seiner Alpen zu befriedigen strebte. In diesen Liedern bereitet er den Ton Lessing's, in seinen Naturliedern den des Voß und Aehnlicher vor, in seinen anakreontischen ging er Gleim und Uz zur Seite. Obgleich diese freilich noch so wenig ächte Farbe tragen, wie seine horazischen Oden, so gingen doch beide in diesen Zweigen voran, die bald

bessere Früchte tragen sollten. Dies sind also die lyrischen Organe jener Weisheit, welche edler Seelen Wollust und der ächten Freude Werth wollte kennen lehren; auch didaktisch aber lehrte Hagedorn diese fröhliche Wissenschaft, diese sokratische Weisheit[20]. Durch die ganze Folgezeit zieht sich dies hindurch, daß Horaz, Sokrates, Anakreon Losungsworte für Sittlichkeit und Dichtung wurden; sie sollten gleichmäßig die ächte Zufriedenheit lehren und die wahre Freude, deren Grenze Geschmack, Wahl, Artigkeit (die Grazien) bezeichnen; sie sollten unsere Dichter lehren, diese Weisheit wieder zu lehren und fortzupflanzen. Lehrhafter als im Liede spricht sich dieselbe bei Hagedorn in seinen moralischen Gedichten, Episteln und Sermonen in Horazischer Art aus, in denen wir durch Boileau und Pope hindurch dem alten Dichter etwas näher rücken. Diese Gattung lehnt sich an die hergebrachten Satiren der Canitz und Neukirch an und leitet die Epistel ein, die in der Halberstädter Schule nachher üblich wurde. In ihr sieht man, wie weit selbst diesen fröhlichen Dichtern die Moral in der Poesie, wenn auch nicht gerade in ihrem Leben, am Herzen lag. Ganz stimmen sie in jenes Horazische: Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono; quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum, oder noch besser in das andere: Scribendi recte sapere est et principium et fons. Hagedorn rühmt es hier an Horaz, daß er aus der Dichtung Lehren gezogen, die Menschen zu bessern, ohne darum den Musen gram zu werden, er habe häufig ein Lied entworfen, aber öfter den Unterschied der Menschen, der Laster Selbstbetrug, die Eigenschaften des Thoren und des Weisen ächtes

---

20) Klopstock in der Ode Wingolph singt Hagedorn zu:
Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
allein geschaffen. Denn dem Unwissenden
ist, was das Herz des Edlen hebet,
unsichtbar stets und verdeckt gewesen.
Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
mehr Harmonien als ein unsterblich Lied!
Im unsokratischen Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster.

Bild. Und wie sehr er des Römers Dichterruhm achtet, doch ist ihm die Gelassenheit seines Herzens vorzüglich werth, sein höchstes Glück jene Bescheidenheit und Zufriedenheit, der Freiheit Frucht, die nur den Weisen rührt. So findet er den Homer reizend, aber Eine That der schönen Mäßigung schöner als Alles, was Homer schrieb. Eben so wie Er hier die Genügsamkeit und die glückliche Mitte lehrt, thun es nachher Wieland und Gleim und die sich um sie sammeln; wie Er der Freundschaft Tempel baut, so thun es nachher in Leipzig die Herausgeber der Bremer Beiträge. Was endlich die dritte Gattung betrifft, die Hagedorn wieder in Schwung brachte, die Fabel, so ist es ganz entsprechend, daß sie von einem so warmen Moraldichter oder dichterischen Moralisten zuerst wieder mit Glück versucht ward, der bei all' seinen leichteren Grundsätzen darum wirklich die Tugend der Mäßigung und Weisheit übte, daß er, im Gegensatz zu Günther, die Zeit schonte und ihrer ängstlichen Sittlichkeit mit Bescheidung entgegentrat. In seinen Erzählungen verbindet sich die ernste Lehre des moralischen Gedichts mit der Laune des erotischen, und hier und da selbst lüsternen Lieds. Der eigentlichen Fabeln sind wenige, viele Anekdoten und Schwänke. Man merkt es seiner Fabel an, daß sie aus einer Zeit stammt, wo das Epigramm geübt ward, von einem Dichter, der den Wernicke achtet und nachahmt; Anekdoten und Apophthegmen mischen sich darunter, satirische Beziehungen auf gesellige und literarische Verhältnisse sind nicht selten. Es war etwas werth, daß dem Dichter hier die Erzählung schon Selbstzweck war, wenn auch diese so sehr gerühmte Seite vielleicht seine schwächste gewesen sein sollte; sie wies doch wenigstens auf den eigentlichen Beruf der Dichtung hin. Wenige seiner Erzählungen sind ihm so geglückt, wie der berühmte Seifensieder; wie frei er dem Lafontaine nachging, so ward er doch jenen weit- und abschweifenden Gevatterton nicht los. Man vergleiche die Erzählung von Laurette, einen bekannten Eheschwank aus der Ritterzeit, wie entfernt ist sie von der alten Schalkheit und Einfalt! Oder die von Aurelius und Beelzebub, wie viele Selbstgefälligkeit, welches Ausholen ohne Spannung, welche nutzlosen

Alltagsscherze, um einen übelriechenden Spaß zu erzählen, den ein Hans Sachs oder Waldis, die Hagedorn nicht fremd waren, weit besser behandelt hätten. Eben so ist es für Jemanden, der den Ovid gelesen hatte, kaum begreiflich, daß er die Geschichte von Philemon und Baucis nicht gefälliger nachzuerzählen wußte.

Nachdem wir diese drei Männer vorausgeschickt haben, lassen sich nun die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Zürichern weit besser beurtheilen. Auch folgen sie chronologisch erst nach; Gottsched's erste Thätigkeit fällt mehr in die 30er, der eigentliche Kampf erst in die 40er Jahre. Um nun gehörig zu würdigen, was eigentlich die Schweizer unternahmen, als sie Gottsched's Ansehn angriffen, müssen wir zuerst einen Blick auf dieses Mannes Persönlichkeit, Wirsamkeit und Verbindungen werfen, wo dann begreiflich werden wird, warum er die neue Kritik gegen ihn, die sich bei uns später Jeder gefallen lassen mußte, so übel nahm, dann in beleidigter Eitelkeit stets eigensinniger und gereizter ward, und sich so nach erworbenem Ansehn einen Fall bereitete, der im höchsten Grade tragisch oder auch tragikomisch war.

Joh. Christoph Gottsched (1700—66) war ein geborner Preuße aus Judithenkirch; er hatte in Königsberg, wo Pietsch sein poetischer Lehrer war, seine Studien gemacht und kam 1724 als Hauslehrer zu Mencke nach Leipzig. Bald trat er (Ostern 1725) als akademischer Lehrer in dessen Fußtapfen, sammelte in seinen Vorlesungen über Redekunst, für die er schon 1728 einen Grundriß ausarbeitete, der 1736 erweitert und später wieder im Auszug erschien, einen Kreis von jungen Leuten um sich, mit denen er umging, wie Mencke vor ihm, und nach ihm Gellert mit ihren Zuhörern, oder wie vor hundert Jahren Buchner mit den seinigen in Wittenberg. Grade wie dieser Letztere thut er erstaunlich wichtig mit den Redekünsten seiner Jünger, bereitet das Publikum auf die Früchte seiner Lehren vor, und 1738 erschien wirklich ein Band mit Proben der Beredsamkeit, die eine Reihe seiner Schüler herausgaben, unter denen bekannte Namen, wie Schwabe, Bärmann, Kästner stehen; sie lassen es natürlich

an Lobeserhebungen ihres Meisters nicht fehlen. Mencke brachte seinen Freund ferner in die deutsch-übende Gesellschaft, zu deren Wiederbelebung Gottsched wesentlich beitrug. Er gab ihr erst den Namen der deutschen Gesellschaft und fand dies nicht zu anmaßend, da die Absichten derselben denen der französischen Akademie gleich seien; ja er dachte wohl gar diese und die académie des belles lettres zugleich mit der Einen deutschen Gesellschaft aufzuwiegen, wenn es ihm nur hätte gelingen wollen, sie zu einer königlichen oder churfürstlichen Gesellschaft zu erheben. Aber auch in ihrem privaten Charakter ward sie an Einfluß der Erbe der literarischen Gesellschaften des 17. Jhs.; die Mitglieder drängten sich heran, so daß der Abt Mosheim, der 1732 an Mencke's Stelle Präsident ward, warnen mußte, die Gesellschaft durch wahllose Aufnahmen nicht verächtlich zu machen. Damals wäre es noch eine große Ketzerei gewesen, was 25 Jahre später die Göttinger in ihren Anzeigen thaten, die nagelneue Frage nämlich aufzuwerfen, ob die Stiftung gelehrter Gesellschaften, die einen Privatcharakter trügen und den Schulwirkungen Einzelner Thür und Thor öffneten, eigentlich förderlich sei. Gottsched gründete sich vielmehr innerhalb dieser Gesellschaft ein ungemeines Ansehn, dem der öffentliche Geist in Deutschland entgegenkam, der überall die Nachbildung ähnlicher Gesellschaften betrieb. Diese Verbindungen waren meist in erklärter Abhängigkeit von Leipzig und gaben ihre Schriften nach dem Muster der Mutterstadt heraus, worin denn Gottsched's Lob aus allen Enden Deutschlands verkündet ward. Förmliche Emissäre gingen von Gottsched nach einzelnen Punkten aus; wenigstens führt Nicolai an, daß Schüler Gottsched's, wie Quandt und Neugebauer, protestantische Sachsen und Schlesier, in Wien die Liebe zur deutschen Sprache zuerst ausgebreitet hätten. Wir haben schon oben angezeigt, wie sich diese Gesellschaften verzweigten und in welcher Anzahl sie entstanden. Zu dieser Wirksamkeit aus und auf der Universität und in den Klubs kam die auf den niederen Schulen. Gottsched mischte sich in alle Fächer, er schrieb eine kritische Dichtkunst (1729), eine Redekunst (1728. 36), eine Sprach-

kunst (1748), eine Weltweisheit (1734), und von allen machte er Auszüge und kleine Ausgaben, die in vielfachen Auflagen auf den Schulen verbreitet und theilweise, wie seine Sprachlehre, in viele Sprachen übersetzt wurden. Nirgends versäumt er dabei, die Eroberungen dieser Bücher zu rühmen nnd den Schulherren Artigkeiten zu sagen. Hatte er sich so der unteren Regionen versichert, so griff er es mit gleicher Geschicklichkeit bei den Gelehrten an. Ueber dreißig Jahre hindurch suchte er sich mit seinen kritischen Zeitungen zum Diktator der Sprache und des Geschmacks aufzuwerfen. Dies begann 1725 mit den vernünftigen Tadlerinnen und setzte sich nachher in dem Biedermann 1727—28, in den kritischen Beiträgen 1732—44, in dem Neuen Büchersaal 1745—50 und dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1751—62 in einer ununterbrochenen Reihe fort. Von diesen Schriften verlieren die späteren desto mehr ihre Bedeutung, je rascher die Zeit fortschritt, die früheren aber, namentlich die Beiträge sind ohne allen Vergleich weit vorzüglicher als irgend eins der zahllosen Blätter aus der gleichen Zeit. Wenn irgend wo, so war hier der Beifall, den er erntete, nicht unverdient. In diesen seinen kritischen Bemühungen, namentlich auch in seiner kritischen Dichtkunst macht er überall den Wolfianer geltend; er las und schrieb über philosophische Gegenstände, und griff auch gelegentlich in die Streitigkeiten Maupertuis und Wolfs ein; er hatte daher, wie geringfügig seine philosophische Begabung und Wirksamkeit auch war, doch die ganze Schule für sich, ehe es den Schweizern gelang, auch hier eine Spaltung zu bewirken. Er kann es nicht oft genug sagen, daß zur Kritik ein Philosoph gehöre, daß seine kritische Dichtkunst im Wolfischen Systeme die Lücke der Poetik ausfülle, und es war ihm ein sehr empfindlicher Schlag, als später aus eben dieser Schule Baumgarten und Meier sich ihm zur Seite stellten; der bloße Name einer Aesthetik, den sie aufbrachten, war ihm ein Greuel. So also stand er mit den Philosophen, er suchte sich auch mit den Theologen zu setzen, obwohl ihm dies so sauer gemacht wurde, wie einst Opitzen. Er war in Verbindung mit dem Grafen Manteuffel gekommen, der 1714—30

polnischer Minister in Dresden war, nachher in Berlin lebte und in der von ihm gestifteten Gesellschaft der Alethophilen der Orthodoxie entgegen arbeitete. Gottsched kam nun 1737 in Untersuchung, unter Anderen wegen einiger Stellen seiner Redekunst, in denen er die geistliche Beredsamkeit mitgenommen hatte; er versprach, in der neuen Ausgabe das Anstößige wegzulassen, das fand sein Gönner Manteuffel eines Philosophen nicht würdig. Der Graf zieht vielmehr Gottsched und seine Frau in die Mitthätigkeit für die heimliche Presse der Alethophilen; er soll in einer anonymen Homiletik, die der Probst Reinbeck mit einer Vorrede begleiten würde, grade jenes anstößige Kapitel über geistliche Redekunst niederlegen; in diesem Fall wird es nun schwer, zweien Herren zu dienen, und sich zwischen der Furcht vor Entdeckung dieses „alethophilen Falsiloquiums" und der Rücksicht auf den hohen Gönner durchzuwinden, der dem Ehepaare die antiphilosophische Poltronnerie ins Gesicht vorwirft[21]. Gottsched ist hier seiner philosophischen Richtung gemäß mehr gegen die Orthodoxie gekehrt; so bekennt sich selbst Jerusalem von ihm angeregt, dessen Stolz und Glück es war, in Wolfenbüttel unter einem Fürsten zu wirken, „wo der Unglaube so wenig für einen Beweis von Scharfsinn, als der Aberglaube für ein Kennzeichen des Christenthums gehalten wurde" ; doch versäumte Gottsched keine Gelegenheit, sich auf der andern Seite wieder den Orthodoxen annehmlich zu machen. Er nahm überall eine Stellung gegen die Freigeisterei an, er gab des Polignac Antilucrez mit einer Vorrede heraus, er übersetzte Fontenelle's Gespräche und kleine Schriften; selbst seine Frau[22]) nahm er zu Hülfe, die den Spectator aus dem Englischen übersetzen mußte, das große Gegengewicht gegen die Shaftsbury und andere Freidenker in England. Eben diese seine Frau brachte ihn wieder in eine

---

21) Die Geschichte ist bei Danzel im ersten Abschnitt ausführlich mitgetheilt, mit der „Misachtung und dem Spotte im Tone", den die Sache freilich unvermeidlich herausfordert, den nur der Verfasser sonderbarerweise allen Anderen als sich selber übel nimmt.

22) Louise Adelgunde Victorie Gottschedin, geb. Culmus, geb. 1713, † 1762.

günstige Stellung zu dem schönen Geschlechte. Sie war eine eben so fruchtbare Schriftstellerin wie er selbst und bereicherte seine deutsche Schaubühne um die Wette mit ihm. Sie verräth in ihren herausgekommenen Briefen (hersg. v. Runkel, 1776) sogar einen weit feineren Sinn und Geschmack als Gottsched selbst, wie denn dieselben offenbar weit über die Briefe Junker's und Neukirch's hinausgerückt und ich weiß nicht, ob nicht sogar den Gellert'schen vorzuziehen sind. Sie war dabei Kennerin der Wolfischen Philosophie und schon Dichterin ehe sie Gottsched's Frau war. Sie übersah ihn offenbar, aber sie würde uns vielleicht bescheiden und wenig vordringlich erscheinen, wenn sie nicht mit in das Geschick ihres Mannes wäre gerissen worden, nicht in nachgeahmten Satiren und eignen Schriften Theil an seinen Zänkereien genommen hätte. Vielleicht aber ist ihr selbst dies ein Ruhm, daß sie sich ihrem Manne so fügte, über dessen Schwächen sie zum Theil erhaben war. Sie lachte über die Krönung Schönaich's, die ihr Mann so eifrig und feierlich betrieb, sie verschmähte es in die deutsche Gesellschaft aufgenommen zu werden, die er den Frauen öffnete, und in der sich damals Charlotte von Ziegler, geb. Romanus, neben anderen Frauen bewegte, der zeitige Mittelpunkt der gelehrten Damen, auf die noch die Unzer, die Karsch, die Grose u. A. ihre Augen gerichtet haben. Noch mehr: auch den Hof und den Adel suchte Gottsched auf alle Weise sich zu verbinden. Alles was unter dem Adel dichtete, sammelte sich um ihn, oder er drängte sich ihm zu. Welcher lächerlichen Dinge machte er sich schuldig, als er den Freiherrn von Schönaich, der ihm ganz ergeben war, zum ersten Epiker über Klopstock erheben wollte! als er die Theresiade des dilettantischen Wieners, Herrn von Scheyb, anpries, bei der dem Verfasser selbst „die Haare zu Berg standen!" als er den Herrn von Spilker, den Uebersetzer des Prinzen Cantemir, den Herrn von Derschau und Aehnliche hervorhob, und eine anonyme erbärmliche Uebersetzung des Horaz hoch anprieß, weil er wußte, daß sie von einem Grafen von Solms war, als er den französirenden Herren von Bar und von Grimm seine Komplimente machte, die ihm dafür den Ehrennamen des großen

Gottsched an den Kopf warfen! Seine ganze Poesie gehört hierher. In seinen Gedichten stehen wir mitten wieder in jenen Lobhudeleien und Preis- und Gelegenheitsoden, wir sehen in der That, wie im Rath seiner Poetik, diese ganze elende Gattung förmlichst in Schutz genommen und die guten Wenzel und Pietsch als Muster gepriesen, während Drollinger, Haller und Hagedorn, Richey und Brockes, ohne Verabredung, aus einem gemeinsamen Ekel und Ueberdruß, diesem Quark mit voller Absicht uns zu entreißen strebten. Mit diesen Grundsätzen war nicht allein die hohe Gesellschaft zu gewinnen, an die jene Lobgedichte gemeinhin gerichtet wurden, sondern solche Gedichte schienen auch der Kritik gleichsam entzogen; wie sich denn Gottsched einmal sehr wundert, daß man in Berlin die Frechheit geduldet, ein Gedicht von Bock auf den König öffentlich hart beurtheilen zu lassen. Und was noch viel mehr war, die ganze Masse der elenden Reimschmiede und Bettelpoeten war damit gewonnen und dies sind eigentlich die, die Gottsched's getreueste Schildknappen ausmachen.

Um nun mit Einem Blicke zu übersehen, über welches Heer Gottsched zu gebieten hatte, so müssen wir erst hinweisen, wie er als ein geborner Preuße und nach Sachsen übergesiedelt und nach Schlesiern gebildet, diese großen Provinzen ganz in seiner Abhängigkeit hielt. Aus Königsberg ging Pietschens Ansehen auf ihn über, und die preußischen Dichter Bock, Kongehl, Derschau, Spilker, Schönaich u. A. waren ihm angehörig. Seinen neuen Landsleuten, den Sachsen, wußte er so fein zu schmeicheln, und so gründlich zu sagen, warum selbst aufs unpartheiischste betrachtet ihrem Meißen ein so großer Vorzug gebühre! Man solle ihm doch einen Landstrich in Deutschland von ähnlicher Größe sagen, worin wie hier ein Dutzend Residenzen, ein Dutzend andere große Städte, vier Universitäten, viele Gymnasien und Fürstenschulen, unzählige wohlbestellte Stadtschulen, so viele Druckereien, Buchhandlungen und Bücher seien, wo so viele selbst unstudirte Leute, Handwerker, Landleute, Weiber läsen, und wo man sich bis in die untersten Schulen deutscher Bücher bediene! So kam es denn, daß alle Polyhistoren, wie Müldener (Geander) und Justi,

alle Rectoren und Magister in Zwickau, in Zittau, in Halberstadt u. s., alle schöngeistigen Professoren in Leipzig (wie der berufene Schwabe), in Halle, besonders in Wittenberg, wo Triller, Bärmann, Lichtwer, Titius u. A. beisammen waren, auf seiner Seite standen. Was die Schlesier betrifft, so posaunte Gottsched Opitzens Lob und Lehre; er war auch in seiner verständigen prosaischen Poeterei, die sich, wie auch sein Haß gegen die Oper, von seiner durchaus unmusikalischen Natur herschreibt, ganz Opitzens Nachhall; er feierte 1739 das Todesjahr Opitzens mit einer Rede und ließ Lindnern sein Leben schreiben. Dieser mit der ganzen Hirschberger Schule schwur zu seiner Fahne, denn wer sollte auch die bändereichen Gelegenheitspoeten Stöckel und Hanke, Krantz und Stiefe, Tralles und Pantke u. A. preisen, wenn es nicht Gottsched that? Mit diesem großen nordöstlichen Bunde unterwarf er sich eine Weile den ganzen Süden und regte ihn auf zu neuer Theilnahme, wie einst Opitz den Norden, aber darin ward er ihm leider ungleich, daß später die ganze Herrlichkeit für ihn verloren ging. Er hatte seine Hofdichter, wie Schwarze und Casparson in der Pfalz und in Kassel, er hatte seine Schulpoeten wie die Will, Richter, Haug in Altdorf, Göttingen und Schwaben; bis nach Petersburg und Moskau hin, wie einst bei Opitz der Fall war, trugen seine Freunde Lotter und Kellner seinen Namen, und so huldigten ihm anfangs natürlich auch die Schweizer, und in Hamburg hatte er an den Weichmann, Dreyer u. A. eine Partei.

Was wäre diesem Manne in seiner guten Zeit unmöglich gewesen? Er hatte schon ganz frühe seine Kräfte an wirklich großen Aufgaben geprüft und es war ihm gelungen; woran sollte er verzweifeln? Jenes Verdienst, dessen er sich gern am meisten rühmte, haben wir noch gar nicht erwähnt, und wir wollen es auch an diesem Orte gerade nur so weit anführen, um seine persönlichen Einflüsse zu bezeichnen. Gleich bei seiner Ankunft in Leipzig machte er einen Versuch auf das Theater. Er schlug der gerade anwesenden Truppe vor, Gryphische Stücke zu geben, und bot ihr ein übersetztes französisches Stück an. Er ward abgewiesen. Allein er ließ sich nicht irren und

übersetzte mit seiner Frau eine Masse Stücke, griff die deutsche Bühne an, die Possenspiele und Opern, und wies auf französische Muster und Geschmack. Bald darauf kam die Neuber'sche Truppe nach Leipzig und diese gewann Gottsched zu einem Versuch mit regelmäßigen Stücken. Sie spielte 1728 den Regulus von Pradon. Die hergebrachten Staatsactionen voll Schwulst und Schmutz, die Lustspiele voll Pöbelwitz, die Opern, die so herabgekommen waren, wie wir früher ausführten, mußten nicht so schwer zu verdrängen sein; man schonte sie auch; und die Neuheit und Pracht der reformirten Bühne gewann. Stück auf Stück ward jetzt übersetzt und aufgeführt. Noch fehlten ihm deutsche Originale, oder wenigstens beachtete sie Gottsched gerade so wenig, wie einst Opitz die neben ihm erschienenen regelrechten Gedichte. Er trat 1731 mit seinem Cato (gedr. Leipzig 1732) hervor, der bis nach Frankreich hin sogleich ausposaunt und überall gegeben ward. Wie er sich später im Eifer gegen Klopstock's Hexameter die Miene gab, Er habe mit einer kleinen Probe zu dem Misbrauch mit diesem Versmaße den unschuldigen Anlaß gegeben; wie er das Ansehen nahm, die anakreontische Dichtung, die die Nürnberger schon im 17. Jh. betrieben, sei von ihm ausgegangen; wie er sich rühmte zuerst die Kritik zu einer Wissenschaft erhoben, zuerst die wahren Schönheiten der Alten in Poesie und Beredsamkeit enthüllt zu haben, so wies er nachher auch immer mit Stolz darauf hin, daß sein Cato diese Art von tragischer Dichtung in Deutschland rege gemacht. So also überflügelten nun allmählig die Schauspiele die Opern, es gelang sogar, den Harlekin 1737 feierlich vom Theater zu verbannen, welches selbst, wie man richtig scherzte, die größte Harlekinade war; und in einer Stelle des nöthigen Vorraths s. a. 1741 scheint Gottsched auch zu hoffen, daß die Opern in Deutschland gar nicht mehr wiederkommen würden. Mit den Wirkungen auf Dresden allein, auf die es wohl am vorzüglichsten abgesehen war, mußte Gottsched unzufrieden sein; dort fuhr man noch lange fort, auf Ballette und Tänzerinnen unsinnige Summen zu verschwenden.

Dies also ist das allgemeine Bild des Mannes, gegen den sich

die Züricher anfingen aufzulehnen. Natur und Verhältnisse in dem Züricher Kreise waren so verschieden von den Leipzigern, daß, wenn man vollends die unmerkliche Steigerung der Spannungen zwischen den anfangs befreundeten Zirkeln hinzunimmt, der große Bruch, der am Ende erfolgte, wohl vorauszusehen war. Die Seele des Züricher Kreises war Joh. Jac. Bodmer (1698—1783) von Anfang an und blieb es bis an das Ende seines langen, von einer unermüdlichen und ungeduldigen Thätigkeit bewegten Lebens. Er war so weit entfernt von dem Schulwesen und der Schulgelehrsamkeit Gottsched's, daß er vielmehr schon in seinen Jugendneigungen auf dilettantisches Naschen gestellt erscheint, sich von Romanen und Abenteuern bis zur Manie fesseln ließ, während er der Wissenschaft den Rücken kehrte, der er bestimmt war, so daß er auch zum Kaufmannstande überging und nach Italien in die Lehre geschickt ward, in der er sich aber eben so untauglich erwies. Seit 1720 zog er sich in sein Haus und in ein Amt zurück, das ihm gestattete, seinen Gedanken ganz nachzuhängen. Hielt ihn schon dies von allem Schultone frei und von aller vorherbestimmten Richtung, so noch mehr die literarischen Verhältnisse in der Schweiz. Man war selbst in Zürich der französischen und deutschen Literatur gleichmäßig nah oder fremd, und es war nur ein Zufall, daß Bodmer, der französisch und italienisch dichtete und in Zürich selbst fortwährend Umgang mit Italienern hatte, sich auf die deutsche Literatur und Dichtung warf. In Bodmer's Jugend war Bayle in Zürich so unbekannt wie Leibnitz und Wolf, und diesen Schulen zu verfallen, war also gleichfalls keine Gefahr. Aufgeklärte Denker in Wissenschaft und Religion, wie Scheuchzer, König, Wägelin u. A. hatten in Zürich, Bern, St. Gallen noch Verfolgungen zu erdulden; und der trübe Zustand der Bildung mußte es auch veranlassen, daß so viele und gerade so ausgezeichnete Schweizer wie Zimmermann, Sulzer, Chr. H. Müller, Haller u. A. nach Deutschland gingen, unter denen jedoch verhältnißmäßig wenige Züricher waren. Erprobte sich nämlich hier auch literarisch der Wanderungszug der Schweizer, so bildet sich dagegen Zürich zu der Stätte, von der aus nachher die

schweizer Literatur durchaus ihren eigenthümlichen Nationalcharakter annahm. Hier bildete sich ein Klub, in dem sich die feinsten Schattirungen der allgemeinen deutschen Literatur im Laufe der Zeiten abbildeten. Fehlte es dieser Vereinigung, die mit dem Kränzchen, aus dem die Discurse der Maler ausgingen, begann und mit der Helvetischen Gesellschaft endete, an jener Grundlage literarischer Verbindungen, die man in Sachsen voraus hatte, so ersetzte sich der Mangel an jenem Halte, den dergleichen ertheilen konnte, reichlich durch die patriotische Einheit und ganz besonders durch die Bedeutung, die sich diese literarischen Vereine innerhalb ihrer Republik zu geben suchten. Die bedeutendsten Staatsmänner waren immer in ihrem Interesse. So rühmte sich Bodmer in seinem Schwanengesang, daß er mit dem zu früh gestorbenen Wyß, mit dem großen Heidegger, der in den Rath und die Diäten des Cantons die Einsicht gebracht, die ihm der Heimischen Liebe verdient, mit Zellweger, den Eifer um die Wohlfahrt des Landes fast aufs Schaffot gebracht, gesessen und der Etikette der Großen und der Dunse gelacht habe. So war Hans Kaspar Hirzel (1725—1803) Bodmer'n ganz ergeben, der in seiner Korrespondenz Zürich mit allen deutschen Gelehrten in Verbindung brachte, und in seinen Schriften und Werken unter den gemeinnützigsten Patrioten von Zürich steht. Als Heinse von seiner italientschen Reise nach Zürich kam, fand er es dort von Literaten wimmeln; er wollte wissen, daß man 800 zählte, die etwas hätten drucken lassen. Damals waren schon große Spaltungen eingerissen, die Einzelnen und die Gesellschaften hatten oft schon keine rechten Zwecke mehr, aber doch drang sich Heinse die richtige Bemerkung auf, daß sie Alle zusammen gewissermaßen die Seele in ihrem Staatskörper darzustellen und ihre Bildungsvorzüge politisch geltend zu machen suchten. Wenn dies das eigenthümliche, nicht selten übertriebene und verzerrte Selbstgefühl erklärt, mit dem weiterhin die Bodmer, Lavater, Füßli u. A. auftraten, so erklärte es sich auch schon früher durch die Natur der Leute. Bodmer war von erstaunlich bewegter Anlage, vielgeschäftig im größten Sinne des Worts, ein Enthusiast, eine lebendige Chronik der

deutschen Literatur. Goethe und Heinse haben ihn ein Kind genannt; dies kann den Sinn haben, daß er wie ein Kind erreglich, aufnehmend, stets lernend, eitel, verliebt in seine Arbeiten und seinen Ruhm war. In Einem Worte läßt sich dieser Charakter feststellen: er hatte die Unbekümmertheit und Selbstgefälligkeit eines anfangs von bloßem Thätigkeitstriebe bestimmten, dann von übertriebenem Lobe verwöhnten Kindes, das hierdurch zu seiner natürlichen Gutartigkeit einige Reizbarkeit und selbst feine Bosheit annimmt. So arbeitete und dichtete er bis an sein Ende in sorgloser Vergnüglichkeit für sich und für seine Freunde, und ließ wie Gleim Vieles blos als Manuscript drucken; so kritisirte er und verfolgte seine Gegner mit oft sorglos gewählten Mitteln, Er, der so streng rechtschaffen und religiös sein wollte; er bot aber auch eben so sorglos die Hand zum Druck einer scharfen Kritik seines Noah. Er war verbittert gegen Lessing, der ihm gelegentlich seinen Platz nicht hoch über Gottsched anwies, aber er nimmt ihn ein andermal auch eben so aufrichtig gegen unbillige Angriffe von Dusch in Schutz. Diese Unbekümmertheit gab ihm das zuversichtliche Wesen, seine natürliche Freiheit gab ihm das Talent zu scherzen und sich zu verwandeln, womit er nachher, wie man gesagt hat, alle Lacher auf seine Seite und gegen Gottsched wandte, der in der hölzernen Gravität eines Pedanten weder Scherz zu machen noch zu tragen verstand. Mit witzigen Köpfen sieht man Bodmern in seinem frühesten Briefwechsel zuerst verbunden, mit Hagedorn, Renner, Liscow, König, besonders mit dem unfeinen Rost, der nicht wenig zu hetzen und das Feuer zu schüren verstand. In Zürich selbst stand er am frühesten mit Waser, der nicht nur Swift (1756) übersetzte, sondern auch Swiftischen Charakters war, und dann mit J. J. Breitinger (1701—76), der in seinen theologischen wie in seinen kritischen Schriften geordnet, voll Gelehrsamkeit, weit gemessener und einsichtsvoller als Bodmer, und auch darin viel klüger war, daß er sich bei seinem kritischen Vermögen begnügte und sich nicht ein poetisches antäuschte. Auch ihn fand Kleist, als er 1752 die Züricher besuchte, als einen Weltmann und Erzpolitikus, und seine einfache

Schilderung jenes Kreises zeichnet sprechend den vergnügten und selbstgefühligen Ton dieser Leute, die er genievolle Männer nennt, und lauter lustige und witzige Schelme.

Bodmer lernte um 1719 den englischen Zuschauer von Addison und den Opitz zugleich kennen; dies bestimmte ihn mit Breitinger, Zellweger, H. und J. Meister, Keller von Maur u. A. in eine Gesellschaft zusammenzutreten, aus denen die Discurse der Maler 1721—23 hervorgingen. Wie bedeutungslos die englische Wochenschrift ist, die ihren ungeheuren Beifall und Absatz in England nur der goldenen Mittelmäßigkeit, der Kunst zu laviren, der bequemen Tugendhaftigkeit, die sie predigte, zu danken hatte, so muß man ja nicht glauben, daß diese Discurse ihr im geringsten zu vergleichen wären. Sie sind in ihrer ersten Gestalt kaum etwas besser als der Hamburger Patriot und ähnliche Blätter, gegen die sie auftraten; es sind noch immer solche Discurse und Abhandlungen in der alten Schupp'schen Art, und man konnte nicht ahnen, daß das Bischen poetische Kritik gegen Lohenstein, gegen den Reim u. dgl., das sich zwischen den moralischen Aufsätzen versteckte, den Samen zu aller ächten Kritik in Deutschland streuen würde. Von 94 Blättern gehören 46 auf Bodmer's Antheil allein. Gottsched selbst mußte es gestehen, daß ihn diese Wochenschrift auf den Gedanken gebracht, die Dichtung kritisch zu betrachten. Man hatte bisher nur jene alten Poetiken, die Opitz aufgebracht, oder jene poetischen Kritiken in den Satiren der Canitz, Neukirch und so vieler Anderer, oder in den Epigrammen und Noten des Wernicke. Jetzt sollte sich die Kritik als Wissenschaft aufpflanzen, und eben hier fragte sich's, ob sie in Leipzig oder Zürich ihren Sitz haben sollte. Die Schweizer richteten ganz ihre Waffen mit richtigem Takte auf das rechte Nest der elenden Schriftstellerei, auf die Wochenschriften und Zeitungen, in denen der Ueberrest der barbarischen Satiriker und Romanschmiede ihr Wesen trieben. So griffen sie den Leipziger Diogenes, den Hamburger Patrioten und auch die vernünftigen Tadlerinnen an, an denen Gottsched Theil hatte. Zur Verbreitung ihres „gestäupten Diogenes" (1726)

bot er selbst die Hand, aber ihre „Anklagung des verderbten Geschmacks" (1728)[23]) passirte in Leipzig Gottsched's wegen nicht die Censur und konnte erst später in Zürich herauskommen. Schon hier zeigten sie, daß sie die englischen Kritiker mit Nachdenken lasen; ja veranlaßt durch den Spectator, der in England eine Theorie der schönen Wissenschaften vermißte, dachten sie schon damals auf ein allgemeines Werk über die Beredtsamkeit und schrieben von dem Einflusse der Einbildungskraft zu Ausbesserung des Geschmacks. Seit lange hörte man hier einen verlorenen Begriff wieder, der selbst bei Gottsched, wenn man auf die Sache und nicht auf das Wort sieht, völlig mangelt. Hagedorn's und Haller's Gedichte erschienen; sie konnten beide, besonders die von der Schweiz ausgehenden, unsere Kritiker nur ermuntern. Hier trat ein anderer Bundesgenosse zu, der von englischen Dichtern seinen poetischen Geschmack herleitete. 1732 gab Bodmer seinen schon 1724 übersetzten Milton heraus, auch ihn hatte Addison veranlaßt, der in England Milton erst zu seinem Ruhme half. Dies war ein erstaunlich wichtiger Schritt in der Geschichte unserer Literatur. Damals billigte Gottsched, dem Bodmer seine Arbeit zusandte, diese Uebersetzung in seinen kritischen Beiträgen, obwohl er schon über die reimlosen Verse, den Gegenstand (Fall des Menschengeschlechtes) und den Helden (Satan) im Milton spottet und einen höhnischen Auszug aus den zwei ersten Büchern gibt. Nachher entbrannte der heftigste Kampf gerade über diesen Dichter, denn an ihm hing Bodmer schon vor Klopstock mit schwärmerischem Eifer; schon 1720 hatte er den Anfang zu einem Gedichte von der Schöpfung gemacht und der Plan zu seiner Noachide ist älter als der Messias[24]). Man sieht also wie stufenmäßig und allgemein der Geist in der Zeit wuchs, aus dem Klopstock hervorging, dem sich Gottsched

23) Es kann unmöglich unsere Absicht sein, alle die Schriften und Schriftchen, die von diesen Kreisen ausgingen, nur aufzuzählen, geschweige zu beurtheilen; die bloßen Listen würden viel zu viel Raum wegnehmen. Wir begnügen uns hernach die beiden Poetiken von Breitinger und Gottsched herauszuheben und daran die Hauptpunkte der Verschiedenheit und des Streits anzuknüpfen.

24) Dies sieht man aus Bodmer's kritischen Briefen 1746.

unverständig widersetzte. Denn hier erlitt er mit der Zeit die allerempfindlichsten Schläge, hier feierten die Schweizer ihre höchsten Triumphe. Als Gottsched zuversichtlich verkündigte, dieser Milton'sche Geschmack werde sich in Deutschland nicht ausbreiten, erschien Klopstock und riß die ganze bisherige Poesie aus allen ihren Fugen! während Gottsched Milton auf's lächerlichste herabsetzte, erlebte er stets neue Ausgaben! Ein Engländer Lowder hatte in einem besonderen Buche Milton der unverschämtesten Plagiate mit ausführlicher Angabe der Stellen beschuldigt, mit Triumph gab Gottsched im Neuesten 1752 breite Auszüge daraus, als ihm plötzlich Bodmer eine Gegenschrift von John Douglas vorhielt, die schon 2 Jahre vorher 1750 aufgedeckt hatte, daß diese Stellen von Lowder ganz unverschämt erfunden und erlogen waren!! Hier also ging Bodmer mit der öffentlichen Stimmung sicherer fort und wußte mit weit feinerem Geschmack die Dichter der Zeit zu schildern und zu schätzen. Seine eigenen Gedichte (1746) vor Klopstock sind nicht eben viel besser, als die Gottsched'schen, unter ihnen ist aber eines über den Charakter der deutschen Dichter (1734), das er vermehrt und verbessert in Gottsched's Beiträge rücken ließ, und welches wir früherhin mehrfach stellenweise benutzt haben, weil die Dichter des 17. Jhs. darin zum Theil vortrefflich gezeichnet werden. So ist auch das, was er über Brockes sagt, und dann der historische Takt, mit dem er die Heräus, Besser, König, Pietsch zu Gottsched gruppirt, eben so vortrefflich, wie die Zusammenstellung und Charakteristik der Drollinger, Haller und Hagedorn, und der Scharfblick, mit dem er diese über den Troß der übrigen Poeten hervorhebt, zu einer Zeit, als sehr wenige Andere noch diese Einsicht mit ihm theilten. Immer noch suchte man in dieser Zeit auf beiden Seiten den Ton der Unparteilichkeit zu halten. Bodmer lobte Gottscheden in dem erwähnten Gedichte noch aufrichtig[25], aber

---

25) Die Stelle ist oft angeführt:
Mit ihnen (Pietsch u. s. w.) im Begleit seh' ich auch Gottsched gehen,
Der mir nicht kleine deucht und nicht darf schamroth stehen,
wenn er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt u. s. w.

Gottscheden wurde es immer schwerer sein Sticheln zu lassen. Er beklagte sich, daß die Schweizer seine Sprachausstellungen empfindlicher aufnähmen als die Niedersachsen; er lobte zwar Bodmer's Briefwechsel mit Conti über die Natur des poetischen Geschmacks (1736), aber zugleich stellte er sie als eine Ausführung des dritten Kapitels seiner Dichtkunst hin. Er zeigte Bodmer's Uebersetzung des Hudibras (1737) an, allein er fügte eine Probe in altfränkischen Knittelversen bei und meint darin würde er sich besser ausnehmen. So viel Krittelei mochte die Schweizer endlich verdrießen, die in der That bisher den Leipziger Schulherrn sehr ordentlich behandelt hatten und dazu kam denn in den 30er Jahren eine weitere Erscheinung, die sie vollends zu einem andern Tone bestimmte.

In den 30er Jahren nämlich schrieb Chr. L. Liscow[26] (aus Wittenburg im Mecklenburgischen, 1701—60), der eigentlich in prosaischer Rede das erste Licht eines neuen Tages verkündete. Liscow lebte während der Zeit seiner satirischen Fehden mit Sievers und Philippi 1732—34 in Lübeck, dann um 1734—35 als Privatsekretär eines Geheimenraths Clausenheim bald in Hamburg, bald auf einem Gute desselben in Mecklenburg. Dann trat er in Dienste jenes Herzogs Karl Leopold von Schwerin, der übel bekannt ist durch seinen Streit mit den Ständen und seine Austreibung in Folge kaiserlicher Execution. Liscow sollte in Paris die Vermittlung Frankreichs für des Herzogs Herstellung suchen, er fiel aber, weil er grade und ehrlich war, in dessen Ungnade, und schied 1737 in einer ehrenhaften Erklärung (von Hamburg aus) aus seinen Diensten. Er wurde dann Privatsekretär des Geh. Rath Blome in Preetz und erst

---

In späteren Ausgaben lautete dies:

Mit ihnen seh' ich auch den stolzen Gottsched gehen,
Der doch weit kleiner ist und schamroth scheint zu stehen,
Da er bei denen ist, die er doch nur entehrt u. s. w.

26) Schriften, hrsg. v Müchler 1806. 3 Bde. Vgl. Helbig, Chr. L. Liscow. Leipzig 1844, und die ergänzende Arbeit von Lisch, Liscow's Leben. Schwerin 1845; beide Verfasser haben über die Lebensverhältnisse dieses Mannes ganz neues Licht verbreitet.

später wanderte er nach Preußen und Sachsen über. In seinen literarischen Beziehungen kann er in den Hamburgischen Kreis gestellt werden, wo ein Bruder von ihm eine Zeit lang den Hamburger Correspondenten leitete, der neben den Schweizern zuerst gegen die Leipziger auftrat. Er war befreundet mit Hagedorn[27]; 1729 hatte ihn auch Gottsched kennen lernen und blieb einige Zeit mit ihm im Verkehr; erst als Liscow nach Dresden überging, kam er in Verbindung mit dessen Gegnern Rost und König, und durch diese mittelbar mit Bodmer. Wir lernen in ihm eine jener kräftigen Naturen kennen, in denen die Kenntniß englischer und klassischer Schriften, bei ihm besonders des Swift und Cicero, ganz anders wirkte, als bei Gottsched und seiner Schule. Betrachtet man nämlich die Schreibart dieser verschiedenen Provinzialen und besonders ihre Uebersetzungen, so findet man, daß Gottsched zwar gegen die falsche Erhabenheit des Lohenstein und die platte Gemeinheit des Weise sich erklärt, so wie er mit Swift's Antilongin, den sein Schüler Schwabe übersetzte, gegen den Schwulst wie gegen das βάθος in der Schreibart eifert, allein er geht in einer kalten Mitte zwischen beiden Gegensätzen so durch, daß er gleichsam beide Fehler vereint, wie sich denn Lessing mit Recht über die Gemeinheiten und sein sollenden Natürlichkeiten in seiner und selbst seiner Frau Uebersetzungen, andere dagegen mit gleichem Recht über die steife Würde seiner Prose beschweren; von seiner Poesie gar nicht zu reden, in der er noch ganz wie Weise die Wort- und Satzfügung der ungebundenen Rede verlangt. Den Uebersetzungen Gottsched's und seiner Schüler, besonders der Aeneide von Schwartze, dem Stichblatt des Witzes der Züricher, werfen diese vollkommen richtig vor, daß sie sämmtlich gottschedisiren, daß sie die Alten reden ließen wie sie in Leipzig Anno 1730 geredet haben würden und insofern Schönheiten darin enthüllten, die vorher nicht gesehen

27) Dieser singt ihm zu:

Dein glücklicher Verstand durchdringt in edler Eile
Den Nebel grauer Vorurtheile,
Des schulgelehrten Pöbels Nacht.

und erhört waren. Bodmer strebt offenbar wenigstens nach einer Verwandlung vor dem Gegenstand, welche Gabe er in Opitzen schon rühmend entdeckte. Es wäre ihm auch sonst nicht möglich gewesen, später solche Massen poetischer Nachahmungen zu liefern; und ob ich gleich seine Uebersetzungen nicht rühmen will, so muß ich doch erinnern, daß Männer wie Herder darin Stärke und Einfalt stellenweise vortrefflich fanden und daß in Weimar s. Z. nur eine Stimme darüber war, Bodmer's Homer selbst dem der Stolberge vorzuziehen. Ermüdet von Gottsched's Ausstellungen an ihrer Mundart kamen die Züricher zuletzt dahin, daß sie geradezu den Gebrauch von Provinzialismen rechtfertigten, den Weg also einschlugen, den nachher Lessing betrat, um Natur in unsere von einer Seite her latinisirte Sprache zurückzubringen, und daß sie umgekehrt ebenso die Nachahmung fremder Satzverbindungen und Wortbildungen [28]) vertheidigten, die unserm Sprachgenius angemessen waren, um in unsere von einer andern Seite her durch den herkömmlichen Curialstil festgefrorene Sprache Bewegung und Mannichfaltigkeit zu bringen. Das Gleiche geschah in Niedersachsen, wo zuerst Joh. Ad. Hoffmann († 1731) den Unwillen der Meißner dadurch erregte, daß er aus dem Englischen den Gebrauch des vorgeschlagenen Genitivs und des Partizips der Vergangenheit einführte, und die weitschweifigen Relativsätze beseitigte, keineswegs mit Billigung unsers auf Feierlichkeit haltenden Gottsched. Hoffmann war ein Mitglied der patriotischen Gesellschaft in Hamburg, ein ganz eigenthümlicher Mann, der die

---

28) Wie eigensinnig Gottsched jedem neuen Ausdruck entgegen war, und was für unbedeutende Wörter ihn ärgerten in dem Stil der Klopstockianer, liegt in einer Stelle im Neuesten, X. p. 156, wo er eine Dichterin dieses Schlages zu tadeln hat. Die Prunksprache der neuen Poeten, das Jauchzen, das ewige Schaffen, das Entlocken, Schmecken und Fühlen, die Sympathieen, der Seraph, der Busen, das Zuweinen, die Melancholie, das Aufwallen, das Große, die Sphären, die Scenen, die Majestät, das Schöpferische, die heilige Feier, unbewußt, Phantasie, unentwickelt, die Mitternacht, das Jugendliche, das Umgaukeln, das Malerische, besonders das Lächeln — Alles das ist ihm nicht recht. So erklärte er bildliche Redensarten wie: der Hundsstern kocht die Saat u. dergl. für Barbarismen, die Niemand verstehe!

anfangende Bewegung in der deutschen Literatur in Leben und Schriften darstellen kann, Theolog, Sprachkundiger, Antiquar, Juwelenhändler, als Uebersetzer aus dem Englischen ein Vorläufer von Ebert und Bode, als Stilist von Liscow, denn er hatte aus neuen und alten Sprachen seinem Stil einen ganz eigenen und neuen Charakter gegeben, und seine 2 Bücher der Zufriedenheit wurden mit Begierde gelesen und zwischen 1722—38 siebenmal aufgelegt. Alles dies überflügelte Liscow in seiner merkwürdigen Schreibart, die zwar nach französischer Art korrect, phantasielos, aber eigenthümlich rein und keck ist, und die Lessing ungefähr ebenso vorhergeht wie Drollinger dem Klopstock. Liscow ist der erste Mann, der über schlechte Schreiber bei uns spottet, ohne, nach dem strengsten Maße gemessen, selbst einer zu sein, der in seinen Schriften so als ein Schlußstein der nordischen Satiren des 17. Jhs. erscheint, wie Rabener auf der Höhe des viel niedrigeren sächsischen Humors steht. Wenn er diesen letzteren an Männlichkeit, Muth, Gediegenheit, Gesinnung und Schreibart weit übertrifft, so ist es doch natürlich, daß dies nur von dem gebildetsten Theil des Volkes anerkannt werden konnte, denn seine Werke zu lesen verlangt hie und da Kopf. Dies würde, wenn es ausgemacht wäre daß Liscow ihr Verfasser sei, am meisten in der Schrift über die Unnöthigkeit guter Werke[29]) zur Seligkeit (1730) der Fall sein, der merkwürdigsten Urkunde, um die damalige Verbindung unserer Freidenker mit den Pietisten zu belegen. Hat dieses Werkchen einen andern Verfasser, so macht dieser das Primat der ironischen Schreibart nach Zeit und Werth unserem Liscow streitig. Der dürre Verstand, der hier mit einer merkwürdigen Schärfe an die Dinge gelegt wird, über die die geistliche Salbung gern wegschlüpft, macht eine vielleicht nur zu grelle Wirkung; die grundtiefe Ironie ist vielleicht nie so weit getrieben worden. Denn man könnte sich gewiß hier die allerstärksten Waffen zur ernsten Vertheidigung der rechtgläubigen Lehre herholen,

29) In der Originalausgabe von Liscow's Schriften, Frankfurt und Leipzig 1739, findet sich diese Schrift nicht. Aus diesen und andern Umständen zweifelt man, daß sie von L. sei.

so gründlich maskirt führt der Verfasser auf das Glatteis, auf dem vielleicht noch mancher heutige Theolog straucheln würde. Kein Wunder, daß sich Liscow zu beklagen hatte, er habe in Deutschland für seine hochgetriebene Ironie, die in seinen unbestrittenen Schriften sehr ähnlicher Art ist, nicht die rechte Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes gefunden, die in lateinischen Köpfen durch die lächerliche Schulgravität erstickt werde. Er fühlte ganz die schwierige Stellung eines Satirikers in einer Nation, die für den Scherz blind ist, die lieber Wudrians Kreuzschule liest, als eine Satire, die jeden Kritiker einen Pasquillanten nennt und jeden Scherz bei der Obrigkeit verklagt. Er ward noch ein Opfer dieses Volks- und Zeitgeistes, indem er 1750 seine Stelle in Dresden verlor[30], weil er es durch einige freie, und offen bekannte Aeußerungen mit dem Grafen Brühl verdorben hatte, der doch niederträchtig genug war mit dem gemeinen Rost in die gemeinsten Kabalen gegen Gottsched einzugehen, eben mit jenem Rost, der damals auch den Satiriker spielte, und dem Liscow noch zu schläfrig großmüthig war[31]! Großmüthig war er freilich, besonders gegen Rost gehalten, aber nicht schläfrig. Er ist zwar nicht ganz frei von dem Unwohlthuenden, das ein Charakter mit sich bringt, der alle Dinge nur von der lächerlichen Seite ansehen kann, worin er Wernicke sehr ähnlich erscheint, aber er ist dabei gelassen, unpartheiisch und gerecht. In ihm geht gleichsam jenes hartherzige, grobe, unfein fühlende Geschlecht des 17. Jhs. zu Ende, aus dem wir, durch die empfindsame Stimmung der Zeit gehoben, durch die Schriften der Brockes, Gellert, Klopstock hingerissen, jetzt heraustreten. Noch Eine kleine jener moralischen Unfeinheiten, die wir in dem Rist und Wernicke, und noch in Rost und Bodmer entdecken, finden wir auch bei Liscow; er hatte sich über den Magister Sievers lustig gemacht und diese Schrift dann in einer nachfolgenden auf Rechnung eines

30) Aber ohne im Gefängniß zu bleiben; was jetzt durch Helbig's verdienstlichen Beitrag berichtigt ist.

31) S. in Stäudlin's Briefen berühmter Deutscher an Bodmer 1794, in einem Briefe vom April 1744.

armen Kandidaten Backmeister in Lübeck geschoben. Freilich scheint dies ein blödsinniger Mensch gewesen zu sein; die Ironie war also handgreiflich; dennoch bat sie Liscow nachher öffentlich ab! Und ein eben so schöner Zug ist es, daß er seinen Satiren gegen Philippi Einhalt that, als dieser in Unglück gerieth, so daß man ohne Sünde nicht weiter über ihn spotten dürfte. Was er früher gegen diesen und Andere schrieb, bereute er nicht, und sonst hatte er nichts zu bereuen. Schläfrigkeit am wenigsten, dies Zeugniß hat ihm auch Bodmer, Rabener entgegenstellend, vortrefflich gegeben[32]. Er wollte nicht einsehen, daß ihn die christliche Liebe verbände, über öffentliche Thorheiten das Lachen zu halten, er sagte sich von der Schwerfälligkeit der Asceten und Pedanten, dem närrischen Ernste und steifen Anstande der deutschen Gelehrten und Sittenprediger mit dreister Keckheit los, er zeigte dem finstern Volke die Stirne, das zum Lachen spricht: du bist toll, und zur Freude: was machst du? Er stellt einen Kanon kritischer Freiheit auf, der durchaus Lessing so wohl thun mußte wie Klopstocken Drollinger's Psalmen-Begeisterung, er geht gegen die Einmischung der Obrigkeit in literarische Fehden an, und nimmt eine republikanische Freiheit der Gelehrtenwelt in Anspruch, nicht allein thatsächlich durch seine Schriften, sondern auch theoretisch, und eben dies wirkte auf die republikanischen Schweizer wie ein elektrischer Schlag. Wie er sich dieser Freiheit gegen die Theologen bedient hatte, so bediente er sich ihrer gegen die schlechten Scribenten, und hier geht er uns näher an. Hier stehen die Namen Sievers, Philippi, Radigast u. A. neben den älterbekannten Hunold, Hübener und Aehnlichen in seinen Schriften als Vertreter jener ganzen Klasse von Curiositätenkrämern, die noch aus dem vorigen Jahrhundert übrig waren, und

---

32) In seinem Schwanengesang „Bodmer nicht verkannt" am Ende eben dieser Briefsammlung mahnt er die Deutschen Liscow's Satire nicht zu verwerfen; es schade nicht, daß sie persönlich, wenn sie nur gerecht sei:

> Liscow hätte der Habichte Schnäbel und Fittiche beschnitten,
> ehe sie flück geworden und Haken den Klauen gewachsen;
> Rabner, von sanftem Gemüth, verfolgte nur Elstern und Hähne,
> ohne Kühnheit, die Vögel von zackigten Schnäbeln zu jagen!

die in den elenden Wochenschriften ihr Unwesen trieben. So war Sievers Hauptmitarbeiter an dem Patrioten, Philippi gab 1734 in Göttingen einen Freidenker heraus, Beide haben sich durch Poesieen und Reden in jenem barbarischen Stile des Menantes u. s. w. noch so spät verewigen wollen. Liscow meinte gar nicht, daß solche Leute das Recht zu existiren hätten. Und er hat ganz Recht; denn wenn man einmal solche Schreiber hat, wie Liscow, so ist die Unterdrückung solcher anderer, wie Sievers und Philippi, Pflicht. Wer nicht die bodenlose Erbärmlichkeit und Barbarei jener Wochenschriften oder eines Gundling u. dergl. kennen gelernt hat, der kann eigentlich nicht urtheilen, wie hoch Liscow dasteht, und was er eigentlich mit der Bitterkeit will, mit der er in seiner bekannten Schrift über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten (1734 und verbessert 1736) diese und ähnliche Autoren angreift, die wahrlich nur deßhalb ihr Dasein zu haben scheinen, damit sie Liscow verewigen sollte. Denn er scherzte ganz richtig, obgleich die Esel zur Musik ungeschickt seien, so mache man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten, und so gäben die elenden Schriften Anlaß zu sinnreichen Widerlegungen und Spottgeschichten.

Liscow hatte in dieser Schrift Gottsched nicht genannt, er hatte vielmehr gelegentlich von dessen Charakter mit Vertrauen gesprochen, der ihm verdächtigt ward. Allein die Schweizer ließen seine Schrift nachdrucken und setzten Gottsched zu den angegriffenen elenden Scribenten hinzu. Wie wenig Liscow übrigens darüber böse war, geht aus seiner späteren Vorrede zur Uebersetzung des Longin von Heinecke hervor, wo er erklärte, wie nachher auch Lessing, daß Gottsched in der That die Ehre des deutschen Witzes schlecht behaupte und klug thäte sich bei Zeiten zurückzuziehen. Breitinger sei Gottscheden zu hoch; s e i n e Regeln seien leicht, ein Stümper dürfe an seinen Mustern nicht verzagen. Wenn wir übrigens vorhin von den Wirkungen Liscow's auf die Schweizer redeten, so meinten wir nicht diese Erklärung, sondern vielmehr den Ton seiner Schriften überhaupt, die er 1739 gesammelt herausgab, mit erneuter Verfechtung der satirischen

Freiheiten. Ein Jahr darauf rückten die Züricher mit ihrem groben Geschütz gegen Gottsched, und Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst erklärte ausdrücklich, daß er nun auf den endlichen Durchbruch des Geschmacks an kritischen Schriften hoffe, „seitdem der unerschrockene Liscow in der Untersuchung, ob sein Briontes (gegen Philippi) eine strafbare Schrift sei, das allgemeine Recht der Menschen (die Menschenrechte in dem literarischen Staate) so vollkommen bewiesen habe, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmack nunmehr genugsam vorbereitet seien."

Drei Werke erschienen 1740 in Zürich auf einmal: Breitinger's Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmer's von dem Wunderbaren, Breitinger's kritische Dichtkunst, und dazu kamen 1741 Bodmer's Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Gottsched zeigte sie in einem verächtlichen Tone an; er nahm die kritische Dichtung schon ihrem Titel nach übel, als ob sie die seinige für unzulänglich erklärte. Wirklich ward jetzt der Gegensatz beider Theile offenbar; Gottsched's kritische Dichtkunst hatte 1737 eine neue Auflage erlebt, und wenn man beide Gegnerinnen nun verglich, so kam man auf die Gegenstände des Streites und die Gegensätze der Ansichten deutlicher hin. Ueberblickt man das Werk Breitinger's, das weit das wichtigste ist, gegen Gottsched's nur ganz oberflächlich, so sieht man, daß das letztere durchaus eklektisch ist; der Verfasser selbst bildet sich darauf etwas ein und hält mit Rollin den Ruhm eines guten Compilators für groß genug. Breitinger ist aber Selbstdenker und wahrer kritischer Forscher. Dies zeigt schon sein gewonnener Standpunkt und der Ausgang von Vergleichung der Malerei mit der Poesie, worin auch er, wie wir von Bodmer sagten, zusammenstimmend mit den Lieblingslehren der Zeit erscheint. Schon Goethe hat angeführt, daß dieser Gesichtspunkt, den nachher Lessing's Laokoon erschütterte, in der Zeit gelegen war. Engländer, Franzosen und Italiener theoretisirten damals über die bildenden Künste; Dubos hatte Betrachtungen über Poesie und Malerei geschrieben, Dujon (von der Malerkunst der Alten) hatte beide Künste verglichen, Hurd

in seinem Commentar über die Horazische Dichtung liebte sehr, von der Malerei seine Erklärungen der Dichtung herzuholen, Andreucci verglich in seiner poesia ital. die lyrischen Gattungen mit gewissen Malerschulen. Addison, der so viel auf die Schweizer wirkte, hatte in einzelnen Stellen seiner Reisen und Gespräche über die alten Münzen oft versucht, beide Künste zu wechselseitigen Erklärungen zu brauchen, und daraus erwuchs 1747 Spencer's Polymetis, der zwischen beiden Künsten unter den Alten (wie auch Webb in Untersuchung des Schönen in der Malerei) eine stete Wechselwirkung annahm. Breitinger, der unter poetischer Malerei allgemein die Dichtung, nicht die besondern poetischen Gemälde versteht, bleibt zwar sehr mit seiner Betrachtung auf Nebendingen und Einzelheiten hangen, so daß auch bei ihm noch die König und Brockes neben Homer zu Ehren kommen; geht man aber der ganzen Ansicht auf den Grund, so sieht man wohl, daß er bei seiner Vergleichung der beiden Künste nur auf ihre gemeinsame Wirkung auf die P h a n t a s i e abzielt. Hier liegt der allgemeinste Unterschied der Züricher und Gottsched's. Bodmer hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er den deutschen Dichtern Mattheit und Trockenheit vorwarf, „die sie durch ihre Philosophie und ihre Liebhaberei an Verstandeswesen sich erwarben, die die Lustbarkeiten der Einbildungskraft unterdrücke!" Der gute Gottsched pries das aber gerade![33] Die Vernunft sei Gottlob geläutert bei uns! die ausschweifende Einbildungskraft sei in ihre Schranken gewiesen! das habe den Fall Lohensteins bewirkt! es seien dauerhafte Schönheiten dafür gewonnen! Daher will er von keiner Oper und Cantate hören, „weil der Verstand dabei nichts zu denken hat." Daher schreiben sich die wunderbaren poetischen Urtheile des weisen Mannes, die von einer merkwürdigen Phantasielosigkeit zeugen! Ganz recht tadelt er das Malerische bei König, der Lakaien und Kutscher bis auf die Schnur an ihren Kleidern beschriebe, aber er tadelt auch den Schild des Achilles, und mit welchen Gründen! Der müsse so groß gewesen sein, wie der diamantene Schild der himmlischen Rüstkammer bei

33) Kritische Beiträge VI. p. 661.

Tasso; die Figuren darauf bewegten sich, so daß man sie sich wie Mücken vorstellen müßte, die um den Schild schwebten!![34] Es ist wohl wahr, daß auch die Schweizer ihre Ansicht von der Wirkung der Einbildungskraft in der Poesie nicht streng verfolgen, auch sie sind auf sehr dürftigen Standpunkten stehen geblieben. Beide ordnen die Dichtung den Anforderungen einer grillenhaften Moral durchaus unter. Wenn Gottsched den Ausdruck schöpferische Kraft für Sünde hält, so halten dagegen die Schweizer das Reden von Verbessern und Erhöhen der menschlichen Natur durch die Künstler für gottlos, beide wagen also von Kunst und Ideal noch keinen Begriff zu fassen. Aber die Züricher sind doch wenigstens auf dem Wege zu helleren Einsichten, sie streben wenigstens schon vor Klopstock mehr nach einer Poesie des Herzens als des Verstandes, während Gottsched des ganzen Empfindungswesens nach Klopstock spottet; sie vertragen wenigstens die Phantasie des Milton, Ariost und Tasso, und überall sind daher ihre Werke Schutzschriften für diese Epiker und für das Wunderbare in der Dichtung, während Gottsched sich je länger je mehr in seinen Urtheilen blosstellte. Als der ärgste Gegenfüßler aller Romantik wirft er die „Teufeleien des Tasso", die „abgeschmackten Hexereien des Shakespeare", den Schwulst des Lohenstein und des Klopstock, mit dem Schauspiel von Faust und den Ritterbüchern, das Epos des Ariost und Milton mit dem Ottobert und Wittekind, mit Schönaich's Hermann und der Henriade und Pietsch's heroischen Lobgedichten Alles auf einen bunten Haufen zusammen, und eine Vorstellung von Milton räth er den Lesern sich bei einem älteren, possenhaft verstiegenen Uebersetzer zu holen[35]. Selbst mit dem Wunder-

34) Dichtkunst, Ausg. von 1750 p. 202.

35) In dieser Uebersetzung, die von Haake begonnen und von G. von Berg 1682 vollendet ward, lautet z. B. der Schluß des 3. Buches so:

> Endlich nun schimmert und scheint das Licht herfür,
> und himmelab durchstrahlet alles tunkel
> der äußern Gränz. Von dar sich Chaos in
> die tief verschloss, und das irrwirrgeschwärm
> der Finsterniß je länger je mehr verschwand
> und sich zumahl verlor &c.

baren der Fabel kommt er nicht zurecht, obwohl er doch diese Gattung nicht verwerfen darf, die seine Stoppe und Triller kultivirten, von denen der Letztere äußerst scharf in der Dichtkunst Breitinger's mitgenommen war. Um sie zu retten findet er nöthig, daß man voraussetzen müsse, die Bäume und Thiere, die da reden, hätten vielleicht in einer andern Welt Verstand und Sprache!! Man sieht wohl, wie dürftig sein Witz da wird, wo ihn sein Dacier'scher Aristoteles und sein Horaz verläßt! Eben da aber wird der Schweizer am beredtesten. In Breitinger's Dichtkunst nämlich ist außer der Bezugnahme auf die Malerei das Merkwürdigste, was er über die Fabel sagt. Auch hier ist der Gang seiner Erörterung vielleicht wunderlich, allein das, was er als Ergebniß eigentlich meint und nur nicht scharf auszudrücken und ins Licht zu stellen weiß, ist vortrefflich, und was er theoretisch hinwirft, wird von der ganzen Zeit ausgeübt, in der die Fabel die vertretende Gattung ist. Seine Betrachtung nimmt folgenden Gang. Der Dichter hat in seinem Geschäfte eine Wahl zu treffen. Nicht Alles in der Natur ist an Werth gleich, nicht Alles muß man schildern wollen, der Poet soll nicht allein wahr sein, sondern auch schön. Die Gegenstände der Natur nun beziehen sich auf unseren Verstand und unser Gemüth, sind lehrreich oder rührend; die Wahl von Gegenständen dieser letzten Gattung ist von sicherer Wirkung. Das Gemüth aber wird mehr gerührt von etwas Ungewohntem, der Dichter soll daher das Neue suchen, dessen höchste Potenz das Wunderbare ist. Das Neue, das Wunderbare ist also die Urquelle der poetischen Schönheit, sie entspringt aus dessen Verbindung mit dem Wahren. Daher sind die Ritterromane, in denen das Wahre fehlt, und die wissenschaftlichen Lehrgedichte, in denen das Wunderbare fehlt, falsche Dichtarten. Das Wunderbare findet sich nun in zweierlei Erdichtungen, wenn der Dichter durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen schafft oder wirkliche Wesen zur Würde einer höheren Natur erhebt: in Allegorie und Fabel! In der Fabel ist das utile dulci, das Wunderbare mit dem Wahren vereint; sie hat daher die höchste Kraft der Schönheit eines Vortrages. Diese Theorie ist vielleicht

noch schwächer als die Triller'sche. Allein wenn man nun sieht, wie sie in dem Begriff von Fabel alle Erfindung und Darstellung vereinen, wie sie das Epos eine ausführliche Fabel, die Fabel ein kleines episches Gedicht nennen, so wird deutlich, daß sich unsere Schweizer dieser Gattung annehmen, wie einst Harsdörfer der Allegorie, weil das schaffende Vermögen sich daran kund geben muß, daß sie mit dieser Bevorzugung der Fabel nichts sagen wollen als was vorher mit der poetischen Malerei: der Hauptgegenstand der Dichtung nämlich müßten Handlungen sein, und wenn Begriffe, so wenigstens bildlich eingekleidete Begriffe. Und daher dringen sie ebenso wohl auf das Epos wie auf die Fabel, und die ganze Zeit bewegte sich mit ihnen diesen beiden Gattungen zunächst zu. Gottsched ruhte auf seinen Regeln der Alten und kümmerte sich um alles Werdende um ihn herum, wie alle Schulpedanten thun, gar nicht. Er trägt daher auch jenes Kennzeichen, daß er Regel vor Anlage achtet, den Kunstbüchern mehr Werth zuschreibt als der Natur. Es würde ihm nicht einfallen, sagt er selbst in der Dichtkunst, daß die Griechen es so hoch gebracht, ehe sie die Regeln gefunden! sie erfanden nach ihm die Künste nicht durch die angeborene Kraft der Phantasie, sondern weil sie mit ihrer Vernunft ihren Geschmack bildeten und über Alles frei philosophirten! Wie die Wolfianer damals in alle Wissenschaften die mathematische Beweisführung trugen, so sollte es auch hier in der Poesie geschehen. Daher spotten denn die Schweizer über ihn, er habe eine Dichterzange [36], die so oder so gestellt fähig sei, ein Heldengedicht, eine Ode, ein Drama zu erzeugen. Und wirklich spielte er hierin die Rolle der Akademie und des französischen Hofs im goldnen Zeitalter, die sich die mangelnden Gattungen bestellten, wie ein Fabrikat; er tadelt die Breitinger'sche Dichtkunst darum, man werde aus ihr keine Ode und keine Cantate machen lernen, während die seinige Anfänger in Stand setzte, alle Gattungen auf untadeliche Art zu verfertigen!! [37] Er betrachtet also, wie alle seine

36) S. die Satire: Denkmal der seltenen Verdienste Gottsched's 2c. 1746.

37) Wer also, fügt er in der Vorrede seiner Dichtkunst von 1757 hinzu, Brei=

sächsischen Schulmeister, die Poesie wie eine bloße Stilübung; ihm ist daher ein Gelegenheitsgedicht so lieb wie ein Epos, während Breitinger allen lyrischen Gattungen gleichgültiger den Rücken wendet; er hat von einem freien Wachsthum einer verjüngten Poesie keine entfernteste Ahnung, so wie von dem Werth einer selbständig erneuten Kritik. Er sah nicht ein, daß sich die Einsichten der Menschen stets neu beleben müssen; ein ästhetischer Satz, den Lessing, Goethe oder Schiller frei fanden und dann in anderer Art der Auffassung bei Aristoteles bestätigt fanden, war mehr werth, als alle Poetiken der Scaliger, Boileau und Gottsched zusammengenommen. Dies ahnten die Schweizer wohl, sie schlugen ganz diesen Weg ein. Sie fühlen es daher nicht allein, sondern sie sagen es deutlich, der Unterschied zwischen ihnen und Gottsched liege darin, daß dieser überall auf dem Alten und Abgestorbenen, sie auf dem Neuen und Werdenden, in der Zeit ständen. Dies bezieht sich nicht allein auf seine aristotelischen Regeln, sondern auch auf sein Verhältniß zu der älteren deutschen Poesie, die sie verachteten. Es sagte es ja deutlich, schon als Klopstock erschienen war, daß die Zeiten des Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Literatur seien!

Daß bei diesem ganzen Kriege nichts herauskommen würde, war bei der Schwäche der Einsichten, bei der Neuheit der Gegenstände über die sich die Kritik verbreitete, bei der Blindheit der Partheien und der Kleinlichkeit der Menschen vorauszusehen. Nichts war gut dabei, als daß sich nun Alles zur Kritik drängte, und daß, während noch lange Zürich als der Thron der Kritik betrachtet wurde und Alles auf Bodmer sah, sich Lessing bildete. Was aber innerhalb

---

tinger's Buch in der Absicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde sein Geld zu spät bereuen. Zumal es doppelt so stark, und folglich doppelt so theuer sei als seines! und dennoch führe es nur einige Kapitel der Dichtkunst aus, könne also gegen sein Werk nur die kleine Dichtkunst heißen, wie Aristoteles jene große neuere Ilias gegen Homer's die kleine genannt, doch ohne daß er sich mit Homer vergleichen wollen!! Man sieht wohl, wie dem theuern Manne kein Mittel zu niedrig ist und kein Dünkel zu hoch, um sich gegen die Schweizer zu wehren.

dieser streitigen Parteien geschah, war durchaus nicht auf die Dauer wichtig. Es galt nur Worte und Kleinigkeiten; was Gottsched an den Schweizer Dichtern aussetzte, was die Vertheidigung der Haller'schen Muse (1741) erwiderte, waren Alles Wortfechtereien; was die beiden Poetiken brachten, war leeres Gehäus auf der Einen Seite, und vereinzelte Bemerkungen auf der anderen. Man ging in poetischer Kritik wie in der Sprache von dem Prinzip der Korrektheit aus, und dies vorzugsweise auf Gottsched's Seite[38]. Verständige Männer wie Hagedorn wandten sich daher mismuthig von diesen Balgereien ab, die wir auch hier nicht im Detail verfolgen; sie fanden, daß sich beide Seiten lächerlich machten. Was das auffallendste dabei ist, so erkannten beide Parteien das, was ihr bestes Verdienst ist, nicht allein bei der anderen gar nicht, sondern auch an sich selbst am wenigsten an. Gottsched hatte das große Verdienst, daß er sich für die Emancipation der deutschen Sprache in allen Kreisen regte. Er gab daher der französischen Akademie in Berlin gern einmal einen Hieb, er schonte den französischen Adel in Deutschland so wenig, als die lateinischen Schulmänner, und als die Jesuiten, die die barbarische Sprachmengerei fortsetzten. Er hatte seine deutschen Schulbücher auf allen Schulen in Sachsen verbreitet, und steht so dicht neben Thomasius und Wolf und deren Bestrebung für Aufnahme der deutschen Sprache. Er selbst vergißt zwar nicht, gelegentlich auch dies Verdienst sich anzurechnen, doch spricht er weit seltener davon, als von seinen eingebildeten und Scheinverdiensten geringerer Art; die Schweizer aber beachten es gar nicht. Diese ihrerseits haben fast kein wesentlicheres Gute gestiftet, als die Hervorziehung der altdeutschen Literatur.

---

38) Durch die kraftvolle und beharrliche Vertretung dieses Prinzips, findet Danzel (obwohl er sie in demselben Athemzuge als Misgriff und Einseitigkeit bezeichnet), habe sich Gottsched ein welthistorisches Verdienst erworben!! Diesem Gottschedianismus ist nur noch der andere p. 77 zu vergleichen: G. habe zuerst die Idee der deutschen Gesammtliteratur gefaßt; er „hat damit der Geschichte derselben im 18. Jh. ihren Weg vorgezeichnet! es handelt sich bei Klopstock, Lessing, Wieland — nur (!) um das Wie dieser Lösung! die Aufgabe selbst haben sie, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, von dem verachteten Vorgänger überkommen!!" Welche Vorstellungen von dem Geistesleben einer Nation!

Was Gottsched für den Reinecke Fuchs und gelegentlich für den Renner, was Leute seiner Seite, wie z. B. Müldener (für den Froschmäusler) thaten, kommt hierneben in keinen Betracht. Die Minnesänger und Boner, Parcival und die Nibelungen wurden von Bodmer bekannt gemacht. Mit welchem Eifer er die Rettung alter Schätze betrieb, beweist sein Briefwechsel. Er setzte Hagedorn und Renner, Hartmann (in Tübingen) und Gellert, und wen er erreichen konnte, in Bewegung; Müllers Gedichtsammlung schließt sich an seine Bemühungen eng an. Wie wenig aber beide Parteien, obgleich sie hier einmal zusammentrafen, diese Bestrebungen beachteten, ist schon Lessing aufgefallen, der in seinem Aufsatze über die Fabeln der Minnesänger nachwies, daß sie hier alle Gelegenheiten versäumten, von einander zu lernen, und sogar über einander zu schimpfen. Dies letztere versäumten sie doch sonst auf keine Weise. Denn dies ist das Aergerliche in dem ganzen Streite, daß man sich gegenseitig — und genau betrachtet eben so oft mit als ohne Grund — Kabalen Schuld gab, die Hülfe der Parteigänger suchte, und so das Uebel stets ärger machte. Bodmer klagte in der spätesten Ausgabe seines Milton über die Kabale, die sich gegen verschiedene seiner Werke angesponnen, Gottsched argwöhnte Verschwörung und Bestechung von Zürich aus, wo sich nur Jemand gegen ihn aussprach, und die Schweizer versicherten selbst ironisch: der Hamburger Korrespondent erhalte vierteljährig einen Kober mit 1/2 Schock Schweizer Käse von ihnen, Rost habe Würste, und Liscow Beides empfangen.

Innerhalb 10—15 Jahren entschied sich übrigens für die Seite der Schweizer ein vollkommener Sieg, und Gottsched's Niederlagen wären zu schmerzlich zu nennen, wenn er irgend eine Empfindung zeigte, wenn ihn nicht die Einbildung stumpf gemacht hätte. Nach 15 Jahren war er aus allen Stellungen herausgeschlagen, in denen wir ihn oben so fest verschanzt sahen. Schon im Jahre 1738 verlor er durch lächerliche Empfindlichkeit seine einflußreiche Stellung in der deutschen Gesellschaft[39]. Ein Mitglied derselben, Dr. Steinbach in

39 Vgl. Danzel's Gottsched p. 97 ff.

Breslau, schrieb Günther's Leben, vertheidigte diesen und nahm sich der Schlesier gegen Gottsched an; dieser, in der Absicht Steinbach's Ausstoßung zu erwirken, erklärte seinen Austritt; man nahm ihn aber an, und als er einlenkte, wich man ihm aus. Auf der Universität begann dann Gellert's große Wirksamkeit. Gottsched's Schulbücher wurden blosgestellt, selbst seine Sprachkunst fing an, von Hagedorn privatim, von Heinze öffentlich und gründlich angefochten zu werden. Das kritische Ansehen verlor er, seitdem sich die Dichtkunst Breitinger's neben die seinige, und die Sammlung kritischer Schriften in Zürich 1741—44 gegen seine Zeitschriften stellten. Bald überflügelten ohnehin die Berliner Kritiker und Lessing alle Beide. Seine philosophischen Monopole wurden zerstört, als Baumgarten in Halle, viel schulgemäßer als Gottsched an Wolf's System und dessen Theorien von der angenehmen Empfindung angeschlossen, seine Aesthetik (aesthetica 1750) schrieb. Wenn dieser gleich seine Beispiele aus den Lateinern holte, und überhaupt nur den theoretischen Theil von dem Schönen und von diesem selbst nur den Theil, den er Heuristik nennt, vollendete, so griff dagegen sein Schüler Meier, der in seinen Anfangsgründen der schönen Wissenschaften (1748) das noch unerschienene Werk Baumgartens benutzte, in eigenen Abhandlungen und Beurtheilungen (1747—49) Gottsched und seine Dichtkunst wiederholt und hart an. Noch ein anderer Schlag traf ihn aus Halle. Er hatte zwar dort in den Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks 1743—47 ein Blatt, an dem seine geschwornen Schüler arbeiteten. Aber welche Schüler! Der Hauptarbeiter war Mylius, jener Vorläufer unserer unordentlichen Genies des achten Jahrzehnts, von dessen späteren Wochenschriften noch, dem Freigeist und dem Wahrsager, Lessing, der ihn doch als Freund schonend behandelte, geurtheilt hat, sie seien Skandalchroniken voll nachlässiger Schreibart, pöbelhaftem Witz, gemeiner Moral und beleidigender Satiren. Die Bemühungen hatten überdies so wenig Selbständigkeit, daß sie gewöhnlich nur ausführten, was ihnen Gottsched's Schule in Greifswald in ihren kritischen Versuchen 1741—46 an die Hand gab,

die jedoch weniger blind sich in einer gewissen Unpartheilichkeit zu halten suchten. Gegen die Bemühungen nun lehnten sich die zwei Freunde S. Gotthold Lange (aus Halle 1711—81) und J. J. Pyra (1715—44) auf, von denen der Letztere einen Erweis schrieb, daß die Gottsched'sche Sekte den Geschmack verderbe (1743). Diese Schrift bedeutet viel weniger, als daß Beide nachher durch ihre von Bodmer herausgegebenen freundschaftlichen Lieder (von Damon und Thyrsis 1745) und Horazischen Oden (1747) mit Gleim und Uz wirkten, die etwas früher in Halle zusammengetroffen waren und Baumgarten's dankbare Schüler und Meier's Freunde wurden. Die anakreontische Dichtung ging von diesen Philosophen und Dichtern aus, und diese Lyrik zwar, die nachher mehr eine feindliche Stellung gegen die Klopstock'sche Schule nahm, konnte allenfalls für Gottsched günstig genannt werden, der die Religion nicht als Muster der Dichtung anerkennen wollte, allein die Dichter selbst stellten sich sämmtlich gegen Gottsched. Wie Lange selbst lächerlich andeutete, so steigerte die begeisterte Freundschaft, die in diesem Kreise herrschte, die freimüthige „republikanisch römische Gesinnung" und die Hülfleistung unter einander, und wirklich war der Bund, der von hier aus mit den Schweizern geschlossen ward, der engste und gegen Gottsched auf alle Weise thätig. Man hetzte von hier aus Kritiker gegen Kritiker, Philosophen gegen Philosophen, Dichter gegen die Dichter „der Schule Teutobocks und des Blocksbergs", und Lange's Doris sollte ihre Kräfte aufbieten, die Kulmus (Frau Gottsched) zu demüthigen. Nicht so grell fielen auch noch in den 40er Jahren in Leipzig selbst die sogenannten Bremer Beiträger, z. Th. seine eigenen Landsleute und Schüler von ihm ab, und diese Erscheinung werden wir zunächst verfolgen müssen. Weiterhin wand sich aus diesem Kreise Klopstock los, der alle Frommen und alle Weiber Gottscheden ganz entzog, sammt Allem, was nur noch einigermaßen Sinn für Dichtung und Empfindung hatte. Von diesem Augenblick an war die Schweiz und Niederdeutschland ganz für ihn verloren, sein ganzer Anhang in den Provinzen zerstäubte, das Ansehen Königsberg's und Pietschens ging auf Berlin

und Ramler über, Schlesien verstummte und die letzte Dichterin dieser Gegenden, die Karsch, zog sich nach Berlin und nach der Halberstädter Schule, selbst Sachsen ward durch Gellert, Weiße und Lessing ganz von ihm abgewandt. Man wird daher erklärlich finden, daß Gottsched seit 1749 sehr eifrig bemüht erscheint, sich die in Deutschland verlorene Stellung in Wien wieder zu gewinnen[40]. Er hätte dort gern eine deutsche Gesellschaft entstehen sehen; er reiste selbst dahin, er regte den Gedanken einer Akademie an, er sprach sogar gegen seine dortigen Freunde den Wunsch aus, Erzieher der kaiserlichen Kinder zu werden! Wie das Alles fehl schlägt, muß er sich begnügen, auf das Wiener Theater in seinem Sinne einzuwirken. Was aber seine Verdienste auf diesem Gebiete überhaupt angeht, so zerstörte ihm Lessing jede Selbsttäuschung darüber, wenn es dessen noch bedurfte. Denn hier hatte er die unverdientesten empfindlichsten Kränkungen schon früher erfahren müssen. Er war thöricht genug gewesen, sich mit der Neuber, der Gründerin seines Ruhms zu überwerfen, als diese eine Uebersetzung seiner Frau gegen eine andere zurückwies. Er tadelte sie nun, daß sie ihm auch in anderen Punkten nicht immer nachgab, laut und übertrieben, und bedachte nicht, was es heiße, mit einer Frau Händel anzufangen, die alle Mittel gegen ihn hatte, während er keine gegen sie. Sie rächte sich bitter an ihm. Sie gab einen Akt seines Cato ins Lächerliche gezogen, sie brachte ihm zum Trotz die Burlesken zurück, und ihn selbst in einem Vorspiel auf das Theater, unter der Person des Tadlers, im Beisein des Hofs, an dem Gottsched keinen Gönner hatte, und unter dem Schutze des Grafen Brühl. Rost verewigte diese Begebenheit in einer boshaften poetischen Erzählung (das Vorspiel 1742), die Bodmer zum Druck beförderte, und dachte, nachdem er 1744 Sekretär bei Brühl geworden war, darauf Gottscheden und seiner belustigenden „Phalanx" (Schwabe, dem Verfasser der Belustigungen des Verstandes und Witzes) den Garaus zu machen. Er wollte sie mit Namen aufs Theater bringen,

---

40) Hierüber sind nähere Mittheilungen erst durch Danzel's fleißige Durchsicht der Gottsched'schen Correspondenz bekannt geworden.

weil er fand, daß sie gegen jede Beweisführung und gelehrte Bekämpfung gleichgültig waren. Er war, obgleich er Gottsched persönlich sogar verbunden war, dessen unversöhnlichster und heftigster Feind, und noch 1752, als sogar die Oper wieder in Leipzig erschien und Gottsched also die letzte Frucht seiner theatralischen Bemühungen verloren sah, breitete auch dieses Ereigniß ein ganz persönliches Pamphlet in Knittelversen, von Rost verfertigt, aus, und Gottsched mußte die Demüthigung erleiden, bei persönlicher Beschwerdeführung vor dem Grafen Brühl in Anwesenheit Rost's selbst noch persiflirt und abgewiesen zu werden.

---

3. Die Verfasser der Bremer Beiträge.

Einer der berüchtigtsten von Gottsched's Schülern und Schildknappen war J. Joachim Schwabe (1714–84), der von 1741 an acht Bände Belustigungen des Verstandes und Witzes herausgab, welche die Schwäche der Gottsched'schen Seite in der Dichtung viel schlimmer herausstellten, als Gottsched's eigene Blätter die ihrer Kritik. An diesen Belustigungen arbeiteten übrigens eine Reihe von Männern mit, die nachher ehrenvoller bekannt geworden sind, als der Herausgeber. Unter diesen war Kästner Gottsched's genauer Schüler, und der Letztere suchte sich den bedeutend werdenden und gefährlichen Mann auch freundlich zu erhalten. Kästner seinerseits brach auch nicht mit ihm, er äußerte sich sogar in Briefen und Epigrammen gegen die Schweizer und selbst gegen Liscow; wir lassen es aber dahin gestellt, ob dies nicht blos Widerspruchsgeist war, der in Menschen, wie Er, die an Allem nur die fehlerhafte Seite sehen, und die sich selber eben so gern als Andere ungern spotten hören, sehr gewöhnlich ist. Sonst äußerte er sich gelegentlich an Hagedorn, daß er nicht begriffe, wie Bodmer alle Arbeiter an den Belustigungen für Anbeter Gottsched's habe halten können; auch fehlt es nicht an Winken, daß die Freundschaft zwischen Beiden eine Weile gelockert war. Wie zweideutig es

übrigens gleich in den ersten Jahren nach dem stärkeren Auftreten der Schweizer, ja selbst schon früher, innerhalb des vertrautesten Schulkreises Gottsched's um Treue, Anhänglichkeit und Achtung aussah, davon geben beide Schlegel das redendste Beispiel. Adolph Schlegel behauptete, in Leipzig selbst sei der Begriff von Gottsched's Größe, als er 1741 dahin gekommen sei, sehr klein gewesen; es hätte der Schweizer Schriften nicht bedurft, sein Ansehen dort zu stürzen. Wie wenig nachhaltige Achtung dieser Mann in der That bei seinen nächsten und ältesten Verehrern schon vor der Anfechtung der Schweizer genoß, davon scheint der vorhin erwähnte Vorgang bei seinem Austritt aus der deutschen Gesellschaft schon allein genugsames Zeugniß zu geben. Die Art und Weise, wie er seine Schüler und Anhänger behandelte, macht dies auch vollkommen begreiflich. Beide Schlegel, versichert Adolph, hätten absichtlich keine Collegien bei ihm gehört, weil er jeden Zuhörer, der einmal selbständige Meinungen aussprach, für einen undankbaren Schüler erklärt habe. Nur seiner Redegesellschaft habe Elias beigewohnt und er habe da erfahren müssen, daß Gottsched die Reden, worin den Ansichten seiner Rede- oder Dichtkunst widersprochen war, an sich behielt, unterdrückte und jeden Versuch des Verfassers vereitelte, sie wieder zu bekommen. Adolph Schlegel übertrieb übrigens, wenn er glauben machen wollte, sein Bruder Elias sei schon unabhängig von Gottsched auf die Universität gekommen und seine Poesie habe schon ihren eigenen Charakter gehabt, ehe er Gottsched kennen lernte. Er hatte bei seinen frühesten dichterischen Versuchen noch auf der Schule Gottsched's Dichtkunst mit Andacht benutzt, er ward dann mit Gottsched in Leipzig bekannt, ließ sich von dessen Eifer für die Literatur anstecken und schrieb gegen Mauvillon's lettres sur les François et les Allemands. Noch viel entschiedener griff er mit Gottsched das Werk der Bühne an und schon 1739 wurden des jungen Mannes Geschwister in Taurien und Hermann von Neuber durch Gottsched's Hinzuthun aufgeführt. Dabei war er einer der fleißigeren Mitarbeiter an den Beiträgen, dem Büchersaal und den Belustigungen. Bald aber sieht man ihn durch Hagedorn's Ver-

mittelung mit Bodmer Briefe wechseln, aus denen hervorgeht, wie sehr Bodmer's Schriften die junge Welt in Leipzig, die er angriff, zwischen Scham und Aerger theilten. Noch zwar gesteht Schlegel 1746, daß er mit Gottsched nicht zerfallen sei[41]), er sei sein Freund gewesen. Schon damals aber, als Bodmer's Dichterkomplott[42], Allen, die darin getroffen gewesen, die Galle rege gemacht, habe er sich zu wehren gehabt, nicht mit in den Streit gezogen zu werden, denn auch sein erwähnter Brief an Mauvillon war in Bodmer's Schrift nicht frei ausgegangen. Schon damals hätte er gern Bodmer'n Erläuterungen über diesen Brief gegeben. Wenn man sich übrigens, fügt er hinzu, in Leipzig jetzt aus dem Lobe Gottsched's keine Ehre mehr machte, so sei dies schon zu seiner Zeit so gewesen. Gottsched habe ihn stets mit Anderen darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt! Man hat einen Brief von Schwabe an Gottsched vom Jahr 1744, der dem Meister berichtet, wie ein von ihm ausgesetzter Preis den Leipziger Dichtern ausgeboten wurde: es ist höchst charakteristisch, daß sie sich alle, meist Mitarbeiter an den Belustigungen und später an den Bremer Beiträgen[43]), unter Ausflüchten weigern, auf die Sache sich einzulassen: Gärtner, A. Schlegel, Mylius, Zachariä, Cramer u. A. Aus ihrer Reihe war Rabener ein besonders eifriger Mitarbeiter an den Belustigungen. Sein Antheil daran füllt den ersten Band seiner gesammelten Satiren und kann uns ein Bild des ganzen unlustigen Inhalts dieser Zeitschrift geben. Man wird sich dabei unwillkührlich an die schlechten satirischen Schriften des 17. Jhs. erinnern, aus denen Liscow mit einem frischen

---

41) Nach Danzel's Gottsched p. 154 brach Gottsched übrigens den Briefwechsel mit E. Schlegel schon 1744 ab, als ihm dieser geschrieben hatte, daß er den Milton nicht so anbete wie die Schweizer, aber auch nicht so verachte, wie Gottsched's Anhang.

42) In den Belustigungen war gleich Anfangs ein prosaisches Gedicht, der Dichterkrieg, erschienen, in dem Bodmer unter dem Namen Marbod verspottet ward; hiergegen setzte Bodmer: das Komplott der herrschenden Dichter und Kunstrichter.

43) Briefe von Cramer, Gleim u. a. Mitarbeitern an den Bremer Beiträgen sind hrsg. von A. Glaser in Westermann's illustr. Monatsheften 1857, April u. f.

Satz herausspringt, Rabener aber langsam hervorgeht und noch viel — wenn nicht Schmutz — so doch Wasser und Staub an sich hängen hat. Auch er korrespondirte aber bald mit Bodmer, fiel ganz von Gottsched ab, machte sich mit J. Adolph Schlegel über ihn lustig und pflegte ihn blos "sched zu nennen, weil man den Namen Gottes nicht unnütz führen solle, was wenigstens ein besserer Witz war, als wenn Gottsched immer in Scherz und Ernst Klopfstock schrieb. Auch Gellert war im Anfange Gottsched's Anhänger und schrieb in die Belustigungen; ein Band vermischter Gedichte, der 1770 als ein Anhang zu seinen sämmtlichen Schriften herausgegeben ward, und womit man ihm einen schlechten Dienst erwies, enthält lauter bestellte Gelegenheitsgedichte, die ganz in Gottsched's Manier sind. Auch Er aber änderte seine Meinung von Gottsched nach seinem eignen Geständnisse bald; dies verträgt sich wohl damit, daß sich der friedliche Mann, wenn es im Kreise der abgefallenen Jünger über Gottsched herging, desselben annahm. In den Belustigungen war ferner Zachariä's Renommist erschienen, und Cramer hatte hineingearbeitet, Beide behandelte Gottsched nachher als Abtrünnige, sobald sie sich als Klopstockianer verriethen. Endlich war auch Gärtner ein Mitarbeiter an den Belustigungen, und half Gottsched an seiner Uebersetzung des Bayle und Rollin. Er aber ist es, der zuerst mit den Belustigungen unzufrieden war und das Zeichen zum Abfall von Gottsched gab. Daß dies grade von gebornen Sachsen, von seinen eigenen Schülern und von Leipzig selbst ausging, war für diesen ein empfindlicher Schlag, denn bald ward der Meißnische Witz durch diese neue Gesellschaft vertreten, und nicht mehr durch Gottsched's Anhang.

L. Chr. Gärtner (aus Freiberg 1712—91), schon auf der Schule in Meißen mit Gellert und Rabener bekannt, entwarf den Plan zu den sogenannten Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (1744—45), die sich schon diesem Titel nach von Schwabe lossagten, mit dem Gärtner vorher die Reformation des bisherigen Blattes berathen hatte. Da sich dies zerschlug, setzte er sich zuerst mit Cramer und J. A. Schlegel in Verbindung, dann trat

Rabener zu, C. Arnold Schmid aus Lüneburg, Ebert, Zachariä, und aus der Ferne Elias Schlegel (in Kopenhagen); erst als die Verfasser bekannt wurden, Gellert; bei dem 2. Bande Giseke und Spener, der jung starb, zuletzt Fuchs, Klopstock und Schmidt aus Langensalza. Einige unpassende Elemente sonderten sich bald ab, wie Mylius und Kühnert, der nach Klopstock's Schilderung, eben wie Mylius, eine Art Vorläufer der unregelmäßigen Genies gewesen sein muß: bald Zweifler, bald Philosoph, bald Spötter aller menschlichen Handlungen, Dichter, Menschenfeind und Freund. Andere waren diesem Kreise zugesellt, die weniger oder gar nicht durch Schriften bekannt wurden: Olde, Rothe, Straube aus Breslau. Auch Hagedorn wurde eingeladen, und wenn auch nicht als Mitarbeiter, so war er doch als Freund mit den meisten verbunden; Ebert und Giseke, die ihm sehr nahe standen, vermittelten das Band, so wie auch Fuchs durch Hagedorn unterstützt und dieser Gesellschaft empfohlen war. Die Augen Aller waren auf diesen Mann als auf ein Vorbild gerichtet, seine Selbstkritik, sein Geschmack, seine Friedlichkeit und Abneigung vor den literarischen Streitigkeiten wurden ihnen gleichmäßig Muster, und auch der gesellige Kreis seiner Umgebung schien hier nachgeahmt werden zu sollen. Die Richtung unserer neuen Verbündeten ging nämlich zuerst auf strenge Kritik aus. Die ganze Gesellschaft sollte als Censurgericht über Aufnahme und Verwerfung der Artikel entscheiden, und Gärtner war in dieser Hinsicht der Vorsteher, der wählig und unnachsichtig war, und um so strenger sein konnte, als er selbst sehr Weniges, einige Gedichte, ein und das andere Schäferspiel u. dergl. hervorbrachte. Sodann aber war die Hauptabsicht, sich außer dem Streite zu stellen, die Namen deshalb verborgen zu halten und keine Kritiken und Streitschriften aufzunehmen. Um auch nicht einmal als blinde Leipziger zu gelten, setzten sie auf den Titel den doppelten Druckort Bremen und Leipzig, woher ihre Schriften die Bremer Beiträge hießen, und sie suchten die Verbindung mit Hagedorn und den Niedersachsen. Sonderbarerweise hatte dies solche Erfolge, daß später die ganze Gesellschaft, unter der mehrere Niederdeutsche waren,

außer Gellert und Rabener nach Nieder- und Norddeutschland überwanderten, was sehr schön die Verödung der sächsischen Literatur ausdrückt, die mit der politischen Katastrophe 1756 ungefähr zusammenfällt. El. Schlegel war schon seit 1743 in Kopenhagen; Cramer und Klopstock zogen sich dorthin und der erstere hatte Absichten auch auf Gellert; Ebert aus Hamburg war mit Zachariä, Schmid und Gärtner später in Braunschweig zusammen, Gisele, A. Schmid, A. Schlegel im Hannoverschen. Die friedfertige Stimmung spricht sich in der Einleitung der Beiträge aus. Sie sagt, die Verfasser wollten die Liebe zur Dichtung und Beredtsamkeit ausbreiten, sich über das Mittelmäßige heben, besonders den Frauenzimmern nützlich sein! Sie wollen vergnügen, erheitern, und lassen denen ihre Freiheit, die nicht scherzen können und deshalb Scherze anfechten. Sie erwarten Kritiken, um sie sich zu Nutze zu machen, wehren würden sie sich nicht dagegen. Der kriegerischen Gegenden gäbe es schon genug, man werde schon ausmachen, unter welchem Himmelstrich der gute Geschmack seine meisten Anhänger habe. Sie wollten friedlich zusehen.

Das Kennzeichen oder die Quelle ihrer Friedlichkeit war die gesellige Natur dieser Männer und die trauliche Freundschaft, die sie im engeren Zirkel zusammenband. Ihre freiere, heitere Art zu sein, unterscheidet sie sämmtlich von Gottsched's steifer Gelehrtensitte, und neigt sich anfangs, wie wir selbst in dieser Einleitung hören, ganz Hagedorn zu. Einige unter ihnen, wie Rabener, waren geachtete Geschäftsleute, mehrere von durchaus munterer, witziger, aufgeräumter Natur, und in geselligen Kreisen ungemein wohl gelitten, worunter Rabener, Ebert und Zachariä gehören; Andere, wie namentlich Cramer, ihres feineren und selbst vornehmen Gesellschaftstons wegen gerühmt. Bei ihrem Zusammenleben in Leipzig muß eine fröhliche glückliche Stimmung unter dem ganzen Kreise verbreitet gewesen sein, die von Selbstgefühl, dichterischer Wärme und gegenseitiger Achtung aufs schönste gesteigert war. Keiner ist unter allen, der nicht irgendwo in seinen Werken oder Gedichten auf diese reizvolle Gesellschaft zurückblickt, mit

Stolz und Wehmuth die goldne Zeit preist und der innigsten Freundschaft mit Entzücken denkt. Unter ihnen ist Klopstock wie ein Riese über die Andern emporgeschossen, er hat sich aber nie über sie emporgehoben, und mit Recht war Niebuhr die Bescheidenheit rührend, mit der er die zum Theil mittelmäßigen Freunde als seine Ebenbürtigen um sich sah. Von ihm haben wir die poetische Schilderung dieses Kreises in der Ode Wingolf (1747), die merkwürdig dasteht unter den ähnlichen Dichtercharakteristiken von Bodmer und Gottsched, und die zugleich die Gehobenheit der Gesinnungen, der Empfindungen und der dichterischen Kraft dieser Jünglinge ausspricht. Wie schön gibt er Jedem, mit freundschaftlichen Händen freilich Lob vertheilend, sein charakteristisches Merkmal. Er rühmt Ebert minder als Dichter, aber als Freund, als Schüler der Griechen und Römer, besonders als Verehrer der Engländer. Cramer's Ode von der geistlichen Beredtsamkeit gegenüber hebt er, dem Stile des Freundes gemäß, den Ton. Sing' nach Beredtsamkeiten, ruft er ihm zu, die erste weckt den Schwan in Glasor schon zur Entzückung auf; sein Fittig steigt und sanft gebogen schwebet sein Hals mit des Liedes Tönen. Giseke's sanftes Auge hatte Klopstock's Herz entwandt, als er ihn das erstemal sah: wenn er einst stirbt, so soll Er ihn besingen; sein Lied voll Thränen wird den treuen Geist noch um sein nachweinendes Auge zu weilen zwingen. Den Hasser der Thorheit, Rabener, den menschenfreundlichen und gerechten, dessen herzvolles Gesicht den Freunden der Tugend liebenswürdig ist, heißt er die Thoren scheuchen, und selbst durch ihr kriechendes Lächeln sich nicht im strafenden Zorne stören zu lassen. Gellert's süßes Geschwätz soll ihm einst seine Freundin auf dem Schooße erzählen, und als Mutter zugleich es die kleine Tochter lehren. Dem ernstvoll heiteren Gärtner, dem Vertrauten unverhüllter Wahrheit, lauschen die Bemerkungen seiner Freunde, denen er werth war wie Quintilius dem Flaccus. Schlegeln sieht er in der Dämmerung des Hains aus dichterischen geweihten Schatten schweben, in Begeisterung vertieft und ernstvoll. Aber das lauteste Evan Evoe begrüßt Hagedorn und es zeigt mehr als ewas, wie sie den fröhlichen

Weisen in enthusiastischer Verehrung hielten und wie sie in jenen Zeiten für Vergnügen und Freunde empfänglich waren[44]. Wenn wir auch nachher zusammenstellen, was eigentlich aus diesen Männern und aus ihren Schriften diesen Zeitpunkt und die Bremer Beiträge charakterisirt, so würden es hauptsächlich nur Rabener's Satiren, Zachariä's komische Epopöen und Gellert's Fabeln sein, deren eingängliche Laune ihnen wenigstens so viele Leser damals verschaffte, als ihre makellose Moral. Selbst Gellert nämlich wär im Anfange offenbar zu weit größeren Freiheiten hingerissen, als er sich selber später verzieh. Es stritten sich in diesem Kreise, in ihren Charakteren, Gedichten und Schicksalen Freude und Wehmuth ganz eigenthümlich. Was in Haller und Hagedorn mehr auseinanderlag, vereinte sich hier eine Weile gleichsam, um nachher in Klopstock und Wieland sich noch weiter von einander zu entfernen. Der vergnügliche Cirkel der weichen und sanften Freunde trennte sich und dies ließ einen Stachel in jedem Einzelnen zurück, der sich wieder am schärfsten in jener schwermüthigen Ode Klopstock's an Ebert ausspricht. Widrige Schicksale wirkten auf die Gemüther verdunkelnd ein; Schlegel hatte den Tod seines Vaters, bald darauf den Tod seines früh dahingegangenen Bruders Elias, Giseke den seiner Eltern, Cramer den seiner Braut, Klopstock den Verlust seiner ersten Liebe zu betrauern. Dies wurden Klagen für

---

44 Evan Evoe Hagedorn!
Da tritt er auf dem Rebenlaube
muthig einher, wie Lyäus Zeus' Sohn!

Mein Herze zittert! Herrschend und ungestüm
bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan! mit deinem Weinlaubstabe,
schone, mit deiner gefüllten Schale!

Ihn deckt als Jüngling eine Lyäerin,
nicht Orpheus' Feindin, weislich mit Reben zu,
und dies war allen Wassertrinkern
wundersam, und die in Thälern wohnen,

in die des Wassers viel von den Hügeln her
stürzt — u. s. w.

Dazu die schon früher angeführte Stelle.

den ganzen Kreis der Freunde. Mit dem Messias zog sich ein elegisch sentimentaler Ton über ganz Deutschland hin, Klopstock versenkte sich immer tiefer in heilige Stimmungen, Cramer ward trüber und sah sogar auf die Satiren seiner Freunde misbilligend hin, Schlegel folgte, sogar Zachariä griff nach geistlichen Epopöen und Ebert übersetzte den Young. C. Arnold Schmid's lange nachher erschienene Gedichte, seine (Klopstockischen) Lieder auf die Geburt des Erlösers (1761) und seine (Wielandischen) Jugendgeschichten des heil. Blasius (1786) zeigen ihn scharf getheilt zwischen diesen beiden Richtungen. Gellert ging von der Fabel zum geistlichen Liede über; seine Heiterkeit war immer eine rührende gewesen, und auch in Gärtner's und Giseke's Frohsinn spielte Ernst und sanfte Schwermuth hinüber. Alles, was die ganze Lyrik dieser Männer kennzeichnet, läßt sich auf diese Momente zurückführen, auf die Freude, die ehemals in ihrem Kreise herrschte, auf die Wehmuth, die ihre Trennung und andere Geschicke, die allgemeine Stimmung in Deutschland oder die hypochondere Anlage der Einzelnen über sie breitete, auf die Freundschaft und die Tugend, die in Beidem, in Leid und Freude ausdauerte.

Allerdings ist gerade das Lyrische, und besonders das heitere Lyrische die Stärke dieser Männer nicht. Ihre gesammten Reimgedichte sind nur veredelte Gelegenheitsgedichte, die dadurch, daß Empfindung in sie eingeht, aus der Reihe der hergebrachten Gottsched'schen heraustreten. Gärtner hatte nur des Mitgehens wegen wenige Gedichte gemacht; Klopstock's Freund, Schmid, machte nur eine Zeitlang die Gesellschaft zum Dichter; Adolph Schlegel hatte sich von seinem stürmischen Bruder nur so mitreißen lassen, wie er selbst gesteht; auch des Pastors Gottlieb Fuchs (1722—99) wenige Gedichte [45]) sind im Grunde nur interessant, weil sie von einem gewesenen Bauernsohne herrühren. Was bei Allen diesen Leichteres und Heiteres ist, hat, wie Alles der Art, auch bei Giseke durchaus keinen Werth. Es schien, als ob sich alles Anakreontische und Heitere um

45) Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauers-Sohnes. 1771.

Gleim und Uz hätte sammeln wollen, es gedieh in diesem Kreise nicht. Nur der Eine, J. Arnold Ebert (1723—95), machte hier eine Ausnahme, er trat aber auch mehr mit den Halberstädtern in Beziehung und lehnte sich vielfach und unselbständig in seinen lyrischen Werken an. Seine Gedichte, die 1789—93 von Eschenburg herausgegegen sind, früher zum Theil in Ramler's Anthologie aufgenommen waren, neigen sogleich zu dem Tone der Halberstädter Episteln, der Lessing'schen, hier und da auch der Voßischen Lieder hinüber, und stehen in unserer Leipziger Gesellschaft fremd. Dies machte seine Herkunft aus Hamburg, wo er an feineren Umgang gewöhnt, mit Hagedorn bekannt, schon 1742 Lieder machte, deren freierer Ton veranlaßte, daß man ihn von dem Studium der Theologie abschreckte. Ihm allein, dessen scherzhaftes Wesen beim Weine den strengen sittlichen Sachsen auffiel, verdarb die schwermuthsvolle Weisheit seines Young, den er übersetzte, sein fröhliches Herz, wie Klamer Schmidt von ihm rühmt[46]. So sagt auch Gleim von ihm, er verdiene um seiner heiteren Lieder willen eher ein Monument als Young mit seinen schwarzen Nachtgedanken. Ebert war übrigens nicht Dichter und wollte es nicht sein; Freundschaft und Freude hatten ihn dazu verführt. Er warf sich auf die Prosa, und übgrsetzte den Leonidas von Glover (1748) und Young's Nachtgedanken (1760), und wenn an diesen die Reinheit des Vortrags gerühmt wird, so muß man ja im Auge haben, was damals geleistet ward, und übrigens auch zwischen früheren und späteren Ausgaben unterscheiden. Am allgemeinsten vertrit das Lyrische der Bremer Beiträger Nicol. Dietrich Giseke

46) Werke I, p. 495.

— Rein willig flog es Dir, o Komus, und Dir, o guter Amor,
weit entgegen, und stimmet auch manches Lied an,
das die blühende Nachwelt noch beim Kelchglas
singt und unter dem Lösespiel der Pfänder,
wenn der jammernde Britte, kaum durchblättert,
von den Grätern und von den Eschenburgern
der Jahrtausende, die noch unterwegs sind,
alterthümlich im morschen Schrank umherstäubt.

(aus Csö in Nieder-Ungarn, 1725–65), dessen poetische Werke Gärtner 1767 herausgab. Auch Er war in Hamburg wenigstens erzogen und stand mit Brockes und Hagedorn in Verbindung, rühmt jenen als den, der die Welt glücklicher genießen gelehrt hätte, diesen des Geistes wegen, der in ihm den Dichter und Freund, die deutsche Redlichkeit und den Witz der Franzosen vereint, der ebenderselbe Geist sei, der im Horaz gerühmt wird, der im Sokrates die Wahrheit ergründet, und der uns in Sylvien gefällt. Man merkt schon, wir sind auf Hagedorn's Thema von den Grazien, oder wie dieser noch gleich Hagedorn schreibt, vom Geschmack. Wie Giseke persönlich seines anmuthigen Umganges halber bekannt war, so spricht er sich gleich seinen Lehrern gegen Schulpedanterie und die „Eingelenkigkeit der mißlungenen Philosophen" aus, gegen die Unempfänglichkeit der Mathematiker, die nichts als Reime hören, wenn man ihnen ein bewegliches Lied von der Tugend singt, statt sie zu definiren. Der Geschmack, lehrt er, macht auch den Pansophus galant, und ohne ihn ist selbst der Staatsmann ein Pedant; der Geschmack gibt der Tugend selber etwas, das ihr fehlt; die Freundschaft, die uns Gott hier zum Trost gegeben, empfängt von ihm Lebensanmuth. Wenn erst Geschmack in Deutschland herrschte, so würde Empfindung mehr des Dichters Kunst belohnen und Artigkeit nicht allein in Frankreich zu Hause sein. Noch freilich besingt Giseke diese hellere Weisheit dunkel genug, ungraziös diese Grazie, sein Lied und seine Oden sind noch hölzern, oft sind es bloße Gelegenheitsgedichte. Aber dunkel zeigt sich die Spur jener feineren Empfindsamkeit, die bei Klopstock kühner und deutlicher wird. Sie wagt sich hier nur fern in Liebesliedern an seine Frau zu äußern, die Gärtner noch gleichsam entschuldigen zu müssen glaubt. Erst Klopstock getraute seine Liebe der Welt zu eröffnen, Cramer und seine Radikin wurden in der Zeitschrift, dem Jüngling, nur noch unter dem Namen Arist und Irene geschildert; und Giseke, wie deutlich er fühlt, daß Liebe sich gern dem Geschmack und der Dichtung geselle, will sie zu besingen einem größeren vorbehalten; seine Muse weiß nicht die Empfindungen zu sagen, die kaum das Herz, das sie

fühlt, begreife. Als Schlegel, sagt er, die Liebe Cramer's besang, empfand sein Herz nur die Freundschaft, doch die Schmerzen der Liebe empfand er noch nicht. „Ich aber fühle sie schon die ganze Seele durchwallen." Dennoch wird auch bei ihm nur die Empfindung der Freundschaft laut, wie in diesem ganzen Kreise. So haben Gellert und Schlegel und Rabener gesagt, die Freundschaft habe sie zur Dichtung begeistert; so sagt Gellert in Briefen an Rabener: daß Er und Gärtner und die Andern seine Freunde gewesen, soll ihm so gewiß bei der Nachwelt Ehre und Sicherheit seines Geschmacks sein, als es Racine Ehre war, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen; ihre Periode werde in der deutschen Literatur nicht minder merkwürdig sein, als die des Boileau in der französischen! So sagt Giseke, Gott habe in ihn den Trieb freundschaftlicher Liebe gelegt, und ihn zum Herrn der übrigen Triebe gesetzt. Freundschaft lehrte ihn singen, und der Freunde Beifall ist ihm lieber als der einer Welt; als ihm der Himmel seine Freunde raubte, war es ihm Freude, seine quälende Schwermuth in Klagen zu ergießen, und er labte sich dann an dem schmerzlichen Rückblick auf die schöne Zeit in Leipzig[47]). So preist auch Adolph Schlegel jene kurzen Tage des Glücks, ihm für Jahrhunderte von Wollusttaumel nicht feil; auch ihm war die Freundschaft sein Ruhm, sein Glück, aber auch der Quell der herbsten Klagen. Diese Empfindung der Freundschaft regte sich damals im ganzen Geschlechte und ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Bei Klopstock findet sie bekanntlich fähigere Organe des dichterischen Preises. Bei

47) Poetische Werke p. 173.

O wie wünsch ich mir dann nur Einen der vorigen Tage,
Eine Stunde zurück!
Nur Ein Lächeln von euch, nur Ein Geschwätze von Freundschaft,
Einen flüchtigen Scherz!
Ach zu tief ist in mir der Freundschaft Empfindung gewurzelt,
sie mein einziges Glück,
Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther als Alles,
dann auch, wenn es mich quält.
Ach der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
und mein Herz ist verwöhnt.

Gleim stieg das Gefühl der Freundschaft bis zu einer Art Manie; in seinem ganzen Kreise gruppirt sich Alles in Freundespaare, und die Verhältnisse und Briefe von Lange und Pyra, Jacobi und Gleim und Aehnliche sind ihres empfindsamen Anstrichs wegen bekannt genug geworden. Wir haben die Bemerkung nahe liegen, daß ein ganz regelrechter Gang zur Ausbildung feinerer Empfindungen eingeschlagen wird. Brockes hatte für die Reize der todten Natur gestimmt, Hagedorn und Richey für die Anmuth des geselligen Umgangs, Diese fügen das tiefere Glück der Freundschaft hinzu, und machen sie zu ihrer Muse, und Orest und Pylades zu ihren Helden. Giseke steht auf der Schwelle, wie wir sehen, um in das Heiligthum der Geschlechtsliebe vorzudringen. Klopstock, werden wir finden, philosophirt förmlich über das Verhältniß dieser und der Freundschaftsliebe, er bleibt gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte. Dieser machte es sich aber eigentlich zur Aufgabe, die Liebe zu singen, und schien der Glücklichere zu sein, den Giseke prophezeite. Er brachte es, wie im Mittelalter geschehen war, wieder dahin, daß die Liebe der Dichter Muse ward, und dies blieb an unseren größesten Meistern hängen. Es war dazu eine recht sinnliche Liebe im Anfange, die Goethe und Schiller erst wieder läutern mußten.

Wenn es noch ein Anderes der Freundschaft gibt, in dem die Bremer Beiträger, wie verschieden sie von Charakter sind, fast alle zusammenstimmen, so ist es die Bekämpfung der Freigeisterei, das Einstehen für christliche Tugend. Dies unterscheidet ihre Moralpoesie, auf der sich Klopstock aufbaute, von der Lebensphilosophie der Epistolographen in Halberstadt, auf deren Höhe Wieland steht. In allen ihren einzelnen Werken, in den Beiträgen, in den vermischten Schriften der Verfasser dieser Beiträge, die 1748—52 die Letzteren fortsetzten, in den vielen Nebenblättern und Wochenschriften, die sich an sie anlehnten, dem Jüngling, dem Freunde, dem Fremden, dem Nordischen Aufseher u. A., die von Giseke, Cronegk, Elias Schlegel, Cramer herausgegeben wurden, ist die Freigeisterei der einzige Gegen=

stand, über den diese friedfertigen Männer polemisch werden können. Man muß dabei sich erinnern, daß Mehrere unter ihnen, Giseke, Cramer und Schlegel Geistliche waren, daß Andere mit Geistlichen in Verbindung standen, wie denn z. B. Mosheim seinen freundlichen Verhältnissen nach fast mit zu diesem Kreise gezählt werden müßte. Die Sache selbst trit mit den Dichtungen darüber eben jetzt allmählig heraus in der deutschen Welt. Der prophetische Aberglauben, der noch von Petersen her fortdauerte in den Kindermann, Bengel und Andern, rief jetzt einen Gegenstoß hervor; man nannte einzelne Freigeister, wie Edelmann und Dippel, aber mit Abscheu; man witterte Zweifel und Unglauben, und so war jener Mylius im Rufe eines Freigeistes, obgleich er seiner Zeitschrift nur aus Speculation diesen Titel gegeben hatte. Man merkt aber wohl, daß schon etwas mit dem Namen zu machen war, der sich, seitdem Toland's Buch christianity not mysterious (1696) verdammt und der Verfasser verfolgt ward, schnell verbreitet hatte. Wir rücken allmählig auch in die Zeit, wo die Schriften jener freidenkenden Philosophen in England nach Deutschland verpflanzt wurden, wo Heß, Sack, Bamberger den Shaftesbury, Locke, Benson u. A. bekannt machten, wo Spalding selbst (1745) Shaftesbury's Moralisten übersetzte, wo Michaelis und Semler, von Engländern angeregt, aus der platten Kritik ihrer Vorgänger heraustraten. Schon erregte es großes Bedenken, daß man in Deutschland die gewissesten Wahrheiten, das Dasein Gottes u. dergl. als streitige Fragen aufwerfen durfte. Und wie lange, so sah man den großen König von Preußen im Umgang mit Voltaire, wie Gellert schrieb, mit seinem Unglauben triumphiren. Dennoch waren wir bei weitem früher mit den Widerlegern dieser freigeistigen Sekte in England und Frankreich bekannt geworden, als mit den Widerlegten selbst. Wir hatten die Waffen der Boileau und Bernis gebrauchen sehen, wir hatten Polignac und Fenelon, Young und den Spectator übersetzt, ehe die Reihe an Hobbes und Locke kam, und es dauerte bis 1770, ehe Shaftesbury ganz übertragen ward. Die pietistische Theologie hatte sich diesem neuen Geiste mit ihren Glaubensstärkungen entgegen-

geworfen, allein dies wollte nicht ausreichen. Wie viel fehlte, daß nicht die Rechtgläubigen den Zinzendorf gar wegen seines Umgangs mit Dippel zum Freigeist gemacht hätten! Unsere poetischen Theologen, von denen wir handeln, greifen es ähnlich an. Wenn Jene die Freidenker abgeschreckt meinten von den orthodoxen Spitzfindigkeiten und dafür Nahrung des Herzens boten, so heben diese die Reize der Natur, der Kunst, der menschlichen Bildung, der Philosphie hervor, um zu zeigen, daß alles dies Weltmännische wohl mit Religion und Glauben bestehen könne. Jenes Bequemungssystem beginnt, dem so viele Theologen des vorigen Jahrhunderts huldigten. So hoben Brockes und Giseke die Weisheit der Einrichtungen in Natur und Welt hervor, um sich über den Spinozisten lustig zu machen, der sich und das verächtlichste Gewürm zu einem Theil von Gott macht, und mit dem letzteren einen Theil von Gott zertrit. So hatte schon die Gottsched aus einer ähnlichen Absicht den Spectator übersetzt. Sie fand, daß Viele glaubten, ein großer Geist und ein Freigeist, ein witziger Kopf und ein Religionsspötter sei einerlei. Hier macht sie mit tiefsinnigen Weltweisen bekannt, die es für keinen Schimpf halten, Christen zu sein, Leuten, die den feinsten Spott zu Hand haben und doch damit den guten Sitten nicht nahe treten, großen Geistern, die es nicht für Dummheit halten, an die Ewigkeit zu glauben. So hält sich Gellert in den Lehren seiner Fabel und seiner Moral immer eng an Philosophie und Vernunft angeschlossen, immer auf jener Seite der Buttler und Mosheim, die natürliche und geoffenbarte Religion, Vernunft und Glauben versöhnen, um hinter dieser Duldung die unduldsamsten Sätze gegen die Freidenker, und gegen die Sittenlehre der Heiden, die ihm dicht bei der Starkgeisterei liegt, auszusprechen. Nirgend ist Gellert so feierlich beschwörend, so grell ausmalend, so rücksichtslos ausfallend, als wo er in seinen moralischen Vorlesungen gegen die Deisten zu Felde zieht, die bald Herder in Schutz nimmt, gegen jene Lehren, die uns der Natur folgen, das Leben genießen, den Aberglauben brechen heißen, wie sie sehr bald von Wieland nachdrücklich genug gepredigt wurden. Ganz besonders merkwürdig für

unseren Zweck sind aber die Aeußerungen Cramer's im Nordischen Aufseher über die Lektüre der Bibel[48]. Sie scheint ihm in Bezug auf Stil und Geschmack mit allen menschlichen Schriften um den Vorzug zu streiten. Wenn, sagt er, die heilige Schrift und besonders die Psalmen und Propheten mit kritischem (d. h. ästhetischem) Geiste untersucht würden, so würde man poetische Schönheiten finden wie in keinem menschlichen Dichter. Eben darum beklagt er, daß so wenige Ausleger derselben Geschmack gehabt haben; wir würden sie von ganz anderen Seiten kennen! Die Freigeister verachten die Schrift, aber wenn sie sie nur als ein Werk des Geschmacks lesen wollten, in welche Bewunderung würde sich ihre Verachtung verwandeln! Betrachteten sie sie blos mit den Augen Longin's, welche Schönheiten würden sie darin entdecken! Er beschäftige sich zuweilen mit ihr in der Absicht, auch ihre schönen Seiten kennen zu lernen, und er sehe diese Art der Betrachtung als die Andacht des Witzes und einer regelmäßigen Einbildung an! Wie viel Vergnügen finde er darin, zu sehen, daß diese Kräfte unserer Seele eben so viel Nahrung darin finden, als Vernunft und Herz! Dies ist das Stichwort, mit dem Klopstock nothwendig auf die Bühne treten mußte; es ist die Ansicht, aus der die ganze wiederbelebte geistliche Dichtung um Klopstock herum betrachtet werden muß. Die Kunst konnte wenig dabei gewinnen; die Religion mußte fast nothwendig dabei verlieren. Man wollte den Freidenkern mit artigen Formen begegnen, und dies eben machte Wieland umkippen vom Christen zum Freigeist; man wollte die Religion zur Leidenschaft machen, und dies bewirkte, daß schwache Protestanten zum Katholicismus übertraten.

Ehe wir aber auf die ernste, feierliche und musikalische Dichtung Klopstock's übergehen, wollen wir der weltlichen und geselligen Moral folgen, die, wie wir sagten, anfänglich in diesem Kreise sich im Gewand des Humors, der Satire, der leichten Laune zeigte, und wir werden dabei finden, wie wenig inneren Halt und Kraft diese heitere

48) Nord. Auff. St. 57.

Weltansicht unter den Hauptvertretern hatte, um den Anstoß empfindsamer Stimmung von Seiten Klopstock's Widerstand zu leisten. Dieser einen Damm entgegenzustellen, wurden nachher Leute von ganz anderem Charakter erfordert, als sie sich unter diesen fanden. Drei Männer wollen wir an diesem Orte etwas näher betrachten, welche sich mit poetischen Waffen der öffentlichen Moral annahmen, und zwar in den drei damals verwandten Gattungen der Satire, der komischen Epopöe und der Fabel. Wenn damals das Absehen der Poesie überhaupt auf die Moral ging, so war dies ganz besonders in Sachsen eigentlich von jeher der Fall. Man denke nur an Buchner's Theorien, an das Kirchenlied, an die Schulkomödien zurück! man erinnere sich, daß Gottsched seine ganze Theaterreform aus diesem Gesichtspunkte betrieb; und man wird sich dann nicht wundern, in den Schriften der Rabener, Zachariä und Gellert vor lauter Moral so wenig Dichtung zu finden.

Gottl. Wilh. Rabener (aus Wachau bei Leipzig 1714—71), der satirische und witzige Freund in unserm Kreise, ist nächst Gellert der gelesenste unserer Schriftsteller gewesen, ehe Klopstock erschien. Die Empfehlungen, die von Gellert und Weiße ausgingen, erklären wir uns durch seine Schriften weit weniger, als durch das, was Rühmliches über seinen edlen, uneigennützigen Charakter und bestechenden Umgang erzählt wird, in dem ihn auch Klopstock kerniger und witziger als in seinen Werken fand. Ramler hat ihm in seiner Einleitung zum Batteux ein Lob gespendet, das uns zeigen kann, wie selbst aus dem Kritischsten der damaligen Kritiker Laune und Vorurtheil, nicht eigentlich reines Urtheil sprach. Er nennt Rabener mehr einen lachenden Satiriker, männlich schön in seiner Schreibart, lehrreich in seinem Tadel, ganz unerschöpflich in seinen Erfindungen; er findet eine ganze Gallerie von Bildern und Charakteren in seinem Swiftischen Testamente, in der Chronik und Todtenliste, im deutschen Wörterbuch und ähnlichen Werken. Von allen diesen Aussagen würde man ungefähr das Gegentheil wahr finden, wenn man sich die Muße nähme, die Satiren durchzulesen. Was nämlich zuerst die

Erfindungen angeht, so berührt sich dies mit der poetischen Ader und mit der Aehnlichkeit Rabener's mit Swift, die so oft ist hervorgehoben und selbst von Herder noch anerkannt worden. Swift selbst pflegt wohl bei denen im größten Ansehen zu stehen, die ihn nicht gelesen haben, dennoch aber muß man anerkennen, daß er seinen Satiren hier und da eine poetische Einkleidung zu geben weiß, die eigentlich bei Rabener ganz fehlt. Nach einem strengen Maße gemessen, würden seine Satiren ganz außer allem Antheil an Poesie erscheinen, obgleich sie damals neben die Fabel gestellt wurden, und mit dieser als poetische Gattung galten. Ganz aus diesem Gesichtspunkt betrachtet Rabener selbst die Satire als eine praktische Predigt, als ein Beispiel statt der Lehre, als eine Art Fabel also. Und wirklich enthält z. B. eine gewöhnlich unter seinen Schriften ausgezeichnete „Abhandlung Sancho Pansa's von Sprichwörtern" solche satirische Exempel, Beispiele nach dem alten Gattungsnamen, die ganz auf einer Linie mit den Gellert'schen Fabeln liegen, nur daß etwas Beleidigendes darin ist, Sprichwörter durch ironische Sophistik verdreht zu sehen, die grade der gesunde Menschenverstand geheiligt hat. Auf poetische Würze also muß man in seinen Satiren ganz verzichten. Er ist auch in allen seinen ästhetischen Urtheilen ein guter phantasie- und poesieloser Gottschedianer; er mag von Klopstock's Messias nichts hören, und nichts von Odensprache und Versart. Ein Ausdruck Cramer's: „sie schläft zu Gott hin" betäubte ihn. Kann ich dahin schlafen, schrieb er Cramern selbst, so kann ich auch einher wachen. Alle seine Freunde und Biographen haben seine pünktliche Praxis und geschickte Amtsführung ausgezeichnet; ein guter Geschäftsmann aber ist selten ein guter Poet. Wir müssen es Rabener'n Dank wissen, daß ihm eben seine geschäftliche Stellung so viel Selbstgefühl gab, sich nicht zum Lustigmacher mehr gebrauchen zu lassen, wenn sie auch dem Werth seiner Schriften sollte bedeutend Eintrag gethan haben. Er schrieb in einer glatten Geschäftsprose, die reich an Formeln und leer an Gedanken ist, und sich also sehr gut, wie Geßner's Idyllen und Aehnliches, für Fremde zum Erlernen der deutschen Sprache eignet. Es

fehlt ihm an der Verstandestiefe und der Phantasie, die allein die grade Ironie, deren er sich stets bedient, erträglich machen kann. Wenn man nicht die Ironie bis an die Grenze des Ernstes treiben kann, so weiß man jedesmal beim Anfang schon das Ende, zumal wenn der Schreiber so phantasielos ist, wie Rabener, und sich so wenig getraut. Denn von aller Kühnheit und Schärfe ist seine Satire völlig entblößt, und von der Männlichkeit, die Ramler an ihm rühmt, ist seine Schreibart nicht nur, sondern auch ihr ganzer Inhalt das grade Gegentheil. Es ist der gereinigte Stil der Wochenschriften, deutlich und bequem für die Leser jener Zeit, die nicht viel vertrugen; für uns bis zum Ueberdruß breit und langweilig. Nur das Publikum, das von Gellert's Fabeln begeistert ward, konnte sich an Rabener's Satiren erquicken. Auch die Gegenstände sind wie der Stil dem Inhalt der Wochenschriften gleich. Für heutige Leser, die den Inhalt der zwei ersten Bände von Rabener's Satiren[49] aufschlagen, sind gleich die Titel sättigend. Ueber Vortrefflichkeit der Gratulationsschreiben; eine Lobschrift auf ein Schooshündchen; auf die geplagten Männer u. dergl., dies sind die erbaulichen Aufgaben der Rabenerschen Satire. Man schlage die freundschaftlichen Briefe auf, welche unsäglich läppische Tändeleien mit wie viel Selbstgefühl und Wohlgefallen an der eignen Laune vorgetragen! Die satirischen Briefe im dritten Theile sind immer als das Vorzüglichste herausgehoben worden! Aber in welchem Kreise des Witzes dreht sich auch hier der Satiriker herum! Ein roher Adliger sucht einen wohlfeilen Hofmeister, das Kammermädchen empfiehlt den ihr tauglichen; eine Pfarrerswittwe sucht einen tüchtigen Candidaten zu födern: ein Richter soll bestochen werden und so fort. Es ist wahr, die Gesellschaft litt damals an solchen Uebeln, und es mag immerhin nicht ganz ohne Nutzen gewesen sein, daß man so vielen Scherz nicht allein auf Laster, sondern auch auf gesellige Thorheiten, und schlechte Gewöhnungen, auf Modenarren und lächerliche Gelehrte und Adlige ausgoß. Allein es zeigt eine große Unkenntniß der Menschen, wenn sich der

49 Samml. sat. Schriften. 1751. 54. 4 Thle.

Satiriker an dem großen Gebäude der Thorheit diese kleinen vorsprin=genden Ecken sucht, um sie glatt zu reiben. Rabener, Zachariä und Gellert haben die Pedanterien der Zeit, auf die sich ihre Laune wirft, nicht vertilgt; sie fielen aber von selbst, als die Freiheitsjugend der 70er Jahre den ganzen Bau untergrub und stürmte. Man rühmte an Rabener, daß ihm sein Amt Kenntniß der Menschen verschafft habe. Aber ihm konnten die ärmlichen Provinzialsitten der Land=pfarrer und Landadligen in Meißen gleichgültig sein, wenn er nur Kenntniß der Zeit und der Nation hatte, um sich gegen jene größeren und momentanen Uebel zu wenden, die den Entwickelungsgang der Zeit hemmten, statt auf die kleinlichen aber dauernden der Gesellschaft, die, aller Satire zum Trotz, zu jeder Zeit, nur unter andern Formen, dasein werden und müssen. Jenes that Liscow, und durch Leute seines Schlags und auf seinem Wege ward es besser, nicht durch Ra=bener und die ihm ähnlich waren. Dazu eben hatten ihn die kleinen Umgebungen und Verhältnisse, in denen er sich sah, zu gedrückt ge=halten. Der Satiriker hat die Entfernung von Einfalt, den Wider=spruch der Kultur mit der Natur, der Wirklichkeit mit dem Ideal zum Gegenstande; Niemand hat so sehr mit der gemeinen Wirklichkeit zu verkehren, in Niemandem sollte daher der Gegensatz des Ideals größer und schärfer hervortreten. Davon ist aber bei Rabener gar nicht zu reden; eben jene engen Verhältnisse haben ihn dazu schon viel zu ängstlich gemacht. Sein Wahrheitseifer ging nicht weit genug, daß er mit seinen Satiren hätte zum Märtyrer werden mögen; er wollte anfangs, gläubiger an die Kunst der Satire als Haller, so mancherlei Thorheiten heilen in seinem Volke; an jene Thorheiten aber, keinen Spaß verstehen zu wollen, mochte er kaum einen Federstrich setzen. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß man Persönlichkeiten in seinen Satiren und Schlüssel zu seinen Geheimnissen suchte, spottete er zwar noch in dem Mährchen vom 1. April (4r Th.) dieser Manie, allein er verschwur zugleich noch weitere Satiren drucken zu lassen. Wie er es den Lesern bequem machte, so wollte er es auch gern als Schreiber bequem haben. In Deutschland, klagte er, dürfte man keinem Dorf=

schulmeister die Wahrheit sagen, die man in England jedem Erzbischofe sagen dürfe! Meint er ungerügt? Auf die Gefahr hin wieder verfolgt zu werden, durfte er es aber in Deutschland auch! Selbst Gellert, der gewiß nicht zu viel Schärfe liebte, hat es gesagt, daß die Satire viel zu enge Grenzen habe, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen sollte: die Thorheiten der Großen machten beredter als die Narrheiten der Niedrigen. Allein Rabener, der eine eigene Abhandlung über den Misbrauch der Satire seinen Schriften als Vorbericht vorausschickte, lehnte es ab, sich an die Narren der Paläste und Vorzimmer wagen zu wollen; sie sind ihm zu gefährlich! Er unterdrückt einen Stoff „der allzeit fertige Bankerutirer", den er unter der Feder hat, weil es etliche „Excellenzen ungnädig vermerken könnten!" Ueber Fürsten und Obere zu spotten, ist ihm ein Frevel! wenn ein Geistlicher oder Schulmann unter die Geißel der Satire fällt, erschrickt er! nur über den Kurialstil zu spotten, hält der loyale Mann für unrecht!! Und so waren ihm jene bibelfesten Lustigmacher ein Greuel, jener Gottl. Richter aus Nürnberg u. A., die den Stil der heiligen Schrift auf allerhand neuere Geschichten und Chroniken übertrugen und damit zu belustigen suchten. Es versteht sich von selbst, daß er persönliche Satire nicht zuläßt, da doch der Satiriker mit Luftgebilden ficht, wenn er Thorheiten schlagen will und nicht seine Hiebe auf den leibhaften Thoren fallen läßt. Bei so viel Aengstlichkeit also war es freilich nicht möglich Satiren zu schreiben. Will man übrigens unparteiisch richten, so kann man Rabener auch vielfach entschuldigen. Die Sättigung an den Streitschriften unter Gottsched, die Friedfertigkeit seiner ganzen Umgebung hielt ihn so zahm; seine Freunde vertrugen es gar nicht anders. Wenn er auf die Poeten stichelte, so tadelte ihn Gellert, wenn er über Ränke sprach, so hatte Gärtner etwas dagegen, wenn es über die Geistlichen herging, Cramer, und so Jeder über Jedes. Was sollte er nun schreiben? Wie wenig vertrug die Zeit und das Volk Satire, das sie so nöthig hatte! Welche Empörung machten noch in so später Zeit die Xenien, die von so hochgeachteten Männern ausgegangen

waren! Kloß zog sich bald nach Rabener in seinen mores eruditorum und im genius seculi wieder in die lateinische Sprache zurück, und in ihr hinter versteckten Spott! Noch hat Rabener zu klagen, daß Viele immer Satire und Pasquill verwechselten, daß andere aus Heuchelei und schlechten Sitten gegen alle Satire schrieen. Andere verständen die Ironie nicht, die müßte man wieder in die Schule schicken; Andere vertrügen sie aus Traurigkeit und Engbrüstigkeit nicht, denen wisse er nicht zu helfen, vielleicht wisse es sein Barbier. Wie weit aber diese Engbrüstigkeit ging, zeigte die Aufnahme jenes bekannten Briefes an Ferber, worin Rabener (übrigens vier Wochen nach dem Vorfall) in scherzhaftem und selbst muthwilligem Tone erzählte, wie sein Haus abgebrannt sei mit seinen Schriften, und wie er es mit Gelassenheit und ohne eine unruhige Minute habe brennen sehen. Dieser Brief ward damals von den Händefaltenden vielfach zu seinem Nachtheil gedeutet. Wer begreift es! Goethe fand sich daher bewogen, grade dieses Briefes wegen und grade mit einer frommen Händefaltung Rabenern „als einen Heiligen allen denen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen zur Verehrung" zu empfehlen! Wer begreift auch dies? Wie sehr übrigens auch unter den männlicheren Lesern jener Tage in den 50er und 60er Jahren durch die empfindsame und sanfte Stimmung der Zeit die Verweichlichung und die Scheu vor strenger Satire durchgedrungen war, können uns, zur weiteren Entschuldigung Rabener's, die Literaturbriefe lehren. Sie bevorzugen weit den schalkhaften und naiven Horaz vor dem strengen Juvenal! sie empfehlen Lafontaine und Gellert dieser sanfteren horazischen Manier wegen! von so gutmüthigen Männern in so unschuldigen Formen, wie die Fabeln waren, ertrug sich allenfalls ein sanfter Streich. Ganz neu nennt man dort den Satiriker seinem Temperament nach cupidum pacis, und erklärt sich geradezu gegen alles schonungslose Entlarven. Das heißt denn freilich verlangen, der Satiriker solle als ein Schaf im Wolfskleide einhergehen, und noch dazu mehr als die Ohren herausstrecken, um ja nicht zu plötzlichen Schrecken einzujagen.

Das Verhältniß Rabener's und seiner Schriften zu der Gesellschaft kündigt schon jene große Weichlichkeit an, die nachher freien Spielraum für die Kraftgenies öffnete, bei deren Auftreten diese Lieblinge in einem großen Theil der Nation veralteten und abhängig wurden, und dem Einzug der Empfindsamkeit alle Thore öffnete. Noch weit deutlicher aber blicken wir auf diesen schwächlichen Charakter der Zeit in Gellert, dessen Schriften nicht allein, sondern auch dessen Beispiel und persönliches Wirken ungemeinen Eingang in die Nation fanden. Bei ihm müssen wir daher einen Blick auf seine Lebensweise [50]) werfen, was wir überall nur da thun, wo uns persönliche Verhältnisse gleich charakteristisch und wichtig zur Aufklärung der Zeiten erscheinen, wie die Schriften selbst. Christian Fürchtegott Gellert (aus Haynichen 1715—69) war auf der Schule in jenen drückenden und engen Verhältnissen, die bei unseren Vätern so langehin jeden freien Aufschwung im Keime erstickten. Die Schule unterdrückte den besten Theil seiner Jugendfreude; der Hofmeister gewöhnte ihn an Bedientendienste und an so viel Ehrfurcht, daß er später noch seine Strenge pries; die Noth zwang ihn, Kaufbriefe, Dokumente, und gerichtliche Akten abzuschreiben, was ihm frühe den artigen Kanzleistil einübte, dessen er sich auch in Privatbriefen bediente. Auf der Fürstenschule in Meißen machten Günther's Gedichte vorübergehend einen Eindruck auf ihn. Darauf blickte er später wie auf ein Verbrechen zurück. Sie hätten einen feuerspeienden Aetna aus ihm gemacht, der alle umherliegenden gesunden Gegenden verheert habe! Schon bei seinen Studien in Leipzig aber war dieser gefährliche Hang völlig unterdrückt. Hypochondrie und Kränklichkeit wiesen ihn frühe zu einer Religiosität hin, die ganz ohne alle fremde Einmischungen, selbst in Gellert's Sinne ängstlich und peinlich genannt werden muß, weil er abwechselnd einmal so viel Trost darin fand und so viel Stolz hineinsetzte, daß er den Vorwurf eines Milz-

50) Vergl. Gellert's Leben von J. A. Cramer. Leipzig 1774. Döring, Gellert's Leben. 2 Bde. Greiz 1833.

süchtigen und Abergläubigen, den ihm die Spötter machten, als den erhabensten Lobspruch aufnimmt, ein andermal aber den Gedanken schrecklich findet, daß uns die Religion das Vergnügen des Lebens rauben sollte, und doch selbst dabei eingestehen muß, daß ihm die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil am geselligen Leben entzöge. In hellen Augenblicken beschuldigte er sich selbst einer finstern Ernsthaftigkeit und Schwermuth, die die Frucht eines siechen Körpers und schweren Blutes sei, und einer leichtsinnigen Eilfertigkeit im Wohlthun, die aus Trägheit und Weichlichkeit entstehe. Statt daß ihn aber diese Beobachtung hätte von seinem Ascetismus zurückschrecken sollen, so arbeitete er sich, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, in eine strenge Achtsamkeit auf jede Empfindung hinein, verkümmerte sich mit Andachtsübungen auch seine guten Stunden, in denen er grade „ganz Empfindung der Religion zu werden" sucht; er steigerte dann seine Begierde nach einem stets stärkeren Maße andächtiger Gefühle, schrieb seinen Mangel daran nicht mehr der Krankheit, sondern der menschlichen Gleichgültigkeit zu, klagte sich des Unglaubens, der Erstorbenheit des Herzens, der Eitelkeit an, und quälte sich mit dem Zweifel, ob er nicht das Gute aus Verlangen nach dem Scheine thäte! Grade, weil in diesem letzten feinen Vorwurfe einiges Wahre lag, mochte dies für ihn ein weiterer Antrieb sein, sich aus übertriebener Gewissenhaftigkeit so strenge zu verfolgen. Ein feiner Ehrgeiz barg sich in dem bescheidenen Mann; er ward zwar züchtig roth, wenn man ihn lobte, aber er hörte es gerne; als ihm ein Sinngedicht zu Gesicht kam, das Kleist bei einer falschen Nachricht von seinem Tode machte, und das mit den Worten schloß: „die Erde weinte, der Himmel freute sich", erschrak er und zitterte in einer Mischung von Aengstlichkeit und Freude. Er hat die Eigenschaft mancher eifrigen Christen, daß er sich seiner Tugend rühmt; in seinen schönsten Handlungen ist der Zug nicht angenehm, daß er zu sehr mit Bewußtsein darauf ausgeht, daß sie sich nicht immer als freies Ergehen einer Kraft äußern, die in ihrer bloßen Thätigkeit vergnügt ist ohne Rücksicht auf ihre Wirkungen. Er war ein moralischer Enthusiast, er ging auf Seelenrettungen aus,

die, wo sie ohne sehr rechtfertigende Gründe bezweckt sind, mir nicht viel mehr Werth zu haben scheinen, als die Missionsbekehrungen. Sogar in seine geistlichen Lieder ging der Ausdruck der Freude über solche Rettungen ein[51]. Verwandt mit diesem Scheine eines moralischen Propagandismus ist der ästhetische Anstrich, der über seine Schriften und besonders die Briefe (1751) gebreitet ist. Pope's Briefe waren damals erschienen, die er, wie Johnson sagt, immer mit seinem Ruhm vor Augen geschrieben; wenn auch dies gerade nicht bei Gellert der Fall war, so doch, daß er die seinigen mit dem Streben nach Richtigkeit und nach jener Wohlanständigkeit und Eleganz schrieb, die die Franzosen, die Voltaire nicht allein besitzen sollten. Wie Gottsched's Poesien gegen Lohenstein gerichtet waren, so stehen Gellert's Briefe gegen Balzac's und Voiture's; Richardson ist sein Muster. Wenn man aus diesen Briefen auf Gellert's Leben schließen sollte, so würde man so weit fehl gehen, als sie ihrem Geiste nach von seinem Tagebuche entfernt lagen. In diesem spricht immer der geängstete Geist, in jenen der feine Hofmeister, der mit anständiger Würde von Freundschaft, Liebe und allen Herzensempfindungen redet, und der den Kitzel spürt den Weltmann zu spielen. Man würde nach diesen Briefen schließen, sein Leben und Umgang müsse nach Richardson's Romanen und Addison's Spectator gefärbt sein, wo man sich einen sittlichen Scherz noch erlaubte, nach seinem Tagebuche aber müßte er die Youngischen Nachtgedanken durchlebt haben. Wirklich versichern seine Freunde, daß er nach außen sein liebreiches Wesen bei seiner Strenge gegen sich selbst beibehalten habe. Auch hier verschuldete nicht Er, nicht seine Krankheit Alles, sondern Vieles auch das damalige Geschlecht. Wie lange war es her, daß Carpzov den frommen Spener

---

51 Da ruft — o möchte Gott es geben,
vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
der Retter einer Seele sein.

einen Spinozisten genannt hatte! Es fehlte gar nicht viel, daß andere Eiferer den guten Gellert zum Freigeist machten! Er hatte in den 40er Jahren einige Lustspiele, darunter die Betschwester, geschrieben, man fand sie anstößig. Wenn man Vergrößerungsgläser brauchen will, so kann man wohl einige kleine Freiheiten in Gellert's Schriften finden; die Stiche auf die Platonische Liebe in dem Leben der schwedischen Gräfin, die ästhetisch=moralische Duldsamkeit und das milde Licht, in dem dort Verbrechen aus Liebe und Reue gezeigt werden, könnten weit eher als die Lustspiele dahin gehören. Allein wie begreift man, daß es damals Leute geben konnte, die in Briefen an Gellert die Redlichkeit seiner Gesinnungen angriffen, die das Wort Betschwester schon eine Sünde nannten, weil der Begriff des Gebets dadurch verunehrt würde, die ihn aufforderten alles Anstößige in den Lustspielen zu tilgen, die darin die Zärtlichkeit der Liebe zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben fanden! Und dies noch im Jahre 1768, nachdem Wieland schon lange aufgetreten war! Bei solchen Angriffen konnte er feierlich den Witz verdammen, den er gegen die Religion angewandt habe, und übrigens auch ernstlich untröstlich werden. Daher denn waffnete er sich so eifrig in die schwerste Rüstung des Glaubens, um auch jeden gefährlichsten Feind zu bestehen. Schon auf der Universität begann es, daß er seinen Haß gegen die Alten einsog, den er nachher in seinen moralischen Vorlesungen (1770) aussprach. Er verwarf ihre Philosophie als gefährlich, weil sie stolz mache, weil sie ihre Ausbildung auf die eigne menschliche Kraft gründe, weil sie das Herz lehre, auf eigne Hand fromm zu werden und sich selbst eine Tugend zu geben, weil sie in ihrem schläfrigen Vortrage gegen die Religion gleichgültig mache, dem Geist Gottes nicht die Ehre lasse, unser Herz zu ändern, um selbst diese Ehre zu verdienen! Diese natürliche Sittenlehre gebot ihm keine Feindesliebe, keine Demuth, kein Gebet, nicht Buße und Glauben, nicht alles Gute zu Ehren Gottes zu thun. Und dies waren ihm eben die theuersten Pflichten! So mußte es ihm wohl ein Gräuel sein, daß Aristoteles die Sanftmuth für Gemüthsschwachheit erklärte, und Geduld bei

Beleidigungen für etwas Sklavenartiges. Wie Schade, daß dieser Mann so ohne Saft und Kraft war, der ein Volksschullehrer ward wie lange keiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener Luther'schen Kraft in ihm gewesen wäre! statt daß er nun eine schläfrige Jugend lehrte, der die höfliche Sitte neuen Werth zufügen sollte, Moralvorlesungen hielt in halb schöngeistiger und halber Kanzelrede, brieflichen Rath ertheilte an hysterische Frauenzimmer, denen die Clarissa im Kopfe spukte[52]. Er hatte mit seinen Lustspielen zuerst, besonders aber mit seinen Fabeln, später mit seinen geistlichen Liedern eine ungeheure Wirkung gemacht. Alles was er schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am entschiedensten zu wirken war. So treiben sich seine Lustspiele in diesen Kreisen herum wie Rabener's Satiren; seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelleuten von gesundem Verstande, deren Fähigkeiten seiner Erzählungsweise grade angemessen war. Dorthin waren seine Briefe gerichtet, sein bürgerlicher Roman, seine moralischen Gedichte, die sich überall in der genauen Mitte zwischen Christenthum und Vernunftmoral bewegen, dorthin auch seine geistlichen Lieder, die in Schule und Kirche ein gutes Theil älterer ganz verdrängten, eben weil sie so schön auf ein dürftiges Maß der Einsicht angepaßt waren. Mit dieser Faßlichkeit und Popularität, der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller. Mit dieser weitverbreiteten Wirksamkeit seiner Schriften wetteifert die persönliche an der Hochschule. Er las über Dichtung, Beredtsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stilistische Uebungen, sammelte ein ungeheures Auditorium um sich, das er schonend und aufmunternd behandelte, dem er Freund sein wollte. Er ließ sich Poesien, Briefe, Reden, Abhandlungen geben, las davon anonym vor was ihm gefiel, und kriti=

52 Man sehe in den Neuen Briefen hrsg. v. A. Schlegel und Heyne.

sirte mit Bescheidenheit und Sorgfalt. Alles, was er sprach, war höchst genau ausgearbeitet, er gab sich also nie eine Blöße, seine rührende Stimme, seine herzliche Meinung verbreitete Spannung, Theilnahme und wahre Ehrfurcht und Liebe. Geschah irgendwo eine Ausgelassenheit, so strafte er öffentlich und er durfte starke Rügen wagen; er setzte sich mit den Eltern der Studirenden in Briefwechsel, und war ein Sitten-Censor und Ephorus im ganzen Sinne des Worts. Daher drängte sich Alles, was auf gute und auf feine Sitte hielt, nach Leipzig, und in seine moralischen Vorlesungen, Militär und Adel, Bürger und Student. Jeder wollte von ihm Rath haben, und er schrieb an Jeden wie ein Beichtiger und geistlicher Vater. Er bildete und empfahl alle Hauslehrer, er war der Großhofmeister der ganzen Nation. Wenn noch heutzutage ein solcher Mann an einer Universität lehrte, wie würde man gern seine Söhne zu ihm in sichere Hut schicken! Was Wunder, daß damals Fürsten und Feldwebel, Bauern und Barone, Militärs und Mägde sich an ihn drängten mit Dank, mit Lohn, mit Ehren; daß man ihm Pensionen und Geldschenkungen anonym überall her zuschickte; daß ihm Oestreich das Land öffnete und ein böhmischer Geistlicher um seines wahren Seelenheils willen ihn katholisch machen wollte. Wenn er sich in Karlsbad sehen ließ, war er von hohem und niederm Adel wie belagert. In seiner letzten Krankheit gingen tägliche Stafetten nach Dresden; nach seinem Grabe geschahen Wallfahrten, die der Leipziger Magistrat verbieten mußte, eine Sammlung von Gedichten erschien auf seinen Tod, den ganz Deutschland beweinte. Wenn die öffentliche Theilnahme für seine Person und zeitgemäße Art seiner Wirksamkeit spricht, so thun es noch mehr die Urtheile der allerverschiedensten Männer unter Freund und Feind. Daß ihm Weiße nachsang, es sei in Deutschland über ihn kein Tadel, Ein Lob, Ein Leser und kein Richter; daß ihm Rabener unter Betheuerungen, er könne nicht schmeicheln, seine Lieder als Wunderwerke rühmte, daß Cronegk nicht an ihn denken konnte ohne zu weinen, dies ließ sich erwarten. Aber haben nicht die leichtfertigen Halberstädter ihm rührende Nekrologe geschrie-

ben?[53]) hat nicht auch Wieland ihn sein Mignon genannt, und seine naive Annehmlichkeit, seinen natürlichen Witz, seine einfältige Sprache der Erzählungen gepriesen? hat sich nicht Goethe in der freigeistigsten Zeit seiner Jugend des Fabeldichters angenommen gegen die Stürmer des alten Parnasses? hat nicht sogar Lessing, in dem Gellert etwas vom Pferdefuß witterte, als er in Leipzig studirte, in seinen Briefen schöne Natur, Gesinnung und Gefühl, Liebenswürdigkeit und alles Edle anerkannt? Wo solche Stimmen zeugen, da muß der spätere Geschichtschreiber, der ein Verhältniß zwischen seiner Zeit und jener, seinem Charakter und diesem schwerer finden kann, vorsichtig schweigen.

Wir reden an dieser Stelle blos von Gellert's Fabeln; seiner Lustspiele und Kirchenlieder gedenken wir mit wenigen Worten noch an anderen Stellen. Es ist billig, daß die Summe seines Wesens und Wirkens da gezogen wird, wo von seinen Fabeln die Rede ist, denn diese haben ihm den großen Eingang in die Nation vorzüglich verschafft. Die Fabeln sind zugleich die Lieblingsgattung der Bremer Beiträger, die von A. Schlegel, Gisefe, Ebert und Zachariä auch versucht wurde, und mit der man einmal einen ganzen Band der Beiträge zu füllen dachte, was sich aber zerschlug. Sie drängen zugleich der Zeit nach in die 40er Jahre zusammen, wo kurz vorher Hagedorn sein folgereiches Beispiel gegeben, und die Züricher ihre Theorie auf-

53) Klamer-Schmidt sagt von Gellert's Bild sehr schön (Werke I. 471):

Dies sind die abgehärmten Wangen,
auf welchen nie ein Morgenroth
von leidenschaftlichem Verlangen
und froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod
als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
tief in dem warnenden Gesichte,
erzählt des Herzens rührende Geschichte,
spricht Engeltoleranz und rügt
die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott.

gestellt hatten, die wir vorher anführten. Wenn Hagedorn in dieser Gattung sich fortgeübt hätte, so ist es kein Zweifel, daß Er die großen Wirkungen vorweggenommen hätte, die nach ihm Gellert machte, und daß Er in die Mitte der großen Gruppe von Fabeldichtern gestellt werden müßte, auf welchem Platze wir so eben Gellert betrachten wollen. Um zu überzeugen, welch eine zeitgemäße Gattung Gellert mit seiner Praxis, die Schweizer mit ihrer Theorie in der Fabel ergriffen, wollen wir einen Blick auf die Geschichte ihrer Wiedergeburt werfen. Sie hatte im ganzen 17. Jh., wie wir häufig bemerkten, ganz gefehlt. Nur in Nürnberg hatte eine Art kleiner Allegorien oder Parabeln ihre Stelle vertreten. Dasselbe Bestreben nach poetischer Erfindung hatte damals auf die Allegorie geführt, das jetzt auf die Fabel führte, und diese letztere ging theils aus dieser Gattung theils aus den bisherigen apophthegmatischen Sammlungen, die an die Stelle der Fabel andere Beispiele gesetzt hatten. In den Jahren 1679. 86. 86. erschienen in Ulm unter dem Titel „Lust- und lehrreiche Sittenstücke" 150 äsopische Fabeln in Prosa von Zacharias Hermann, der zu den benachbarten Nürnbergern in inneren wenn nicht selbst äußeren Beziehungen stand. Die beigegebenen Kupfer stellen seine Arbeit mit den emblematischen Werken der Pegnitzer in Verbindung; in den breiten Lehren aber, die dem Verfasser bei weitem die Hauptsache sind und gelegentlich zu kleinen Abhandlungen anwachsen, steht man mitten in der Apophthegmenliteratur, zu der auch Hermann ein besonderes Werk, ein „historisches Blumengebüsch" (Ulm 1680) steuerte. Die Lehren sind nämlich voll neuer, erläuternder Anekdoten und Beispiele; so daß, wenn diese Anekdotensammlungen nach Alberus und Waldis die Fabel verschlungen hatten, sie hier mitten wie aus einer solchen Sammlung wieder hervorgeht. Einer andern Spur der erneueten Fabel begegnen wir entfernter von Nürnberg. Der Rector Justus Gottfr. Rabener in Meißen, der Großvater unsers Satirikers (1655—99) gab schon 1691 nützliche Lehrgedichte heraus, die an Harsdörfer und Andreä erinnern, und mehr Allegorisches als Apologisches enthalten. Ein Pastor Chr. Andr. Roth erschien

(Frankf. 1698) mit Lehrgedichten, von der Parabel in der Bibel angeregt, bekannt mit Aesop und Reineke Fuchs, die jedoch nicht einwirkten auf seine Fabeln. Es sind dies dürftige Parabeln, die mit einem gereimten Verschen oder Bibelsprüchlein schließen, in höchst läppischem Mährchenton, nach Manier unserer heutigen Kinderbücher, vorgetragen[54]. Hier sieht man in der That die Fabel in den Kinderwindeln wieder ganz neu geboren. In den ersten Jahren des 18. Jhs. fing sich nun schon alles an zu dieser jungen Creatur väterlich hinzuneigen. Scherz fing 1704 an mit altdeutschen Fabeln bekannt zu machen; 1703 ward Aesop von Hartnock übersetzt, 1712 Phädrus in Versen von Melander (mythologia paraenetica); einzelne Dichter wie Canitz, König, Mencke und Andere versuchten sich schon an einzelnen Stücken, die zum Theil wie bei Hanke übersetzt waren, bei Mencke aber (1710) von eigener Erfindung. Auch hier tragen sie aber sogleich allegorisch-satirischen Charakter. Hunold hatte einen besonderen Hang zu Fabeln und soll auch, nach Mencke, eine nette Uebersetzung des Lafontaine in der Arbeit gehabt haben, die aber nicht gedruckt zu sein scheint. Alles dies ging unbemerkt verloren, bis 1717 Aesop's Fabeln von J. Fr. Riederer (1678—1734) in deutschen Reimen erschienen. Eben dies ist ein Nürnberger, einer jener Emblematiker, der sich mit Erfindung von artigen Münzen und kabbalistischen Buchstabenspielen abgab, Paragrammata auf gekrönte Häupter machte, auch (wie Hermann sein Blumengebüsch) ein poetisches Scherzkabinet herausgab, in welchem Geschichtchen und Schwänke erzählt waren, noch abgetrennt von der Fabel. Hier läuft dieser unser neuer Ankömmling schon in der Kutte herum, und hat aus Hans Sachs (in kurzen Strophen und vierfüßigen Jamben) zu reden gelernt. Diese Fabeln machten nicht ihres Werthes, sondern ihrer altmodischen Art wegen aufmerksam; sie sind oft gar zu drollig und man

---

54) Die erste Parabel lautet so. Jenes fromme Kind setzte sich auf einen schönen schönen Berg, da that sich der liebe Himmel weit weit auf, daß das fromme Kind hinein schauen konnte; es kam auch ein schön schön Engelchen vom Himmel, der führte das Kind bei die anderen vielen vielen schönen Engelchen u. s. f.

trug einzelne Stellen daraus lange Jahre zur Kurzweil im Munde herum. Hier sehen wir die Fabel also noch ganz sich selbst überlassen, aber es schien doch auch hier deutlich, daß unsere Poesie durchaus und in allen Stücken durch fremde Hülfe erzogen werden mußte. Man fand bald, daß sie sich bei Riederer gar zu possenhafte Pöbelsprache angewöhnte und man dachte auf eine anständige Erziehung. Die bloße klassische Schule wollte nichts verfangen; Aesop ward vor Gellert's Erscheinung noch zweimal übersetzt ohne Erfolge. Man sah sich nach französischen Gouvernanten um, und fand ihrer zwei, La Motte und Lafontaine. Besonders Brockes gewöhnte mit Uebersetzungen an den ersteren, der endlich 1736 in Hirschberg ganz übersetzt herauskam. Es hatte vorher, dies sieht man deutlich, durchaus nicht mit der Fabel fortgewollt; 1732 erschien noch jener Hennynk de Han[55] von Casp. Fr. Renner (1692—1772), der den Reineke nachahmte und sich langhin mit Glück für ein Gedicht des 16. Jhs. ausgab[56]. Renner kümmerte sich um die Aufdeckung altdeutscher Gedichte, und hat auch die Winsbeckin übersetzt; es schien dies also ein Versuch, als ob auf dem originalen deutschen Wege auch noch einmal das Thier-Mährchen belebt werden sollte, allein die dürftige Erzählung, und dagegen die breiten Anekdoten und jene gelehrte mythologische Ursprungsgeschichte vom Hahn u. dgl. lehrten wohl, daß dafür keine Zeit mehr war. So wie dagegen jene Franzosen eingedrungen waren, da kam Alles auf Einmal! Diese Fabulisten überschwemmten die ganze Welt, wie das französische Drama auch; in Frankreich selbst, in England und so in Deutschland ward die Zahl ihrer Nachahmer Legion! Zwei Jahre nach dem übersetzten La Motte (1738) erschienen auf Einen Schlag die Neuen Fabeln von Stoppe in Breslau[57] und die Fabeln und Erzählungen von Hagedorn. Was Frankreich in vielen Jahren erlebt, triumphirte man sogleich, das brachte uns Eine Messe! Stoppe war unser La Motte, denn er

55) Neu hrsg. von N. Meyer. Bremen 1814.

56) Renner nannte sich auf der Rückseite des Titels Franz Henrich Sparre.

57) Ein zweiter Theil erschien 1740.

hatte lauter neue Erfindungen, Hagedorn unser Lafontaine, denn er nahm wie dieser den Stoff von vielen älteren, von Lafontaine selbst, von Aesop und Phädrus, von Ruisseau, Oldham, Lestranges, La Motte u. A. Gottsched's Beiträge begrüßten, beide Dichter lobend, die ganze Gattung als eine neue Art von Dichtungen. Noch hier ist dieselbe Erfahrung zu machen, daß Stoppe, der wenigstens in der Materie auf eigenen Füßen stehen will, noch sehr oft in Allegorisches und Parabelartiges verfällt, dann auch weit mehr Rohheit verräth als Hagedorn. Er ist zwar nicht mehr so ungeschlacht hier, als in seinen (früher erwähnten) Gedichten, aber doch laufen noch manche Unfeinheiten unter. In der Manier will er übrigens ganz die Franzosen nachahmen, der Handlung ist wenig, des Redens und sein sollenden Witzes desto mehr. Schon Gottsched hebt dagegen die wunderswerthe Kürze Aesop's hervor und tadelt Stoppe zugleich mit den beiden Franzosen darüber, daß sie die geringste Sache zerrten und ausdehnten, über unnütze Kleinigkeiten und Nebenstücke die Hauptsache aus den Augen verlören, possirliche Einfälle einflöchten, für die hier kein Ort war, weitläufige Eingänge, geschwätzige Erzählungen, postillenhafte Lehren zusammenleimten. Hagedorn dagegen fand fast allgemeinen Beifall mit der kunstmäßigen Richtigkeit und Zierlichkeit seiner Spache, und ihm ist hauptsächlich das große Glück zuzuschreiben, das jetzt die Fabel machte; Stoppe war bald vergessen, nur nicht bei Gottsched und Bodmer, die hier einmal einig waren. Die Fabel drängte jetzt überall hin mit einer großen Triebkraft. Sie erschien in Wochenblättern; der deutsche Lockmann (Halle 1739) ist eine moralische Schrift, die Fabeln brachte weder im Geschmack des Alterthums noch des Orients; der deutsche Aesop (Königsberg 1740 bis 1743) erschien als Wochenschrift und brachte 324 Fabeln stückweise, sehr ungleich an Werth. Sie drängte in die Streitigkeiten der Schweizer und Leipziger, ja sie war eigentlich der Apfel des Zwistes, der diesen vieljährigen Kampf anschürte. Es waren nämlich 1740 neue äsopische Fabeln von Triller erschienen, abgeschmackte Uebersetzungen und noch abgeschmacktere Erfindungen, sammt einer elenden

Theorie. Die Schweizer warfen ihn zu den elenden Schreibern, und griffen seine Werke und Lehren in ihrer Dichtkunst im Tone Liscow's heftig an. Sie setzten ihre eigne Ansicht entgegen und 1744 auch ein halbhundert neue Fabeln von Meyer von Knonau. Wenn man das satirische Element in den modernen Fabeln pragmatisch herleiten wollte, so würde man geradezu sagen, sie hätten es durch diese Kämpfe angenommen. Meyer von Knonau und nach ihm Bodmer in den kritischen Briefen machten geradezu Forderungen an die Fabel, die sie, pünktlich befolgt, zum Epigramme machen würden; man solle, verlangen sie, in einer kurzen Aufschrift merken lassen, bei welcher Gelegenheit die Fabel verfertigt worden, als da sind z. B.: Wie Herr Gottsched sich schämte in den Hallischen Bemühungen gelobt zu werden; wie einer behauptete, Stoppe hätte mit seinen Fabeln mehr Ehre einlegen können, wenn er mehr Arbeit daran gewandt u. s. f. Wollte man Meyer's Fabeln zergliedern, so würde man sie um kein Haar besser finden als die Triller'schen. Wir sehen also, daß trotz dieser vielfachen Versuche noch immer das Feld für einen glücklichen Vermittler frei blieb. Die friedfertigen Bremer Beiträger traten auch hier mitten unter die Streiter hinein. Zwischen 1742—48 fallen die Fabeln, die eigentlich diese Gattung bei uns darstellten, und dies sind wesentlich die Gellert'schen, denen sich die von Giseke, Schlegel, Ebert und Lichtwer so anlehnen, daß Schlegel z. B. sich verwahrt, er habe, wie man ihm gewöhnlich nachsage, Gellert's Fabeln nicht nachgeahmt; es sei wohl natürlich gewesen, daß, wenn Freunde an Einem Ort sich in Einerlei Gattung versuchen, sie unvermerkt einen gegenseitigen Einfluß auf einander übten. Sehr häufig ist das Verhältniß der Originalität und Nachahmung der verschiedenen Fabulisten damals zur Sprache gekommen, Gellert, selbst Lichtwer u. A. haben immer ungern oder gar nicht den unmittelbaren Einfluß des Lafontaine anerkennen wollen. Sie konnten dies auch klüglich sagen, denn der sie anregte, war überall Hagedorn. Das haben aber die meisten klüglich nicht gesagt. Die späteren waren geständiger, daß sie Gellert nachgingen; unter dieser großen Masse ist eigentlich nur Pfeffel

wichtig, original ist Niemand als Lessing und Gleim. Bei Gellert und seinen Anhängern ist die Fabel allerdings durch kleine deutsche Züge von den genannten Franzosen verschieden, dem Wesen nach durchaus nicht. Sie lag zu sehr in den Zeiten, wo Satire und Epigramm herrschend waren, als daß sie nicht von diesen einige Eigenschaften hätten annehmen sollen. Ueberall überhüpfte Lafontaine die Grenzen, so auch Gellert. Ihre Ausdehnungen uud witzigen Ausschmückungen wurden unvermerkt zu satirischen Zügen, die nur schon darum von unschuldiger und sanfter Natur bleiben mußten, damit sie das Wesen der Fabel nicht völlig zerstörten; und eben hier berührt sich Gellert so sehr mit Rabener, und zeichnet sich vor seinen dürftigen Nachahmern dadurch aus, daß bei ihm wenigstens, wie bei Lafontaine, diese Ausschmückungen nicht bloßes Wortgepränge und ganz zwecklose wenn auch zweckwidrige Einschiebsel waren. Wie es immer war, das „Amusante" trat vor das Lehrhafte voraus, und das haben Goethe und Lessing und Herder gleichmäßig misbilligt. Der Letztere ist darüber am schärfsten herausgegangen, und ich finde seine Sätze durchaus schlagend. Sie haben, sagt er, die Fabel aus einer Naturlehrerin zu einer Schwätzerin gemacht, sie haben sie aus der rohen Natur ins Besuchzimmer geführt, es sprach die Perücke mit der Fontange. In Einleitungen und Abschweifungen, denen meist der Reim ihr curriculum vorzeichnete (!), schlenderte man spaßhaft langweilig hin, und auch im Inhalt erlaubte man sich sprechen zu lassen, was irgend sprechen konnte. So ward die wahre Naturdichtung das abgegriffenste Ding, so amüsant, daß es fast Niemand mehr amüsirt. Gehe man den „Scherzdigressionen und Spaßpräambuln" nach, es sind platte Einschiebsel und die meisten haben sich auch dem Ausdruck nach überlebt. — Hätte man nur wenigstens die alte wahrhaft naive Art zu scherzen noch von unsern unverdorbenen Vorfahren übernommen, so wäre vielleicht nicht so viel Abstoßendes darin. Waldis, Boner, Hugo von Trimberg u. A. waren Zachariä und Gellert bekannt; Gellert fand auch wirklich einen ungeschliffenen Demant in Boner, und hätte er sich doch dorther angeeignet, was ihm darin so gefiel, daß nichts

Gekünsteltes und nichts Frostiges darin sei, daß seine Fabeln nicht so kurz wären, um ängstlich zu werden, und nicht so wortreich, um Müßiges zu sagen! Aber das Manierliche des Lafontaine gefiel ihm doch besser, als das Natürliche der Alten. Und so wenig wie dieser selbst hat er weder die Naivetät der ritterlichen Schwänke noch die Einfalt des alten Aesop erreichen können. Vielleicht — wenn nur nicht Mode gewesen wäre, über Hans Sachs zu lachen! oder wenn seine Nachahmer, die sich in Knittelversen versuchten, die Müldener und Rost, nur nicht so geringe Talente oder so böse Menschen gewesen wären! Und wie sollten vollends solche altmodische Fabeln vor La Motte's Theorie bestehen, die der Kanon für alle Fabeldichter war! Gellert hatte noch sehr viele Mühe seine Geschwätzigkeit etwas zu mäßigen, seine ersten Fabeln in den Belustigungen wurden später sehr gekürzt. Immer aber behielt er im Auge, sie für diejenigen, die nicht viel Verstand besitzen[58], lesbar zu machen. Darum geht alles so im Tone des sanften Humors und der Behaglichkeit her, die Gegenstände faßlich, hübsch aus der bürgerlichen Gesellschaft, in der Moral nichts, worüber der ängstliche Sinn des Zeitalters straucheln konnte, in den Scherzen artig, daß es Niemandem wehe that, in dem Tone gleich, ohne die Rohheiten Stoppe's, die Abfälle Lichtwer's, den flauen Spaß des Zachariä, in der Ironie recht handgreiflich, aber doch manierlich, damit sich der witzige Leser gleichsam über eine versteckte und gefundene Feinheit selbstschmeichelnd erfreue. Von einer Poesie ist hier nicht die Rede, die mit dem Gemüthe der Einbildungskraft, oder auch nur mit Empfindungen zu thun hat. Leidenschaftlos wie der Mann selbst war, unaufgeregt, wie er sich zu halten strebte, so bewegt sich auch seine Erzählung im schonenden Unterhaltungston, sein Lustspiel stillt das Lachen mit Rührung, sein tragischer Roman die düstern Eindrücke mit milder Beleuchtung, sein Kirchenlied for-

58) In der Fabel von der Biene und Henne heißt es:
Du siehst an mir, wozu sie nützt (die Poesie),
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

dert weder große Anstrengung des Kopfes, noch macht es dem Herzen eine große Bewegung. Er nannte in seinen Vorlesungen die Namen von Klopstock, Lessing und Wieland gar nicht; sein nüchterner Verstand hat ihn dem Einen, und seine übertriebene Moralität den Andern entfremdet. Uebrigens war das, was uns jetzt an seinen Fabeln und Erzählungen das Widerlichste dünkt, damals das Wichtigste. Daß er in demselben Tone wie der Naturenthusiast Brockes, der Schulmann Richey, der Weltmann Hagedorn auf die Perückensitten der Zeit, die steifen Moden, unter deren Joch die Gesellschaft gebeugt war, die Kleinstädtereien des Provinzallebens spöttelte, half immer die jungen Geschlechter aufmerksam machen, daß nicht alles so sein müsse, wie es war. Und so kam es, daß nachher Leute, die die alte Kleinmeisterei in Deutschland freilich zugleich mit der alten Ehrbarkeit und Frömmigkeit erschüttern halfen, in ihrer Manier ganz an Gellert angelehnt erscheinen. Wir haben oben gehört, wie Wieland von Gellert's Erzählart urtheilte; er hat auch die seine ganz von ihm gelernt. Was sich bei Lafontaine zusammen fand, das trennte sich bei uns in Gellert und Wieland; der Letztere ging erst auf die schlüpfrige Erzählung von der ehrbaren Fabel über, die Lafontaine beide behandelte. Wie wenig Kluft aber zwischen beiden lag, sehen wir nachher auch in Deutschland bei v. Nicolay; und Wieland's Charakter zeigt sehr deutlich, wie natürlich es ist, daß häusliche Ehrbarkeit sicher im Gewissen, das sichere Gewissen muthwillig, und der Muthwille endlich frivol macht und öffentlichen Anstoß gibt. So kam es, sonderbar nur dem Anschein nach, daß die Weichlichkeit und Schlaffheit dieser Jahrzehnte in dem nächsten (6ten) nach zwei ganz verschiedenen Richtungen hinführte, zu gesteigerter Frömmelei und Sinnlichkeit, die bei Wieland neben einander liegen.

Wir erwähnen die Fabeln der übrigen Bremer Beiträger nicht besonders. Getrennt von ihnen war Magnus Gottfried Lichtwer (1719—83) aus Wurzen[59], der mehr Verhältniß zu Gottsched und Triller hatte, und sich übrigens überhaupt vereinzelt hielt, wie er

59) Schriften ed. Pott. 1828.

denn auch nachher, nach Halberstadt versetzt, durchaus keine Verbindung mit dem dortigen Poetenklub unterhielt. Seine Fabeln erschienen 1748, man fand aber noch so viel gemischt Gutes und Schlechtes darin, daß sich zwei fremde Hände, und darunter Ramler, an ihrer Verbesserung versuchten, zu dem größten Aerger des Verfassers. Mendelssohn (in den Literaturbriefen) fand gleichfalls Ungleichheit darin, einige von gemeiner Moral, und niedrig possirlichem Wesen, andere unnachahmlich. Wir müssen uns diesem Urtheil etwas ermäßigend anschließen, das auch Lessing unterschrieb. Wie närrisch kreuzte sich bei uns der Geschmack! Die Fabel von den Katzen und dem Hausherrn fand man damals in den Literaturbriefen abgeschmackt, die Herausgeber der Werke Lichtwer's aber nennen sie unsterblich! Wie war es anders möglich, als daß man sich über dergleichen Produkte nie vereinte, wo gutstehende Naivetät und misglückte Versuche, der Thiere Natur und Stimme abzulauschen, wechseln, wo bald eine magere Wahrheit breit aufgestutzt wird, bald epigrammatische Sätze unerwartet und überraschend als Moral gezogen werden. Es ist daher auch gar kein Wunder, daß Lessing's Erscheinung in diesem Gebiete verhältnißmäßig weniger fruchtete als irgendwo sonst. Noch ehe er auftrat erschienen Fabeln von Gleim, die ersten 1756. Er hatte sie früher schon versucht, ohne Glück. Auf einmal ging es aber von Statten. Nicht eines Prinzen Zuspruch, wie er meinte, war daran Schuld, sondern weil er stets mehr gelernt hatte, auf sich zu vertrauen! Sie sind eine Art Widerspiel zu den bisherigen, wie der ganze kurz angebundene Charakter Gleim's gegen Gellert's. Sie schreiten leichtfüßig einher, wo die Gellert'schen ehrenhaft wandeln, sind so kurz wie jene lang, so pickelnd wie jene breit humoristisch, mit knapper, oft mit gar keiner Moral, wo Gellert Lehrgedichte anhängt. Wo er recht in seinem Wesen ist, macht die Lehre gewiß ein Epigramm für seinen König oder gegen einen Uhu-Recensenten oder Pfaffen aus. Gleim unterscheidet so: Aesop's Fabel ging schlecht und recht, Phädrus' nett und ohne Pracht, Lafontaine's als eine Hofdame; wir können fortfahren: Gellert's als lehr- und wortreiche Gouvernantin,

und Gleim's als kurz angeknüpftes schnippes Kammermädchen. So näherte sie sich denn etwas mehr wieder dem lehrhaften Sklavenstand des Aesop, zu dem sie Lessing (1754) ganz zurückführen wollte. Schon daß sie sich gegen die andern Nebenbuhler zu stellen hatten, machte, daß es nicht ohne satirische Hiebe abgehen konnte. Seine Thiere sind Epigrammatisten, hat Johannes von Müller gesagt, und Gellert's Professoren der Moral. Immer besser jene als diese. Sie sind es doch nicht in dem Grade wie späterhin die politischen Fabeln von Fischer (Königsb. 1796) und Aehnliches bei Pfeffel, was nicht unbeliebt war, wo man unter lauter Besonderheiten der Gesinnung, der Stimmung, der Thatsachen, der Nutzanwendungen trit, die politisch, parteiisch, leidenschaftlich und bitter sind. Lessing konnte die Welt nicht anders stellen als sie stand; wir leben nicht mehr in den großen Uranfängen der Gesellschaft, wo große Grundlehren der Menschheit in einfachen Bildern zu lehren waren; die Fabel hatte sich dorthin gezogen, was wir Gesellschaft nennen, und dort mußte sie wohl einigen Witz geltend machen. Satirisch und witzig war die Fabel nicht allein bei Lessing in dieser Zeit, sondern bei Allen; dies ist durchaus kein Unterscheidungszeichen für seine Person, sondern für seine Zeit. Der wahre Unterschied ist, daß die übrigen alle in ihren Fabeln witzig sein wollten und nicht waren, Lessing vielleicht nicht wollte und war. Es kam nur darauf an, daß der Scharfsinn nicht seine eigene Spitze brach, daß der Autor gesund blieb in der ungesunden Luft und daß er den nutzlosen Flitter verschmähte. Lessing that dies, und ich zweifle, daß man bessere Fabeln in unserer Zeit machen kann als die besseren unter den seinen, bis ich welche gelesen habe. Gleich 1760 erschien Bodmer mit seinen unäsopischen Fabeln. Er schrieb sich selbst das Armenzeugniß, indem er bei jener Fabeltheorie zu bleiben erklärte, die Lessing aus den Stoppischen Fabeln gezogen habe, der die Gedanken seines Kopfs der Kürze zu Liebe nicht zurück behalten habe. Er dachte Stoppe's Lustigkeit solle schadlos halten für die anderen Schönheiten, die er seinen Fabeln nicht geben konnte. Das ganze Heer der übrigen Fabelschreiber, die in den 50er und 60er Jahren

und weiterhin noch sehr zahlreich waren[60]), folgte meistens Gellert, Einige, die wie Kretschmann, Westphalen u. A. Prosa versuchten, scheiterten[61]), und dies mag Lessing's Wirksamkeit in diesem Fache sehr beeinträchtigt haben, daß eben Jeder schlechte Reime, aber Niemand gute Prosa schreiben konnte, was, wie auch Goethe sagt, die Leute erst in den 70er Jahren durch Lessing einsehen lernten. Aus der großen Masse nennen wir nur noch Gottl. Conrad Pfeffel (1736 — 1809) aus Colmar, der wie sein Landsmann v. Nicolay zwar außer engerer Verbindung mit den deutschen Poeten dieser Zeit steht und erst nachher in Verhältniß zu Georg Jacobi kam, der aber doch zur Fabel von Gellert angeregt war. Die fruchtbare Epoche seiner Fabeldichtung hatte er erst ganz spät, als ihm Florian in die Hände fiel, zu dem er in demselben Verhältniß steht wie Gellert zu Lafontaine. Seine ersten aber erschienen schon gedruckt um 1759—61. Sie sind für die Schule sehr bequem gefunden worden, und dies darum, weil sie an Glätte der Form mit der Zeit fortgegangen waren, und weil sie das allzuüppige Neben- und Beiwerk abschnitten, was ihr charakteristisches Merkmal ist. Aber jener Ernst um die Sache, der bei Gellert noch wohlthuend ist, ist bei ihm ganz weg, und dies ist das Zeichen, daß die Gattung nicht mehr an der Tagesordnung war. Die Masse soll nun die innere Güte ersetzen, die Eleganz die Liebe zur Sache; und eben diese Massen nebeneinander, und diese durchgehende Mattheit und Weichlichkeit machen dann eine gleich unangenehme Wirkung, wie die vergnügliche Weitschweifigkeit bei Gellert. Dabei wird man noch häufig gewahr, daß jene Glätte der Form oft gar sehr bloßer Firniß ist, denn plötzlich überraschen uns im gewöhnlichen Erzählton und ganz ohne Grund gemeine Ausdrücke, wie das Mensch, das Beest, der Bengel u. s. f.,

---

60) Wir gehen natürlich auf die Einzelnen nicht ein, die zu wenig Verschiedenheit unter einander haben. Die vorzüglichsten sind in den 50er Jahren Pfeil, Petermann, in den 60er Lieberkühn, C. von Moser, Westphalen, Willamov, Michaelis, Burmann, in den 70er Zachariä, Brauns, Kl. Schmidt, Nicolay, Götz u. A.

61) Man vergl. nur z. B. die schauderhaften Proben aus den Fabeln von einem Nachahmer Lessings, Raupsch, die die Lit. Briefe Nr. 121 mittheilen.

die, scheint es, Kraftbrocken in der schalen Brühe sein sollen, und neben denen sich dann die orientalischen und mythologischen Benennungen und Gestalten mitten in dieser Thierwelt sonderbar ausnehmen. Nirgends meint man auch so oft jene plumpen Wort- und Witzspiele statt der Moral zu finden, wo plötzlich das arme handelnde Thier als ein Schimpfname auf gewisse Menschenklassen gebraucht wird. „Wäre unter diesen Thieren, sagt Herder, der Affe und Esel lächerlich? O der alten abgekommenen Späße, die den Dichter so oft selbst zum Affen oder Langohr gemacht haben! Kein Witz kann leicht abgeschmackter werden als der Fabelwitz." Und keine Gattung, fügen wir hinzu, so sehr zu Trivialität verwöhnen. Dies fühlt jedes Kind mit rechtem Takt. Auf der Schule gäbe wohl jeder frische Knabe Pfeffel's sämmtliche Fabeln um seinen Ibrahim hin. Wie im Mährchen, so ist es auch nicht gut, die lebensdurstige Jugend zu lange in der Fabel zu halten; sie sehnt sich bald nach Handlungen, die eben so wohl belehren und zugleich den Charakter bestimmen.

Auch Fr. W. Zachariä (aus Frankenhausen 1726—77) hat „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier" (1771) geschrieben, über die wir schon früher einmal unser Gutachten gegeben haben. Das charakteristische Fach dieses Dichters ist aber die sogenannte komische Epopöe. Sie liegt durchaus auf Einer Linie mit den bisherigen Erscheinungen und führt uns in steigendem Fortschritt, aber langsam, dem poetischen Schaffungs- und Erfindungsvermögen näher. Dieses äußerte sich in neuer Lebenskraft zuerst bei Brockes als bloße Nachahmungsgabe, im Abschildern und Malen; Rabener's dürftige Charakteristiken von Menschen und Ständen führten einen Schritt weiter; die Fabeln verlangten schon eigentliche Composition, allein sie waren noch am seltensten erfunden, meist blos nacherzählt. Die komische Epopöe und die Idylle führen zu Darstellung weiterer, ausgedehnterer Verhältnisse über; noch aber sind es blos einzelne kleine Begebenheiten und Zustände, die geschildert werden. Erst Klopstock ging zu Handlungen, zum Epos über. Was man gewöhnlich komische Epopöe nennt, müßte durchaus einen anderen bescheideneren Namen

führen, und läßt sich eigentlich gar nicht unter Einen Titel bringen. Es gibt nur Eine komische Epopöe, Reineke Fuchs, und nur Ein Werk in Prosa, was sich dem vergleichen läßt, Don Quixote. Was jene vornehme Benennung führt, ist gewöhnlich Parodie des Epos der Form nach, dem Inhalt nach aber komische oder satirische Idylle. Und so liegt auch die Schäferpoesie in dem glänzendsten Zeitpunkt ihrer Entwicklung in Europa dem derbkomischen Roman in großen Massen gleichzeitig gegenüber. Uz, der ein sehr mäßiger und verständiger Mann war, und den seine poetische Beschäftigung in keiner Weise aufgeblasen machte, nennt auch das Stück, das er in dieser Gattung gemacht hat (der Sieg des Liebesgottes) ausdrücklich eine bloße Erzählung, und zwar im Gegensatz gegen Dusch, der sich nach Pope's Lockenraub seine Theorie der komischen Epopöe gebildet und dann die Thüre hinter sich zugeschlagen habe. Diese Pope'sche Theorie, der alle unsere scherzhaften Epiker eben so sklavisch als seiner Praxis folgen, läuft dahinaus, daß in den komischen Epopöen ein kleiner Gegenstand in dem großen Stile des ernsten Epos solle behandelt werden. Daher werden bei ihm Stellen des Homer und Virgil parodisch benutzt, die ausgeführten Gleichnisse nachgeahmt, der Kothurn ironisch beibehalten, eine Art Göttermaschinerie (Sylphen und Genien) angewendet; Alles dies ahmen unsere Deutschen getreulich nach. Sieht man aber auf das Wesen, so liegen diese kleinen Dichtungen durchaus im Gegensatze zur Idylle. Während hier die Naturzustände unschuldiger Menschen, der Hirten und Fischer geschildert werden, so drehen wir uns dort in den Zuständen der verfeinertsten Gesellschaft, der Stutzer und Koketten herum. Beide Gattungen treten auch gleichzeitig hervor, nur mit dem Unterschiede, daß in der Einen der Hauptrepräsentant, Zachariä, vor kleineren Nachahmern vorausgeht, in der Andern Geßner auf kleinere Vorgänger folgt, der daher erst etwas später genannt werden kann. Uebrigens haben wir schon gelegentlich erwähnt, daß Gottsched und seine Frau Schäferspiele machten, eben so Gärtner und Gleim; und Rost, dessen Vorspiel (gegen Gottsched) ganz im Stile dieser komischen Epopöen geschrieben

ist, hat auch Idyllen geschrieben. Bei den besseren scherzhaften Erzählungen läßt sich auch die Grenzberührung oder Verwandtschaft sehr deutlich herausstellen. Zachariä's Phaethon (1754), in dem er die steife Form des Alexandriners verläßt, und im Fluß des Hexameters jenes Detail anbringt, das in allen übrigen komischen Epopöen durchweg fehlt, ist immer, so viel ich weiß, neben dem Renommisten am meisten gelobt worden, nur nicht von Gottsched und den heutigen Gottschedianern, die der Hexameter ärgert. Wenn das Ganze nicht einigen Anstrich einer Parodie auf Ovid's Phaethon hätte, und wenn nicht schon der Gegenstand — ein Mädchen will im Phaethon selbst und allein kutschiren und wird für ihren Vorwitz im See abgekühlt — wenn nicht schon die Kleinheit dieses Gegenstandes einen Stich enthalten sollte auf die Fruchtbarkeit der elenden Dichterlinge, die sich ohne Vermögen an dem ernsten Epos versuchen, so würde man dies Stück nicht anders als eine Idylle nennen können; man wird schon ganz auf Voßens Luise vorbereitet. Thümmel's ihrer Zeit sehr bewunderte Wilhelmine (1764) würde eben so nichts als eine Idylle heißen, wenn nur der hochgehende Ton und die Reminiscenzen an Homer daraus getilgt wären, und wenn es nichts Wehethuendes hätte, ein idyllisches Gemälde von Gemeinem entstellt zu sehen, was selbst in der komischen Erzählung unangenehm auffällt[62]. Was wir hier von diesen deutschen komischen Epopöen sagen, gilt auch von ihren ausländischen Mustern, von Boileau und Pope. Wie dürftig unsere guten Poten an Erfindungsgabe sind, liegt bei diesen Produkten Zachariä's zu Tage, von denen nicht zu reden, die den Nachahmer wieder nachahmten! Er bekennt sich von den hohen Tönen Boileau's und Pope's (im Pult und Lockenraube) entzückt, fürchtet aber, daß sie den Deutschen noch unnachahmlich seien! Als er sie selbst hinlänglich nachgeahmt hatte und Beifall genug fand, und ein ganzes Heer Nachahmer wieder auf ihn folgte, ward er es endlich müde, daß „der

62) Der Gegenstand ist ein frommer guter Pedant, sonst unverschuldet, dem ein zerpflücktes Kammermädchen zur Frau zugeführt wird. Dies scheint eben nicht ein Stoff zum schadenfrohen Lachen.

deutsche Stutzer vom Satyr aufgeführt werde", was der Lieblings=gegenstand von Pope her blieb, und er ermahnt die Dichter, nicht immer Wiederhall zu bleiben, original und neu zu sein. Dies sagt er, als er eben ein nagelneues Thema aufgebracht, und von einem Lieblingskater erzählt hatte, der getödtet ward und nicht in die Hölle konnte, weil er unbegraben lag; er fühlt sich wie ein Kind verjüngt in dieser neuen Erfindung, und in der Gunst der Muse, die ihm die Hölle der Thiere gezeigt! Man begreift wohl, dies waren die Männer nicht, die uns zu einer neuen Dichtung helfen konnten, die sich auf solche Schöpfungen etwas zu gute thaten, die sich an einer so elenden Gattung entzücken und gar an ihrer Nachbildung verzagen konnten. Geht man die einzelnen Stücke durch, die Zachariä meist in den 40er Jahren gemacht hat, so erstaunt man über die Leerheit und Geringfügigkeit dieser eine Zeitlang so berühmten Erzählungen, in denen keinerlei Tiefe der Satire, kein freier Humor, nicht einmal ein Reiz zum gesunden heitern Lachen gefunden wird. Er war übrigens nicht der Erste, der sich darin versuchte. Der Hamburger Lambrecht hatte schon 1741—44 zwei solcher scherzhafter Gedichte geliefert, die Tänzerin und die Nachtigall; sie wurden aber erst recht häufig auf dem deutschen Parnaß, als die Gottsched Pope's Lockenraub (1744) übersetzt hatte und Zachariä mit dem Renommisten auftrat. Dies ist das berühmteste unter seinen Stücken; er hätte auch viel mehr Recht gehabt, sich auf diesen Griff etwas einzubilden als auf den Murner; es ist doch wenigstens ein Gegenstand frisch aus dem Leben und der Gegenwart genommen, der auch in sofern noch zu uns heutigen eine Beziehung haben kann. Das Leere an Thatsächlichem, den Mangel an Mannichfaltigkeit, die abgeschmackten allegorischen Figuren, den parodisch=epischen Ton, all das hat das Gedicht mit Pope gemein, allein was viel besser darin ist, ist der gewonnene Gegensatz zwischen Rohheit und Mode, Renommist und Stutzer, zwischen den zwanglos groben Sitten seines Jenenser Raufbolds und den galanten und mo=dischen des Leipziger Zierbengels. In den Verwandlungen wird Ovid parodirt. Eine Sylphe, der Pudergott Zephis, verwandelt eine ganze

Schaar Stutzer in entsprechende Formen, um Selinden, die er liebt und die sie umflattern, von ihrer Koketterie abzubringen. Zuletzt scheint es zu gelingen, da er selbst als ein modischer junger Herr erscheint; sein Kleid siegt, als er ihr aber auf ihr Verlangen, von Liebe bethört, sein Zauberband gibt, so verwandelt sie sich in einen Stein! Dies kann uns ein Beispiel für alle sein, welch albernes Zeug der gewöhnliche Inhalt dieser Sachen ist. Den Phaethon haben wir vorhin erwähnt. Die Lagosiade besingt in hochtrabender Prosa, wie ein Jäger einen Hasen mit einer Keule erschlägt! Das Schnupftuch enthält wieder eine solche Toilettengeschichte, ein „Heldenepos von einer Kleinigkeit", wie aus einem Taschentuch ein neues Ilium wird. Eine Reihe von Nachfolgern, die kaum sich in etwas unterscheiden, gehen mit ganz ähnlichen Erfindungen furchtsam nach. Dusch erzählt in 7 Büchern wie das Toupé eines Stutzers in seinem Zirkel von einem Neider aufgebrannt wird; Uz, wie Amor eine Spröde mit einer prächtigen Equipage beugt; Aehnliches enthält der Baron (1733) von Schönaich, der verlorne Hut (1761) von Eberlein, einige Stücke von Hommel, Löwen u. A. Bei Dusch werden schon Stellen aus deutschen Epen von Schönaich und Naumann mit satirischer Absicht parodirt; auch Uz stichelt vielfach in seinem Liebesgott auf die geschmackverderbenden Epen der mizraimischen Dichter. So ist es sehr bezeichnend, daß noch spät in dem erneuerten Rabelais von Sander, diesem Hauptwerke auf der Seite komischer Erzählung die Göttersprache der Klopstockianer vortrefflich verspottet wird. Ganze komische Epopöen wie der Wurmsamen, die Trüffeln u. A. setzen sich gleich nach Erscheinung des Messias Klopstock entgegen, und geben jede andere Absicht auf, als die Parodie der seraphischen Dichtung. Bei Zachariä findet höchstens ein Spott auf Naumann's Nimrod Eingang. Denn er selbst ging zu entschieden zu Klopstock über, und ahmte ihn mit eben so wenig Glück nach, als Pope. Er lehnte sich wie Er gegen den Reim auf und gegen die Anakreontiker[63], er gefiel

---

63) In den Stufen des weiblichen Alters, einem Gedichte, dessen Vorbild von

sich in gesuchten Bildern und Ausdrücken, er versuchte Oden, und hob seine Seele „mit seraphischem Schwung in höhere Sphären", wo er nicht heimisch war. Er griff weltliche und geistliche Epen (den Cortes, und die Schöpfung der Hölle) an, ohne damit fertig zu werden. Wenn diese Wendung auffallen sollte, so muß man bedenken, daß Zachariä nur Nachahmer, nie Dichter war, und daß er sich als solcher gleichgültig verwandelte. Wie er auf Klopstock, wie er auf Waldis fiel, so auch gelegentlich auf Hagedorn, dem er gleich allen seinen Freunden gewisse humoristische Liederformen absieht, so auch auf Milton, den er in Hexametern übersetzte, so endlich auch auf Thomson, dem er in seinen Tageszeiten gerade so sklavisch folgt, als Pope in seinen Erzählungen. Dies wäre etwa der Mittelpunkt seines ganzen Dichtens, daß er überall an die Engländer angelehnt erscheint. Sein Umgang mit Ebert erklärt dies, sein Aufenthalt in Göttingen, wo damals mehr britische Sympathien waren als später, wie man auch aus Dusch sieht. Seine Tageszeiten in der frühern Bearbeitung, die sehr verschieden von der späteren ist, sprechen seine Anglomanie nicht allein in Beziehung auf die Dichter, sondern auf das ganze Volk nur zu oft aus. Dies ist überhaupt der große und allgemeine Charakter der ganzen niedersächsischen Literatur, daß in und über ihr die verwandtere englische Natur und Literatur völlig herrscht und waltet. Als den Gipfel dieser niedersächsischen Literatur aber haben wir Klopstock zu betrachten.

---

einem Züricher, Wartmüller, herrührte, (5r Th. der Werke 1767) sagt er von seiner idealen Jungfrau, sie höre Lieder:

> — nicht lesbische Leiern,
> oder das tejische Lied. Der sionitischen Musen
> göttlichen Harfenklang hört sie entzückt, und liebt die Gesänge,
> dir ehrwürdige Tugend zum Ruhm, nicht jene voll Wollust u. s. f.

4. Klopstock.

Wir haben unter den Bremer Beiträgern auch Friedr. Gottl. Klopstock (aus Quedlinburg 1724—1803) genannt. Er trat am spätestens mit seinem Freunde J. C. Schmidt (aus Langensalza) zu, und steht in den 50er Jahren in solch einer abgesonderten mehr ernsten Gruppe mit Cramer und J. A. Schlegel, wie die bisher genannten humoristischen unter sich. Wer ihn mit unserm gesammten Kreise im innerlichen Bunde sehen wollte, der hätte nicht Mühe, die Züge zusammenzustellen, die sich berühren, aber vergebens würde er den Ton zu halten suchen, der sich der Schilderung jener eintönigen Charaktere natürlich aufdringt, den aber dieser außerordentliche Mann ebenso entschieden verdrängt. Gleich seine früheste Geschichte wirft ein ganz anderes Licht über den zwar gleichen Grundton seiner Jugend, und er ragte gleich als Knabe über die andern durch merkwürdige Sicherheit und kräftigen Trieb hinaus. Er brachte wie jene zwar die fromme und gläubige Denkart von Haus aus mit, aber sein Vater war ein Mann von derbem und tapferem Charakter, unter dessen Leitung den Knaben die drückende Stubenluft nicht so verwöhnen konnte; auch wuchs er kräftiger unter freiem Himmel auf, badete gegen der Eltern Willen, und sein enthusiastischer Lebensbeschreiber (der junge C. F. Cramer[64]) möchte uns gern in seiner Jugend einen kleinen Cheruskerhelden in ihm zeigen, wie er sie später in den Bardieten besang. Er theilte mit Mehrern unserer Leipziger Verbindung die gute sächsische Schule in Pforta, aber in keinem hing sich die Begeisterung für die Alten so lebensvoll an und weckte die Lust zum Schaffen so frühe; er

---

64) Klopstock, Er und über ihn, v. C. F. Cramer. 1780. Ein wunderliches Werk. Es sollte Sammlung der Werke, Leben, Kritik, Panegyricus und Alles werden. Es ward zum Glück nicht fertig; Klopstock hätte es nicht gestatten müssen, daß dies Werk unter seinen Augen angefangen ward. Vgl. außerdem: Briefe von und an Klopstock. Herausg. von Lappenberg. Braunschweig 1867. Strauß, Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich v. Baden, in Sybel's histor. Zeitschrift 2, 424 ff. Klopstock's Liebe zu Fanny. In Klopstock's Briefen an Bodmer, im Weimar. Jahrbuch 4, 116 ff. Brunier, Klopstock und Meta. Hamburg 1860.

dichtete schon auf der Schule in beiden alten und in deutscher Sprache Schäfergedichte und Bußlieder. Vor ihm hatten schon Gottsched und Gellert in verschiedener Art einen groben und feinen Wetteifer gegen die Fremden und Alten verrathen, aber Keinen quälte in dem Maße Schamgefühl und Unmuth wie ihn, bis er Hand an ein Werk gelegt hatte, das sich dem Besten der Ausländer an die Seite stellen sollte. Ein geheim gehaltener und unterdrückter Ehrgeiz lag bei Gellert unter deckender Asche, aber in ihm schlug das feurige Gefühl für Nachruhm und Unsterblichkeit in helle Flammen, die selbst seine christliche Demuth nicht niederhalten konnte. Mit eben jenem friedlichen Gemüthe kam er zu den Leipzigern, das den Lärm der Streitigkeiten haßte; aber bei ihm bildete sich der Abscheu gegen alle Kritik zu einer seltenen Höhe. Sein Vater selbst ermunterte ihn, die thersitischen Gottschedianer mit dem goldenen Scepter des Ulyß zu widerlegen, aber er fand es nicht ehrbar, und machte es sich später zum Grundsatz auch auf keinen Tadel zu achten, selbst wo Stillschweigen für Schwäche ausgelegt werde. Auch den elegischen Hang brachte er schon aus der Schule mit; er äußerte sich bei ihm in Liebe zu Natur und Einsamkeit, die die übrigen meistens kälter ließen. In den Andern brachte diese Stimmung das Bedürfniß der Freundschaft zu Tage, Keiner hat es so stark empfunden als Klopstock; Freundschaft war ihm mit der Liebe im Grunde einerlei; sie war ihm nach dem Bewußsein, seine Pflicht gethan zu haben, die größte Glückseligkeit des Menschen hier und dort. Wir fanden in Jenen einen gewissen Frohsinn, oft dicht neben Trübsal und Schwermuth liegen, bei Keinem ist Beides so energisch ausgesprochen wie bei Klopstock. Er hat mit seiner freieren Weise, so wunderlich dies auch lautet, auf die kräftigere Lebensregung in den 70er Jahren ebenso entschieden gewirkt, wie mit seiner liebenden Schwermuth auf die sentimentale Sinnigkeit vorher. Seine körperlichen Fertigkeiten, sein Schlittschuhlaufen, das er mit Leidenschaft trieb, das er so schön besang, für das er in solonischem Ernste Gesetze entwarf, sein Reiten, sein Baden, hat sich unmittelbar auf die Stolberge vererbt, die diese Künste in einer Art betrieben, daß sie Goethen

ein Aergerniß waren. Wenn Klopstock zu Gleim nach Halberstadt kam, hatten die heitersten Festlichkeiten Statt, und spät noch setzte er (in der Ode: der Wein und das Wasser) den muthwilligen Jugendscenen ein Denkmal, die sie dort durchlebten. Wie sich Scherz und Ernst bei ihm ablösten, zeigen nicht allein einzelne Dichtungen, wie wenn er (in der Ode Frohsinn) mit Wehmuth besingt, wie er glücklich durch Heiterkeit war, sondern auch solche Scenen seines Lebens, wie der höchst charakteristische Besuch in Zürich[65]) und die Fahrt auf dem See. Die Frommen unter den Zürichern erwarteten einen heiligen Propheten in ihm kennen zu lernen; sie hätten wohl über seine Fragmente, die er vorlas, den ganzen Tag verweint, Er aber hielt die Freude wach und eroberte sich, den Anderen voran, von seiner spröden Schönen, die ihm zugetheilt war, einen Kuß. So sagt er selbst, er habe Lieder singen wollen wie Hagedorn, aber die Muse hätte ihm zugewinkt, nicht jene Lieder habe ihn die Natur gelehrt.

In allen diesen Zügen steht er unter den Bremer Beiträgern als ein Gleicher, nur überall als ein Höherer; er faßte aber in weit größerem Maße alle Richtungen und Bestrebungen der Zeit überhaupt in sich zusammen, vereinte in sich die Strahlen der damaligen Bildung wie in einen Brennpunkt, schloß die vergangene Zeit völlig ab, und warf eben so viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit wieder aus, die die allerverschiedensten Früchte reiften. Mit ihm beginnt daher erst die neue Zeit, und die Wiedergeburt unserer Literatur, und nur ein so kräftiger und beglückter Geist konnte diesen Wendepunkt herbeiführen. Ueber seine Geburt wachte der Genius der Zeit, der ihm alle Neigungen des Jahrhunderts einimpfte, die bestehenden und die werdenden; mit ihnen ergriff er sein verwandtes Geschlecht und machte eine denkwürdige Wirkung. Was irgend die Gemüther vorher bewegt und die Köpfe beschäftigt hatte, das nahm er mit sicherem Griff auf und trieb es zu einer Reife, nach der nichts übrig blieb, als Abfall der Frucht und Erwartung neuer und anderer

---

65) Vgl. Mörikofer, Klopstock in Zürich im J. 1750—51. Bern 1851.

Blüthen. Das Verschiedenartigste, was die Menschen um ihn getrieben hatten, band er voll Einklang in seinem Wesen und Werken, und dies ist einer der wahrsten Sätze, daß der Mensch, wo er Entgegengesetztes harmonisch zu verknüpfen weiß, immer das Höchste zu leisten sich anschickt. Wir sehen demnach in Klopstock nicht allein die empfindsame Stimmung der Zeit eine ansteckende Kraft erreichen, sondern auch ihre fröhlichheitere, wir sehen ihn nicht allein mit der sokratischen Weisheit Hagedorn's übereinstimmen, sondern auch mit Bodmer auf dem Wege zur Verehrung Young's und Milton's. Nicht allein trat er wie Haller, wie es seiner steten Richtung auf große und erhabene Gegenstände gemäß ist, in sich selbst mit erhöhtem Selbstgefühl zurück, sondern er ging auch, wie Hagedorn und Giseke noch schüchtern thaten, von reicher Empfindung des Schönen überwallend aus sich heraus, und sagte zum erstenmal der Welt die geheimsten Regungen seines Herzens. Er faßte in seiner Beschäftigung mit der Sprache nicht allein Grammatik und Regel ins Auge wie Gottsched, sondern auch ihre lebendige Bildung aus Volkssprache und den alten Klassikern zugleich, gerade wie Bodmer. Er suchte in seinen Dichtungen das Malerische und Musikalische der Haller und Drollinger zu verbinden mit der Lebensweisheit Hagedorn's, und strebte, wie die schweizer Kritik verlangte, für Verstand, Einbildungskraft und Herz zugleich Nahrung zu geben, mit entschiedener Bevorzugung der Wirkungen auf das Gefühl. Wozu Bodmer entfernte Anlage verrieth, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln, das ist bei ihm gleich in entschiedener Fertigkeit. So hatte noch Niemand den Ton der bardischen Urdichtung, die einfache Größe der hebräischen Poesie, den ächten und unverschrobenen Geist des klassischen Alterthums getroffen, wie gleich in seinen Jugendoden Klopstock, wo wir bald Horaz, bald David, bald, was das seltsamste ist, Ossian hören, noch ehe man von Ossian etwas wußte. Diese Gabe hatte selbst Lessing und Wieland nicht besessen, sie zündete zuerst in Herder wieder nur um nachzuahmen, dann in Goethe um frei zu schaffen.

Mit all diesen Eigenschaften geboren, sprang seine Dichtung gleich in seiner ersten Jugend wie eine bewaffnete Pallas ins Leben. An einem dreifachen Scheidewege stand der ungeduldige Jüngling und wählte; die Alten und ihre Kunstdichtung, das Vaterland und die Naturdichtung der Barden, das Christenthum und David's prophetischer Gesang lockten ihn, zwischen Leier und Telyn und Psalter je zu ihren Gunsten zu entscheiden. Sein Genius zeigte ihm, wie streng das Gericht der Zukunft sei; er wies ihn vor der Lustfahrt der Andern auf glattem Strome hinweg auf das weite Meer; aber hier sah er warnungsvoll viel hochmastige Dichterwerke vom Sturm zertrümmert liegen. Er wurde bis zur Schwermuth ernst, vertiefte sich in Zweck, Verhalt, Grundton und Gang eines Gedichtes und strebte, geführt von der Seelenkunde, zu ergründen, was dessen Schönheit sei. Wie selbständig die Dichterkraft sich in ihm bewährte, doch fühlte auch Er, daß wir Deutschen die alte und fremde Bildung, auf der wir aufgewachsen sind, nicht verleugnen können, wo wir groß werden wollen. Er wählte so, daß er keins von den Dreien fallen ließ; die Hauptelemente der deutschen Dichtung: das deutsch Vaterländische, das christlich Universelle, das antik Klassische hielt er mit Einem Griffe fest; er umspannte die Dichtung des Nordens, des Orients und des Alterthums; und was er gleichgültig liegen ließ, die alexandrinisch-ritterliche Bildung war die Ausbeute, die seinem entschiedenen Gegenfüßler Wieland übrig blieb. In seinen Oden unterscheiden sich, gleich bei den frühesten am deutlichsten, nicht allein diese drei verschiedenen Elemente, sondern auch drei gleichsam entsprechende Arten, in denen das Eine oder das Andere vorherrschte. Die einen sind geistlich, die anderen bardisch, die dritten antik; die ersten dithyrambisch und hymnenartig, die zweiten künstlich in Maßen, verschlungen und dunkel im Inhalt; die letzten einfach und gehalten; jene verwandt mit dem Messias, mit David und den Propheten, die anderen mit den Bardieten unsers Dichters, mit dem Tone der Edda und des Ossian, die dritten mit Pindar und Horaz. Diese antik geformten und gedachten sind unstreitig die Besten, vielleicht schon weil sie sich den alten

Maßen bequemen; Herder meinte wohl mit Recht, daß bei Horaz die Form der Ode erschöpft sei, und wies mit ungemein feinem Sinne die Gebrechen der neuerfundenen gothisch geschlungenen Maße Klopstock's gegen die Alten nach. Und was dieser von dem Versmaß sagte, das behauptete Klopstock selbst von dem ganzen Tone der Ode, ihn habe Horaz bis auf jede feinste Wendung bestimmt. Nur diese Gattung hat in Ramler und Voß nachgewirkt, die andern gingen verloren; so hatte auch gewiß Niemand, wenn wir lateinische Nachahmer ausnehmen, in neueren Sprachen den Geist der ächten Ode wieder erreicht. Klopstock führte hier auf die reinsten Meister, Pindar und Horaz, zurück, so weit es die Zeit gestatten wollte, und er warf Alles, was sich vor und neben ihm bei Hagedorn, Lange, Uz und Aehnlichen mit dem Namen Ode schmückte, ohne daß der bescheidene Jüngling es wußte oder ahnte, in tiefen Schatten. Und dies hauptsächlich darum, weil er mit so strenger Fügsamkeit in die Vorzüge der Formen einging, ohne darum den lebendigen Stoff in sich preiszugeben; er blieb dabei der neuere Dichter des Herzens und des Gedankens, und die horazische Form ward nicht bei ihm wie oft bei Ramler ein leeres Gehäus. Er nahm von den Alten, was unsere größten Dichter ihm nach thaten, den Formensinn, der nur leider bei ihm nicht so weit ging, daß er für ihre plastische Dichtungsart Geschmack gefaßt hätte; er blieb vielmehr bei dem stehen, was sich auf Versmaß und Sprache bezieht. Er lernte bei ihnen den Reim verschmähen, den er (in der Ode an Voß) übertreibend ein Wörtergepolter, Trommelschlag und wirbelndes Gleichgetöne nennt; er fiel, als er überdenkend die epischen Maße der Neueren prüfte und mit eklem Ohre verwarf, auf den Hexameter mit jener Freudigkeit, die des richtigen Gefühles Gefährtin ist. Wie viel seinem Hexameter fehlte, doch war er ein unermeßlicher Fortschritt, wenn man ihn gegen die der Heräus und Weise verglich. Wenn man die beschränkte Kritik jener Zeit bedenkt, mit der noch der Grammatiker Christ und Uz im besten Ernste die alte Versregel an die deutsche Sprache hielten, wie einst Otfried die Sprachregel, so muß man alle Achtung vor dem glücklichen Griffe Klopstock's haben,

der den Accent des Sinnes und der Wortgeltung einführte, die einzig mögliche Regel, die mit Poesie bestehen kann, die alle Dichter nach ihm, und darunter Goethe, befolgten, die aber freilich von den pedantischen Grammatikern und Trochäenverfolgern noch heute angefochten wird, denen es noch immer auf dem Standpunkte des Otfried und der Schulmeister in der Reformationszeit gefällt. Die Frage über das Bürgerrecht des Hexameters bei uns ist längst verjährt. Schon vor Klopstock fiel Kleist gleichsam aus sich selbst auf dieses Maß, dem er eine Vorschlagsilbe gab, und das nicht als Hexameter galt. Wir haben, wenn man nicht etwa den Oberon mitzählen will, nur drei epische oder eposartige Gedichte der neueren Zeit, die volksthümlich geworden sind, Messias, Luise und Hermann und Dorothea, und sie sind alle in Hexametern. Dazu kommt noch Reineke Fuchs hinzu, der in Hexametern popularer geworden ist, als in allen andern hochdeutschen Uebertragungen. Es ist auch nicht zu fürchten, daß die Nibelungenstrophe, hinter die sich die poetische Armuth so bequem versteckt, und die Romanzenabtheilung, die noch viel bequemer für die Dürftigkeit ist und die jedes Epos wieder in seine ersten Elemente zerpflückt, in anderer Zeit einen Werth behalten werden, als in solcher, wo die Dichtungen keinen haben. So wie nun Klopstock diese Maße der Ode und des Epos von den Alten entlehnte, so auch die poetische Sprache. Hier stand er der ganzen Vergangenheit unserer deutschen Dichtung gegenüber, und der tiefe Unwille, den er über die Verstandesdürre und Prosa der bisherigen Dichtungen empfand, muß es erklären helfen, daß er in das entgegengesetzte Extrem fiel, seine Begriffe von Poesie und Sprache übersteigerte, und gleich in seiner Jugend auf einen Stoff für sein Epos, auf eine Form für seine Lyrik kam, die seinem Streben nach Würde und Erhabenheit den weitesten Raum ließen. Er verwirft die Franzosen mit ihrer prosaischen Poesie; die Alten und die Engländer lehrten ihn, zwischen der Sprache der Dichtung und gemeinen Rede scheiden, und er arbeitete daher mit bestem Wissen und Willen an der Weiterbildung der Sprache für beide Zwecke, indem er dem richtigen Gefühle, nicht der Theorie, die Grenzen

in diesen Bestrebungen überließ[66]. Mit Stolz antwortete er denen, die sich über die Schwierigkeit seiner Sprache beschwerten, sie möchten sie lernen. Und allerdings hat uns das Natürliche der wielandischen und goethischen Poesie weit zu sehr verwöhnt und auf den Weg der Franzosen zurückgeleitet. Nur daß wir freilich damit nicht die „Odenkryptik", die allzu kühnen Wortschöpfungen, die lateinischen Satzbildungen, die seraphische Göttersprache und jenen allzu hohen Kothurn preisen wollen, der uns bei Klopstock eben so misfällt, wie dem Aristophanes am Aeschylus und dem Aristoteles am Pindar. Wenn man, wie Klopstock, gefühlt hat, was endlich die Schönheit des Gedichtes, was poetische Rede sei, und wie die Dichtung in Bilder kleiden soll, was die gewöhnliche Rede in abgezogenen Begriffen läßt, so folgt die letzte Schwierigkeit, an der wir den Geschmack erst prüfen, und nach dem sich der Genuß des Lesers bestimmen wird: daß nämlich ein Maß gehalten sei in der Anwendung der poetischen Form, daß nicht Alles Schmuck und Zierat werde, daß man nicht vergesse, wie das Material, in dem der Dichter wirkt, Verstandesbegriffe sind, die jeden Zoll breit in Bilder umzuschaffen die Phantasie des Dichters und Lesers übermäßig anstrengt, so daß dort zuletzt der klügelnde Verstand die Bilder formen und hier sie zergliedern muß, und so durch die Ueberspannung der Einbildungskraft ihr Werk ganz verloren geht. Allerdings ist der Ode, die wie ein Bergstrom abstürzt, hierin mehr zu gestatten, als dem ruhig gleitenden Flusse des Epos, in dem das Poetische gleichsam nur wie die Scenerie des Ufers mitwirken soll. Allein unstreitig ist von Klopstock zu viel geschehen, und seine Gegner hatten vielfach Recht, hier Lohensteinischen Geschmack und undurchdringliche Dunkelheit zu tadeln[67].

---

66) Im Nordischen Aufseher. St. 26.

67) „Der Wecker mit dem röthlichen Fuß" (die Sonne), „des frommen Mönchs Erfindung schallt" (ein Schuß fällt) u. dergl. bildliche Ausdrücke, oder solche Worte wie „es kleinelt und zwergelt mit der Größe des Eroberers" berechtigten freilich die Gottschedianer über Lohensteinischen Schwulst zu klagen. Und so finden sich ganze Sätze, die mit Anstrengung wie ein lateinischer Text herausconstruirt werden müssen, über welche Eigenschaft K. doch selbst an den alten Sprachen klagt. In

So weit also reicht Klopstock's Verhältniß zu den Alten. Aber sie waren seine Begleiter gleichsam nur bis zum Austritt aus der Schule; er wandte sich später immer mehr, wie Gellert moralischerseits that, poetisch und moralisch von ihnen ab. Schon als er von Schulpforta Abschied nahm[68], bedauerte er Homer und Virgil um ihrer Religion willen, und vergleicht ihnen Fenelon als Nebenbuhler des Homer. Sobald sich das Selbstgefühl in ihm so steigerte, daß nun das Individuelle und Persönliche sich seiner Dichtung bemächtigte, so fühlte er den Mangel der Herzenserschütterungen in der alten Poesie; sie war ihm jetzt nur Stimme der Kunst, und der Grieche schien ihm die Sprache der Natur nur zu stammeln. Der Poet, unterscheidet er, läßt die Leier klingen von den Grazien, den leichten Tritt an der Hand der Kunst geführt; der Barde singt zur Telyn die schönere Grazie der seelenvollen Natur. Unter sparsamer Hand tönten (in dem Naturgesang der Barden) Gemälde herab, gestalteten mit kühnem Zug, tausendfältig, und wahr und heiß; ein Taumel, ein Sturm, waren die Töne für das vielverlangende Herz! Dies ist in Wahrheit, nach unserer anfänglichen Andeutung im Beginn dieser Geschichte, der Charakter des deutschen und nordischen Urgesangs, der auf leidenschaftliche Erregung des Herzens ging, der die Kunst verschmähte und die Natur über Alles setzte! Eine ächt deutsche Natur empfindet im späten, aber sich verjüngenden Zeitalter vereinzelt, wie sein Volk im ersten Keime innerer Regungen in Masse empfunden hatte; und wie ihm Cramer die Anklänge an die Edda in seinen Gedichten zeigte, noch ehe er sie kannte, so wies ihn dieselbe nordische Natur auch theoretisch auf die Erkenntniß der Unterschiede antiker und germanischer Dichtung (in der Ode der Hügel und Hain 1767), so fiel er in ähnlichen Zeiten und Verhältnissen auf einen ähnlichen Gegenstand der Dichtung mit

---

dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" dünkte man sich sehr witzig, daß man Klopstock's Oden ins Deutsche übersetzte.

68) Vgl. Klopstock's Abschiedsrede über die epische Poesie, hrsg. von A. Freybe. Halle 1868.

dem eben so nordisch gearteten Milton, ohne auch diesen zu kennen. Immer entschiedener trat dieser germanische Charakter heraus und verdrängte immer schärfer die Alten. Es hing damit auch sein Haß gegen die Franzosen zusammen, deren Schauspiele er auf Einerlei Linie mit den griechischen sah, deren Epiker, Voltaire und Chapelain, er schon in jener erwähnten Schulrede mit beißendem Spotte verachtete; und gegentheils seine Vorliebe zu den germanischen Engländern. Nicht allein der englischen Dichtung eines Milton und Young sich gleich zu stellen, ward sein Ehrgeiz, sondern auch das Urbild der scandinavischen Poesie zu erreichen, der er gleichsam durch seine Versetzung nach Kopenhagen (1751) nahe gerückt ward. Dies liegt schon in der versuchten Herstellung der nordischen Mythologie gegen die griechische. Wecke ich von den alten Göttern zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf, singt er, so haben die in Teutonia's Hain edlere Züge für mich. Als nun endlich gar Ossian bekannt ward und das erste Zeichen zu der späteren Revolution unserer Dichtung gab, warf sich ihm Klopstock ganz in die Arme, fand, daß er dem Homer trotze und daß Apoll vor ihm verstumme. Auch hier zeigte sich denn in den neuen Dichtern wieder, was unsere Poesie auf ausschließenden Wegen werden sollte. Ramler beschränkte sich auf das Antike und ward vergessen; in dieser deutschen Dichtung bewegte sich Klopstock nachher in den Bardieten, und sie wurden noch schlimmer als vergessen. Nichts schloß sich ihm in dieser Richtung an, als die nachherigen Barden, ein verdorrter Zweig unserer Literatur. Wie sehr diesem nordischen Ungestüm die Kunstlosigkeit, das Versteigen, das Uebertriebene, die Ueberspannung natürlich ist, beweist Klopstock so gut wie die altnordische Poesie. In seinen ossianischen Bardenoden ist jenes verführerische Dunkel am häufigsten, das uns zu nebelhaftem und gedankenlosem Lesen gewöhnt. In seinen Bardieten ist der anspannende heroische Bombast immer peinlich gefunden worden, abgesehen noch von der Anstrengung, die darin liegt, daß wir hier in eine ganz unbekannte Welt versetzt werden sollen, die die unplastische Manier der Darstellung um nichts heller macht. In der Sprache verirrte er sich in diesen

ausschließenden Germanismus, in jene puristischen Grillen der Rechtschreibung, die er zuletzt selbst gern unterdrückt hätte. In seinem vaterländischen Schwindel schrieb er jene heftigen Oden gegen den französirenden Friedrich II, in denen zuletzt keine Spur von Achtung für den großen Mann übrig bleibt. In seinem Freiheitssinne, der mit dem Patriotismus Hand in Hand ging, verstieg sich der Eifer gegen Tyrannei so übermäßig, daß die Erhabenheit hart an Gemeinheit grenzt. Denke dir, mein Geist, heißt es in der Ode Fürstenlob, daß du nie durch höfisches Lob die heilige Dichtkunst entweiht hast! Durch das Lob lüsterner Schwelger, oder eingewebter Fliegen, Tyrannen ohne Schwert, Halbmenschen, die sich in vollem dummen Ernste für höhere Wesen halten als uns. Nicht alte Dichtersitte, nicht Freunde, die geblendet bewunderten, erschütterten deinen Entschluß: denn du, ein biegsamer Frühlingssproß in kleineren Dingen, bist, wenn es größere gibt, Eiche, die dem Orkan steht! Und deckte Marmor auch das Grab, es ist eine Schandsäule, wenn euer Gesang Kakerlakken und Orangutane zu Göttern verschuf. Ruhe nicht sanft, Gebein der Vergötterer, sie habens gemacht, daß nur die Geschichte, nicht mehr die Dichtung Denkmal ist. — Man hört hier den Freiheitsschwulst unserer teutonischen Jugend aus jeder Zeit, die auch ihr Verhältniß zu Klopstock in den edleren Stimmungen von 1813 u. f. wohl herausfand. Denn edel sind diese Regungen bei Klopstock durchaus, und das eben muß man so tief bejammern, daß Alles, was unseren vaterländischen Dingen je Heil bringen konnte, immer verkümmert, dann durch Verkümmerung verbittert und überspannt ward. Wie viel mehr hätte Klopstock für unsere Sprache noch werden können als er geworden ist, wenn er in ihrer Bildung Maß gehalten hätte, wenn er nicht seine Poesie allzu erhaben schrauben und seine Prosa allzu niedrig hätte lassen mögen. Er liebte unsere Sprache so sehr, so stolz, so weit entfernt von dem Undank Goethe's, der die Gründerin seiner Unsterblichkeit den undankbarsten Stoff nennen mochte! Wie manche schöne Ode hat diese seine Wärme für deutsche Sprache geoffenbart! Und übrigens ist er für sie so viel geworden!

Seit länger als einem Jahrhunderte war kein Mann von ähnlicher Bedeutung für die Sprache erschienen. Das haben die verschiedensten Männer anerkennen müssen! Herder bewunderte es poetisch und prosaisch, wie ihm die Sprache so eng, wie er ihr ein Schöpfer geworden sei und seine Macht besonders da vortrefflich geübt habe, wo er „aus der Tiefe der menschlichen Seele Gestalten bildete". Und Wieland wollte in der Hälfte des Messias nachweisen, wie die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdrucke jeder Gegenstände und Empfindungen freiwillig entgegengekommen sei, und in der anderen, wie der Dichter die vorgefundene Sprache auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, ihre Widerspenstigkeit zu zähmen, und aus dem oft spröden Stoffe einen geschmeidigen Luftkörper zu bilden gewußt hat. Wie schön ferner schlug Klopstock's Herz für deutsche Freiheit, wie freudig weissagte er („denn auch ihm ist der Blick hell in die Zukunft"), daß nach einem Jahrhunderte Deutschland frei sein und Vernunftrecht vor dem Schwertrecht gelten werde, wie wirkte er in dieser Hinsicht lebendig auf seine ganze Umgebung, aber warum mußte ein C. F. Cramer aus seiner unmittelbaren Schule und ein Stolberg hervorgehen, die gerade in dieser Beziehung nach beiden Seiten schwärmten? warum mußte er so übertrieben selbst in Extremen bald die lobhudelnden Wohldiener mit so grellen Farben malen, und doch nachher selbst gegen den dänischen Friedrich im nordischen Aufseher und in den Oden eine Wohldienerei so weit treiben, daß sie ihm sehr hart ist vorgeworfen worden? warum mußte er im freudigen Begrüßen und dann im Verfluchen der französischen Revolution beidemale das Kind mit dem Bade verschütten? Und endlich, welch edle vaterländische Gesinnung, welche feine Kenntniß seines Volks, seiner Schwächen und Größen, spricht nicht aus seinen Oden! Wie schwärmt er in dem Gedanken, dem Vaterlande das Leben zu opfern! und in dem Ehrgeize seiner werth zu sein! Wie ganz erfüllt ihn der große Gedanke der Unsterblichkeit, die ihm des Schweißes der Edlen werth schien! und der Stolz, daß die deutsche Dichtung sich ohne Mäcene emporgeschwungen, und daß unsere Muse den Bühnen-Wettlauf mit der beneideten britischen wagen

dürfte[69]). Er wollte nicht, daß den Deutschen anderer Gesang schrecke als der Griechen, und selbst ihn sollte die Religion überwinden helfen. Ist dir Anderer Dichtung furchtbar, sagt er, so gehören dir Hermann und Luther und Leibnitz nicht an, und die der Hain Braga's verbarg, so bist du kein Deutscher, ein Nachahmer, belastet vom Joch verkennst du dich selber, und hattest nie Nächte, denen der Ehrgeiz den Schlaf nahm! Wie nahe also war die Hoffnung, daß uns ein vaterländischer Dichter einmal werden sollte, allein auch hier ward uns vom Weltbürgerthum das Vaterland beraubt, und, wie das Christenthum so vielfach verschuldete, der Religion wegen entfremdet. Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, erzählt der Dichter in der Ode *mein Vaterland*, erkor ich Heinrich (den Vogler) deinen Befreier zu singen. Allein ich sah die höhere Bahn, und entflammt von mehr als nur Ehrbegier, zog ich weit sie vor. Sie führt hinauf zu dem *Vaterlande des Menschengeschlechts*! Noch gehe ich sie, und wenn ich auf ihr erliege, so wend' ich mich *seitwärts*, und singe zur Telyn Vaterland dich dir! So mußte sich denn das Vaterland mit dem Nebengesang begnügen; so seitwärts sang er nachher die Bardiete, die denn auch das Vaterland, unzufrieden mit der geringen Abfindung, seitwärts liegen ließ.

So also gab er Homer gegen Ossian auf, und beide zugleich sammt Pindar und Horaz gegen David[70]). Sions Lied schien sich ihm über Hämus und der Hufe Quell zu heben, und Pindar war ihm, wie Gellert, nichts gegen den Isaiden, der den Unendlichen singen konnte. Das Vaterland schien ihm nichts, als Befriedigung der Ehrbegierde zu bieten, die laut in dem Jüngling schlug. Sie verließ auch den Mann nicht, sie ward nur gehaltener; ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend, dem trachtet nach — dies war der Leit-

---

69) Die schöne Ode: die zwei Musen.

70) Klopstock will uns vom Pindus entfernen; wir sollen nach Lorbeer
nicht mehr geizen, uns soll inländische Eiche genügen;
und doch führet er selbst den überepischen Kreuzzug
hin auf Golgatha's Hügel, ausländische Götter zu ehren. Goethe.

stern, der ihm nur noch höhere Pfade zeigen sollte! Als er unter den Denkmalen des Vaterlandes einen Helden suchte und nicht fand, sank er müde hin, und sah dann plötzlich ihn, den er als Christ liebte, mit einem schnellen begeisterten Blick als Dichter. Ueber ihn vergaß er der gedürsteten Unsterblichkeit, und sah mit Ruhe auf die betrümmerten Gestade. Er grub sichs ins Herz, er dürfe erst nach dem 30sten Jahre seinen Messias beginnen, aber er hielt es nicht aus, übertrat und begann. Er wollte sich ein Denkmal errichten durch das Aeußerste, was die Poesie vermöchte: Erhebung der Sprache, gewählteren Ton, bewegteren edleren Gang und Darstellung, und vor Allem Religion. Sie sollte dem Gedichte einen Werth geben, der die Kunst der Griechen und die Leidenschaft des bardischen Volksgesangs überwände. Aber hier lauschte er seinem Genius am wenigsten. Hätte er das Gedicht in einer Jugendbegeisterung hinwerfen können, so würde vielleicht das Gute erreicht worden sein, was es darbot, ohne das Ueble, das es nach sich zog. Allein, nachdem die ersten drei Gesänge 1748 in den Bremer Beiträgen erschienen waren, verschob sich das Gedicht immer mehr (bis 1773), je mehr der Dichter durch den edlen Bernstorf Muße gewann; und seine Freunde begannen, die Dichtergehalte zu verwünschen. Er ermüdete über der großen Anspannung, aber es band ihn eine Art Pflichtgefühl an das heilige Werk! Er gestand es Clodius[71]) selbst, daß er schwerlich Dichter geworden oder geblieben, ohne daß ihn der Gegenstand seines Gefühls und seiner Verehrung gehoben hätte! Es ergriff ihn (schon 1750) Schwermuth, ja Todessehnsucht, aber er wollte leben bis er das Lied von Gott gesungen. Er kehrte immer neu zu diesem Geschäfte zurück, er lebte seiner Dichtung und dichtete sein Leben, Beides sog ihn aus, erschöpfte ihn und überreizte ihn, und so ging diese schöne freudige Kraft in weichliche Schwäche über, erschien in seinen Schauspielen und Sprachgrillen nachher zur Caricatur entartet, und in seinen christlichen Oden zum inbrünstigen Pathos verzerrt. Dies sind jene am häufigsten an-

---

71) S. dessen Auswahl aus Kl. nachgelassenem Briefwechsel, 2 Theile. 1821.

gefochtenen Hymnen, in denen die Lippe stammelt, was die Seele denkend, und das Herz empfindend nicht erreicht, jene Anbetungen und Entzückungen und Hallelujarufe, zu denen die erhabenen Gedanken von Engeln entlehnt sein sollen, jenes Staunen über den Unendlichen, in welchem hier gepriesen werden soll, was doch „die Welten nicht donnern und der Posaunen Chor nicht hallt", jenes poetische Verstummen im Gebet vor Gott, was ihm schon als Knaben im Milton die höchste Beredtsamkeit war! Dies ging denn auch in den epischen Messias über, mit jenen Wiederholungen, jenem kurzen parabolischen Tone des Orients, mit jenem Unperiodischen der jugendlichen Poesie der Völker, das dem epischen Gange widerstrebt, mit jener hebräischen Zerstückelung der Sprache, der Bilder, der Anschauungen und Begriffe, die höchstens in musikalischen Texten am Orte wäre, die in das Epos durchaus lyrische Farbe tragen muß, und die Einflüsse des Persönlichen. Dies sind nun auch die zwei großen Merkmale der klopstock'schen Dichtung, daß sie ganz musikalisch und pathologisch, daher ganz unepisch und unplastisch ist, was Niemand greller empfunden hat, als der Maler Füßli, der lieber eine nähere Verwandtschaft der Dichtung zur plastischen Kunst als zur Musik gehabt hätte, der nicht Empfindung, sondern Einbildungskraft im Dichtungswerke suchte[72]) und der dieser richtigen Einsicht sehr derbe aber sehr wahre und vortreffliche Worte geliehen hat.

---

72) Füßli schreibt an Merck: „Den größten Theil von Kl. Andachtsreden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel. Es ist eine Lüge, daß der größte Theil von David's Psalmen poetisch seien, und das aus dem Grunde, auf welchen Klopstock den vermeinten Vorzug seiner eigenen und der übrigen deutschen Poesie vor der englischen baut: weil sich nämlich die meisten Psalmen auf ein Privatgefühl, eine Lokalität, oder andere empfindungsvolle Grille stützen. Wer ist der, der mir sagen will, daß dergleichen Trockenbrötelei wie der 119. Psalm, oder eines von Klopstock's ewig Herr! Herr! rufenden Tonstücken Poesie sei. Bilder, die Bilder, die ihr verachtet, die ihr nicht erfinden könnt, die machen Homer. Ein wahres, allgemeines Gefühl gießt sich durch ein ähnliches Bild in alle Herzen, während ein falsches, örtliches, individuelles nur Einigen gefallen und alle Anderen verwirren und betäuben muß. Die facultas lacrimatoria, dieses Schönpflästerchen der deutschen Poesie, die telescopisirten Augen, unnennbaren Blicke, und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere

Klopstock war selbst musikalisch; er hatte für Musik das feinste Gehör, er war von den großen Meistern jener Tage, von Händel und Bach, von Gluck und Kunz u. A. begeistert, er konnte sich ganz in Wonne verlieren, „wenn geweihte Musik, und des Psalms heiliger Flug die Religion begleitete, wenn die Schaaren des Tempels feiernd sangen, und — ward dies Meer still — die Chöre vom Himmel herab." Er warf sich daher mit jener großen Vorliebe auf die Gesänge David's und auf die Propheten; eben da, wo Händel und Bach musikalische Nahrung suchten, fand er seine poetische. Sehen wir einen Augenblick ab von dem Messias, so ist die Ode Klopstock's eigenthümliche Gattung, in der er bedeutend geworden ist. Sie ist der Höhepunkt aller lyrischen Poesie, als deren Vertreter daher immer Pindar und Horaz genannt werden; die Spitze der musikalischen Poesie, die in sich selbst die Musik ersetzen und des Gesangs entbehren will, was eine weit größere Emancipation ausdrückt, als wenn das Schauspiel nicht mehr aufs Darstellen berechnet wird. Wer die Selbständigkeit der Lyrik verfechten will, hält sich an jene beiden Dichter, obgleich der Eine sich schon an Episches, der andere an Didaktisches anhält, ganz abgesehen von dem Verhältniß Beider zur Musik, über das wir nicht so sicher urtheilen können. Allerdings ist die Ode jene lyrische Gattung, die am meisten eine Grenzscheidung zwischen Poesie und Musik verlangt, sie sucht sich selbständig hinzupflanzen, sie kann gelesen und braucht nicht so nothwendig als das Lied gesungen zu werden, sie erscheint als der Musik nicht bedürftig, so wie man damals auf Seiten der Musik die Sonate als das Instrumentaltonstück entgegensetzte, das den begleitenden poetischen Text ersetze und Empfindungen ohne Worte schildere. Allein eben diese Selbständigkeit wird doch nur in der Ode erhalten, indem sie die mangelnde Musik in sich selbst herzu-

---

Lumpen, als die, auf welche sie gedruckt sind. Fühlt, wenn ihr wollt, dergleichen; ich wähnte es auch zu fühlen, wie ich ein Kind war; aber es ist stürzenswerthe Unverschämtheit, es Andern vorzutrommeln, und wenn es in euren heiligen Gedichten ist, so sage ich mit Götz: für die Majestät der Religion habe ich alle schuldige Hochachtung, aber Ihr, Herr Hauptmann u. s. w.

stellen sucht; eben das, was also die Unabhängigkeit von der Musik beweisen soll, beweist das grade Gegentheil. Die Musik sucht in ernsten Texten, eben in solchen, die allein in der Ode behandelt werden, nothwendig jene Erhabenheit, die auch der Ode eigenthümlich ist, weil der verweilende Gang des musikalischen Vortrags eine Schwere des Inhalts verlangt, auf dem Verstand und Gemüth lange zu ruhen hat; die Chöre bedingen gleichsam, um mit Ramler zu reden, den Ton der Tuba. Die Ode sucht ferner, indem sie die Melodie entbehren will, selbst Melodie und Tonstück zu werden, und sie kann daher, je nachdem man es ansieht, sehr schwer oder sehr leicht komponirt werden: sehr schwer, weil der Musik kaum etwas übrig bleibt, sehr leicht, weil Sprache und Versmaß erstaunlich vorarbeiten. Daher kommt es denn, daß das, was wir als Reste griechischer Musik haben, und die Begleitung, die wahrscheinlich mittelaltrige Mönche zu Horazens zweiter Ode machten, und die Kompositionen Klopstock'scher Oden von Gluck gleichmäßig im höchsten Grade einfach gerathen mußten! Und umgekehrt ward es Klopstock geläufig, aus kleinen Tonstücken von Händel, Gluck, Allegri, Paläſtrina u. A. Poesien und Oden zu machen, die er z. Th. unterdrückt hat, die aber in einzelnen Beispielen auch in seinen Werken zu finden sind. Sein großes Vorbild bei Erfindung neuer Odenmaße, sagt er selbst, war die Natur und der tonbeseelte Bach! Aus dem ganz musikalischen Charakter der Ode rührt es her, daß sie uns so leicht verführt, blos dem Klange nach zu lesen, über den Tonfall uns zu freuen und unvermuthet Sinn und Gedanken zu vergessen. Sie verlangt laut gelesen zu werden; das Ohr, das musikalische Organ, will an ihr seinen vorzüglichsten Genuß; die Ode ist daher dort am trägsten und unleidlichsten, und ihrem Zweck entgegen, wo sie, wie bei Uz, philosophische Abhandlung, wo sie, wie bei Ramler, voll von kopfanstrengenden Allegorien und Bildern ist; und daher hat Klopstock auch geradezu wie Lessing sich ganz entschieden gegen alle beschreibende und Lehr-Poesie gesetzt[73].

---

73) In seinen Epigrammen:

Poesie, welche den Namen der descriptiven verdienet,

Nicht allein will das Ohr sein Recht im Empfangen der Ode haben, sondern es will auch bei Gesetz und Regel der Ode mitsprechen. Die Ode widersetzt sich und widerstrebt allem logischen, verständigen Gange, und jeder Regel, die eine bestimmte Ordnung da vorschreiben will, wo der regellose Affekt allein Gesetzgeber sein soll, der vor jedem Gegenstande anders thätig ist; wo sich eine Empfindung, ein Gefühl, aus sich selbst und nach seinem eignen Gesetz zu einem oft sehr gesetzlos erscheinenden poetischen Tonstück formen will. In den Psalmen, diesen ganz musikalischen Stücken, die der Komposition nur darum günstiger, weil sie poetisch geringer waren, in diesen Psalmen hat Luther jene feinen Ausdrücke der Empfindungen von Leid und Freud', Furcht und Hoffnung gefunden, so wahr, sagt er, wie sie kein Maler besser hätte bilden können! Man beachte, wie schief dies herauskommt! Viel besser hätte er gesagt: wie sie kein Tonkünstler tiefer ins Gemüth senken kann. Denn dem Ausdruck der Empfindungen gibt die Musik erst seine volle Stärke, deren reines Gebiet dies ist. Darüber hat sich Klopstock selbst nicht getäuscht. Worte sprechen Gott nicht aus, sagt er, aber sie sind doch seines Lichts ankündende Dämmerung; sie werden Morgenröthe, wenn mit herzlicher Innigkeit den nennenden Laut die Menschenstimme (singend) beseelt. Aber er wußte auch, daß seine Odendichtung hier mit der Musik wetteiferte[74]. Wenn sich das Gedicht so hoch erhebet, sind wieder Worte von ihm, daß der Gesang ihm kaum zu folgen vermag, dann entzündet sich heißer Streit; es wird Vollendung errungen, die nur selten dem Friedlichen glückte! Und wie wenig dieser Wettkampf mit der Musik bei ihm eine selbständige Losreißung von ihr sein sollte, beweist seine Ode der Bund.

---

hätten für Poesie niemals die Alten erkannt u. s. f.

Und:

Wenn Lehrdichter zu sein du wählest, so kannst du des Stolzes
Schein nicht vermeiden; denn ohne die leidenschaftliche Handlung
wagst du zu gehen des Dichtenden Pfad; der Sterblichen opferst
du die Göttin auf, Darstellung auf der Beschreibung.

74) Der Liederkomponist Schulz fand die Worte der Klopstock'schen Oden schon in sich Musik, die der Melodie der Tonkunst nicht weiter bedürfen.

Er stellt dort die plastischen Künste eben darum zurück, weil sie vereinzelt sind, weil sie sich nicht verbinden lassen. Aber die zwei redenden Künste, fährt er fort, Musik und Dichtkunst, vereinten sich einst, und so schöpferisch war der beiden Unsterblichen Eintracht, daß sie mit dauernder Glut mich durchströmte, daß auch Seher der Hörende wurde.

Die Ansicht, welche die lyrische Poesie in eine zweite Stelle rückt, schließt darum keineswegs das Außerordentliche aus. Wir wissen Pindar wohl zu schätzen, aber ohne darum über Aristoteles zu zürnen, der ihn neben Homer und Aeschylus zurücksetzt, und seine Gattung gegen Epos und Drama in Schatten stellt. Diese Ansicht muß übrigens nothwendig in einer Zeit misfallen, die nichts mehr als diese dürftigere Gattung hervorzubringen fähig ist, und sie gern zur höchsten machen möchte, um sich im Kleinen recht groß zu fühlen. Damit nun diese Ansicht nicht der historischen Betrachtungsweise allein Schuld gegeben werde, wollen wir einige Stellen einer Beurtheilung der Klopstock'schen Oden[75]) von Herder hier ausziehen, die vom ästhetischen Standpunkte ausgeht. Sie ist so voll von jener feinen Witterungsgabe, die hier gerade in diesem musikalischen Gebiete angewandter ist als Lessingischer Scharfblick, und in der Herder bekanntlich so unerreichbar war. Nie hat vielleicht das Werk eines deutschen Dichters eine so eindringende und dabei vielleicht allzu sehr anerkennende Beurtheilung erfahren, und wir wollen auch kein Wort hinzufügen; nur stelle man sich in Gedanken vor, Herder rede von Tonstücken, nicht von Oden, um zu finden, wie jeder seiner Aussprüche noch treffender werden wird. Er entdeckt also in jeder Ode Klopstock's einen eigenen Ton des Ausdrucks, der sich von der ganzen Mensur, Haltung und Betrachtung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Sylbenmaßes, beinahe bis auf jeden härtern oder weichern Buchstaben erstreckt. Darin hätten diese Gedichte so etwas Eingegeistetes, daß über

75) Allg. D. Bibliothek, Band 19. 1, 109.

jedem ein anderer Duft und Geist wehe. Die Seele habe immer gewirkt wie sie war und fühlte, und Herder wünscht sich nur, diese Melodie und Modulation jedes Stückes deutlich niederschreiben zu können! Welch eine herrliche Abenddämmerung geht z. B. durch die Erscheinung Thuiscon's! mit Silbenmaß und Ideenfolge und Bildern, die wie aus den letzten Sonnenstrahlen und dem stäubenden Silber und den rauschenden Wipfeln heilig, feierlich und still zusammengewebt sind. Nichts sei daher schrecklicher, als alle diese Stücke mit feister Hand und Stimme fortzublättern und zu lesen, da zu jedem eine eigene Bereitung gehört! Einige von seinen Maßen hätten schon an sich betrachtet Gesang und Melodie, die den sorglosesten (um den Inhalt unbekümmerten) Leser und Deklamator von der Erde erheben müssen. Hier findet der feinhörende Kritiker auszusetzen. Er erkennt den musikalischen Wohlklang höchst ehrenvoll an, gesteht aber, daß oft das Ende nicht dem Anfang entspreche, und dem ganzen Strophenbau die unaufgehaltene Glätte und Runde der Alten fehle. Nach einem meist sanften Anklang stemmen sich die Töne, oft 2—3 hintereinander, dann schließt die Strophe oder bricht meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahnend erhalten wäre, und man weiß, dies war das Geheimniß der griechischen Perioden, des Hexameters und der schönsten lyrischen Silbenmaße. Es komme bei der Melodie der Ode Alles auf die Succession der Töne, auf das Entwickeln des Gesangs der Seele, und der Bebungen des Herzens an! In der musikalischen Zustimmung der Worte zu den Silbenmaßen sei Klopstock Meister. Diese Oden seien Gesang, man müsse sie laut lesen, daß sie sich vom Blatt heben, daß sie verständlich und lebend reden, ein Tanz der Silben, eine Gedankengestalt, sich auf und nieder schwingend. Meist aber würden sie dann, vom einfachen Laut bis zur vollsten Modulation ein in sich vollendeter Ausdruck der Empfindung. Seine Muse sei Rednerin ans Herz (wie man die Musik so oft nennt), die von jedem Bilde der Empfindung gleichsam nur den Seelenlaut nehme und dem Ohre zubringe u. s. f.

So ist denn diese ganz musikalische Gattung höchst charakteristisch von diesem musikalischen Dichter (dem z. B. kein Epigramm geglückt ist) ergriffen worden, allein auch sein Epos, den Messias, hat er zu einem Oratorium gemacht. Er warf der britischen Dichtung vor, daß sie in Bildern weine, selten das Herz treffend; ihm dünkte die Einbildungskraft leer, die ohne Empfindung ist; Dichtung der Phantasie nennt er die leichte scherzende Grazienlyrik der Anakreontiker! Sein Epos entbehrte daher alles Plastischen und Darstellenden, und sein Verehrer Clodius nannte es selbst einen epischen Hymnus. Die Entstehung in der Zeit erklärt dies vollkommen. Man war aus den frommen Opern und aus den frommen Romanen (von Ziegler, Lehms u. A.), den biblischen Staats- und Heldengeschichten herausgetreten, Alles warf sich auf Dichtung von Kantaten und Oratorien. Eine große Reihe Dichter ließen sich aus den Jahren kurz vor der Erscheinung des Messias anführen[76]), die mit Musiktexten über die Passion nahe führten zu dem Gedanken an eine epische Leidensgeschichte, oder an biblische Poesie, auf die auch Klopstock, Drollinger, Bodmer u. A. selbständig verfielen. War ja Leibnitz 1711 auf den Gedanken gerathen, es ließe sich ein olympisches Gedicht entwerfen, eine Uranias, in der Adam's Fall und die Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus besungen würde! Er warf den Plan dazu für den ihm befreundeten Mystiker Petersen hin, der ihn aufnahm und in drei Monaten lateinisch ausführte, aber so wenig zu Leibnitzens Zufriedenheit, daß er sich die undankbare Mühe gab, das Gedicht zu verbessern. Wieland entwarf in seinem 13. Jahre (1746) ein Gedicht von der Zerstörung Jerusalems und Lange (um 1745) einen Moses, der Milton nachgehen sollte. Fehlte noch etwas, so erschien sieben Jahre vor Klopstock's großer Dichtung der Messias von Händel, die staunenswerthe Frucht von 21 Tagen Arbeit! Klopstock kannte ihn, bestaunte ihn, er hielt den großen Meister den Engländern triumphirend entgegen: Wen haben sie, der kühnen Flugs wie Händel Zau-

---

76) Vgl. Naßmann's Uebersicht der aus der Bibel geschöpften Dichtungen 1829.

bereien tönt? Das hebt uns über sie! Und dies machte, daß im Laufe seiner Dichtung immer mehr dieser musikalische Messias auf ihn wirkte, und der plastische Milton zurücktrat, an dessen Stelle auch Young bei ihm rückte, der kein Dichter war, ihm aber der Dichter schien, der allein verdiente ohne Fehler zu sein. Daher fand Schiller in musikalisch-poetischer Hinsicht die Messiade eine treffliche Schöpfung, in plastischer Hinsicht aber lasse sie nichts übrig, wo wir bestimmte Figuren für die Anschauung erwarten.

Wenn den großen Geist schon die Eigenthümlichkeit in lauter Irrungen reißen mußte, daß er mit diesen lyrischen Gaben unternahm ein Epos zu dichten, so noch mehr das Hineintragen seiner Person und seiner persönlichen Empfindungen und Stimmungen in seine Poesie. Er verlangte des Dichters Herz voll Empfindung, und wie sehr ihm selbst dies Beherrschtsein vom Gefühle und dieser erdrückende Ernst bei seiner Arbeit geschadet habe, geben sogar seine größten Verehrer zu. Er ist gegen die Lehre, nach der die Kunst eine Nachahmung sei. Wer thut, sagt er [77]), was Horaz fordert: wenn du willst, daß ich weinen soll, so mußt du selbst betrübt gewesen sein — ahmt der blos nach? Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat, er hat selbst gelitten. Und vollends der, der seinen eigenen Schmerz beschreibt, der ahmt also blos nach? Er stellt also gerade die pathologische Dichtung als die rechte und ächte hin. Und diesen Sinn hat jener Ausspruch, daß sein ersungener Ruhm die Frucht seiner Jugendthräne (Liebe) und seiner Liebe zum Messias sei. Darum denn wagte er auch, was seit zwei Jahrhunderten kein Dichter gewagt hatte: er sang von seiner unglücklichen Liebe zu der Schwester seines Freundes Schmidt (Fanny) und später von seiner glücklichen zu Meta. Er verwarf selbst die kalte Gedankenliebe des Petrarca, wie er all das „brennende Stroh der Künstelei" bei den Franzosen verachtete. Und dieser Trotz auf das eigne Gefühl des Dichters, wie schädlich er Klopstock's Gedichten war, war durchaus wohlthätig und

77) Nordischer Aufseher II, 2, p. 541.

nöthig in der Zeit, um die schreckliche Eisrinde zu brechen, die bisher alle poetische Glut überdeckt hatte. Kein wunderlicheres Beispiel von der Denkart jener Geschlechter in diesen Beziehungen gibt es, als eine Aeußerung des doch schon unbefangeneren Bodmer gegen Dusch, als dieser in Lessing den Schriftsteller und Menschen für Eins nahm. Welcher Gedanke, sagte Bodmer seines Feindes sich annehmend, daß der Mensch mit dem Autor etwas zu thun habe! daß der Mensch es sei, der schreibe!! In einer nichts als witzigen Schrift denke und rede blos der Autor, nicht der Mensch! Die profane Sprache der Trinklieder u. dgl. rede der Poet, nicht der Mensch! die Flasche, die Küsse, die Mädchen seien nichts Wirkliches, nur Hirngespinste, Schwindel, die der Poet anspricht, der Mensch aber hat sie nicht mit den Augen gesehen, noch mit der Lippe gedrückt! Gegen diese Engherzigkeit war es wohl nöthig, daß ein von sich selbst und dem eignen Adel so erfüllter Mann, wie Klopstock, die ganze Last seiner Persönlichkeit warf. Und sollte es nicht sehr heilsam gewesen sein, daß er die sinnlichen Gefühle seiner Liebe verließ und sich ganz der Andacht hingab, diese zur dichtenden Kraft in sich machte? Würde er nicht mit seinem machtvollen Beispiele alle moralische Zügellosigkeit eröffnet haben, während er jetzt als Schützer der Moral dasteht? Der geistlichen Dichtung einmal hingegeben, bildete er sich jene Ansicht von der Kunst[78]), nach der sie immer moralische Absichten haben solle, wie selten sie sie hat, nach der der letzte Endzweck aller Poesie und das wahre Kennzeichen ihres Werths die moralische Schönheit sei. Von der Kunst die Sittlichkeit trennen, hieß ihm ein Tempelraub. Nach diesem Ziel schreitend nimmt er nun die Offenbarung zu seiner Führerin, das Erhabene zum sichersten Mittel, die Seele mächtig zu bewegen. Er wählte sich jenen Stoff, in dem er die Einbildungskraft mit den in Körperlichkeit gekleideten überirdischen Wesen, den Verstand mit erstaunungswürdigen Wahrheiten, das Herz mit religiöser Beredtsamkeit befriedigen will. Indem nun bei ihm Leben und Dich-

78) In einem Aufsatze über die heilige Poesie von 1755.

tung in so enges Verhältniß und so stete Wechselwirkung trat, erhöhte die anhaltende Beschäftigung mit dem Gedichte die andächtige Stimmung in ihm und diese wieder wirkte um so stärker auf das Gedicht. Er gerieth unversehens in einen christlichen Eifer, sah sich immer mehr der Freigeisterei gegenüber stehen, dem alten Voltaire, der sich über die Sterblichkeit seiner Seele mit der Unsterblichkeit seines Namens tröstete, dem Bolingbroke, der in seinem Vermächtniß mit der feurigsten Beredtsamkeit gegen die Religion wüthete, dem feineren Hume, der sich den Schein eines bloßen Zweiflers gibt, späterhin Kant, der sich an Hume anschloß. Einen Freigeist zu lieben ist ihm eine Sünde; Alles zugegeben, so nimmt er an, daß ein Freigeist höchstens einige nur scheinbar gute Eigenschaften haben kann. Er fragt die schreckliche Frage, auf welcher Stufe der stehe, der den Gottesleugner nicht für rasend halte? Von den Arten an Gott zu denken hält er die angestrengteste, die enthusiastische für die einzig wahre; nicht so würdig als wir können von Gott denken, heißt ihm klein von ihm denken. Beifällig erinnert er an Robert Boyle, der nie Gott sagte, ohne das Haupt zu entblößen. Alle solche Züge der Lebensansichten blieben nicht ohne Wirkung auf sein Epos. Wenn er die späteren Ausgaben durchsah, so besserte er, wie ihm Lessing verwies, nicht mit ästhetischer Kritik, sondern mit dem Geiste der Orthodoxie. Es gab Bewunderer Klopstock's, sagt Clodius, denen er ein Homer blieb, wenn auch einst die Ansicht von den zwei vereinigten Naturen nicht mehr Ansehen behalten sollte als die Mythe von den Centauren; mehr in Klopstock's eigenem Sinne setzte er entgegen, daß dessen Dichterwerth sein Christenthum sei. Dies war aber weder dem Dichterwerth noch dem Christenthum ein Nutzen. Wenn ihn Clodius eine Stütze der Religion nennt, so muß man dagegen erinnern, daß unmittelbar aus der Uebertreibung des Glaubens durch Klopstock der Unglaube seine erste bedeutende Stütze in Wieland, der Ueberglaube einen Ueberläufer an Stolberg erhielt; daß durch die Richtung des schönen Denkens auf die Andacht die Religiosität eine Leidenschaftlichkeit annahm, die jenen Gegensatz der trockenen Berliner

gegen Cramer nothwendig hervorrufen mußte; daß der Eifer, das Christenthum mit der Poesie zu unterstützen, auch auf den verwandten führte, ihm mit der Vernunftreligion eine Stütze zu geben, und ferner ihm in der Schule gegen die trocknen lateinischen Studien mehr Raum zu schaffen: in beiden Richtungen aber ging Basedow von der Verbindung mit Cramer und Klopstock aus, den sie gewiß in seinen weitern Fortschritten verleugneten. Was aber den Dichter betrifft, so wird uns ein Blick auf sein berühmtes Gedicht das Nähere lehren.

Wer die Meinung hat, daß der Verband von Religion und Poesie Beides fördere, den müßte doch bei einiger Nüchternheit ein Blick auf das, was die Poesie und Phantasie im Katholicismus gestiftet, und dann eine Betrachtung der Einflüsse, die die Religion auf unser protestantisches Epos gehabt hat, eines Besseren belehren. Der Dichter, der seinen Gesang, wie Klopstock, „durch den Inhalt für unsterblich, für einen Sieger der Zeiten" hält, kann schon durch seine Frömmigkeit sorglos werden. Viel mehr aber, als diese Sorglosigkeit um die Mittel, die er anzuwenden hat, wird ihm die allzugroße und anspannende Sorgfalt schaden, die ihm die Ueberschätzung seines heiligen Werkes mittheilt. Hier soll eine fortdauernde Erhabenheit erhalten werden, von der kein Ausruhen gestattet wird, über der wir aber völlig ermatten und sinken; es sollen ununterbrochen Empfindungen eingeströmt werden, die sich einander selbst ertränken. Es wird hier aus dem Erhabenen gleichsam eine stehende Gattung von Poesie gemacht, während es nur innerhalb der heroischen Dichtung, (zu der der Messias mitgezählt werden muß) die uns an die Grenzen einer höheren Menschheit führt, als Eigenschaft zuweilen erscheinen sollte, wie es denn schon im Begriffe des Erhebens liegt, daß es nicht dauernd sein kann. Wo die Erhabenheit im Vortrag heroischer Dichtung stehend wird, ist dies noch viel unleidlicher, als wenn im Trauerspiel das Elegische oder Schreckende, im Possenspiel das Groteske ununterbrochen dauert [79]. Die Spannung, in die sie den Leser

79. Was noch den Fehler erhöht, ist, daß sich diese Erhabenheit in das Elegische eindrängt. Die Elegie ruht wesentlich auf dem Grunde der Vereinsamung,

in dieser Leidensgeschichte versetzt, wird für diesen ein Leiden, über dem er das im dunkeln Hintergrunde Erzählte ganz vergißt; die Spannung, in der sich der Leser selbst befindet, läßt ihn über dem Entferntesten das Nächste Alles vergessen. Von diesem Punkte aus erklären sich grade alle Eigenschaften dieses merkwürdigen Gedichtes, das nur eine einzige Reihe ungeheurer Fehler ist. Der Dichter wagt sich, um sein Streben nach Größe und Würde zu befriedigen, an die höchsten Gegenstände; er will uns Gott und die Engel, Himmel und Hölle schildern, für die doch des Menschen dürftige Phantasie kein Maß hat. Er führt uns auf ätherischen Wegen zu Oeffnungen am Nordpol und Sonnen im Mittelpunkte der Erde, zu den Höhen und Tiefen des Himmels und des Abgrunds, die für unsere Sinne eitel Wüste sind. Er will uns Gott Vater zeigen, den zu nennen er Scheu trägt, den abzubilden er dem Maler als gottlos verbietet. Er führt uns in die Kreise der Engel, aber es ist ihm zu materiell, sie uns menschlich zu zeigen, sie wie Milton und wie das alte Testament essen und trinken zu lassen; und obgleich er Raphael und den ersten Malern vorgeworfen hat, daß sie aus der Engelwelt nichts als gleichförmige Kinder zu bilden, keine Persönlichkeit zu unterscheiden, nicht jene Erzengel in größerer Furchtbarkeit als Jupiter zu zeichnen gewußt, so hat doch Er nichts dergleichen Plastisches gebraucht und nur allgemeine innere Formen geschildert; er hat nicht allein, was er versprach, diese geistige Welt zu verkörpern, nicht gehalten, sondern er hat auch allem Körperlichen die Körper ausgezogen. Er hat von Milton die Hölle und die Teufel übertragen, weil auch sie den Charakter furchtbarer Erhabenheit unterstützen, allein er hat nicht ver-

wie ihr Gegensatz, alles Komische, auf dem Geselligen. Die Klagen der Zurückgebliebenen um Todte, des unglücklichen verlassenen Liebenden u. dgl. geben daher den ergiebigsten Stoff für Elegien. Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit erträgt aber den Ton des Erhabenen fast grade so wenig, wie sein Gegensatz, die Freude am geselligen Umgang. Und daher ist aller einsame und dabei lebhafte und gesteigerte Verkehr mit Gott und Aehnliches ein peinlicher und in sich widersprechender Zustand, und daher Young's Nachtgedanken z. B. ein Buch, das immer anstrengend ungemein viel fordert, aber nichts im geringsten gibt.

meiden können, daß jener eiteln Titanomachie alle natürliche Triebfeder mangelt, daß alles Interesse einem Kampfe der Unmacht gegen die Macht, die ihr nur allzugut bekannt ist, abgeht, daß ein Geschöpf keinen Antheil erregt, welches diesen Kampf nur führen konnte, weil es kein Bewußtsein hatte, weil es aus Erfahrung nicht lernte. Der Dichter selbst macht dem Satan den moralischen Vorwurf: Wenn du lernen könntest, so würdest du einmal lernen, daß der Kampf des Endlichen mit dem Unendlichen Qual ist für den immer Besiegten und immer wieder Empörten. Aber er hätte sich selbst, der er lernen konnte, diesen Vorwurf ästhetisch machen müssen. Sind dies zu unmächtige Wesen, als daß sie in der Dichtung fesseln und bewegen konnten, so ist dagegen der Messias zu mächtig. Hier war es dem Dichter durch seine Kunst nicht allein vorgeschrieben, sondern selbst durch sein Dogma erlaubt, seinen Helden menschlich zu kleiden. Milton, dem die Ueberlieferung mit viel weniger Mitteln entgegen kam, brachte wirklich jene Urzustände zu einer sinnlichen Anschaulichkeit, Himmel und Hölle sogar stehen bei ihm in schärfern Umrissen und richtigem Verhalte da, und man kann bei ihm Farben und Gestalten verwerfen, aber nicht Anordnung und Erfindung. Im Charakterisiren der ersten Menschen hatte es Milton viel schwerer, allein er gab ihnen dreist vorausnehmend die ganze Menschlichkeit, und das idyllische Gemälde des Paradieses ist grade das vortrefflichste in seinem Gedichte geworden. Klopstock hatte es viel leichter. Er hätte uns einen Menschen zeigen müssen, in dem der göttliche Gedanke aufkam, daß der menschliche Verderb seit Adam nicht auch die menschliche Freiheit verdorben habe, der sich mit dem Muthe rüstet, der siegreichen Sünde ins Schwert zu fallen, wie bei Milton Satan der siegreichen Tugend, nicht sie hintergehend und umstellend mit göttlicher Macht; die göttliche Gnade für das Menschengeschlecht hätte nicht die Werke ausschließen sollen. So wie der Dichter in Christus die göttliche Natur bewußt machte, so ging die menschliche, die allein in der Poesie und in der Geschichte Werth hat, verloren. Wie konnte der Christus, der am Oelberge auch bei Klopstock menschlich bebt und leidet, im

selben Augenblicke den Adramelech mit einem bloßen Blick ohnmächtig machen? Wie gleitet es fast ins Komische ab, daß derselbe Christus, der am Kreuze hängt und schmerzlich duldet, zu gleicher Zeit unsichtbare Winke gibt, Sprachen redet und Befehle ertheilt? Welch menschlich schöner Stoff hätte sich gewinnen lassen, wenn als Wirkungen eines ahnungsvollen Triebs nach seinem göttlichen Berufe jene auffallenden Züge wären dargestellt worden, mit denen sich Christus offenbar zum Tode drängte, als er plötzlich in Jerusalem so geräuschvoll erscheint, das er vorher so vorsichtig mied, als er sich unter die Pharisäer mischte, die Wechslertische umstürzte, sich vor dem Hohenpriester Gottes Sohn, vor Pilatus den Judenkönig nennt und seine Jünger fast zum Verrathe reizt. So aber erscheint er niemals fast handelnd, ruht stets im erhabenen Hintergrunde und trit als allmächtiger Gottsohn auf, so daß selbst der schönste Grundzug des Erlösers, seine stille Größe und bescheidene Würde, ganz und gar gegen die falsche Majestät verloren geht, in die ihn Klopstock kleidete. Man lese, um dies bestätigt zu finden, nur im ersten Gesang vor dem erhabenen Erlösungsschwure die großprahlende Rede, die alle Wirkung des Folgenden stört. Alles, sieht man wohl, fließt aus dem Einen Streben nach einer wunderbaren Höhe und Würde, die dem Stoffe, den Figuren, den Handlungen gegeben werden soll! Wie schön hätten sich Juden, Römer, Jünger und Pharisäer um die Hauptgestalt gruppiren lassen, um epischen Boden zu gewinnen! Herder in dem Gespräche eines Rabbi und eines Christen deutete es an, wie viel Plastisches und Pragmatisches hätte gewonnen werden können, wenn der Dichter uns in den jüdischen Nationalgeist versetzt hätte, wie viel Christlichinteressantes, wenn die Schicksale der Kirche so im Auge behalten wären, wie bei Virgil der römische Staat, wie viel menschlich Erregendes, wenn die Handelnden natürliche Geschöpfe wären. Nichts aber von All diesem ist geleistet. Die Juden, die dort erscheinen, die Pharisäer und Priester, sind nicht jene fangfragenden Schlingenleger, es sind fluchthürmende Großmäuler, ein Art anderer Teufel; seine Christen, sein Nikodemus ist schon ein viel zu entschie-

dener Bekenner und Märtyrer; seine Portia spricht so inbrünstig von dem Heiland, als ob sie schon 1800 Jahre hinter sich hätte; seine liebenden Paare sind wie Gestalten aus Richardson's Romanen. Und so sind im Ganzen seine Menschen Engel oder Teufel, Thiere oder Götter, und seine Engel und Teufel sind im Grunde gar nichts. Eine wahre Furcht sich unter Menschen zu mischen, von menschlichen Handlungen zu reden, spricht aus dem ganzen Gedichte; kaum ist bei Pilatus ein Versuch zu finden, einen Charakter, einen Weltmann und Freigeist zu skizziren. An allen Handlungen ist völliger Mangel; es ist sehr charakteristisch, daß der Held leidend handelt, daß die Passion Gegenstand dieses Epos ist. Wo die Erzählung zu eigentlichen Handlungen führt, schlüpft der Dichter vorüber. So geht der Verrath des Ischarioth in ein Paar Versen vorbei; die Verleugnung Petri geht im Hintergrunde vor sich; dann trit der Sünder auf, klagt sich in einer Verzweiflungsarie seiner Verrätherei an, und „erweint sich die Märtyrerkrone!“ Die Kreuzigung schleppt sich durch drei Gesänge, und wir vergessen den eigentlichen Vorgang über den himmlischen und höllischen Heeren, die um das Kreuz her versammelt werden, und reden und klagen und staunen. In der letzten Hälfte des Gedichtes kommen wir vollends in die Regionen, wo die Halleluja Handlungen sind. Nur der 14. Gesang, wo der Auferstandene den Seinen erscheint, wo man einmal Engel und Genien vermißt, ist etwas epischer gehalten; man athmet ordentlich auf. Gleich die folgenden verderben aber wieder den wohlthuenden Eindruck, eine Reihe von Schildereien und Gemälden, wie die Seligen und Patriarchen den Bekennern und ersten Christen erscheinen; der 17. Gesang, das Fest der Freundschaft in Lazarus' Garten, ist eine förmliche Idylle, so wie eine Menge Reden und Klagen ganz eigentliche Elegien sind; die Visionen in den 2 folgenden, die einen Blick auf das jüngste Gericht öffnen, ermangeln wieder aller Handlung, und beleidigen durch den theologischen Eifer, mit dem hier Glaubensfehler bestraft, Menschen verworfen werden, weil sie nicht in Nächten weinend gerungen haben um Gnade. Wie in dem ganzen Gedichte Handlungen gemie-

den werden, sogar da, wo sie Selbstzwecke sind, so auch da wo sie charakterisiren sollten. Christus und Maria, die Herzensgeschichte von Semida und Cidli im 4. Gesang, die Jünger, in deren Gesellschaft wir im 3. Gesang treten, Alle lernen wir nicht durch Werke kennen, sondern durch Reden, durch gehäufte, lange, wortreiche Reden. Wer die oratorischen Massen aus dem Messias striche, hätte neunzehn Zwanzigtheile vertilgt. Nachdem man in den zwei ersten Gesängen Himmel und Hölle durchirrt hat, sehnt man sich nach Land; wirklich sollen wir die Jünger kennen lernen, allein wir kommen unter lauter Seraphim, die durcheinander sentimentalisiren und uns die Jünger gelegentlich kaltwarm beschreiben. Wir lernen die Schutzgeister der Menschen kennen, nicht die Menschen. Und mit diesen Geistern erhalten wir die weitere Plage gedoppelter Reden. Wenn hier Philo zu reden und Nikodemus geredet hat, so flüstert ein Teufel vorher, oder betrachtet ein Genius nachher das Geredete in neuen Reden. Wo Ischarioth stirbt, hält zuerst Er einen Monolog, dann sein Genius und der Todesengel einen Dialog, hierauf redet noch des Abgeschiedenen Seele! Nicht allein alles erdenkliche Redbare wird geredet, sondern auch das Unnennbare und Unaussprechliche wird wenigstens beredet. Die tausendmal tausend Herrlichkeiten, vor denen die Seraphim stille beten, die schweigenden Reden des Erlösers mit Gott, die kein Erschaffner versteht, die Gedanken der Engel und so vieles Ueberschwengliche, das ihm verborgen bleibt, werden doch immer und immer wieder wie ein eitles Schaugericht vorgetragen. Tausend Gedanken, die ihm die Sionitin, seine Muse, sagte, erflog sein Geist nicht, zu tausenden fehlt ihm Stimme, und tausendmal tausend verbarg sie dem Hörer. In der That, sie hat ihn karg gehalten, denn es kommen von den tausendmal tausend Gedanken immer nur ganz wenige zu Tage, und diese sind dann immer schon tausendmal in einigen Variationen dagewesen. So werden wir denn stufenweise zu dem Verstummen des erhabenen Erstaunens geleitet und dann wieder durch ein dithyrambisches Forte aufgeschreckt. Wir haben eben ein unendlich ermüdendes Oratorium vor uns, das mar-

ternde Unisono einer rauschenden Musik, in dem man jede Minute auf einen Ruhepunkt wartet, aber immer wieder in dasselbe Thema bis zum peinigenden Ueberdruß hineinposaunt wird. Alles Erzählte ist wie ein gleichgültiges Mittelglied zwischen die Arien und Chöre, die hymnenartigen Stellen, die oratorischen Recitative geschoben; in den drei Gesängen der Kreuzigung stehen die sieben Worte Christi zerstreut zwischen all den Arietten, Maestosos und Tuttis wie einfache gehobene Recitativstellen zwischen leidenschaftlichen Musikstücken, und das ganze Ende mit Hallelujarufen, Palmschwingen und Psalmsingen ist gewiß ein vollkommenes musikalisches Finale, wie „wenn erhabner Tempelgesang von der Auferstehung oder vom ewigen Licht, Erfindung der Töne, dem Liede gleich, und Stimme des Menschen und Hauch und Saite zu Einem großen Zweck vereint, mit Schönheit beginnt, jetzt steigend, sinkend jetzt, fortfährt mit Schönheit, nun steigender immer, inniger, sanfter, erschütternder mit Urschönheit endet —!"

Wir haben einigemal das Verhältniß zwischen Klopstock und Milton berührt. Es ist natürlich, daß jener diesen vor Augen hatte, daß er ihm die Maschinerien der Engel und Teufel abnahm, daß gewisse elegische und idyllische Färbungen übergingen. Ihre Aufgaben berühren sich nothwendig; es ist nicht Versöhnung ohne Fall denkbar. Im Ganzen gefaßt liegen sich übrigens die zwei Gedichte ganz verschieden einander gegenüber, eben wie ihre Aufgaben Gegensätze sind, oder wie sich altes und neues Testament entsprechen und widersprechen. In Folge der größeren Freiheit, die sich auch nach Klopstock's Grundsätzen, der Dichter alttestamentlicher Gegenstände nehmen durfte, wurde das Gedicht Milton's durchweg freier und plastischer und hat mehr Verhalt zur Malerei. Winkelmann verglich Milton's Beschreibungen mit schön gemalten Gorgonen, die sich ähnlich und gleich fürchterlich sind; Lessing wollte ihn im 2. Theil des Laokoon brauchen wie Homer im ersten, um aus ihm seine dortigen Behauptungen zu unterstützen. Diesen plastischen Charakter unterstützt die Schule des Virgil, die man Milton ansieht. Erhabenheit des

Handelns begegnet uns bei ihm, bei Klopstock aber der Gesinnung und Empfindung. Alles ist männlich groß bei dem Engländer, was weiblich sanft bei dem Deutschen ist, hart und tragisch, was hier weich und versöhnend, wie es dem Stoffe gemäß ist. Bei Milton ist Alles verkörperter und menschlicher, es fehlt nicht an Triebfedern in jenen paradiesischen Zuständen, wo noch wenig Pragmatismus anzuwenden war, sein Adam ist sogar ein Grübler; aber der Messias ist ein leidenschaftloser Gott; nichts, was auch die Menschen bei Klopstock handeln, ist motivirt. Dagegen wendet Klopstock wohl eher einen himmlischen Pragmatismus an, den wir ihm gerne erlassen hätten: als sich die Sonne verfinstern soll, wird von Uriel ein Stern befehligt, sich vor sie zu stellen. Bei Milton ist das Uebermaß der Erhabenheit oft zum Bombast, zur Caricatur und verzerrten Größe geworden, bei Klopstock ist es ins Kleinliche herabgesunken. Christus flößt mit demselben Blicke, mit dem er ein sterbendes Würmchen erhält, dem Satan Entsetzen ein! Mit göttlicher Ruhe, wie wenn er dem Wurme zu sterben geböte, sagt er den Häschern: Ich bins! So soll bei ihm in jeder kleinen Bewegung etwas Bedeutendes, wie in jenem tiefsinnigen Schweigen die erhabenste Poesie liegen. Milton's Gedicht ist durch Lehrhaftes vielfach entstellt, Klopstock's durch Empfindsamkeit. Die Phantasie trägt in beiden wenig davon, bei Milton mehr, und, was man nicht glauben sollte, sogar das Herz. Beide Dichter haben lange gewählt; beide hatten zuerst weltliche Stoffe, Milton den Arthur, Klopstock Heinrich den Vogler vor Augen, ehe sie auf ihre kirchlichen Werke fielen; Milton begann das seine spät und endete rasch, daher steht sein Gedicht abgeschlossen und in einer freudigen Festigkeit; Klopstock fing früh an und vollendete spät, und zog seine Krankheit und seinen Trübsinn mit aller Langwierigkeit seines Verfahrens in den Ton des Werkes hinein. Dabei ist es eigen, daß Milton, der sich weniger vertraute und zweifelte, ob nicht sein späteres Zeitalter, oder der nordische Himmel oder seine hohen Jahre seinen Flug drücken würden, der sogar die Schwäche der rechtgläubigen Muse, die umsonst die göttlichen Muster nachzuahmen strebt,

sich nicht verhehlte, daß gerade Er so kühn und stark in Empfindungen und Phantasien war, während Klopstock, der voll Selbstgefühl begann, zögernd dichtete, furchtsam erfand und zu große Kühnheit scheute. Beide aber waren von ihrem Stoffe ganz erfüllt, und erwarteten von ihm, was ihre Dichterkraft nicht leisten würde. Und sie haben sich nicht betrogen. Der Eine blieb anfangs vergessen, und machte erst später seine großen Wirkungen, der Andere machte diese gleich und ward nachher vergessen; bei Beiden aber konnten die Gedichte, wenn sie wirklich so viele Gebrechen hatten, wie wir am Messias zu finden meinen, kaum ihren Ruhm als Kunstwerke an sich begründen, und um so minder, da der Geist der Zeit Beiden nicht unbedingt huldigte, da dem Einen Shaftesbury, dem Andern Wieland entgegenstand, die Beide unter sich genau in demselben Verhältniß liegen, wie Milton und Klopstock.

Diese Wirkungen aber, die sich gewiß in jenen Zeiten auf Viele erstreckten, welche den Messias weder ganz lasen noch verstanden, die eine gewisse epidemische Ansteckungskraft zeigten, erklären sich vollkommen aus den Ideen, auf denen diese Gedichte ruhten und die auch den Massen geläufig waren, welchen die darauf gebaute Dichtung nicht zugänglich war. Wir haben ein Dichtungswerk vor uns, das auf dem Geiste von Jahrhunderten steht, das mit verborgneren Fäden an die Geschichte der christlichen Bildung und Literatur seit einem Jahrtausend her angeknüpft ist, ein Werk wie wir es seit den ritterlichen Epen, d. h. seit fünfhundert Jahren nicht wieder in Deutschland gesehen hatten. Diese großen Verhältnisse geben einem literarischen Werke ästhetisch keinen Zuschuß von Werth, historisch aber einen ungeheueren, der zwar in den Beurtheilungen der Schöngeister übersehen, aber in der Schätzung der Völker und in der dunkeln Stimme der Zeiten angeschlagen wird. Dies muß es erklären, warum Klopstock unter uns unstreitig bei den Einzelnen weniger gekannt ist, als vielleicht irgend einer auch der viel geringeren Dichter jener Zeiten, aber im Allgemeinen auch ungekannt sich in Achtung und Würde erhält. Ueberdenken wir also, um uns diesen historischen Werth zu

verdeutlichen und die dunkle Vorliebe für dieses Werk zu verstehen, daß eine christliche Poesie unter uns seit tausend Jahren bestand. Die ersten poetischen Schöpfungen von einigem Umfang, die uns übrig geblieben, sind jene Evangelienharmonien des Otfried und eines unbekannten Niederdeutschen, die poetisch geschmückten Erzählungen aus dem neuen Testamente, neben denen andere aus dem alten Testamente hergingen. Hierauf folgten, als der biblische Stoff zu enge ward, die gereimten Heiligenlegenden, die immer mehr den epischen Theil der religiösen Ueberlieferung erweiterten. Als diese Erweiterung ihr Ende erreicht hatte, ging man von der historischen Ueberlieferung zur moralisch didaktischen über, es kam jener Freidank und Renner und wie die ähnlichen Werke heißen, in denen zu den Lehren des Evangeliums gerade so die der Kirchenväter treten, wie in den Erzählungen die der Legenden zu denen der Bibel. Das Geoffenbarte in der Religion ward also eben so poetisch behandelt, wie das Offenbarende. Allein auch der allegorisch-dogmatische Theil sollte, nachdem dies Beides vollendet war, hereingezogen werden; man suchte jene prophetischen Vorzeichen des Messias im alten Testamente auf; wie der Held des Evangeliums dort seine Vorverkündung hatte und seine Geschlechtsahnen, so sollte jede Begebenheit desselben auch dort ihr Vorbild haben, man verglich Beides und erzählte und moralisirte über Beides erst in Prosa, dann im Schauspiel, in den Mysterien. So wie man hier den Hauptgegensatz von Christus in David, dem epischen Helden im Prophetisch-Lyrischen, gefunden hatte, war der Uebergang zur lyrischen christlichen Poesie nothwendig, und daher füllten die Psalmen in mehr als hundert Bearbeitungen die zweihundert Jahre aus, die verflossen, seitdem sie anfingen die mystischen Religionspoesien zu verdrängen. Hier haben wir die ganze Geschichte unserer Poesie in einer Nuß, denn die weltliche läßt sich in einer bis ins kleinste entsprechenden Parallele daneben stellen. Wir sehen die Uebergänge des Epischen ins Didaktische, des Didaktischen ins Allegorische, des Allegorischen ins Lyrische, neben dem sich zugleich die dramatische Form schüchtern anfing zu bilden. Seitdem die

epische Form verloren und so lange die dramatische Form nur geahnt und nicht gefunden war, steht in der Mitte jener Zwittergattungen des Didaktischen und Lyrischen die Allegorie als eine Mischgattung, die alle Eigenschaften des Didaktischen und Lyrischen, und Alles was damit zusammenhängt, Idylle, Satire und Elegie, das Malerische und Musikalische, in sich vereinigt, und die über diese Nebengattung weg eine einzige ungeheure Brücke bildet, zwischen Epos und Drama, und daher auch, an ihren Grenzen besonders, selbst epische und dramatische Elemente, Erzählung und Dialog, in sich aufnimmt. Es ist die große, gestaltlose Gattung, die in ganz Europa über den Zeiten herrscht, wo die Poesie selbst chaotisch und gestaltlos blieb und sich zu den zwei einzigen ächten Formen nicht erheben konnte. In die Allegorie strömte der verjüngende Samen des absterbenden Epos über; über ihr brütete die reifende Zeit, und sie durchging alle Stufen eines embryonischen Lebens, bis das Drama aus ihr ans Licht geboren ward. Keine Poetik hat je dieser Gattung ihr Recht, ja nicht einmal eine einsichtige Erwähnung derselben gethan; und dies zwar, weil nie die Dichtung historisch ist betrachtet worden. Und doch blieben, ohne daß man diese Gattung gehörig erkannte, tausend ungelöste Räthsel zurück. Am Ausgang des europäischen Volksepos liegt jene Komödie des Dante. Nie hat man dies Werk einzureihen, nie den Titel zu erklären gewußt. Es ist das kanonische Werk, Eröffnung und Vollendung dieser ganzen Gattung. Es liegt an den Grenzen des Epos und ist darum von epischen Elementen voll, es liegt am fernsten vom Drama und deutet auf dies ahnend mit dem Titel hin, keineswegs weder durch Wunder, noch durch Zufall, sondern weil der Wechsel der poetischen Farben, der Elegie, Satire, Idylle, des Epischen, Lyrischen und Didaktischen, weil die bunte Veränderung der Scenen mit nichts besser als einem Schauspiel verglichen werden konnte, gerade wie wir früherhin zeigten, daß unsere geringen Allegorien in Deutschland die geringen Anfänge des Schauspiels enthielten, gerade wie man die Allegorie des Venusbergs, des treuen Eckhart, eine Komödie nannte, und wie jener Volkspoet Vogel seine

Komödien umgekehrt nach Art eines Venusbergs mit Schauwerk aufstutzen wollte. Ganz aus dem gleichen Grunde hat der Marquis von Santillana (unter Johann II) ein Gedicht, das ganz in diese Gattung der Trauerallegorien gehört, comedieta di Ponza betitelt. Auf der entgegengesetzten Grenzberührung der Allegorie mit dem Drama ist der Uebergang in den Mysterien von selbst klar. Die Zwischenzeit füllen in Europa jene Allegorien in Frankreich, jene allegorischen Idyllen und Romane, die berühmten Namen der Sannazar und Montemayor, der Sidney und Spenser aus, und was selbst in Italien in epischer Form auftrat, ward vielfach allegorisch gedeutet, oder behielt Elemente der Allegorie in sich. Dasselbe ist der Fall mit unsern ersten Epen, die in England und Deutschland aus dieser gestaltlosen Form herausrangen, in dieser Zeit, wo sich Philosophie und Religion, Kunst und Musik wieder selbständig losrangen aus dem unnatürlichen Vereine, in den sie hier gerathen waren. Brockes hatte auf ein solches kolossale Vereinigungswerk noch das Auge gerichtet, allein es ging nicht mehr; das Epos drängte zu mächtig hervor. Unsre beiden Werke von Milton und Klopstock aber geben wohl noch ihren Ursprung zu erkennen. Wie viel ganz ungeheuchelte Allegorie blieb nicht in Milton hängen! wie gingen nicht in Klopstock Visionen ein und Schildereien! wie haben Beide die musikalischen, elegischen, idyllischen, lyrischen Elemente zusammengehäuft, und die ächt epischen nur mit Mühe und vereinzelt gefunden! Ja selbst der Kampf mit dem Drama ist, wenn nicht in den Werken, so doch in den Dichtern zu finden. Milton soll von einem Singspiel Andreini's (Adam) zu seinem Werke angeregt worden sein; er wollte sogar zuerst eine Tragödie aus dem Falle des Menschen machen, zu der sich verschiedene Plane und Bruchstücke vorfanden. Klopstock umgekehrt ging noch während der Verfertigung seines Epos zum Drama gleichsam über und schrieb seinen Adam. Dies gleiche, aber umgekehrte Verhältniß rührt daher, weil dem Milton die Blüte des Schauspiels in England vorausgegangen war, auf Klopstock aber erst folgte. Wie nahe übrigens Milton der Gedanke zu einem Schauspiel liegen

mußte, folgte aus dem fortdauernden Bestande der Mysterien, mit denen sein Gegenstand so verwandt war. Denn das war ja der Kern aller jener mystischen Gleichungen, jenes große Verhältniß von Adam zu Christus, von jenem vaterlosen Erdgebornen und diesem vaterlosen Sohn der Jungfrau, die, Beide unsterblich, sterben mußten, der Eine durch Sünde gezwungen, der Andere um der Tugend willen aus freiem Antrieb, als Verderber und Erlöser. Milton sang den Fall des Menschen in einer Zeit, wo sich nach seinem Sinne im Politischen in seinem Vaterlande das große Schauspiel der verlorenen Freiheit der Menschheit wiederholte. Er sagt es im 12. Gesange selbst, daß der Abfall von Vernunft und Tugend den Menschen auch äußerlich durch Tyrannen den Verlust ihrer Freiheit bringt; gerechtes Urtheil und Fluch der Vorsehung bringe die innerlich Unfreien auch in politische Knechtschaft; Tyrannei müsse sein, obwohl der Tyrann deshalb nicht zu entschuldigen sei. Er schrieb sein Werk wenige Jahre, nachdem die Republik England aufgehört hatte zu sein, deren Sache er ergeben war bis auf die Vertheidigung des Königmords. Man erkennt den Sohn einer rauhen Zeit, die nur strenge Gerechtigkeit nach religiösen Grundsätzen übt; das ganze Gedicht geht, wie es dem Stoffe gemäß ist, von der Satzung aus: der gefallene Mensch ist dem Untergang geweiht, „er muß mit seiner ganzen Nachkommenschaft sterben, Er muß sterben oder die Gerechtigkeit". Und nach eben diesem Grundsatze stimmte Milton in der Wirklichkeit für jenen Akt einer finsteren Gerechtigkeit, die an Karl I die Erbsünde der Könige unerbittlich strafte. Ein solcher Mann konnte den Fall der Menschheit singen, aber nicht ihre Erlösung. Er versuchte es, es ist aber nur Eine Stimme, daß das wieder erlangte Paradies ein misglücktes Werk ist. Die Entwickelung der Ideen stemmte sich in der Zeit; der strenge gereizte Puritaner konnte nicht das Wort und den Geist der Barmherzigkeit, der Versöhnung, der Toleranz fassen, aber das weiche und sanfte Jahrhundert in Deutschland faßte ihn, Klopstock faßte ihn, dem die Thräne der Erbarmung immer näher lag, als der Ernst des Gerichts, der den gefallenen Abbadonna in seinem Gedichte rettete,

der nur die elegische und versöhnende Todesstunde Adams, nicht seinen Fall besingen konnte, der, nicht minder empfänglich für menschliche und bürgerliche Freiheit als Milton, doch vor dem ähnlichen Akte jener Vergeltung der Erbsünde in Frankreich mit ganz Deutschland zusammenschauderte. Der sang das Werk der Erlösung, nachdem die religiösen Verfolgungen lange aufgehört hatten und ein Geist der Milde und Versöhnung über der Welt wehte, und in unserm Vaterlande besonders. Das Christenthum hatte das Dogma von der Gnade und Vergebung gebracht; bis sich aber der göttliche Begriff in den menschlichen Dingen verwirklicht hatte, brauchte es fast zwei Jahrtausende. Das alte Testament, die ganze alte Geschichte kennt den Begriff der Begnadigung und Billigkeit nicht. Was der Grieche in seinem kräftigen männlichen Gebete: gib mir was mir gebührt (*δός μοι τὰ ὀφειλόμενα*) ausdrückt, unterscheidet ihn von dem weiblichen Christengebet (vergib uns unsere Schuld) eben so, wie seine ganze Rechtsordnung, in der keine Obrigkeit einen Richterspruch mildern und Billigkeit vor Recht walten lassen konnte, von unserer christlichen. Das Alterthum hatte entschuldigte Sünden, die auch kein moralisches Urtheil verdammte, denn „wo kein Gesetz ist, da ist keine Sünde"; das Christenthum aber gab keine Schwächen zu, die eben dadurch entschuldigt wären, weil sie keine menschliche Anstrengung in uns tilgen kann[80]; sie waren Erbsünden und keine Werke konnten ohne die Gnade (ohne Begnadigung und Vergebung, ohne Billigkeit und Nachsicht) sie verwischen. So sollten denn auch solche Verbrechen, an denen die Schwäche der menschlichen Natur ihren Antheil äußert, menschlich nicht mehr nach ganzer Strenge bestraft werden. Allein dieses Begnadigungsrecht ist im ganzen Mittelalter nur selten geübt worden, die menschliche Natur erwies sich mächtiger als die christliche Lehre. Die Reformation erneute diese Ideen der Milde, auch nach ihr aber drängte Krieg und Unduldsamkeit sie in solchen

---

80) Denn jeder Mensch hat angeborne Schwächen,
Die Gnade nur, nicht Kraft kann überwinden. Shakespeare.

Zeiten, wie die republikanischen in England und der 30jährige Krieg in Deutschland waren, natürlich zurück. Aber das vorige Jahrhundert machte diese Christenrechte zugleich mit den Menschenrechten in ganz Europa geltend, und dazu half freilich die Philosophie ihr gutes Theil mit. Vor und um und nach Klopstock arbeiteten Voltaire und viele Andere nach der Beachtung jener Rechte hin, und Duldung und Menschlichkeit ward die Loosung des Jahrhunderts. In dieser Zeit steht das Werk Klopstock's von Erlösung und Befreiung des gedrückten Menschen als ein großes Symbol. Er vollendete das Werk des Milton; beide zusammen geben in der protestantischen Kirche, einfach episch gestaltet, den Kern der christlichen Mythologie, den Verhalt der Erlösung zur Schöpfung, der innern geistigen Erhebung zu dem physischen Zwang der Natur, gereinigt von all dem Beiwerk, das der Katholicismus hinzuthat, in jener einfachen Größe und Würde, die dem Christenthum gemäß ist, und die diese beiden Dichtungswerke bei all ihren Fehlern zu weit würdigeren Vertretern christlicher Poesie macht, als das gesammte, form- und bedeutungslos gebliebene Legendenwesen der mittleren Zeiten. In dem durch die Reformation erneuten Christenthume nehmen diese beiden Werke völlig dieselbe Stellung ein, wie die des Cädmon und Otfried in der Zeit der ersten Verbreitung des Christenthums, und beide Gedichte verrathen auch an einzelnen polemischen Stellen gegen den Papismus ihren ausschließend protestantischen Charakter, und konnten nur oberflächlich in katholische Gegenden eindringen. Im großen und engen Bunde liegen sie, durch ein Jahrhundert getrennt zwar, doch dicht beisammen, und es wird nun nicht mehr so kühn und willkührlich erscheinen, wenn wir im ersten Bande zwischen den bedeutenderen Dichtungen verschiedener Zeiten und Völker eine Ideenverbindung vermutheten; denn was sich dort nur vermuthen ließ, das läßt sich hier in den helleren Zeiten erweisen.

Diese tiefen Beziehungen der Messiade zu der Geschichte der europäischen Literatur erklären uns also den stillen Beifall der unsichtbaren poetischen Kirche hinlänglich. Dergleichen Bezüge finden

sich nie bei bedeutungslosen Männern; sie sind es, die Jedem, bei dem sie sich finden, in der Geschichte der Welt eine Stelle geben. Sie setzen immer das engste Verhältniß zwischen der Bildung des Individuums nnd der seiner Zeit voraus, was eine viel wahrere Größe in sich begreift, als jener oratorische Ruhm, seinem Zeitalter um Jahrhunderte vorgeeilt zu sein. Denn dieser Ruhm bedeutet eigentlich in der Wirklichkeit nichts, oder er muß gerade solchen Männern zugetheilt werden, die die Bildungsstufe ihrer Zeit, eben weil sie ihre ächten Söhne sind, in sich abschließen und zur Reife bringen. Gerade durch diesen Abschluß des Früheren sind sie zugleich Anfang des Neueren, das sich durch Jahrhunderte fortziehen kann. Wie Klopstock die Eigenthümlichkeiten der älteren Dichtung und die Ideen der Zeit, die er vorfand, in sich vereinte, haben wir oben gezeigt: die Geschichte der Folgezeit wird uns jeden Augenblick in den verschiedensten Gebieten auf ihn zurückführen, wo er anregte, Ziele zeigte und Wege gebahnt hat. Wie friedlich er selbst war und wie sehr er der friedlichen Zeit unserer Dichtung angehörte, doch hat die folgende Revolutionsperiode fast keine Richtung zu zeigen, in die nicht Klopstock hingewiesen hätte. Auch galt er den stürmenden Genies dieser späteren Zeit als ihr Verkündiger, und er hat auch wirklich diese Begriffe von regelloser Naturdichtung, von Genialität und Originalität neben Lessing zuerst wie einen zündenden Blitz unter die Jugend geworfen. Bürdet ihr Satzungen dem geweihten Dichter auf? fragte er die Aesthetiker, dem Künstler ward doch kein Gesetz gegeben, wie es dem Gerechten nicht ward! Wißt, die Natur schrieb es ihm in sein Herz, und er kennt es, ihr Thoren, und sich selbst streng übt er es aus. Kommt zu dem Gipfel, wo ihr gleich im Antritt, wenn ihr zu gehen versuchtet, schon sinken würdet. So galt seine Gelehrtenrepublik selbst Goethen für die beste Poetik, und diese Ansicht sprach sich in seinem Jugendkreise herum und hielt sich gegen mannichfaltige Anfechtungen. So pflanzte er zuerst die Liebe zur Volkspoesie, und Herder konnte bei ihm lernen, fremder Zeiten Sinnesart zu errathen und nachahmend zu treffen, und gegentheils lehnen sich die Gräcisten

wie Ramler wieder eben so entschieden an ihn an; die kriegerischen Barden sind von ihm ausgegangen und die friedlichen Idyllendichter; die Verächter der Franzosen und die Verehrer der Engländer hatten an ihm Stützen; wer sich mit Hagedorn und Horaz an einem Weinliede erlaben wollte, konnte ihn aufschlagen, und der, dem mit Young eine mitleidige Menschenthräne lieber war als das Firmament und die Sterne, dem pflichtete er bei. Wer in dem weiten Gebiete unserer Dichtung vor Schiller den Durst nach Vaterland und Freiheit zu stillen sucht, der findet nur bei ihm eine Stelle, wo er sich rastend erquicke. Ueber die ganze Dichtung des Jahrhunderts weg reichte er, selbst unwillig, seine Hand den Romantikern, er hat die ganze dänisch-deutsche Dichtung, die mit diesen so eng zusammenhängt, angeregt. Der protestantische Dichter sah seinen Lieblingsjünger katholisch werden und konnte ihm nicht zu sehr zürnen, der vaterländische Barde sah die deutsche Jugend sich bis in beide Hispanien und Indien verirren, und er mußte es fühlen, daß er zu beidem ein entfernter Anlaß war. Denn eben das, was die Romantik charakterisirt, das hatte Klopstock ganz entschieden, daß er die Poesie nämlich ins Leben und das Leben in die Dichtung trug. Mit eben diesem Zuge hat er durch seine Persönlichkeit den Wirkungen seiner Dichtung noch einen desto größeren Nachdruck gegeben. Der religiöse Dichter durfte nichts anders in der Wirklichkeit sein wollen, als er in der Poesie war; der durch Lehren auf Moralität und Frömmigkeit wirken wollte, mußte es mit seinem Beispiele ebenso. So verlangten ihn daher die Schweizer mehr blos seinem epischen Gedichte gleich, während er zugleich seinem lyrischen glich; so lebte er in seinem Familien- und Freundekreise in Kopenhagen oder in Hamburg ein ganz poetisches Leben. Die Schriften und Briefe seiner Meta sind hierfür das sprechendste Denkmal. Sie fühlte sich in holder Freude die allerglücklichste Frau, daß sie ihm beim Messias helfen, daß sie beten durfte, während er daran schrieb, daß sie mit ihm reden konnte, wohin sich ihre kleinen Frauenzimmerlichkeiten gewagt hätten, vom Kolorit der Wissenschaften, vom Geschmack, und was über Alles geht — von Empfindungen!

Die verliebtesten Gedanken gehen mit den heiligsten sehr gut zusammen; sie streiten sich unter einander, wer den anderen, aber auch wer Gott am meisten liebt. In ihrem Familienkreise und auch in anderen war das Schicksal des Abbadonna eine allgemeine Angelegenheit; unter dem Präsidium von Sack in Magdeburg dekretirte man synodalisch seine Erlösung, die Züricher Gesellschaft supplicirte für ihn; im 9ten Gesang, schreibt Meta ihrer Schwester, kommt Abbadonna sehr wieder vor! Sie lebten nicht nur das Leben der Richardson'schen Romane, und Meta hieß Cläry bei dem Manne ihres Herzens, den ihre ganze Familie wie ein Wunder verehrte, sondern sie setzt sich auch mit Richardson in Korrespondenz, und schreibt ihm in seinem eigenen Style. Die Unmittelbarkeit dieser Schreibart, die ihre Schwester Schmidt noch mehr besitzt, ihre Liebe für Klopstock aus seinen Werken, noch ehe sie ihn kannte, und ihre Erklärungen an Richardson, daß, wenn sie in England sei, sie nicht auf die kalte Ceremonie der Einführung bei ihm warten würde, dies und die ganze Färbung ihres Wesens, ihre wie Klopstock's Sinnes- und Lebensart, erinnert und berührt sich mit der der späteren Romantiker, zwischen welchen beiden Kreisen die Stolberge mitten inne stehen. Auch mit Young knüpften sie noch Verbindungen an und Klopstock wünschte sich, daß jener, wenn er stürbe, sein Genius sei. Dieser poetische Anstrich des Lebens pflanzte sich auf seine Freunde über, besonders in Niedersachsen, dessen Poesie bei ihm ihren höchsten Flor erreicht. Die im Harz, in Halberstadt, in Braunschweig Zerstreuten hatten eine Art Mittelpunkt in Gleim, und dieser, wie oft er auch unzufrieden mit Klopstock war, schwärmte doch in Freud und in Andacht mit, begeisterte sich über die Hermannschlacht, und über den Messias, und Klopstock's Mutter kam ihm wie die des Messias vor. Wie die Göttinger Jugend der 70er Jahre für ihn schwärmte, werden wir unten genauer hören; dem Christian Stolberg war er, „um wenig zu sagen, der größte Dichter der neueren Zeit“. Und die Liebe, die er in Hamburg, in Holstein, in Kopenhagen sammelte, das gesegnete Andenken, in dem er da lange stand und noch steht, war wahrlich

mehr werth, als die persönlichen Auszeichnungen bei seinem Leben und die vollen königlichen Ehren, mit denen er begraben wurde. Man muß die Pietät der nordischen Familienbande kennen, um sich einen Begriff von der Wärme zu machen, mit der seine Freunde an ihm hingen. Bei diesen persönlichen Verhältnissen gilt übrigens völlig, was bei seinen Gedichten zu erinnern ist. Die Meinung ist durchaus trefflich, die Wirkung nicht so. Eine Zeit lang war die Aussicht da, als ob Klopstock, auch selbst mit seinem Messias, ein ganz volksthümlicher Dichter werden sollte; die erste Begeisterung ließ es ganz erwarten. Sobald sich aber der Widerspruch der Geistlichen und der Laien, der Nüchternen und selbst der Begeisterten (in der Schweiz z. B.) erhob, zog sich Klopstock, unter inneren Vorgängen, die den Goethischen nicht unähnlich sind, in sich zurück und vergaß seine Pflichten für die Nation über dem christlichen Standpunkt, den er einnahm, seine populare Stellung über seiner familiären, seinen Ruhm über seiner Seligkeit. Er ging mit den allgemeinen Forderungen und Bildungen der Zeit nicht mehr fort, und die unter seinen Verehrern, welche diesen Entwickelungen folgten, wie Voß und Niebuhr, wandten sich theilweise von ihm ab, beklagten die Beschränkung seines Ideenkreises, die Genußsucht, den Frieden, die Trägheit, der er sich hingab. Nicht allein die Freigeister, wie Clodius meint, sondern auch eben diese Männer, die noch dazu voll Anerkennung waren, warfen Klopstock mit Recht vor, daß er der Urheber weichlicher Empfindelei wurde, daß er das „griechische Gefühl der gesunden Natur" verdrängt habe. Die ganz eigentlich seine nächsten Freunde waren, die C. F. Cramer, Schönborn, Stolberg kamen durchaus krankhaft aus seiner Schule, und in der Ferne klammerten sich die Krankhaften, die Lavater, die Schubart u. A. an ihn an. Daher hat Schiller so vortrefflich gewarnt, daß kein Dichter sich weniger zum Lebensbegleiter eigne, als er, der unaufhörlich den Geist unter die Waffen rufe; und es sei ihm bange um den Kopf, der sich den Messias zum Lieblingsbuche mache, der nur in exaltirten Stimmungen des Gemüths gesucht werden könne, leicht ein Abgott der Jugend werde, die sich im Unend-

lichen gern ergeht, und dessen gefährliche Wirkungen man hinlänglich in Deutschland erfahren habe. Niebuhr ferner fand, es sei in Klopstock etwas Mädchenhaftes gewesen, nicht nur in dem schönen Sinne makelloser Unschuld, sondern auch in dem, der für den Mann nicht paßt. Daher kam's, daß er so frauenbedürftig ward, daß er empfindsame weibliche Lesezirkel gründete, über die Lessing in den Briefen an seine Braut spottete, und daß die Frauen seiner Umgebung, gelehrig wie sie waren, jene schnelle Bildung annahmen, die Niebuhr befremdete. Charakterisirend wie diese weibliche Umgebung ist auch die adlige. Auch dies hängt mit Klopstock's Persönlichkeit genau zusammen. Er hatte, wie Goethe sagt, von Jugend auf großen Werth auf sich gelegt, er befliß sich der größten Reinigkeit, und die Würde seines dichterischen Stoffs erhöhte ihm das Gefühl seiner Persönlichkeit; gefaßtes Betragen, abgemeßne Rede und Lakonismus gaben ihm ein diplomatisches Ansehn, und es ist eine bedeutsame Thatsache, daß er der erste Dichter war, der sich „eigene Verhältnisse schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte". Anfangs ein Volksmann, dann ein Hofdichter ward Klopstock zuletzt der Mittelpunkt eines aristokratischen Kreises. In seiner nächsten Nähe sehen wir die Bernstorff und Schimmelmann, die Schönborn und Moltke, die Stolberg und Holk, und wie sie alle heißen. Der ganze Kreis um Klopstock und seine fromme Dichtung her macht einen ähnlichen oligarchischen Eindruck, wie wir es oben von den Pietisten in Halle sagten. Der Dichter der Würde fing je länger je mehr an von dem Publikum wie vom Pöbel zu reden, oder jenen ehrwürdigen Namen nur den Kennern zu geben. Eben der Mann, der so bewunderungsvoll von der volksthümlichen, unhöfischen Pflege unserer Dichtung sprach, bemühte sich später so eifrig um die Wiener Akademie, und dachte wohl darin Diktator zu werden. In eben diesem diktatorischen Sinne suchte er einmal untereinander zusammenhängende Lesezirkel in allen Hauptstädten zu gründen, ein Plan, den uns eine Korrespondenz mit Thielemann näher eröffnet haben würde, wenn ihr nicht ein ausdrückliches Verbot der Bekanntmachung wäre beigefügt gewesen. Mit diesen

Gesinnungen hängt die ganze Richtung und der ganze Ton seiner späteren Werke eng zusammen, die ihn der Nation immer mehr entfremdeten, und nichts war daher übler angebracht, als wenn man uns zumuthete, im Messias unsre deutsche Nationalepopöe, in ihrem Verfasser unsern ächten Volksdichter zu erkennen.

---

5. Christliche Dichtung nach Klopstock.

Die Erscheinung der drei ersten Gesänge des Messias (1748) fiel mitten in die Zeit der größten Aufregung zwischen Gottsched und den Zürichern. Sie waren für die letzteren eine gewonnene Hauptschlacht, nach der die Anstrengungen der Sachsen krampfhafter aber stets schwächer und zuletzt verächtlich wurden. Klopstock gründete durch sein Auftreten ein allgemeines und enges Bündniß zwischen der Schweiz und Niederdeutschland, wo sein Anhang an Zahl und Begeisterung wetteiferte, er zog außerdem Kopenhagen, Halberstadt, Berlin und selbst Wien in sein Interesse, und dies war mehr als genug, Gottsched's Bund zwischen Sachsen, Schlesien und Preußen zu sprengen. Wie vielen Einfluß die Schweizer auf Klopstock gehabt haben, wie natürlich es war, wenn sie ihn als ihr Werk betrachteten, und wie es ihnen schmeicheln mußte, daß dieser bewunderte Jüngling sich ihnen ganz hinzugeben schien, dies geht aus Klopstock's Briefen an Bodmer deutlich genug hervor, die seit 1748 geschrieben sind[81]. Er nähert sich ihm gleich mit jener Mischung von Zutraulichkeit und Ernst, die schon dem Knaben eigen war, mit jener Freundeswärme, die im überlegenen Menschen so gewinnend ist, die nachher den Zauber um ihn breitete, der seine jugendlichen Freunde so sehr begeisterte. Er gesteht ihm, daß er seine kritischen Schriften verschlungen habe noch als junger Mensch; Bodmer's Milton (denn er las damals noch

81) Gedruckt in der Isis 1805.

nicht englisch) mußte erst das Feuer in ihm aufregen, das Homer nicht konnte. Das Bild des Epikers, das Bodmer in seinem kritischen Lobgedichte entworfen, ergriff ihn und weckte jenen neidischen Ehrgeiz in ihm; denn ihm schien das Epos über alle übrigen Dichtungsarten erhaben zu sein, wie die Erde über ihre Theile. Mit diesem literarischen Bekenntniß legt er Bodmer zugleich sein Herzensbekenntniß, seine Liebe zu Fanny vor; er wollte nicht allein seine dichterische Stellung, sondern auch eine amtliche und auch eine Geliebte und Frau seinem Bodmer verdanken, nnd wirklich legte dieser sein Fürwort in einem Briefe an Fanny für ihn ein. Die Züricher luden ihn zu sich und er kam auch 1750 mit Sulzer und Schultheß dahin. Bodmer täuschte sich in seiner Persönlichkeit etwas, aber dies konnte nicht die Verbindung stören, und noch weniger das Feuer löschen, das sein Messias bereits in der Schweiz entzündet hatte. Was wir oben von dem Charakter der Schweizer-Zustände und Literatur im Allgemeinen gesagt haben, macht mit der ganzen Stimmung der Zeit begreiflich, daß hier die facultas lacrimatoria (wie sie Füßli nannte) und die patriarchalische Salbung am tiefsten eingreifen mußte. Bodmer setzte Tscharner in Bewegung, den Messias ins Französische zu übersetzen, und Meiern in Halle, ihn zu beurtheilen (der Messias 1749); er selbst schrieb Empfehlungen, Auszüge und Abhandlungen und fing an, den Plan seiner Noachide hervorzusuchen. Was Milton dem Klopstock war, sollte dieser wieder für ihn werden; der verständige Mann, der kaum kritische Gedichte zu schreiben gewagt, fühlte sich plötzlich von der seraphischen Muse begeistert. Um dies zu begreifen, muß man auch hier die moralischen Einflüsse nicht vergessen. Klopstock ergriff die jüngeren Gemüther mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft; der zwar 50jährige Bodmer ließ sich jugendlich mitreißen, und ihm war nachher der enthusiastische Wieland persönlich lieber als ihm Klopstock war. Um die Stimmung in diesem Kreise zu bezeichnen, wählen wir eine Stelle aus Briefen von J. G. Heß, Pfarrer zu Altstetten bei Zürich, der gleich 1749 in Zufälligen Gedanken über den Messias ebenso empfindungsvoll diese Erscheinung

begrüßte, als Meier trocken und verständig gethan hatte[82]). Er schreibt an Bodmer, er müsse ihm Klopstock's Freundschaft verschaffen; entweder sei die platonische Liebe eine Chimäre, oder er habe so rechtmäßige Ansprüche an diese Freundschaft, wie Klopstock an die Liebe seiner Fanny, denn er sei in alle seine edlen Gemüthseigenschaften und Tugenden beinahe so schmerzlich verliebt, als Er in seine Freundin. Wenn er ihn nicht zum Freunde annehmen wollte, so werde er (der sich bisher nur in Lohensteinischer schwerfälliger Poesie versucht hatte) noch lernen, zärtliche Oden zu machen, und darin so kläglich thun, daß sich die ganze Nachwelt für sein freundschaftliches Herz ebenso wie für seine Liebe interessiren müsse. Bald darauf schreibt Heß an Klopstock selbst tändelnde Briefe, in denen er die Rolle des Liebhabers zu Klopstock's Tochter (der Messiade) spielt. Mit der größten Gewissenhaftigkeit las man hier und bedachte sich jede Zeile in diesem Werke, damit ja Alles vollkommen sei, damit kein Orthodoxer und kein Ketzer, kein Kritiker und kein Poet etwas zu tadeln haben sollte. Die nüchternen Heidegger, Waser und Künzli hatten ihre religiösen und kritischen Bedenken bei der Sache, sie wagten es aber kaum in Antimessianischen Briefen (1749) unter der Maske von Landpredigern anonym aufzutreten, um es nicht mit Heß und Bodmer zu verderben. Dieser begann nun sich in Young und das alte Testament zu begraben und theilte schon 1749 seinen Freunden Proben der Noachide mit, er fühlte den Geist auf sich gekommen und wollte als ein treuer Jünger mit neuen Wundern die Wunder seines Meisters bethätigen. Hätten Klopstock und Hagedorn gewußt, was sie thaten, sie würden ihm seine Probestücke nicht so gelobt haben, wie vorsichtig sie es übrigens schon thaten; vielleicht aber würde es auch nichts geholfen haben, wenn sie ihn in Schranken zu halten versucht hätten, denn er hatte seinen Wieland zur Seite, der seinen edlen kühnen Schwung bewunderte und nichts tadelte, als daß seine Epen so klein wären.

---

82) Von ihm hat Lessing sehr schön gesagt:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,
und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellet.

So erschien denn 1752 der Noah in 12 Gesängen, der Hauptvertreter seiner sionitischen Gesänge, die kleine Erlösung des Menschengeschlechts, in Klopstock's Versen, Malereien, Empfindungen, aber ganz prosaischem Gange; und die Wieland und Sulzer empfahlen ihn der Welt als einen Nebenbuhler des Messias. Binnen weniger Jahre erschien seine Sündfluth, sein Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zulika, Jakob's Wiederkunft, Dina und Sichem. Noch ehe Klopstock's Adam kam, ging er schon 1754 in seinem Joseph zum Drama über, und schrieb eine unübersehliche Reihe patriarchalischer, weltlicher, antikisirender, polemischer, politischer Stücke, indem er sich, ähnlich wie Gleim und Nicolai, verdorben durch sein Protektorat über jüngere Leute und seinen bisherigen kritischen Ruhm, auf eine zudringliche Art in alle Dinge mischte und über alle Dinge wegsetzte. Niemand würde begreifen, wie er in so späten Jahren plötzlich zu einer so großen schöpferischen Kraft kam, wenn man nicht wüßte, daß er über das schriftstellerische Eigenthum die lockersten Begriffe hatte, daß er gleich einer Elster stahl, wie Wieland von ihm sagte, und wirklich auf eine ganz unschickliche Art sich Alles aneignete, was ihm nur irgendwo in fremden Dichtern gefiel. Was Gellert von sich selbst sagte, daß er sich gern wiederhole, was sogar von einem Voltaire und Wieland zu sagen ist, das gilt von Bodmer im höchsten Grade: er schreibt sich aus, er dichtet aus dem Gedächtniß, er wiederkäuet nur. Ganz lernte er von Klopstock, was früher nie seine Eigenschaft war, sich für Alles zu begeistern, von Allem die poetische Seite zu fassen, keine literarischen und politischen Begebenheiten vorüberzulassen, ohne sich irgendwie an ihnen versucht zu haben; er machte den Gang der schweizer Literatur von dem harten Haller zu dem weichen Geßner und zu dem überspannten Lavater ganz mit. In aller Hinsicht steigerte er mit seinen Kräften Dünkel und Eigensinn, und übrigens auch Ansicht und Gesinnung. Er, der noch 1760 dem Dichter nicht gestatten wollte, seine poetischen Empfindungen wirklich zu empfinden, verlangte gegen das Ende seines Lebens, daß die Gesinnungen der großen Personen seiner politischen Dramen den Lebenden

eigen sein sollten, und behauptete, der müsse schlecht sein, dem sie nichts als Poesie wären. Er, der so viel Ehrfurcht für Klopstock's Poesien gehabt, war bald kühn genug, ihn über seine Charaktere aus dem alten Testamente mit entgegengesetzten Stücken zu tadeln, er setzte sich gegen Lessing's Fabeln, maßte sich an, dessen Philotas, und Gerstenberg's Ugolino, und Weiße's Romeo und Julie und Gellert's Yariko zu meistern, und kämpfte mit seinem Schüler Wieland gegen die leichtsinnige Poesie der Grazien. Unglücklicherweise gab Klopstock selbst einigen Anlaß, namentlich zu dem patriarchalischen Eifer seiner Freunde. Er zögerte mit seinem Messias so lange, daß die frommen Schwärmer die langen Lücken auszufüllen strebten; er gab mit seinen Dramen und seinen geistlichen Liedern inzwischen zwei neue Gattungen an, zu denen sich wieder Andere hinzudrängten, und seine geistlichen Dramen waren leider so schwach, daß auch ein dürftiger Geist daneben zu bestehen hoffen durfte. Von seinem Tod Adam's (1757) hat man mit allem Recht gesagt, daß des Dichters Name das Werk, nicht das Werk den Dichter ziere; es ist so dünn an Gehalt, daß es selbst dem misfallen müßte, der am Weinerlichen und Rührenden sich sehr erfreute, und hat übrigens dadurch Bedeutung, daß es als ein tragisches Idyll Geßnern ganz unmittelbar angeregt hat. Klopstock's Salomo (1764) und David (1772) ferner haben verdientem Spotte nicht entgehen können, obgleich er selbst sich nicht wenig darauf einbildete und vielleicht einen Wettstreit mit Sophokles in Absicht hatte. Von dem ersteren sagt Abbt, es ginge in diesem Stücke Alles darauf hinaus, ob der reformirte Hofprediger oder der katholische Kaplan Sonntags bei Hofe speisen sollte; darüber sei der alte Nathan in seinem Hause eine Zeitlang eingesperrt, darüber murre der Nachmittagsprediger Chalcol, und dies sei der Knoten, der sich zum Vortheil Nathan's entwickelt. Er erwartete auf dieses Werk eine Mandel Trauerspiele über alle Könige in Juda und Israel, und er hatte ganz Recht; wie bei dem Messias mit Epen geschah, so folgten auf diese Dramen noch in den 70er und 80er Jahren eine Unzahl von geistlichen Stücken und Opern von C. v. Stolberg, Conz,

Niemeyer u. A., von denen vielleicht der einzige Joseph und seine Brüder als ein Zeugniß auf unsere Tage gekommen ist. Wir erwähnen vorausgreifend diese späteren Erscheinungen, die ohnehin nicht Bedeutung für die Geschichte haben, um zu zeigen, wie natürlich es war, daß, wenn noch in jenen späteren Zeiten, von weit anderen Interessen und Richtungen, Klopstock's geringere Werke so viele Nachfolger nach sich ziehen konnten, sein Messias diese Wirkung auf die Bodmer nothwendig ausüben mußte, wo kein getheiltes Interesse noch da war, wo Alles sich auf dieses blendende Erzeugniß warf, wo die Stimmung für Aehnliches in den Gemüthern außerordentlich erregt war. Man hat daher Unrecht gethan, wenn man dem armen Bodmer allein es verargte, daß er sich von dem Geiste der Zeit so überwältigen ließ. Bisher hatte die Frömmigkeit keine poetische Stimme gesucht; als dies jetzt Bedürfniß ward, so kamen, unabhängig von einander, die verschiedensten Männer auf die Dichtung von Kantaten, Oratorien und Epen, wie wir oben sahen, und so verfielen ungefähr zu Einer Zeit in den 50er Jahren Bodmer, Klopstock und der Dr. L. Fr. Hudemann (damals in Hamburg) auf Racine's Athalia, und eiferten in geistlichen Stücken nach. Und worin wären so viele andere Patriarchaden der 50er und 60er Jahre von zum Theil namhaften Männern besser als der Noah? Moser's Daniel z. B. eine so mechanische Arbeit ohne Werth und Würde, so hochtrabend und gemein, so ganz als ob es eine Nachahmung der schweizerischen Nachahmungen sei? Oder der Versuch Zachariä's von einer (unvollendeten) Schöpfung der Hölle, über die die Literaturbriefe ganz vortrefflich jene Stelle aus Klopstock, die der Autor als Motto vorsetzte, als Urtheil gebrauchten: In drei erschrecklichen Nächten schuf er sie, und wandte von ihr sein Antlitz auf ewig! War nicht die Verkehrung Bodmer's zum Poeten ein weit geringeres Zeichen der Zeit, als des jungen Wieland's Bekehrung zum Seraphiker? der bald nach Klopstock zu Bodmer kam, in dessen Haus sich zu großen Entwürfen stimmte, dem Noah nachrühmte, er habe seinen schwankenden Charakter gefestigt, der nun anfing, die Rowe, das große weibliche Ideal des Klopstock'schen Kreises,

in Briefen der Verstorbenen (1753) nachzuahmen und die patriarchischen Epiker im geprüften Abraham; der endlich seinen Bodmer dem Ezechiel verglich, „der die Gesichte Gottes, und den Vertrauten des hohen Eloa die begeisternden Schwingen über ihn breiten, und ihm die Harfe reichen sah, die das Herz des Menschen mächtig erschüttert, und auf die selbst die Sphären horchen!“

Bodmer blieb unter so vielen Mitschuldigen der Hauptangeklagte, weil sich natürlich gegen ihn die Waffen der erbitterten Leipziger am heftigsten kehrten; die Nemesis erreichte ihn hier, aber sie riß auch freilich seine Gegner zugleich mit in ihr tiefstes Verderben. Wenn die Gottschedianer nur ein bischen Witz und Geschmack gehabt hätten, so war ihnen hier Gelegenheit gegeben, ihre bisherige Schmach glänzend zu rächen, denn vieles Treffende ließ sich an diesen Patriarchaden aussetzen und geißeln. Auch haben sie manches Gute dagegen bemerkt, nur verunzierten sie es mit so vielem Lächerlichen und Verkehrten, was Leidenschaft und Ungeschmack eingab, daß sie sich nur noch mehr blosstellten, als sie bisher gethan hatten, und so ihr letztes Ansehen selbst bei ihren besten Freunden verloren. So erklärte sich Triller in der Vorrede zu einem Bande seiner Gedichte gegen diese neuen Heldengedichte, und in jedem Satze liegt etwas Wahres, etwas Lächerliches und etwas Prosaisches in komischer Mischung beisammen. Es herrsche darin, sagt er, ein ungestümes Lärmen zum Trotze aller gesunden Vernunft, eine Beleidigung des Wohlklangs. Schöpferisch dichten sei ein strafbarer unchristlicher Ausdruck. Diese Gedichte würden verschwinden, so bald das jetzt allgemeine Sinnenfieber nachgelassen habe. Er würde dies Urtheil nicht gesagt haben, hätten es ihm nicht vornehme Standespersonen anbefohlen! er danke Gott, daß er nicht von der Dichtkunst leben müsse, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe! Wie überwiegt hier die kleinliche und gemeine Gesinnung das Wahre in den Ausstellungen! und wie durfte der die „knarrenden und knasternden Verse schwülstiger Poetaster und ihr gemaltes Feuer“ tadeln, der ganz gutmüthig „eine gereimte Prosa besser und angenehmer findet, als eine im doppelten

Verstande ungereimte, dunkle Ligata, oder Contorta und Coacta"? Wie mochte Gottsched gegen Klopstock Jemanden stellen[83], der das belagerte Wittenberg, und den Prinzenraub und den Wurmsamen schrieb! Das letzte (1751) ist ein satirisches Heldengedicht gegen den Messias, worin besungen wird, wie ein Seraph aus den Wüsten der Scythen, bei den Sihim und Orim geboren, wo Kobolde und Rohrdommeln sich von Wind und Nebel nähren, den Wurmsamen ausstreut, aus dem die neuen epischen Gedichte aufwuchsen. Aber was sollte dieser Witz in den Händen eines Mannes, der über die neuen Worthecker spottete und über Beleidigung des Wohlklanges klagte, und hier so elende Verse machte[84], daß sie nur mit denen des berüchtigten Nimrod von Naumann zu vergleichen sind, den die patriarchalischen Dichter selbst verleugneten! Ganz in dieser Art läßt sich Gottsched selbst vernehmen! Nur weil man es von ihm verlangte, gab er (1752) im Neuesten sein bescheidenes Gutachten über die christlichen Epopöen, womit er nur die Dichtung solcher Gegenstände meint; denn wie weitläufig er oft vom Messias u. A. spricht, so behauptet er doch wiederholt sehr verächtlich, daß in Leipzig kein Gelehrter sei, der sich nur zu Einem Gesang im Messias zwingen könne,

---

83) Daher hatten denn die Schweizer auch hier gewonnene Sache und reiches Feld zum Witz. Bekannt ist Bodmer's Epigramm auf diese elenden Machwerke:

Triller: Was sagen Sie, mein Gönner, zu Messia?
Gottsched: Jesu Maria!
Tr. Und großer Mann, was sagen Sie zum Noah?
G. Oha!
Tr. So dacht' ich auch, Gott thu mir dies und das!
 Behüte Gott uns die Hermannias,
 die Schwarzias und die Theresias!
G. Den Prinzenraub und den Wurmsamen!
Tr. Ja, Amen!

84) Der Seraph wird z. B. so beschrieben:

Wo sonst die Füße sind, da ist sein Haupt angewachsen,
Und wo das Haupt stand, da sind hingegen die Füße.
Ihm ist die Zung unbiegsam, erstarret und ohne Gelenke,
Daß sie nicht schmecket, schwer redet und schwer zu verstehen.

Und dies sollen Hexameter sein!

oder der dessen Nachahmer nur eines Blickes würdige. Hätte er sich begnügt, die Uebertreibung dieser geistlichen Dichtung zu rügen, das Fehlerhafte dieser abstrakten Poesien zu zeigen, allenfalls auch auf den möglichen Schaden in der Kirche aufmerksam zu machen, und übrigens anzuerkennen, was anzuerkennen war, so hätte er viel Beherzigenswerthes sagen können. Aber was sollte es heißen, daß er Klopstock zu Böhme und Pordätsch und seine geistlichen Legenden zu dem Talmud und den Rabbinern stellte? Wenn er über Bodmer sich lustig machte und von einem Freunde erzählte, der sich den entzückten Schweizer vorstellte, wie er mit erhobenen Händen ausrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Messias gesehen, — dies mochte noch gut sein, obgleich es ihm die Bremer Beiträger als Gottlosigkeit auslegten. Aber was sollten die übrigen Anklagen, daß er sich wunderte, wie die Gottesgelehrten ruhig sitzen möchten bei diesem Unwesen, das er als Nahrung für Freigeisterei und Religionsspötterei bezeichnete, das er in seinem Handlexikon mit den pöbelhaften christlichen Volkskomödien verglich? Mochte er sich doch beschweren, daß man den Messias auf der Kanzel anführe, und daß ein neuer poetischer Schwung in die Predigten kam, aber warum stichelte er auf gedungene Lobredner des Messias, als der Rector Stuß in Gotha sich in verschiedenen Commentarien der christlichen Mythologie und Dichtung annahm? dingte er doch selber, wenigstens mit seinem Beifall, und hetzte zugleich den Dr. Hudemann, der sich des Schadens Joseph's (1754) annahm, und sich dagegen erklärte, daß man den Tod des Erlösers zu einem leichten Spiele der Phantasie mache, und dabei der verderbten Natur schmeichle und sie erhebe, ja ihr hier und da abgöttische Ehre erzeigte? Mochte er sich doch beschweren, daß Stuß den Messias mit Virgil verglich, aber wie konnte Er seinen Schönaich mit Homer vergleichen? Dies war das Aeußerste, wohin es Gottsched treiben konnte. Jener gutmüthige Mann ließ sich von Gottsched ganz leiten und brauchen, wozu er nur wollte; und der Aristarch, der in seiner Schule gern alle Gattungen nicht allein erklären, sondern auch hervorbringen

wollte, und mit diesem Einen alle seine poetischen Blößen decken mußte, machte ihn zum Satiriker, zum Dramatiker und zum Epiker. Er ließ ihn (1751) seinen Hermann, in trochäischen Versen, die die Frau Professorin eingeführt, dem Messias entgegensetzen; seine freiherrliche Feder und die Denkmünze, die ihm der Landgraf von Hessen schenkte, und die Dichterkrone, die ihm Gottsched aufsetzte, und ein Belobungsbrief Voltaire's[85]), der der 2. Ausgabe vorgesetzt ward, sollten dem elenden und hohlen Gedichte einen Platz über dem begeisterten Werke Klopstock's erobern, und das nannte Gottsched nicht Lob dingen! Der treueste Anhänger Gottsched's, und der zugleich Verehrer von Schönaich's persönlichem Charakter war, Kästner, verspottete Gottsched und Schönaich zugleich über dessen Hermann und Dramen. Gottsched's eigner Bruder schrieb ihm aus Cassel, er werde über den Hermann „schwerlich, schwerlich recht urtheilen können, denn er sehe die ganze Kunst davon nicht ein; er müsse aber ohne Zweifel alle guten Eigenschaften haben, da der Herr Bruder einer ganzen Nation damit Trotz zu bieten gedenke!“ Endlich erschien noch (1754) Schönaich's neologisches Wörterbuch der Aesthetik in einer Nuß (anonym, von einigen Verehrern der sehr affischen Dichtkunst); deren Titel schon ein Stich auf die neue Wissenschaft der Aesthetik sein sollte, deren Zueignung (an den Geistschöpfer, Seher, Evangelisten, Träumer, den göttlichen St. Klopstock und den Sündfluthbarden, Patriarchendichter, rabbinischen Mährchenerzähler Bodmer) die affektirte Erhabenheit Beider verspottete, deren Inhalt aber die ganze Prosa der Gottschedianer in Masse zu Tage legte, indem hier die anstößigen Bilder und Ausdrücke der neuen Epen ausgezogen und darunter die einfachsten und schönsten bekrittelt wurden. Von diesem Augenblick an war fast nur Eine Stimme über Gottsched, und

85) Der gute Gottsched und seine Jünger fühlten nicht den versteckten Schalk in diesem Briefe, der mit den Worten schließt, es würde unverzeihlich sein: d'ignorer une langue que les Gottscheds et vous rendez necessaire à tous les amateurs de la litérature — (und zum Beweise, daß er sie verstehe:) Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener V.

dies mag bezeugen, wie unaufhaltsam diese mizraimische Dichtung, wie man sie nannte, sich Bahn machte. Kästner, der gewiß nicht ihr Verehrer war, ärgerte sich an diesem Wörterbuch; Kleist, der Gottsched nicht so ganz verwerfen mochte, brauchte die hier getadelten Ausdrücke gerade zum Trotz; Gleim, der eine Zeitlang den Namen eines Gottschedianers mit Freude trug, epigrammatisirte gegen den Meister, den Er und Viele für den Verfasser der Aesthetik hielten; Wieland meinte, nun würde bald das Schilf flüstern auriculas asini Midas rex habet; er schrieb den Entwurf einer Dunciade, von der der salbungsvolle Cramer das derbe Wort brauchte, es müsse nach ihrer Erscheinung dem Gottsched der erste Strick der liebste sein. Und es mußte der Unmuth gewiß in Deutschland groß und allgemein sein, da selbst Lessing vor hatte, Gottscheden in einer Satire als einen Don Quixote mit seinem Knappen Schwabe auf die Jagd nach Seraphim gehen zu lassen, und da er in den eben erscheinenden Literaturbriefen anfing, in einem ganz anderen Tone mit Gottsched zu reden, als er es bisher erfahren hatte. Wie anders äußerte sich Lessing über Klopstock und seinen Anhang! selbst in seinen Grillen unparteiisch! abweisend gegen die üblen Folgen und die üblen Nachfolger des Messias, jedoch für den Werth des Dichters darum nicht blind, blind vielmehr im entschiedenen Eifer gegen die jämmerlichen Anfechter voll Prosa, die er aufs schnödeste abfertigte.

Wie wenig übrigens die patriarchalische Dichtung in der Schweiz sich durch die Schmähungen Gottsched's und durch die vernünftigen Einreden Lessing's stören ließ, beweist ihr regelmäßiges Fortschreiten von dem trocknen Stile bei Bodmer zu dem weichen bei Geßner und zu dem überschwenglichen und prophetischen bei Lavater. Daß wir die Idyllen von Salomon Geßner[86]) aus Zürich (1730—87) auf Eine Linie mit diesen Patriarchaden stellen, wird Niemand wundern, der die geschichtlichen Verhältnisse beachtet hat. Er ging aus Klopstock hervor, wie Thomson aus Milton. Bei beiden Epikern haben

86) Schriften. 1762, und sehr oft nachher.

wir Mangel an Handlung, Ueberfluß an Zuständen und deren Schilderung gefunden, was eben die Idylle ausmacht; bei beiden waren die idyllischen Gemälde oft das Ansprechendste; der geringere Nachahmer fiel wohl natürlich gerade auf diese Stellen. Die Liebhaberei an der Natur, das Malerische in der Beschreibung derselben, ist bei Geßnern auf der höchsten Spitze. Nicht allein Brockes, den er hoch verehrt, den er als einen unbillig Vergessenen empfiehlt und mit dem er in sehr naher Verwandtschaft steht, hat in ihm den Sinn genährt, die Natur für seine poetischen Gemälde zu studiren, nicht allein Bodmer, dessen treuer Schüler und Verehrer Geßner ist, hat diesen Sinn mit seiner Lehre von der poetischen Malerei geschärft, sondern auch Klopstock wirkte hinzu, der in dergleichen Naturmalereien stark war, den in seiner Jugend schon die gewaltigen Vorstellungen aus der leblosen Natur in Hiob und den Propheten entzückten, eben jene Stellen, die wir in aller Urdichtung des Volks schon frühe als die ersten Aeußerungen der poetischen Kraft bezeichneten, und auf die ein Dichter nothwendig verfallen mußte, der zu aller Natur- und Jugenddichtung so sehr hinneigte. Und was mehr als Alles ist: er war selbst Maler und zwar Landschaftsmaler; er stand mit den Künstlern (Füßli u. A.) in Verbindung, die damals auch der Malerei in der Schweiz ein neues Leben gaben, er sah ganz nach der Lehre Breitinger's bei dem „großen Thomson" Gemälde, die ihm aus den besten Werken der größten Maler genommen schienen, und so hat Meißner gefunden, daß Geßner's Landschaftsstücke in Erfindung, Zeichnung und Farbgebung seinen Gedichten durchaus ähnlich seien[87]. Dies ist so wenig zufällig, wie daß auch der Maler Müller und Usteri Idyllen machten, oder daß der große Flor der schäferlichen Dichtung in Italien und Spanien gleichzeitig mit dem Flor der Malerei fiel,

---

87) Geßner hat noch selbst eine Prachtausgabe seiner Werke in 2 Bdn. 4. besorgt, die mit vielen Kupferstichen und Vignetten von seiner eigenen Radirnadel begleitet sind. Diese Ausgabe ist neuerlich wieder hervorgesucht, und bei dieser Gelegenheit eine Sammlung aller Radirungen Geßner's in 2 Bdn. Fol. ausgeboten worden.

oder daß man diese ganze Gattung Idyllen, wie Geßner einmal sagt, Bilderchen nennt. Denn es gibt keinen andern Namen für diesen eigentlichen Vertreter der malerischen Poesie, da er so einzig erschöpfend ist, wie alle griechischen Benennungen sind, wie Lyra für die musikalische gesungene Poesie, Epos für die erzählende, Drama für die darstellende. Hier nun scheint Geßner dem musikalischen Klopstock gegenüberzuliegen. Aber nur darum, weil Er sich einen Bestandtheil klopstock'scher Poesie so vorzugsweise herauswählte, wie Ramler z. B. eine andere, die Ode, Lavater die Prophetie, die Barden eine vierte, und Andere Anderes. Wenn man sich nämlich zwingen wollte, so könnte man sagen, Klopstock sei jener Dichter, den wir oben vermißt haben, der die Bestandtheile der Allegorie in sich verbände, wenn nicht in Einem Gedichte so doch in seinen Werken. Unter diesen Bestandtheilen ist aber die Idylle, oder wir wollen lieber sagen die Schäferpoesie keine der geringsten. Sie hat gleich der Allegorie Verhältniß zu allen poetischen Hauptgattungen: zur lyrischen Poesie, wo sie Ekloge, zu Epos und Schauspiel, wo sie Schäferroman und Schauspiel wird. Die großen Werke dieser Gattung, die unter Spaniern, Portugiesen und Italienern entstanden, die Dichtungen der Ribeyro, Saa de Miranda, Montemayor, Sannazar und der Engländer, die ihnen folgten, sind sehr oft Träume, Visionen, Allegorien; allegorisch sind die Schäferromane und was ihnen verwandt ist fast immer gemeint, ja die ganze Einkleidung der erotischen Lyrik in schäferliche Lieder ist Allegorie. Die Allegorie, wie die Idylle, war schildernde Poesie, die sich zur darstellenden und erzählenden verhält, wie Zustand zu Handlung, Ereigniß zu That, Natur zu Mensch, Friede zu Krieg. Diese Gattung ist daher in solchen Ländern und in solchen Zeiten zu Hause, wo Mangel an selbstbewegter Geschichte ist, wo vorherrschend blos Zustände sind, die nur von außen gestört, nicht durch innere Triebe verändert werden; Portugal, Sicilien, Neapel sind solche Länder, die im Grunde eine innerliche Geschichte nie gehabt haben, die Zeiten Geßner's waren eine solche Ruheperiode für die Schweiz. In solche Stände, Zeiten und Räume trägt nun

auch der Idyllendichter seine Erfindungen über, wo Ruhe und Frieden herrscht, denn sein Gemälde, das nur ruhende Zustände schildern kann, vermeidet alle Leidenschaften und alle grellen Geschicke, und es ist daher auch in den Dichtern, wie in Brockes und Geßner und selbst in Klopstock so charakteristisch, daß sie einen übertriebenen Schauder vor allem Krieg und allen Eroberern und ausschließlich handelnden Charakteren haben. Hier nun berühren sich Geßner und Klopstock, die Idyllen und die erzväterlichen Epopöen; denn die Hirtenwelt ist eine patriarchalische, in Beiden sahen jene Dichter das goldene Zeitalter ungestörter Eintracht zu Hause. Geßner ist nicht der einzige, der diese Verbindung ausfand. Jac. Friedr. Schmidt (aus Blasienzell 1730—96), der die heidnische Vorwelt in sanften „Idyllen" (1761) zeichnete, der wie Geßner eine Zeitlang als einer der größeren Dichter, besonders in den literarischen Blättern seiner Heimath, gepriesen und, wie Geßner, durch Huber den Franzosen bekannt gemacht ward, obgleich sein Ruf nicht so aushielt wie Geßner's, eben dieser hat (1759) poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, und darin einen Noah u. A. gedichtet; er fand die Einfachheit der Natur, die er suchte, nicht in der Zeit, und holte sie nicht in Arkadien, sondern in der Urwelt. So zweifelt Geßner nicht an der gewissen Existenz eines goldnen Zeitalters, wie es die Hirtenwelt beschreibt, und dafür ist ihm die Zeit der Patriarchen der Beweis, die doch Niemand abzuleugnen wagen werde; daher sind ihm denn auch natürlich jene makellosen Menschen kein Traum, die bei ihm, wie Herder sagt, nicht verschönerte Natur, sondern verschönerte Ideale sind. Fehlt noch etwas, um Geßner's Zusammenhang mit Klopstock augenscheinlich zu machen, so kann es sein Tod Abel's (1758), das gerühmteste seiner Werke, vervollständigen. Nicht allein ist das Ausgehen auf das Rührende, die Haltungslosigkeit, Charakterisirung und Motivirung durchaus gleich mit dem Tod Adam's, und der Ton seiner Prosa durchaus klopstockisch, sondern er fühlt sich hier selbst dem epischen Dichter näher, er will hier Höheres singen, er wünscht der Welt recht viele Homere, und er gibt ihr hier gleich selbst einen. Das Eine, was

ganz gegen Klopstock's Sinn wäre, ist seine Prosa; diesem schien die Frage, ob ein Gedicht in Versen geschrieben sein müsse, gar nicht aufzuwerfen, da die Dichtung des ganzen Ausdrucks der Sprache bedarf und oft damit nicht ausreicht. Aber die Freunde Bodmer und Sulzer hatten ihn mit kritischen Urtheilen und mit dem Beispiel prosaischer Uebersetzungen des Milton u. A. gerechtfertigt, und so emancipirten sich die Schweizer immer mehr von Klopstock, indem sie sich auf Einseitigkeiten und einseitige Abweichungen zurückzogen. Geßner gab mit dieser Einführung der Prosa ein sehr verderbliches Beispiel für viele Stümper, die ihm in seinen Idealen nacheiferten. Die Wilmsen (Sammlung für Geist und Herz 1762), Brückner (Unschuldswelt), Breitenbach (in jüdischen Schäfergedichten) u. A. gehören überhaupt unter die elendesten Erscheinungen unserer Literatur; aber auch in andere Gattungen ging diese halb verstiegne, halb elegante, immer aber ganz matte Redeweise über. Wie sehr sie ihm selbst geschadet hat, wie ganz mit Poesie unverträgliche Dinge die prosaische Rede an und für sich mitführen muß, zeigt jede erste beste Stelle [88]. Seinem Rufe ist sie vielleicht sehr günstig gewesen. Man weiß, daß kein Dichter Deutschlands im vorigen Jahrhunderte und vielleicht selbst noch jetzt dem Auslande so bekannt war, als Geßner [89]. Ich vermuthe, daß dies theilweise daher kommt, daß nichts für den Ausländer zum

88) Der Anfang des Todes Abel's lautet so: „Stehe du mir bei, Muse, oder edle Begeisterung, die du des Dichters Seele erfüllst, bei nächtlichen Stunden, wenn der Mond über ihm leuchtet, oder im Dunkel des Hains, oder bei der einsamen beschatteten Quelle. Wenn dann die heilige Entzückung seiner Seele sich bemächtigt, dann schwingt sich die Einbildungskraft erhitzt empor, und fliegt mit kühneren Schwingen durch die geistige und sichtbare Welt hin, bis in die ferneren Reiche des Möglichen, sie spürt das überraschende Wunderbare auf und das verborgenste Schöne. Mit reichen Schätzen kehrt sie dann zurück und bauet und flicht ihr mannichfaltiges Ganzes, indeß die haushälterische Vernunft sanft gebietend Aufsicht hält, und wählt und verwirft, und harmonische Verhältnisse sucht. O wie entfliegen da der erhitzten Arbeit die goldnen Stunden! Wie bist du der Bemühung und der Achtung der Edlen werth." Hier haben wir eine prosaische bodmerische Theorie in Klopstock's Odenschwung und Worten.

89) Die Uebersetzungen seiner Idyllen in fremde Sprachen verzeichnet Jördens 2, 125 ff.

Einüben einer fremden Sprache so förderlich ist, als solche Werke wie Geßner's; wie wir denn für das Italienische und Französische das Aehnliche von Guarini und Fenelon brauchen. In diesen Schriften muß das Inhaltlose durch die höchste Glätte der Form ersetzt werden; den Anfänger stört keine Schwierigkeit des Stoffs, das Verständniß wird durch die Ebenheiten der Satzbildung, die Wiederholungen, und selbst die dieser Gattung oft eigenthümlichen Gegensätze und Spitzfindigkeiten erleichtert. Unglücklicherweise waren die Muster des Fontenelle und Pope in der Schäferdichtung noch nicht verwunden; ja die Erinnerungen an jene süße Zeit dauerten noch, wo der pariser Hof das Schäferwesen zu seiner Unterhaltung brauchte, und wo sich die Deshoulières wünschte, ein Schäfchen zu sein. Je roher die bisher in Deutschland erschienenen Schäferspiele und Gedichte waren, desto natürlicher war's, daß man auf die französische Eleganz fiel. Gleim, der selbst einen blöden Schäfer (1743) gedichtet hat, sagte, unsre Schäferspiele seien z. Th. wahre Schweinhirtenspiele, und er selbst hielt sich wie Gottsched, Dusch und Andre hier an die Franzosen. Wie sehr sich auch Geßner den Theokrit zum Muster nahm, doch blieb Alles bei ihm modern gefärbt, wie in Wieland's Romanen, neben denen Geßner's Schäfergedicht so natürlich liegt, wie beide Gattungen im großen Umfange im 16. und 17. Jh. neben einander bestanden. Seine Schäfer mögen weniger französische Hofleute sein, als Fontenelle's, aber etwas bleibt davon übrig. Er sagt selbst, er wolle für die jungen Herren von Geschmack im Tode Abel's sorgen, wenn sie sich mit der einfältigen Sprachweise der alten Welt nicht vertragen könnten, er wolle für sie eine Intrigue anbringen, Abel solle ein zärtlicher junger Herr sein, Kain wie ein russischer Hauptmann, und Adam solle nichts reden, als was ein betagter Franzose von Welt sagen könnte. Es ist dies Scherz; aber abgesehen von dem russischen Hauptmann, so hat es mit dem alten Franzosen seine ernsthafte Richtigkeit. Und so sind seine Phyllen und Chloen nichts als schnippische Stadtmamsellen, und wenn in dem Romane Daphnis die Mädchen schon blos an den Bach gehen, um ihr Gesicht zu

waschen, als sie sich in Putz werfen wollen, so sind es doch im Grunde feine Damen, die gar nicht in einfältiger Redeweise der Schäferwelt sprechen. Wie schaal und süßlich diese Redeweise ist, so matt ist aller Inhalt. Wie er mit seiner laxen Prosa Haller's gedrungner Poesie so gegenüberliegt, wie sein geliebter Wieland gegen Klopstock, eben so macht die bequeme Sinnesart gegen Haller's Ernst, und die ganze friedliche Gattung gegen Haller's oft herbe Satire den schneidendsten Kontrast. Nirgends stoßen wir auf ein kräftiges Moment, wie nahe wir es oft liegen sehen. In dem ersten Schiffer sollte man denken Matrosencharakter und Korsarenblut zu treffen, aber wir finden weder große innere Entwürfe, noch unbestimmten Drang, noch materiellen Zwang, der die Schifffahrt erfindet, sondern Amor zettelt eine Liebschaft an, indem er ein getrenntes Paar einander in Traumbildern bekannt und dann den Steuermann macht! So lag es so nah, daß Geßner, gerade nach Haller's Vorgang auf Schweizerzustände gekommen, auf heimathlichem Boden geblieben wäre, wie Voß, Usteri, Hebel, und der Maler Müller, ja daß er sich der Volkssprache bedient hätte, die bei diesen und im Theokrit, und für spanische Leser in den portugiesischen Schäfergedichten so heimlich anspricht. Denn wenn wir uns einmal für ein so bescheidenes Stillleben, solche ruhige Zustände interessiren sollen, so seien es wenigstens häusliche, zu denen wir den ähnlichen Zug fühlen, wie zu unsern Jugenderinnerungen. Warum hat nie ein Idyllendichter sich diese zum Gegenstande genommen? Denn die Kindheit ist das wahre goldne Zeitalter des Menschen, und wenn wir den gereiften, den gewordenen und vollendeten Menschen von den kleinen Keimen selbst erzählen hörten, und von den Zuständen, aus denen sein Charakter und seine Handlungen geworden sind, so würden wir jenen wunden Fleck vermeiden, an dem fast jeder Idyllendichter leidet, daß er uns nämlich parteiisch erscheint gegen das Leben der Stadt und das Treiben der Welt und die Leidenschaften der Menschen, die er uns nicht zeigt, die er nicht kennt, die er nicht aus Erfahrung sowohl, als aus einem empfindsamen Hang zum Pflanzenleben und zum moralischen Quietismus zu verwerfen

scheint. Wie anders, wenn der im Leben Geprüfte und Bestandene im Geiste zu jenem Frieden seiner Kindheit zurückkehrt, oder wenn man uns z. B. zeigte, wie die in der Welt gescheiterten Napoleon und Karl die Einsamkeit der Insel und der Zelle empfängt. Die Reize der Robinsonade liegen eben hier, die einzigen Idyllen, die eine populare Verbreitung gefunden haben: sie liegen an der Grenze von Handlung und Zustand, von Epos und Idylle, und es ist bezeichnend genug, daß sie in diesen Zeiten des wiederbelebten Idylls sich ausbreiteten, und daß Geßner schon auf der Schule über Robinsonaden brütete [90]. So ließen sich vielleicht doch noch Wendungen finden, mit denen der Idylle selbst ein tieferes Interesse zu geben wäre, obwohl die Schwierigkeiten sehr groß sind. Niemand hat darüber schöner gesprochen als Schiller, bei dem es so charakteristisch ist, daß er lieber zu Haller's Gunsten etwas sagt, als zu Geßner's, den dagegen Goethe in seiner Jugend neben Kleist auf Einer Linie mit Klopstock dem Gellert und Aehnlichen entgegengesetzt. Jedes Wort, was Schiller über diesen Gegenstand gesagt hat, ist klassisch. „Der Zweck der Idylle ist, den Menschen im Stande der Unschuld, des Friedens mit sich und von außen darzustellen. Das natürlichste Mittel dazu schien fast immer die Schäferwelt, eine Stelle v o r aller Kultur. Es gibt aber auch einen solchen Zustand am Ziele aller Kultur, die Idee davon und der Glaube daran versöhnt uns allein mit allen Uebeln der Kultur. Das Dichtungsvermögen bringt diese Ideen zur sinnlichen Anschauung, und will sie verwirklichen, da es die Erfahrung nicht thut. Die Idylle, die also einen solchen Naturzustand schildert, schließt aber, vor den Anfang aller Kultur gepflanzt, mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, sie stellt das Ziel hinter uns, zu dem sie uns hinführen soll und kann uns daher blos das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche einer Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführt, so hat sie bei dem höchsten Gehalt

---

90) Vgl. Bronner's Schriften 1794. I. p. 211.

für das Herz zu wenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist schnell geendigt. Sie kann nur dem ruhebedürftigen kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben, sie kann nicht beleben, nur besänftigen. Keine Kunst der Poeten hat diesem Mangel abhelfen können, der in der Gattung gegründet ist. Bei den Liebhabern derselben ist es nicht ihr Geschmack, der urtheilt, sondern das individuelle Bedürfniß; ihr Urtheil ist also nicht von Belang. Weniger gilt dies von der naiven Idylle als von der sentimentalen. Jener kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst enthalten ist. Der naive Dichter stellt seinen Gegenstand mit all seinen Grenzen individualisirt dar, er verfehlt seinen Gehalt nicht, wenn er sich nur an die Natur hält; der sentimentale, der seinen Gegenstand idealisirt und allen Grenzen entrückt, sollte daher nicht dem naiven seine Gegenstände abborgen, welche an und für sich gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. So haben unsre sentimentalen Schäferdichter ein Ideal ausgeführt, und doch die dürftige Hirtenwelt beibehalten; sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individualer Wahrheit verliert, und so weit individuell, daß der ideale Gehalt darunter leidet. Ein Geßner'scher Hirt kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß." Bei diesem nehmen wir daher diese Bemerkungen wieder auf. Es mußte durchaus erst eine kräftigere Haltung in die deutsche Literatur kommen, ehe die reine Naivetät, der einfachere Ton und die heimathliche Farbe für die Idylle wieder gefunden ward. Dies lernt man am besten von dem einzigen Schüler Geßner's, der einer Erwähnung werth ist, aus den Fischeridyllen von Franz Xaver Bronner aus Hochstädt (1758—1850). Seine Idyllen sind aus wirklichen Naturzuständen entlehnt, tragen aber ein völlig ideales Gewand; der Dichter selbst ist ein naiver, ungekünstelter Mensch, aber seine Bildung nicht. Bronner

stammt nämlich aus einer Bauernfamilie, und ward in seiner Jugend zum Kloster halb bestimmt halb gezwungen. Er selbst hat sein Leben (1795—97) beschrieben, in einem trotz seiner Breite sehr fesselnden Buche, das alle gedichteten Klosterromane so weit übertrifft, wie im 17. Jh. der Simplicissimus alle picarischen Romane, oder wie Stilling's Jugendleben alle unsre Nachahmungen des Yorick. Bronner machte die Schule der Jesuiten, das Kloster der Benedictiner, die feinen Ränke der Pfaffen, die Thorheiten der Illuminaten und Freimaurer, der Jesuiten und Rosenkreuzer durch, und läßt in all dieses Treiben und in den Zustand der katholischen Länder Süddeutschlands auf eine treffliche Weise hineinblicken, da seine ganze Erzählung ruhig und schonend ist, ja da er selbst von dieser Schule und diesen Verhältnissen angesteckt erscheint, wiewohl er dies weiß und in naiver Denkart gesteht. Er riß sich aus eigner Kraft, angesteckt von dem Bildungstriebe der Nation, aus den Beengungen des katholischen Religionsglaubens los, und floh aus dem Kloster in die Schweiz, aber er war zu kräftigem Handeln unfähig geworden, eine rein idyllische Natur selbst. Er hatte im Kloster seit 1777 Fischeridyllen gedichtet, da er aus „seiner Höhle, wo Murmelthiere und Dachse schnarchten", aus einer engen Spalte nichts vor sich hatte als das Fischerdorf Ried bei Donauwerth; tausend kleine Anlässe liegen seinen Bildchen zu Grunde, die aber ganz luftig und schwebend geriethen, und daher Geßnern sehr gefielen, der sich des geflohenen Dichters annahm und seine ersten Fischeridyllen (1787) herausgab. Es sind nicht etwa die Schäferlichkeiten blos dem Fischerleben untergeschoben, wie es Bronner in den piscatoriis des Jesuiten Gianettasius (1685) fand, sondern die sehr einfachen, oft gar zu kleinen und unbedeutenden Schildereien sind selbständig gefunden, tragen aber einen Ton, der die Lektüre der alten Eklogen, des Geßner, des Siegwart, des Yorick und Ossian verräth. Ueberall geben sie die elegische Simmung des Dichters im sanften Abdruck wieder, und dies ist ihre naive und natürliche Seite. Aber der Geschmack der Zeit erlaubte ihm nicht, kräftiger das nahe Leben zu ergreifen, die Kluft zwischen ihm und der Dichtung

nicht so groß zu machen, und so kam es, daß er zuletzt selbst fühlte, wie die Idylle schwerlich mehr eine Lieblingslektüre des Volks werden könnte, und daß er unbewußt in der wirklichen Abschilderung seines Lebens viel schönere Idyllen eingeflochten hat, als in seiner Sammlung stehen.

Wenn man sagen kann, daß Bodmer die leere Form, Geßner die empfindsame Weichheit und die idyllische Schilderei der klopstock'schen Poesie auf die Spitze trieb, so that dies Joh. Kaspar Lavater (1741—1801) in Bezug auf ihren christlichen Gehalt. Wir kommen später auf diesen merkwürdigen Mann zurück, an dieser Stelle heben wir blos seine Poesien hervor, die sich ohnehin von seinen übrigen Schriften ganz ablösen, und die uns am besten zeigen, wie die geistliche Poesie bald in sich selbst zerfallen mußte, in einer Zeit, wo der Religionsglaube sich anfing in Fanatismus und Gleichgültigkeit zu theilen, wo Wieland und Lavater gleichmäßig aus Einer Schule hervorgehen konnten. Lavater's Studienzeit fiel in die Periode, wo Klopstock's Messias und Rousseau's Freiheitsideen in der Schweiz die Stimmungen der Jugend beherrschten und religiöse und patriotische Hochgefühle nährten, die in Zürich besonders durch Bodmer und Breitinger unterhalten wurden. Auch in Lavater ist daher, wie in Klopstock, anfangs diese Doppelseite vaterländischer und christlicher Interessen zu bemerken. Sein Name ward zuerst laut, als er mit Heinrich Füßli den Landvogt Grebel in Gröningen Erpressungs halber angriff. Der junge, feurige Geist, der zu diesem Sturme antrieb, ist ganz derselbe, der Klopstock's freiere Oden eingab, der sich in Lavater's Schweizerliedern Luft machte, der von der Schweiz aus die gedrückten schwäbischen Schriftsteller ergriff, weil er in der schweizer Jugend, unterstützt von der Freundschaftsschwärmerei jener Tage, zu einer kräftigen Blüte kam. In Schinznach versammelte sich seit 1762 eine patriotische Gesellschaft von Jünglingen, unter denen wir außer Lavater und Geßner auch Zimmermann, Hirzel, Iselin und viele andere wohlbekannte Namen finden. Ihnen allen war jenes klopstock'sche Selbstgefühl, jener Stolz auf einen Seelenadel neben der Ver-

achtung des gemeinen Geburtsadels, jenes schwärmerische Wohlgefallen an Idealen einer Menschen- und Staatenkultur eigen, die sie in diese absondernde, emporhebende Gemeinschaft zusammentrieb, welche wieder ihrerseits jene Empfindungen steigerte. Zimmermann's Einsamkeit und Nationalstolz, Iselin's Träume eines Menschenfreundes sind in den ersten Ausgaben, ehe jene dort zu Anekdotensammlungen, diese hier zu einer Staatslehre anwuchsen, die sprechenden Zeugnisse für den edlen, guten, erreglichen Sinn dieser Jugend, die schnell anfing, den Diplomaten, den Häuptern der aristokratischen Cantone, den Katholiken, gefährlich zu dünken. Selbst Haller neckte sich lange an dieser Gesellschaft; er hielt die Mitglieder „für Feinde der allein seligmachenden Landesorthodoxie, für Lehrlinge und Mitverschworene des verrufenen Rousseau“ [91]. In dieser Gesellschaft fiel durch einen Herrn Planta 1766 die Aeußerung, wie vaterländische populare Lieder edle Volksgesinnungen erwecken könnten; der junge Lavater griff sie auf und lieferte im folgenden Jahre seine Schweizerlieder, deren Druck anfangs von der Büchercensur in Zürich verboten wurde, weil man „den alten Mist nicht wieder aufwärmen solle.“ Diese Lieder sind das reinste, schönste und unverkümmertste, was Lavater gemacht hat; sie sind zwar formell den Gleim'schen Kriegsliedern nachgeahmt und mit der Aengstlichkeit eines Mannes gemacht, der seinen dichterischen Talenten nicht so viel traute als einer Kritik von Klotz, allein sie zeigen dennoch, selbst ihre Muster und Originale übertreffend, wie ein freier Boden solche ungezwungene, vaterländische Empfindungen weckt, die wieder ganz anders auf ihre Umgebung wirken, als da, wo erst Volkssinn und Vaterlandsgefühl geschaffen werden muß. Diese Lieder drangen wirklich in das Volk ein, und in alle Klassen des Volks, wurden damals mit Begeisterung von Alt und Jung gesungen und haben bis heute ausgehalten. Uebrigens sind diese Dichtungen ganz im Dienste moralischer Gesichtspunkte gemacht, nach Bodmer's Vorbild und

91) Zimmermann, von der Einsamkeit. Im dritten Bande der späteren Ausgaben.

Vorschrift[92]; und bald gab Lavater, entschiedner noch als Klopstock, seine Poesie Gott und der Religion ausschließend in Dienst. Auf seiner ersten deutschen Reise hatte er schon Klopstock kennen gelernt; er las seine Oden, ahmte sie nach, betete nach ihnen, er konnte an dem Messias sich nicht sättigen, er lieferte spät noch eine Ilias nach dem Homer, nachdem das Feuer für diese fromme Poesie so ziemlich in ihm allein übrig geblieben war, und ein patriarchalisches Schauspiel (Abraham und Isaak), nachdem der patriarchalische Geschmack schon auf der Neige war (1776). Er bildete Klopstock's Geschmack fürs Erhabene noch übertriebener in sich aus, er steigerte jene oligarchischen Begriffe vom Christenthum so hoch, bis Er denselben höchstens allein noch entsprach, und aus Bescheidenheit bekannte, daß er Keinen wisse, der ihnen entspreche; den vermenschlichten und persönlichen Gott, den er predigte, lehrte und besang, ließ man sich in der Poesie noch gerne gefallen, die praktische Lehre darüber ward aber kindisch. Der brausende Kopf überspannte Alles, was er berührte, und trieb Alles zu einer Höhe, die den Herabsturz ins Gegentheil nothwendig machte. Wenn man in Klopstock den Stand der Empfindung bei seinen geistlichen Poesien nicht bezweifeln konnte, dagegen bei Cramer schon das Feuer kalt fand, so hat es nicht an solchen gefehlt, die Lavater's Flammen für Eis hielten. Man fand zuletzt bei seinem übertriebenen Christenthum keine weitere Ueberzeugung mehr, als etwa die poetische während seiner Ausarbeitungen; und ein Mann wie Humboldt, der ihn persönlich sah, fand die Ideenleere dieses Kopfes sogleich aus, und vermißte die Thätigkeit in ihm, mit der geniale Menschen die geahnte Wahrheit suchen und die Wärme, mit der sie die gefundene umfassen. Wollen wir dies auf seine Poesien

92) Schweizerlieder 1768. p. 422.

Dir, dir sind alle meine Lieder, moralischer Geschmack, geweiht!
Das, Bodmer, hast du mich gelehrt, zu dieser Wahrheit will ich stehn,
Und wenn uns auch die Welt nicht hört: nein, was nicht gut ist, ist nicht schön!
Lacht laut, so viel ihr lachen wollt, ich singe mehr als Lieb und Wein,
Verdammt mit lauter Stimme sollt ihr mir, ihr Wollustlieder, sein!

anwenden, so sehen wir, wie sie blos aus überspannten Anforderungen so schlaff, ja aus jäher Hitze so kalt wurden. Wie Cramer sah Lavater die Bibel vielfach mit poetischen Augen an, sie bot ihm die schönsten dramatischen Gemälde dar, er lernte aus ihr die feinsten auf jede menschliche Natur wirkenden Regeln der ächten Alle begeisternden Dichtkunst; wer aus der Bibel nicht dichten lernte, meinte er, der werde gewiß aus keinem Lehrbuch der Dichtkunst etwas lernen. Lavater hat das Dichten gewiß nicht aus Lehrbüchern gelernt, das können schon seine zahllosen Gelegenheitshexameter beweisen; aus der Bibel aber eben so wenig, und aus eigner Natur am wenigsten. Er hat später als alle damaligen bedeutenden Liederdichter, auf die wir sogleich zurückkommen werden, später als Klopstock, Gellert und Cramer seine christlichen Lieder gedichtet, er hat größere Anforderungen an das geistliche Lied gemacht, als Alle, und hat weit geringere geliefert. Gewiß setzt ein christlich Lied, sagt er, mehr voraus, als Klopstock's Schwung oder Triumphton, mehr als Gellert's Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, mehr als Cramer's Kühnheit und Fleiß! Erleuchtung! eigene Empfindung, Erfahrung, Schriftkenntniß, tiefe richtige feine Schriftkenntniß, und himmlische Salbung! ein feiernder Ton, dem lieber etwas Deutlichkeit geopfert werden soll! Er scheint dies Alles vereinigen zu wollen, und dadurch hebt er Alles auf; selbst diesem Feiertone geht am Ende die Deutlichkeit vor, und wenn nicht im Texte, so doch in den Noten, in denen er strahlenspaltend die klarsten Ausdrücke erklärt. Jede Zeile, jedes Wort ist ihm bedeutungsvoll, er begleitet die ausgesprochenen Gedanken mit geheimen, die Bedeutsamkeit des Einzelnen soll dem Ganzen Bedeutung geben, und raubt sie ihm. Diese Lieder sind daher Gebete, aus der größten Subjectivität, von einem Glaubenshelden für Glaubenshelden geschrieben, ohne Musik und ohne Poesie, mit zu viel Beredtsamkeit, wie Herder meinte, so daß ein armer Zöllner mit seinem einsilbigen Gebete nicht wisse, wo aus und ein. Einzelne dieser Lieder haben indeß bereiten Eingang gefunden; sein Jesus Messias [93]) dagegen, das Gedicht, das

93) Zürich 1783. 4 Bde.

er für alle Leser Klopstock's bestimmte, für alle, die mehr als trivialen Dichtersinn haben, das er eins seiner ausgezeichnetsten, dauerfähigsten, tief aus der Seele quellenden Produkte nannte[94]), ist ganz verschollen. Er paraphrasirte unter diesem Titel erst (1780) die Apokalypse in Herametern, und man kann denken, mit welchem Schwung der neue Johannes in eigner Person die Gesichte des alten wiederholt. Dann folgten die Evangelien und Apostelgeschichten in Gesängen, ein Werk von dem breitesten Umfang, das Hamann der klopstock'schen Messiade wie Martha der Maria gegenüberstellte, und dessen historischer Stoff alle poetische Form nach seiner Meinung übertrifft. In der That ist es eine blos historisch-encyklopädische Paraphrase und Eregese des neuen Testaments, rhapsodische Erzählungen ohne alle epische Farbe, ein Werk von vielleicht gelehrter Erbauung, nicht von religiöser, geschweige poetischer, ein Gedicht des Studiums, nicht der Begeisterung. Der Dichter will etwas erzwingen, was die Zeit nicht mehr hat und mag, er wiederholt sich, dehnt sich, überschreit sich bis zur Heiserkeit, um im Tumult anderer Dinge gehört zu werden. Klopstock's Werk war die Frucht einer edlen heißen Jugendglut, Andacht und wahrer Empfindung, dies aber ist die Frucht der Biebellektüre mit Kommentar und Konkordanz; jenes ist lyrischer Gesang, dies Doktrin und Eregese im Salbton des prophetischen Kothurns; jenes Oratorium und Hymnus, dies Evangelienharmonie voll kleinlicher Pedanterie, bis auf die Bewahrung der Geschlechtsreihen, um ja kein biblisches Brosämlein verloren gehen zu lassen. Dort sprach uns rührend eine ächte Liebe zu Christus an, hier schreckt uns ein hohler Stolz des dünkelhaften Schülers auf den Meister unwohlthuend ab. Kurz, dieses Werk ist das non plus ultra der bodmerischen Nachahmungen, von der höchsten Höhe prophetischer Erhabenheit zur Tiefe historischer Prosa herabgesunken. Die „Hochflüge und Gemeingänge" des lavater'schen Geistes liegen hier dicht neben-

---

94) In den Herzenserleichterungen, wo er eine kritische Ueberschau seiner Schriften hält.

einander, und würden, wie bei den mystischen Dichtern des 17. Jahrhs. noch schroffer beisammen liegen, und Lavater würde Klopstock so gegenüber stehen, wie eben diese einem Gerhard, wenn es die Zeit gelitten hätte, statt in Predigt und Prosa. Allein weder die Zeit litt dieses, noch Lavater's Natur, deren poetische Nüchternheit Goethe noch in den Jahren des guten Vernehmens mit ihm vortrefflich bemerkte. Als Lavater 1768 die Aussichten in die Ewigkeit schrieb, in denen er den Plan zu einem Gedichte über diese Materie niederlegte, befremdete Goethen die Berechnung dieses raisonnirenden Werkes über einen *solchen* Stoff, der *so* (poetisch) behandelt werden sollte, für Gelehrte und Denker. Hätte Lavater, sagte er, für den *empfindenden* Theil des Menschen zu singen sich zum Seher berufen gefühlt, so sollte er diese Briefe (an Zimmermann) nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle, und Alle mit fortgerissen, allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da man eher hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er Gesichtspunkte variiren, Skrupel wegräumen, und dazu bestimmte er diese Briefe. Er hätte besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen. Dazu hat er über diese Materie schon genug, schon zu *viel* gedacht. — Dann wünscht er ihm zu diesem Werke „einige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, dem Geister durch alle Sinne und Glieder sprachen, und in dessen Busen die Engel wohnten." Wer auch so wenig wie Goethe auf die Dauer mit Klopstock oder Lavater empfindet, der fühlt doch schon aus diesen Worten, wie richtig der grübelnde Theologe hier auf seinen Weg gewiesen und gegen den empfindenden Dichter in Schatten gestellt wird.

Im Süden Deutschlands, wo die epische Dichtung zu Hause war, gruppirten sich mehr die epischen Nachfolger Klopstock's zusammen; im Norden schließen sich von Seiten der religiösen Poesie, die wir hier allein im Auge haben, mehrere *Kirchenliederdichter* an ihn an. Er war 1751 nach Kopenhagen berufen, wo schon früher durch Elias Schlegel eine deutsche literarische Kolonie eröffnet war;

Klopstock zog 1753 Basedow nach sich, 1757 J. A. Cramer und dieser wieder G. F. Funck. Eine Weile lebte später auch Gerstenberg in der Nähe. Diese Pflanzstätte deutscher Literatur fing schon frühe an, auf die dänische zu wirken (in Jernstrupp, Jacob Graah, der Frau von Passow u. A.), und späterhin sehen wir die Baggesen und Oehlenschläger die Verbindung beider nachbarlichen Dichtungen auf die Spitze treiben, und an der ganzen Nord- und Ostsee bildete sich eine jüngere Dichterschule, die Klopstock's Farbe nicht verleugnen konnte. Unter allen seinen ersten Anhängern, Freunden und Geistesverwandten steht J. A. Cramer (aus der Gegend von Annaberg 1723—88) obenan; von ihm geht auch das Kirchenlied der damaligen Periode aus und auf ihn zurück. Er gab, ehe er noch die Sammlungen seiner Lieder und übersetzten Psalmen (1755—64) veranstaltete, einzelne Hymnen in den Bremer Beiträgen und in dem mit Schlegel herausgegebenen Jüngling, und in diesen herrschte, schon ehe Klopstock auftrat, jener Schwung, der Beiden immer eigen blieb, und das Streben sich über das Gewöhnliche zu heben. Von diesem Standpunkte aus muß das Kirchenlied dieser Zeiten durchaus betrachtet werden; auch in ihm ziehen wir uns vornehm aus der großen Masse zurück und schließen uns aristokratischer zusammen. Spalding, Zollikofer und ähnliche Geistliche fühlten damals das Bedürfniß, für eine feinere Gesellschaft feinere Lieder zu haben; man fing an die alten zu bessern; Klopstock, Schlegel, Cramer, Alle haben diese Verbesserungspoesie getrieben. Herder, der den Sinn für Natur und Einfachheit nicht verlor, der diese Vornehmheiten gering achtete, hat sich immer gegen die Art und Weise dieser Verbesserungen erklärt. Was sie geben konnten war statt der Einfalt Glätte oder meinethalb Würde und Poesie; ob aber diese das Kriterium für gute kirchliche Lieder waren, haben wir gleich anfangs bezweifeln müssen. Nicht als ob wir das Unpoetische in der Religion so sehr liebten; wir haben uns im Gegentheil bei Gryphius nicht anders als freuen können über diese neue Zierde der geistlichen Dichtung. Aber bei ihm floß sie aus einer unbewußten Fülle, während sie bei diesen jetzigen Dichtern viel-

fach von Absichten und Ansichten, von vornehmer Stellung und Polemik eingegeben ist. Das Zurückziehen der Kultur in engere Kreise kann für die Dichtung vielfach förderlich sein, die wir dem großen Haufen von Anfang an nicht gern verfallen sahen, allein mit der Religion und religiösen Dichtung ist es weit anders. Statt also mit Rambach hier eine Wiedergeburt der Kirchenlieder zu finden, sehen wir nichts als die höchste Spitze derjenigen Kunst, die diese Gattung verträgt, und damit das eigentliche Ziel derselben gekommen. Sie hat in jenen Tagen ihre letzte Bedeutung für die Oeffentlichkeit gehabt; was später fiel, kann nur als Ausnahme gelten, an der es in der Mannichfaltigkeit des Lebens niemals fehlt, obwohl ich auch da keine besonders auffallende anzuführen, und, als charakteristische Erscheinungen der Weiterbildung dieses Zweiges, nur geschmackvollere Sammlungen und kritische und historische Forschungen auszuzeichnen wüßte. Selbst an den damaligen Liederdichtern ist es schon nicht ohne Bedeutung, daß sie bessere Theorien als Lieder, und nie Lieder ohne Theorien machten. Unter ihnen ist Gellert derjenige, der am meisten popular blieb, der am wenigsten jene oligarchischen Eigenheiten theilte, der auch weit mehr aus seiner eigenen religiösen Natur als aus Anregung durch Klopstock seit 1754 ungefähr sich mit Liedern beschäftigte, und 1757 deren veröffentlichte. Allein wir haben oben gesehen, wie diese Natur durch Kränklichkeit vielfach bedingt war. Jene alte Freudigkeit und gesunde Kraft eines Gerhard suchen wir daher hier umsonst, auch die Stärke der Empfindung, die hier dichten sollte, ist ihm nicht eigen. Er unterscheidet zwischen Liedern, die vorzugsweise für den Gesang oder für den Lehrvortrag bestimmt sind. Jene sind bei ihm die seltneren, aber weit die besseren, und es ist gewiß, daß darunter ganz vortreffliche Stücke sind; die lehrhaften sind die ihm eigenthümlichen. Hier wird die Sprache der Empfindung und Phantasie ganz preis gegeben, und jene deutliche, prosaähnliche Rede aus Grundsatz angewendet, die ihm überhaupt eigen war, die leicht zum Kopf, schwerer zu Herzen geht, weil es nur auf dem Umwege durch den Kopf geschehen kann. Eben diese Eigenschaft machte seinen Lie-

dern Eingang auf die Schule; sie passen zum Auswendiglernen und zur Erklärung, weil sie plan und logisch sind. Daß sie auch zum Gesang so viel gebraucht wurden und als eigentliche Andachts- und Erbauungsbücher viele älteren verdrängten, beweist nur gegen die Lebendigkeit der alten gläubigen Empfindungen. Der Ausdruck eines nie angefochtenen Glaubens wirkt auf die Andacht weit besser, als die schönsten Gründe der Ueberzeugung. Aber allen Liedern dieser Zeit sieht man an, daß sie die Freigeister überzeugen wollen, daß sie keinen Boden mehr vermuthen, auf dem sie mit den alten einfältigen Mitteln ausreichen. Das Christenthum ist nicht mehr ein unangefochtener Besitz, es ist ein Eigenthum, das gefährdet, angegriffen, zu vertheidigen, zu rechtfertigen ist, die Dichter sind alle auf der Defensive. Es ist daher eine gewisse Aengstlichkeit bei Gellert; er betet, ehe er seine Lieder dichtet; er schickt sie allen seinen Freunden zur Kritik, er treibt das ganze Werk als eine Sache der Pflicht. Vielfach thaten seine Lieder daher keine Genüge. Cramer war ihnen entgegen, der überhaupt als das andere Extrem des verständigen Lehrliedes auftrit; zwischen beiden liegen die übrigen als Bindeglieder. Von Seiten der großen Sanftmuth und des wohlwollenden Herzens, und wieder des glücklichen Gebrauchs der Bibel, der Deutlichkeit und leichten Eingänglichkeit, sind wohl die geistlichen Lieder (1766—72) von Chr. Fr. Neander (1723 — 1802) den Gellert'schen am ähnlichsten, der schon mit 18 Jahren aus Halle Beiträge in die Belustigungen schickte und von der frommen Bewegung um geistliche Lieder unter Gellert, Klopstock und Cramer hingerissen ward, die seinigen herauszugeben. J. Ad. Schlegel (aus Meißen 1721—93) billigt im Grundsatz Gellert's Unterscheidung zwischen Liedern des Affekts und der Lehre, er hält auch die letzteren von gleichem Werth wie die ersteren, ja er stellt das geistliche Lied unter die Künste, die mehr nützen und unterrichten, als ergötzen. Die Lehrlieder sind ihm das Lehrbuch des gemeinen Mannes. Aber in seinen geistlichen Gesängen (1766—72) selbst versucht er sich doch mehr Cramer und Klopstock zu nähern, und noch mehr in jenen andächtigen Liedern, die in

seine vermischten Gedichte (1787—89) eingegangen sind. Er war überhaupt so wenig selbständig und lehnte sich in seinen Beschäftigungen mit Liedern und Fabeln, mit dem Chrysostomus und Batteur, mit Zeitschriften und Predigten immer an Jemanden, und am meisten an Cramer an, und an ihm allein hat auch Klopstock selbst in jener Freundschaftsode zu tadeln, daß er „des Richters Stirne zu wenig falte." Uebrigens enfernt er sich in seinen Liedern mehr von der Herrschaft des Verstandes und von den längeren Perioden, weil nach seiner Ansicht weder die wahre Empfindung, die in dem Liede, noch der gemeine Mann, für den das Lied sein soll, sich periodisch ausdrücken. Er arbeitet also schon aus der Verständigkeit zur bloßen Verständlichkeit weg. Anders gestaltet sich die Theorie und Praxis des Lieds bei Klopstock (geistliche Lieder 1758). Er unterscheidet erhabne und sanfte Psalmen, Gesänge und Lieder. Jene, zu denen eigentlich seine Neigung steht, würden von den Meisten nicht verstanden, in diesen muß man sich „herablassen", und viele poetische Schönheiten opfern, um der moralischen Absicht willen, Vielen zu nützen. Der Gesang ist kurz, feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften, kühn, bildreich, das Lied mildert diese Sprache der Entzückung in sanfte Andacht und Demuth. Den Gesang würde keine Religiosität ohne Genie erreichen, das Lied kein Genie ohne Religiosität. Wer Lieder machte, die auch dem gefielen, der dem Gesang, der Ode folgen kann, der hat treffliche Lieder gemacht; und solche Lieder wollte Er offenbar liefern. Beide Gattungen aber sollten nach ihm keine Abhandlungen von einer Lehre der Religion sein, sie sollen das Herz bewegen, weil die Andacht mehr Herz als Betrachtung ist, ihr Inhalt soll mehr Dank als Klage sein, sie sollen die Werke Gottes und Jesu besingen, ihr Hauptton soll der Ausdruck der Empfindung des neuen Testaments sein. Aus diesen Bestimmungen, die zum Theil seinen Tadel gegen Gellert enthalten, sieht man aber, daß, wenn Einer, so Er auf dem Wege unsrer alten freudigen Liederdichter steht; dabei hatte er gewiß alle inneren Gaben und dazu die äußeren Begünstigungen der in Sprache und poetischem Ausdruck vorgerückten Zeit. Warum be-

friedigt dennoch sein Lied noch weniger als selbst Gellert's? Weil in die Zeit des poetischen Urtheils und Geschmacks versetzt diese Gattung nothwendig untergehen mußte. Lessing hat über diese Lieder Klopstock's an Gleim eine Fragschlinge gestellt, aus der man sich bei unserer ganzen christlichen Poesie nicht helfen kann. Was sagen Sie dazu, fragt er? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack. Wir wollen aber den freieren Lessing nicht hören, sondern ein Urtheil von Herder anführen. Ich glaube nicht, sagt dieser, daß Klopstock's geistliche Lieder immer Lieder fürs Volk sind, und daß sie seltner ganze Gegenstände, ganze Pflichten, Thaten und Gestalten des Herzens besingen, als Theile, feine Nuancen, oft Mittelnuancen von Empfindungen, daß also ein sehr sympathetischer und zu gewissen Vorstellungen sehr zu gebildeter Charakter zum ganzen Sänger seiner Lieder gehört. Man beachte ja, wie dies wieder den adlichen Dichter bezeichnet, der sich zur Herablassung herabläßt in diesen Liedern, der für die Masse dichtet, nicht weil ihn seine Dichtung dahin zieht, sondern blos das christliche Pflichtgefühl, der zwischen Gemeinde und Chor scheidet, für jene das Lied, für diesen den Gesang als für eine obere Behörde, zurichtete, und der sich mit der dritten Gattung, „die nicht für den Gottesdienst geschrieben ist", (mit dem Messias) in eine noch auserlesenere Gesellschaft zurückzog. Seine Lieder streifen eher immer an den Gesang, nach seiner Unterscheidung; sie setzen seine messiadische Mythologie gleichsam voraus, sie haben nichts Praktisches, sie reden oft in Konstruktionen, die dem gemeinen Mann schwer fallen würden; sie sind zu aufregend für die Menge, diese Donnerstimmen, dies Händeringen ist nicht für das ruhige Gebet einer großen Gemeinde. Diesem Charakter seiner Lieder sind die von Funck, Basedow und Cramer verwandt. Auch die Theorie des Letzteren[95]) führt das nur schärfer aus was Klopstock will, und setzt sich bestimmt gegen Gellert. Daß es möglich sei, sagte

95) Nord. Aufseher Bd. III, 1. p. 151.

er, nützliche Lehrlieder zu machen, ist wohl unstreitig. Aber darf man wohl Denkversen den Namen eines Liedes beilegen? Gottesdienstliche Lieder sollen gesungen werden, das ist ihre Natur; die Musik aber ist eine Tochter der Empfindung. Sie kann nichts ausdrücken als was Empfindung ist. Die Lieder sollen von Allen gesungen werden, wer soll also lehren und wer lernen? und warum sollen die Lieder unterrichten, da dies die Predigt und die Katechisation thun soll? Sie sollen erbauen; dazu reicht der Unterricht nicht aus: man ist noch nicht erbaut, weil der Verstand erleuchtet ist. Lieder, worin Empfindung und Affekt herrscht, werden mehr erbauen als Lehrlieder. Viele von Gellert's Liedern würden weit mehr erbauen, wenn sie den Ton hätten, den die meisten (?) schon haben. Wie Klopstock für die Ode, so will Er, bei dem auch in der Praxis Klopstock's Unterschied zwischen Gesang und Lied mehr schwindet, für alles Kirchenlied nicht die Regel des verständigen Denkens, sondern die des Affekts festgesetzt, er will es immer, wie übrigens auch Klopstock, auf Gesang berechnet haben. Er wendet daher der kälteren Sprache der Gnomen den Rücken, er ist auch in seinen gemäßigteren Liedern kühner, als Gellert in seinen gehobensten. Auch ihm ist der Gehalt seines Gegenstandes zu unendlich für seine endlichen Gesänge, und die Folge ist die angestrengtere Erhebung. Er ist in Glanz der Farben, in überraschenden Bildern, nicht selten sogar in sehr einfältigen Stellen, die sich unter dem Pomphaften desto besser hervorheben, oft votrefflich, er kann an Gerhard erinnern, aber er ist nicht schlicht genug, um lange an ihn zu erinnern. Was bei Gellert zu viele Feile war, das ist bei ihm zu wenig. Er verfolgt in einer gewissen Ordnung mit seinen Liedern (Sämmtliche Gedichte 1782) die sämmtlichen theoretischen und praktischen Lehren des Christenthums, und durch dieses Zuviel, wie durch das gewöhnliche Zuhoch wird sein Feuer, wie die Literaturbriefe ihm vorwerfen, kalt. Seine Begeisterung, seine Stärke stellt sich nicht mehr wie bei Luther's Zeitgenossen ungerufen ein. Sein Lied, wie sehr er es auf die Musik berechnen wollte, wird in den Händen des berühmten

Predigers rednerisch [96]). Daher sind jene nicht für den Gesang berechneten Stücke, wie seine Oden an Luther und Melanchthon, eben die, worinnen Alles von Ausrufungen, Fragen, Sprüngen und jauchzenden Tönen voll ist, immer am charakteristischsten gefunden worden. Auch seinen Predigten machte man die ähnlichen Vorwürfe wie seinen Liedern. Wenn man damals Zeter schrie über den neuen kostbaren Pomp, den die priesterlichen Klopstockianer auf die Kanzel brachten, so war Cramer damit nicht am wenigsten gemeint. Nachdem Mosheim mehr von den Trublet und Bourdaloue, die noch Wieland anpreisen mochte, weggewiesen hatte zu Tillotson und Clarke, kehrten Cramer und Schlegel wieder zu den Franzosen zurück, und selbst Ebert fand, daß Cramer, wo er Clarke sein wollte, Chrysostomus wurde. Alle diese Eigenschaften hängen damit zusammen, daß Cramer seine unpoetische Natur und Gattung zur poetischen zwingen wollte. Wie Klopstock, so ist auch er, und noch greller, eine völlig nordische Natur; wie ganz Norddeutschland mit dieser Gattung des christlichen Gesanges that, so Er: es sollte Poesie mit Religion ersetzt werden, denn, wie er selbst meinte, so könnte das Herz sehr oft das Genie ersetzen. Und wie wir im Gefühl des Mangels an innerer Dichterweihe oft thun, wenn wir ihn uns nicht gestehen: er schraubte Sprache und Stoff, und endlich selbst seine Gesinnung zu einer Höhe, die einen Rückschlag nothwendig hervorrief. Wir haben angedeutet, daß die berliner Literaturbriefe an seinen Liedern und Predigten auszusetzen anfingen; sie tadelten auch seine Gesinnungen, die in dem Nordischen Aufseher laut wurden, einer Wochenschrift, die seit 1758 in Kopenhagen erschien, und an der außer ihm nur Klopstock und Funck mit arbeiteten. Hier begann eigentlich schon der Kampf der Nüchternheit mit der Verstiegenheit, und wie bei den Patriarchaden so werden wir auch hier auf die preu-

96) Sämmtl. Gedichte Bd. 3. p. 262.

Ein heilig Band vereint euch Beide,
Dich fromme Dichtkunst, meine Freude,
Dich heilige Beredtsamkeit u. s. f.

wie Klopstock von seiner Dichtung und Musik sagte.

fische Literatur hingewiesen, zu der wir zunächst übergehen müssen. In jener Wochenschrift, die sich noch als eine Fortsetzung des Spectators ankündigte, war die Art von angestrengter Beschaulichkeit und Frömmigkeit, wie sie die klopstock'sche Schule zunächst mit sich brachte, in der That am weitesten getrieben. Hier erklärte Klopstock selbst das Leben für einen Gang zum Grabe und einen Schauplatz des Elends; hier ward Young für ein weit größeres Genie als Milton erklärt; unter allen Menschen sei er dem Geiste David's und der Propheten am nächsten, und nach der Bibel sei kein geliebteres Buch als seine Nachtgedanken. Alle Ironie und Satire wird finster verworfen, alle thörichte Heiterkeit auf der Bühne, der Pantalon der italienischen Bühne wird mit Gottsched geschmäht, auf dessen Standpunkte die ästhetischen Urtheile und die Liebhaberei am Batteux Cramern überhaupt noch sehen lassen. Er vergiebt selbst Molièren seine Farcen nicht, und läßt sich nicht von dem *verführen*, was an Shakespeare Erhabenes, Pathetisches und Erstaunungswürdiges sein mag; er empfiehlt lieber die Lebensfreuden der englischen Dichterin Rowe (geb. Singer), die sich stets nach dem Tode sehnte. Die Freigeister nennt er die Schmeißfliege der Gesellschaft, und er vermuthet nicht, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann sein könne. Noch dazu ist ihm wie seinem Meister Young deutliche Erkenntniß der Religion nicht genug; man soll bis zur Begeisterung davon gerührt sein, die Religion soll gleichsam *eine Leidenschaft* werden. Ihr Quietisten in der Verehrung Gottes, ruft er mit Young, die ihr zwar hinkt, aber ohne mit Gott um den Segen gerungen zu haben, denkt ihr, daß die Leidenschaften eben die *Heiden der Seele* sind? Ist die Vernunft allein getauft? allein verordnet, geweihte Gegenstände anzurufen? Bei der Religion und Erlösung *ist es gottlos* ruhig zu bleiben! Affekt ist hier Vernunft, hier ist Entzückung Gelassenheit. Eine laue Andacht ist unandächtig, aber wenn sie glüht, so schlägt ihre Hitze bis zum Himmel hinauf! Es giebt keine Stelle die ein schlagenderes Licht auf die Poesie und das Christenthum dieser Männer werfen könnte, so wie es überhaupt keinen Schriftsteller gibt,

der damals so elende Finsterlinge zur Nachahmerei und Schriftstellerei trieb als Young. Alles wollte in den ersten Jahren, nachdem Ebert's Uebersetzung erschienen war (1754), in Prosa und Versen den Poeten von der trauernden Gestalt machen, und wir wurden mit Einsamkeit und Nachtgedanken überschwemmt, die nicht wenig die aufkeimende Reizbarkeit und Hypochondrie zur Reife zu bringen halfen. Gewiß war es gut, daß die heitere Lebensphilosophie des Gleim'schen Kreises, die es mit dem Leben nicht so ängstlich und schwer nahm, diesem Geiste einen Damm entgegenwarf und daß sich zuletzt die Berliner mit Heftigkeit widersetzten.

Diese beiden Gruppen epischer und lyrischer Dichter bahnen uns den Uebergang von den christlichen Dichtern der klopstock'schen Schule zu den theils antikisirenden, theils teutonisirenden Dichtern und den mehr philosophirenden Literaten in preußischen Landen; es bleibt uns noch eine dritte übrig, die uns eben dahin den Weg weist. In Würtemberg nämlich hatte seit langer Zeit, wie in der Schweiz, alle Literatur ganz gefeiert, und es lassen sich überhaupt sehr ähnliche Erscheinungen hier wie da nachweisen. Seit dem 30jährigen Kriege war Würtemberg in Frieden und Ruhe zurückgefallen; die nächsten Herzoge nach dieser Zeit ließen jene Thätigkeit der früheren, die kleinern Fürsten allein möglich ist, auf Vergrößerungen bedacht zu sein, fallen; das Land versank in Gleichgültigkeit gegen alle fremde Einwirkungen, und nur die benachbarten Jesuiten in Dillingen und Augsburg übten noch spät im 18. Jahrhundert Einflüsse, die natürlich der Literatur nicht günstig waren. Auch als sich späterhin neue politische und literarische Thätigkeit entwickelte, ging es wie in der Schweiz sehr langsam, bis sich eine allgemeine Theilnahme bildete, und es sah damals weit anders in Schwaben aus als jetzt, wo vielleicht in keiner deutschen Provinz die erworbene Bildung so sehr Gemeingut zu werden strebt, wie dort. Abbt hat die Bemerkung gemacht, daß in seinem Vaterlande damals der Haß des Fremden ein Haupthinderniß der Bildung war, die engen häuslichen Verhältnisse, das Anschließen an einander und das Abschließen im Dialekt. Aehnlich klagte Wieland, seine Landsleute

seien der Art, daß ihn seine Schriften statt ihn zu empfehlen, um allen Kredit brächten. Ein Poet sei da ein Zeitverderber, ein Philosoph ein andächtiger Grübler, und beide Wissenschaften brodlose Künste, mit denen sich ein vernünftiger Mensch nicht abgebe. In den 60er Jahren hatten Studirende in Tübingen eine Monatschrift herausgegeben, sie ward aber sogleich eingezogen und den Verfassern aller Umgang mit Poesie verboten; sie sollten sich an ihre Theologie halten, wurden mit Wächtern umgeben und in ihre Zellen geschlossen. Noch ein Jahrzehnt später waren Klopstock und Geßner von den dortigen Theologen in Bann gethan und G. D. Hartmann (1752—75) fand Schwierigkeit, als er für Bodmer alte Manuskripte aus dem Staube ziehen wollte. Daher nun rührt die ähnliche Erscheinung wie in der Schweiz, daß Schwaben fast alle seine großen Männer, Abbt, Wieland, Spittler, Schiller, Hegel u. A. entzogen wurden; Andere verdarb die Last des Despotismus, der langehin die Aufblüte der Bildung gewaltsam drückte. Noch ehe Klopstock erschienen war, finden wir übrigens in Würtemberg das Ersatzmittel der Dichtung, das so oft zur Einführung und Einleitung derselben dienen mußte. Das Wirken J. A. Bengel's (1687—1752) war nicht in jeder Hinsicht seinen apokalyptischen Rechnungen gleich; wir konnten ihn schon früher als Dritten in der Reihe von Frank und von Zinzendorf nennen, dessen Sekte er vielleicht allein damals Gerechtigkeit widerfahren ließ. Um ihn her steht wie um jene eine Reihe von Liederdichtern, an deren Werken wir übrigens wie dort vorübergehen wollen, um uns nicht allzu oft bei dieser einförmigen Gattung wiederholen zu müssen. Wir wollen nur anführen, daß in dem alten würtemberger Gesangbuch, das 1742 von Fromman und Tafinger redigirt ward, noch keine Spur von dem neuen Geiste ist, der sich um diese Zeit zu regen anfing. Auch nicht in Ph. Fr. Hiller (1699—1769), der in seinen vielen Sammlungen[97]) einzelne vortreffliche Lieder gemacht hat, die vielleicht am meisten mit

97) Seine sämmtlichen Lieder sind gesammelt von K. Ch. E. Ehmann. Reutlingen 1844.

den künstlerischen der Klopstockianer im Gegensatz stehen, da sie sich jener volksmäßigen Kürze und praktischen Manier nähern, die jetzt ganz aus den Augen gesetzt ward, wo die erhabenen Dichter immer nur mit Gott zu reden suchten. Daher ward auch sein geistliches Liederkästlein (1746) eines der verbreitetsten Bücher in Würtemberg. Neben ihm würde J. A. Lehmus aus Rothenburg an der Tauber (1707—88) an Geltung stehen, wenn er sich nicht in so mechanische Massen von Psalmen, Evangelienliedern u. A. verbreitet und dadurch seine Kraft geschwächt hätte, so daß nun auch bei ihm und Hiller jenes Merkmal des Sammelns, des Ausdehnens sichtbar ist, jene allzugroße Sorgsamkeit für die Menge, gegen die das Einschränkungsprinzip der Klopstockianer ein natürlicher Gegensatz war. Dies Sammelwesen und mechanische Dichten von Liedern ist bei J. J. v. Moser (aus Stuttgart 1701—85) auf der Spitze. Dieser bekannte Publicist[98]) hatte sich schon in den 30er Jahren mit Erbauungsschriften des Breiteren abgegeben. Immer waren seine Gesinnungen und Handlungen aus religiösen Grundsätzen geflossen; dies lehrt seine offenherzige Lebensgeschichte; man kann bei ihm also nicht sagen, daß die Lieder, die er nach seiner Gefangensetzung auf Hohentwiel (1759)[99]) auf eine oft erzählte Weise verfertigte, aus Langerweile entstanden wären, wohl aber aus mechanisch erworbener Fertigkeit. Denn das Sammeln war viel früher eine Lieblingsbeschäftigung von ihm; er besaß über 250 Gesangbücher, und sein bändereichen gesammelten Lieder (1766) enthalten über tausend Stücke. Noch waren bis dahin von dem neuen poetischen Tage wenige Strahlen nach Würtemberg gedrungen; denn diese z. Th. nach Klopstock fallenden Dichtungen und Sammlungen waren doch durch Männer veranstaltet, deren Jugendbildung in andere Zeiten zurückging. Allein seit 1750 änderte sich dies plötzlich. Die Oden, Lieder und Erzählungen (1751) von J. L. Huber (1723

---

98) Vgl. J. J. Moser's Leben, aus einer Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmidt. Stuttgart 1868.

99) Hermann, J. J. Moser als Gefangener auf Hohentwiel. Stuttgart 1869.

— 1800) und die Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken (1753) von Eberhard Fr. v. Gemmingen (1726—91) stehen schon in großem Zusammenhang mit den schlagartigen Wirkungen, die das Auftreten des Dichterbundes der Bremer Beiträge und dann der Messias in Deutschland machte, und die auch Wieland ergriffen. Beide jammern mit ihrem Freunde Hartmann um die Wette über die Finsterniß und Barbarei in ihrem Vaterlande und es fehlte Hubern auch nicht an Muth sich mit dem Reich der Unwissenheit dort in Kampf einzulassen, und sein altschweizerisch Blut wirken zu lassen gegen die Despotie in Staat und Literatur. Beide Freunde, die man nicht mit gleichnamigen spätern Schriftstellern verwechseln muß, stehen mit ihren genannten Schriften ungefähr auf Einer Linie mit Uz; man sieht ihren Dichtungen noch die vereinzelte Lage an, aus der sie geschrieben sind. Beide theilen sich, wie etwa Zachariä und Ebert, in die beiden Hauptrichtungen der Zeit. Gemmingen steht mit Bodmer, der (1752) seine Blicke ins Landleben herausgab; auch Huber ist in genauer Verbindung mit den Zürichern, und Beider Dichtungen, wie Hartmann's, sind durchaus von dort und von Klopstock angeregt. Gemmingen sagt ausdrücklich, er wolle nicht gestehen, zu welcher der zwei großen bestehenden Faktionen er gehöre und er deutet in Prosa und Versen an, daß er jeder ihren Werth läßt. Beide sind zugleich mit den Dichtern im Harze und im niedersächsischen Kreise vertraut. Gemmingen hatte Zachariä in Göttingen kennen gelernt, und ihr Freundschaftsbund war der innigste; daß ihn Gemmingen liebte, war des andern liebster Ruhm. Und so hat es ein historisches Interesse, daß derselbe Zachariä Hubern warnt, er solle, indem er sich in seinen freimüthigen Liedern von dem Schwarme der kriechenden Reimer entferne, nicht dabei vergessen, daß er in Deutschland singe, wo nicht britische Freiheit herrsche. In England nur sei es möglich, hohen Stand und Reichthum nicht zu fürchten und vom Laster ungescheut zu schreiben. Dies ist nämlich derselbe Huber, der, weil er sich von dem verfassungswidrigen Herzog Karl nicht zu Erpressungen brauchen ließ, auf Asberg gefangen gehalten ward, ein wahrhaft

deutscher Ehrenmann, dessen Selbstbiographie [100]) auch wir mit Herder's Worten Jedem zu lesen empfehlen, „der den Traum von Freiheit und Sicherheit eines deutschen Staatsbürgers unter der Willkür des gesetz- und straflosen Despotismus träumt". Auch Er machte auf der Festung einige fromme Lieder, wie auch Fr. Rieger auf Hohentwiel, von denen mir übrigens nichts bekannt ist. Vorübergehend erinnern wir uns auch hier an Schubart, den späterhin dieselbe Lage zum geistlichen Dichter machte, und der ein entschiedener Klopstockianer war. Merkwürdig ist es übrigens, wie hier in Würtemberg grade die patriotische Seite von Klopstock zuerst einen Widerhall findet und zugleich praktisch zu werden anfängt. Die Deutschheit und Freisinnigkeit der neuern Geschlechter in Würtemberg hat schon von jenen Zeiten her etwas Nationales, und Schiller's Sympathien mit der Freiheit der Völker waren durch den gleichen Druck erregt, der in diesen Männern und in Wieland den Gegenstoß hervorrief. Hartmann's Dichtungen [101]) und Briefe sprechen patriotischen, freimüthigen Sinn aus; Huber beweist diesen nicht allein durch Worte, sondern auch in Charakter und Handlungsweise; auch Abbt wäre hier schon zu nennen, besonders aber der berühmte Fr. Karl v. Moser (1723—98), des vorhin erwähnten Sohn [102]). Wir haben nicht Raum, diesen vielbesprochenen Schriftsteller hier ganz zu charakterisiren; er gehört aber wesentlich unter die Männer, die von Klopstock's Dichtung um so mehr angeregt wurden, als sie sehr verwandte Naturen entgegenbrachten. Die geistlichen Gedichte, Psalmen und Lieder, und den Daniel in der Löwengrube (beide 1763) würde man am wenigsten gebrauchen, um Mosern an Klopstock anzuknüpfen, weil fast alle seine Poesien noch mehr aus körperlichen Leiden als aus Anregungen von außen hervorgegangen sind, weil die Lieder eine fromme Verzückung an sich tragen die nicht klopstockisch ist, der Daniel aber, wiewohl er

---

100) Etwas aus meinem Lebenslaufe und meiner Muse auf der Festung 1798.

101) Wagenseil's Sammlung von Hartmann's hinterlassenen Schriften. 1779.

102) Vgl. Fr. Carl Frhr. v. Moser, von Dr. Hermann vom Busche. Stuttg. 1846. und einen Aufsatz von Robert Mohl in den Ergänzungsblättern zur Allg. Zeitung. August 1846.

mehrere Auflagen erlebte, gar zu sehr auf der Stufe der schweizerischen Arbeiten steht. Moser selbst bedauerte so, daß Klopstock's Messias eine Pandorenbüchse von schlechten Nachahmungen geworden sei und er legte doch hier selbst ein Scherflein, und dazu ein sehr dürftiges hinein. Was ihn mit Klopstock in Eine gemeinsame Richtung von einer ehrenwerthen Seite stellt, ist, daß Er aus einer höhern Gesellschaft heraus, zu der Klopstock auch im Norden so vielen Zugang fand, zuerst den Ruf nach Achtung der Menschenwürde erhob, daß er suchte Selbstgefühl zu wecken und aus dem dumpfen Leben der Schule, des Hauses, des kleinen Staates in eine weitere Atmosphäre herauszulocken. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie der Instinct bei diesem Unternehmen, das ein durchaus gemeinsames in Klopstock's Tagen ward, die deutsche Natur auf Einerlei Weg hielt. Man spornte die Nation nach allen Richtungen mit dem Rufe der Freiheit und hielt dabei die Zügel auf's straffste an, als ob man durch die extremen Erscheinungen in Frankreich, halb nach Erfahrungen, halb nach Ahnungen, gewitzigt wäre. So hatte Brockes Freude an der Natur, Achtung vor des Menschen Sinnlichkeit geweckt, aber er bezog Alles auf den größern Ruhm Gottes mäßigend zurück. Wir fanden bei den Bremer Beiträgern das Streben nach geselliger Heiterkeit, aber durchaus von religiöser Sittenstrenge, und bald selbst von Schwermuth niedergehalten. Die Satiriker wagten nur schwach die gedrückten und lächerlichen Zustände eines kleinstädtischen Lebens zu kitzeln. Die Dichtung und ihr Vertreter Klopstock ist durchaus der reichhaltigste Mittelpunkt, um diese ächt deutsche Erscheinung einer gehemmten Fortbewegung zu erklären, die wir schon bei Luther und noch jeden Tag um uns her beobachten können; eine Erscheinung die uns allerdings vor manchen Abgründen bewahrt, aber auch oft wieder in rückgängige Bewegung geworfen und zu einem Schneckengang der Entwickelung verdammt hat. Klopstock erlöste in mehr als Einem Sinne den Menschen; er gab diesen einzig würdigen Gegenstand der Dichtung zurück, allein er blieb fesselnd stehen, indem er sich auf den geistigen Heroismus der menschlichen Natur beschränkte, dem er nachher gleichsam den physi-

schen in den Bardieten zur Seite stellte. Er entband die Dichtung von der Regel der Aesthetik, aber er fesselte sie in der Moral; er löste die poetische Sprache von dem Joch der grammatischen Pedanterie, aber er legte ein anderes dafür auf die prosaische Rede. Er warf eine neue Freiheit der persönlichen Bewegung in den abgezirkelten Umgangston, aber er steigerte zugleich die Forderungen an Würde und Anstand. Die Summe seines Wirkens witterten jene finsteren Orthodoxen vortrefflich aus, die ihm vorwarfen, er lege der menschlichen Natur eine übertriebene Würde bei, aber er zügelte den menschlichen Hochmuth durch christliche Demuth zugleich. Ganz diesen Standpunkt nehmen die ersten freisinnigen Theologen, Semler und Michaelis, ein. Wie Cramer die Bibel aus einem neuen, freieren, ästhetischen Gesichtspunkt betrachtete, ohne darum den streng orthodoxen aufgeben zu wollen, so Michaelis, als er orientalischen Geist und Geschichte, und die Zustände des Lebens forschend an die Bibel hielt; Beiden aber ward unversehens der Fuß, der auf der Orthodoxie ruhte, unterschlagen. Ganz ähnlich war es mit Basedow, auf dessen Pläne zur Schulreform auch Wieland in seiner klopstockischen Periode einmal ganz unabhängig verfiel. Völlig in Klopstock's Sinn wandte sich Basedow in seiner ersten Thätigkeit, die selbst Cramer's und Gellert's und seiner nachmaligen Feinde Beifall hatte, gegen das Herkommen des pedantischen Schulzwanges, das des Menschen freiere Entfaltung hemmte, aber das herrschende Glaubenssystem schien ihm damals noch nicht unter diese Hemmungen zu gehören. Ganz in diese Reihe nun gehört Moser. Was jene Anderen gegen Haus- und Stubenleben, gegen die Pedanterie im Umgang, gegen die Satzung und Gewohnheiten der Kirche und Schule durchfechten wollten, das wollte er gegen den Staat, d. h. gegen die Höfe und ihre Geschöpfe. Poetisch wird dies durch seinen Hof in Fabeln (1761) vertreten, eine Reihe von schlecht erzählten und allegorisirten Staatsfabeln, die mit Recht vergessen sind. In seinem politischen Freiheitssinne ist er ganz wie Klopstock von den Engländern angeregt, von dem Hereinspielen einer gehobeneren Stimmung und Lehre nach Göttingen, von jener Sym-

pathie mit freieren Staatsformen, die wir auch in Hubert, Ebert, Zachariä und Dusch gewahren. Er sah in Deutschland nichts als kleinlichen Trennungs- und Stammgeist; die engen bürgerlichen Zustände fesselten ihn nicht wie Möser; er sah nichts von Vaterland, nichts von Staat, sondern überall den großen politischen Irrthum, der die ganze deutsche Geschichte seit der Reformation durchdringt, daß dem besonderen Interesse zu Liebe das Allgemeine aus den Augen gesetzt wird. Er sah nur Höfe und Knechte; er sah selbst den einzigen Stand, der damals zu neuem Ansehn kam, die Gelehrten zu höfischen Werkzeugen, die Professoren zu Hofräthen geworden, und nannte die Lehrer der Politik und des Staatsrechts Lehrer des Eigennutzes und des blinden Gehorsams, denen die Liebe zum Vaterland ein versiegeltes Buch ist, die ihre Wissenschaft als Handwerk zum Lebensunterhalt treiben und keine anderen, als knechtische, eigennützige und niederträchtige Gesinnungen einflößen. Das traurige Resultat seiner politischen Betrachtung des Vaterlandes war: *Es fehlt uns Alles.* Jene Eifersucht Klopstock's gegen die Fremden faßte auch ihn, denen wir ein Gegenstand der Spötterei in politischen Dingen damals und bis vor kurzem noch waren. Er rang nach Herstellung des deutschen Namens und der verdunkelten Würde und Geltung des Gesetzes. Es war bei ihm Anfangs eine so feine Mischung von Natur und Klugheit, wenn er sich bei diesen Anfechtungen auf die Religion stützte, daß Jeder Recht behalten kann, der eins von beiden allein verficht. Er nannte das Saug- und Bedrückungssystem der Fürsten politische Freigeisterei, also mit eben dem Namen, mit dem alle unsere bisherigen Freunde ihre Gegner schreckten; und er ist daher ganz wie Klopstock ein Gegner von Friedrich dem Großen. Er nahm keine plötzlichen Aenderungen in Gesinnungen und Formen in Aussicht, er wollte weislich den Schlag der *Patriotenstunde* erwarten und nur einstweilen christliche (d. h. in ihrer Menschenwürde sich fühlende) Unterthanen, und christliche Vaterlandsliebe erwecken. Grade wie Klopstock, außer von England her, auch von den politischen Zuständen in der Schweiz angeregt ward zu seinen gesteigerten Begriffen von Vaterland und Frei-

heit, so Moser. Er war mit Lavater befreundet, nachdem dieser schon seinem ersten patriotischen Eifer Luft gemacht hatte, er stand mit Iselin in einem ganz ähnlichen Verhältnisse, wie Klopstock zu den ihm befreundeten Schweizern. Wie in dessen Haus die helvetische Gesellschaft von einer patriotischen Begeisterung ergriffen ward, so hoffte er auf das Erwachen eines ähnlichen Sinnes in Deutschland, und hätte wohl gern, wie Klopstock durch Lesezirkel im Gebiete der Poesie, so im Politischen an der Spitze einer ähnlichen rein haltenden Körperschaft gewirkt, wie in der Schweiz die Schinznacher war. Schade, daß er dies Alles, was er wollte, nicht in den rechten Formen zu sagen wußte. Er hatte sich, wie aus seiner Staatsgrammatik (1749) hervorgeht, noch von dem barbarischen Kanzleistil loszuringen, und obgleich er sich nachher in seinen bekanntesten Schriften (Herr und Diener 1759. Vom deutschen Nationalgeist 1765 u. A.) verhältnißmäßig freier bewegt, so sieht man doch auch hier, daß die Ausbildung der Poesie früher fällt als die der Prosa, indem unsere damaligen Dichter und Schönredner ihre Ideen weit besser zu Papier zu bringen wissen. Mehr Schade war es, daß er sich nachher in eine entsetzliche Vielschreiberei verlor, und noch weit mehr, daß er, ähnlich wie Klopstock zwischen Poesie und Moral, so in eine Klemme zwischen politischer Wirksamkeit und jener sittlichen Religiosität gerieth, die er immer mehr, eben wie Klopstock und Lavater, steigerte. Daher kam es denn, daß er fast allgemeinen Widerspruch fand, wozu denn auch freilich der Mangel an politischen Gefühlen das Seinige beitrug. Möser beklagt sich über seine Schwarzsichtigkeit, Hamann über die Galle seiner Schreibart, Herder über seinen frommen Menschenhaß. Und er überspannte diesen auch in der That grade so wie Cramer und Klopstock, und grade so kündigen ihm die Literaturbriefe dafür den Krieg an; denen er seinerseits gehässige Absichten gegen die Religion Schuld gab. Abbt wollte seinen Beherzigungen Gegenbeherzigungen entgegensetzen; er warf ihm vor, daß er in seinen moralischen Schriften behauptet habe, man dürfe nur fromm sein, so erhalte man auch zu bürgerlichen Geschäften Verstand, und am Ende sei es besser, ein Land gehe mit

einem frommen Minister zu Grunde, als es blühe mit einem irreligiösen. Diese späteren Schriften verdienen diese Vorwürfe; aber den Vorwurf der politischen Schwarzsichtigkeit in seinem Herrn und Diener und in dem Nationalgeiste könnte selbst heute noch nur der politische Stumpfsinn machen. Wie viel Blößen er dort richtig aufgedeckt hatte zeigten die Anfeindungen, die sie ihm eintrugen, und die neuerdings bekannt gewordenen Briefe des Herzogs von Weimar an Merck sprechen eine Schadenfreude über seinen Fall in Darmstadt aus, die auch der bitterste Gegner nicht äußern sollte. Dort hatte er freilich, als er sich zum Minister des kleinen Landes und zum Alleinberather des abwesenden, in Pirmasens lebenden Landgrafen aufgeworfen hatte, wie Spittler und so manche andere namhafte Leute ein Beispiel mehr davon gegeben, wie groß die Kluft zwischen politischen Grundsätzen und Handlungen ist und wie nahe der pietistische Hochmuth mit dem weltlichsten zusammengrenzt [103]).

Wir haben Moser hier erwähnt, um gleich an einem Beispiele zu zeigen, wie die Tendenzen unserer Dichtung immer mit denen des allgemeinern Volkslebens zusammen, und in gewisser Hinsicht wegzeigend voran gehen; und wir werden an einem späteren Orte es übersehen können, wie Jedem unserer größeren Dichter ein entsprechender Politiker und Historiker folgt, was diese wechselseitigen Berührungen vortrefflich ausdrückt. Keineswegs bezeichnen wir diese Nachfolger als Nachahmer; sie pflanzen sich selbständig, aber der Zeit nach etwas jünger, den poetischen Leistungen zur Seite, indem sie gleichsam den Fortgang von Dichtung zu Geschichte, von Ideal zur Wirklichkeit versinnlichen. Moser's ähnliche Sinnesart ist daher so echte Natur wie bei Klopstock; Beide blieben auf dem einmal genommenen Stand-

---

103) Die Ehrsucht, „sich als Götzen der Emanation alles Wohl und Wehe des kleinen Landes darzustellen" trieb ihn zu Ueberhebung, Herrschsucht, Willkür, Eingriffen in die Rechtspflege, Amtsmisbrauch aller Art und Verachtung der Eingebornen; mit dieser Saat erndtete er allgmeinen Haß. Ueber diese Verhältnisse muß man Merck und Wagner nachlesen in des Letzteren „Briefen aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfner und Merck". (Leipz. 1847). p. 200 ff.

punkte stehen, unbekümmert um die fortschreitende Zeit. Anders war es z. B. mit Basedow, der zur Heterodoxie überging, ohne sich jedoch in seiner tumultuarischen Art zu leben und in seiner cynischen Unbekümmertheit um sich selbst davon deutliche Rechenschaft zu geben. Noch weit anders aber mit Wieland, auf den wir hier noch einen Blick werfen müssen. An ihm können wir die fliegende Hitze am besten beobachten, die auch bei ganz anders gearteten Naturen die überraschende Erscheinung des Messias hervorrief, nachdem die ganze Stimmung der Zeit die Wärme der Empfänglichkeit dafür fast allgemein verbreitet hatte. Bei ihm kommen die Symptome der Zeit zu einer solchen Deutlichkeit, und die Krisis jenes andächtigen Sinnenfiebers zu solch einer heftigen Höhe, daß das Umschlagen zu einer anderen geistigen Lebensweise bei ihm in solcher Schärfe vorliegt, wie die Geschichte selten ein Beispiel so schroffer Uebergänge aufzuweisen hat. Dies erklärt sich durch die ungemein reizbare und empfängliche Natur Wieland's, die durch die Aufgeregtheit der Zeit und durch seine Erziehung noch sehr erhöht ward, daß in der That nur ein so leichtes Talent und ein so schlanker Charakter wie der seine diesem Uebermaß von Reizungen und Anregungen und von entgegengesetzten Einwirkungen Stand halten konnte, indem er ihnen schmiegsam nachgab.

Christoph Martin **Wieland** (bei Biberach 1733—1813) ward mit der entschiedenen Anlage zu einer Frühreife der Bildung geboren, die sein Vater noch mehr mit treibhausartigen Reizmitteln unterhielt [104]). Er ward schon im 3. Jahre zum Unterricht angehalten, las schon im 7. den Cornelius mit Vergnügen, dachte schon mit 13 Jahren auf größere epische Gedichte, las zwischen dem 12—16. fast alle Schriftsteller des römischen goldnen Zeitalters neben Fontenelle und Voltaire, und war schon in dieser Zeit von Bayle hingerissen. Auf der Schule in Klosterbergen unter dem Abte Steinmetz sehen wir ihn schon, ähnlich wie Klopstock, an jenem Scheidewege stehen zwischen Alterthum und

---

104) Ein Schulheft Wieland's ist herausgegeben von Rich. Hoche. Leipzig 1865.

Christenthum; der gute klassische Unterricht und die frommen Andachtsübungen theilten ihn; er schwärmte schon für Addison aber auch für Xenophon's Sokrates und Cyrus, und diese letzte Neigung am Anfang seiner geistigen Thätigkeit ist im höchsten Grade bedeutsam, da die Cyropädie und Sokrates in der Geschichte gerade die Anfangspunkte der beiden Geistesrichtungen und der Erzeugnisse sind, die Wieland's ganzes Leben ausfüllen. Und eben so ist es nicht ohne Wichtigkeit, daß er auf die Lektüre des Don Quixote so früh mit besonderem Nachdrucke geführt ward. Alles arbeitete wie durch die wunderbarsten Zufälle oder Schickungen zusammen, ihn auf die Denkarten und Stoffe zu leiten, die seiner Natur am bestimmtesten zusagten; und es scheint nur diesem Satze zu widersprechen, daß er vielfach so sehr in Extreme gerissen ward, da ihn doch diese allein so entschieden auf den Weg der Mitte leiten konnten, der nachher sein Ideal wie seine Natur war. Schon auf der Schule verdarb er sich mit gequälter Frömmigkeit die Nächte, und doch stand er zugleich im Rufe eines Freidenkers; ganz frühe wollte er dem Spinoza darin folgen, dem Kopfe nach ein Freigeist, und im Herzen der tugendhafteste Mensch zu sein, und darum neigte er so sehr zu Shaftesbury hin mitten in seinen Schwankungen, da dieser überall selbst in einem so unsteten Lichte erscheint, daß man seine Schriften eben so oft für als gegen die Religion gebraucht hat. Mit 17 Jahren faßte er eine schwärmerische Liebe zu einer Verwandtin, der nachherigen Frau La Roche[105], in deren Dienst er das Lehrgedicht von der Natur der Dinge (1751) in der Hast des jungen Schöpfungseifers hinwarf. Hier stand er auf Haller, obwohl er behauptete, Lukrez sei sein Muster gewesen. Es war natürlich, daß dies Werk eines so jungen Menschen die Meier und Bodmer entzücken mußte; man nannte ihn gleich den deutschen Lukrez, und es war lustig genug, zu sehen, wie altklug der junge Meister sich mit metaphysischen Systemen herumschlug und wie nase-

---

105) Vgl. Neumann-Strehla, Sophie La Roche und Chr. M. Wieland. Weimar 1862.

weis er zwischen Bayle und Leibnitz, und gegen Aristoteles als ein Stimmberechtigter auftrat. Es war daher kein Wunder, daß er auf Kleist, der ihn in diesem Alter sah, den Eindruck machte, als habe er stark vor, die ganze Welt zu reformiren. Ahmte er hier in diesem dogmatischen Gedichte die lehrhaften Systematiker nach, so in den moralischen Briefen (1752), die den épitres diverses des Landdrosten von Bar nachgeahmt waren, die moralischen Lehrdichter, deren Mittelpunkt Hagedorn war. Indem er nachher zu Klopstock übergeht, so sehen wir auch ihn gleich diesem den Hauptrichtungen der Zeit völlig folgen, jedoch ist er weit von der Energie entfernt, mit der Klopstock diese in einem selbständigen Wesen verschmolz. Wieland lehnt sich vielmehr überall an, und gestand es selbst, daß jede Lieblingslektüre damals und später ihn veranlaßt habe, etwas in der ähnlichen Art zu versuchen, nnd dies Talent bildete er bei Bodmer noch mehr aus, von dem er die Geschicklichkeit zu stehlen erlernt zu haben bekannte [106]). In diesen ersten Schriften ist nicht religiöse, sondern nur die edle Schwärmerei der Jugend sichtbar, der Glaube an Tugend, der Haß gegen Laster, vor denen Wieland späterhin gleichmäßig warnte. Die Weisheit des Sokrates ist hier, wie bei Hagedorn, das große Ziel, und er sieht den Weisen hier noch mehr so, wie ihn Plato auslegte, während er ihn später mit Aristipp's Augen ansah. Im Keime liegt hier unter dem Heiligenscheine der Idealität schon seine spätere Glückseligkeits- und Mäßigungslehre verborgen. In der Natur der Dinge sagt er schon, daß das Glück der Zweck der Schöpfung sei, und das, was uns beselige, das mehre den Ruhm der Gottheit. In den moralischen Briefen wendet er sich von den Timonen und Catonen und selbst von Zeno ganz wie später ab. Ja in Briefen an Bodmer, mit dem er durch seine ersten Arbeiten in Verbindung kam, vertheidigt er noch den freiern Ton der Dichtung, in dem er noch Oden auf den ersten Kuß gemacht und seine Liebe besungen hatte, und wagt zu schreiben, daß jener Kuß in jener Elegie mehr werth sei, als hundert Gesänge mit ihrer ganzen langen

---

106) Vgl. Gruber's Leben Wieland's I. p. 67.

Unsterblichkeit. Dergleichen durfte man dem strengen Bodmer damals nicht schreiben. Er wies ihn zurecht, er krittelte beständig an seinem Leichtsinn und erregte Zwiespalt in seinem Innern. Bald bereute er seine Liebeständeleien, wollte sich nicht mehr mit Boccaz und Lafontaine beschmutzen, verurtheilte den Leichtsinn (!) der Bremer Beiträger und der Anakreontiker, er wendet dem „affenmäßigen und flüchtigen Nationalcharakter der Franzosen“ den Rücken, und zieht sich zu Milton und zu Young, der auch ihm jetzt unmittelbar an die Engel grenzt! Er schrieb 1752 seinen Antiovid, in dem er die schäferliche Liebe besang, die später so viel Spott von ihm erfuhr, und den Crebillon verdammte, den er nachher nachahmte. Als er in Zürich sich aufhielt, liebte er, nach Zimmermann's Erzählung, ein Mädchen, dem er nach vierjähriger Bekanntschaft zum erstenmale die Hand küßte. Er las jetzt Klopstock, und meinte Alles ausgesprochen in ihm zu finden, was er immer selbst gefühlt hatte, und dieselbe Bemerkung machte er über der Lektüre des Plato. Er schrieb einen Frühling in Hexametern, in dem er sich Kleist näherte; dann moralische, oder besser empfindsame Erzählungen (1752), die uns in die Unschuldswelt, unter Einfalt und schöne Natur versetzen, wo noch die Rehe mit Pardeln spielen. Hier wetteiferte er mit Thomson und seinem Geßner; glaubt mit ihnen an die goldne Zeit, „deren mächtige Wahrheit noch jetzt in den Tagen trübster Hefe auf jede menschliche Seele wirkt, wo ihm die Töchter der Natur lächeln, die Bodmer uns so liebenswerth als den ersten Frühling der Vorwelt zeigt“. Bei all diesem ätherischen Hauch aber ist doch eine gewisse wollustathmende Atmosphäre hier, in der man ahnt, diese Gabe der Schilderung könnte sich leicht einmal anders wohin verirren. Dies witterten die Literaturbriefe, die Feinde aller unnatürlichen Verstiegenheit, vortrefflich aus, und sie luden Wieland zeitig ein, sich wieder aus diesen Sphären zur Erde herabzulassen. In eben diesem Jahre ging er nach Zürich zu Bodmer. Er bezauberte diesen mit seinem fügsamen, eingehenden Wesen so sehr, als dieser ihn mit jenem neu erworbenen Firniß, hinter dem Wieland den langgesuchten Weisen entdeckte. Beide wetteiferten nun in

Dichtungen und in der Fertigkeit, mit Plagiaten ihre Werke zu füllen. In den Briefen von Verstorbenen (1753) ahmte Wieland die gefeierte Rowe nach; wir baden hier in Seen von Strahlen und Aether, die Seele sieht hier Erde und Luft in Wasser nachgeahmt, menschliche Fische, schuppige Vögel, thierische Pflanzen und was Alles die irdische Sprache nicht nennen kann, und dieser reinere Stoff der ätherischen Welt so hier gleichsam in einer gehauchten und seufzenden Sprache der Verklärten dargestellt werden, zu der der weichliche Prunk des Hoffmannswaldau ein wenig aufgeboten wird. An demselben Tische, wo Bodmer seine Epopöen schrieb, verfertigte Wieland den geprüften Abraham (1753), an dem Bodmer sogar mitgearbeitet hat, die einzige Patriarchade, zu der sich Wieland bekannte, obwohl ihm sein Freund, wie er sagt, mehrere Kinder dieser Art vor die Thür gelegt habe. In den Sympathien (1754) erreichte die fromme Wuth Wieland's ihre Spitze. Es sind dies Warnungen, Ermahnungen, Visionen, Predigten an sympathetische Seelen, die gemahnt werden, die Welt mit den Augen des Christen anzusehen. Weise sein, selbst in der Blüte des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden, dies ist ein Triumph für die Seraphim. Gegen Gleim und Uz richtet sich eine gehässige Polemik. Die Grazien (die er selbst später zu Dienerinnen der Wollust machte) sollen Aufwärterinnen der Weisheit sein. Ovid höre nicht auf abscheulich zu sein, weil er reizend ist, lehrt er hier, und that später nach der Lehre des Gegentheils. Auch die Religion und Tugend habe ihre Grazien; nachher aber suchte er sie geflissentlich an Lastern und Schwächen heraus. Ein frommer Alter habe der misbrauchten Dichtkunst den rechten Namen gegeben: Wein der Teufel, womit sie die unbesonnenen Seelen berauschen. Die wollüstigen Weisen, die in lydischen Tönen zu Weichlichkeit und zum Schlummer am Busen der Venus einladen, sollen die Worte bei sich gelten lassen: daß die Musen nie schöner sind, denn als Dienerinnen der Tugend: oder ihr Witz soll zu Wasser werden, die Feder lauter geistlose Reime uud platte Gedanken hervorbringen, die Leier gähnen, wenn sie scherzen. Dieser Fluch

ist auf Wieland's Haupt ein wenig zurückgefallen, als er einige Jahre später plötzlich zu diesen angefochtenen Dichtern der Grazien überging, und die Verbrechen, die er hier an diesen anakreontischen Dichtern rügt, überbot. Er ging noch weiter. Er gab Empfindungen eines Christen (1755), drei Psalmen in Prosa, heraus (die übrigens heterodox gefunden wurden), und die er mit einer Vorrede an Sack begleitete, worin er diesen aufforderte, der Unordnung zu steuern, die gewisse leichtsinnige Anbeter der Venus und des Bachus anrichteten, und er bezeichnet deutlich unter diesen die lyrischen Gedichte von Uz. Bodmer hetzte ihn gegen diesen, weil ihn Uz seiner Anglomanie und seiner langweiligen Epopöen wegen verspottet hatte. Die Polemik aber, die ihm Uz entgegensetzte, der Spott der Literaturbriefe, die Sättigung und Entfernung von Bodmer, und die Mahnungen der eigenen Natur begannen jetzt nach dieser höchsten Anspannung des heiligen Eifers eine Abspannung herbeizuführen, die gegen das Ende des 6. Jahrzehnts Wieland plötzlich zum Abfall von den seraphischen Dichtern brachte. Er wandte sich geradezu auf die Seite der angefochtenen Dichter der Grazien herüber, als deren Schlußstein er so erscheint, wie Klopstock als Grundstein der Seraphiker. Diesen Uebergang aber machen wir mit, und wollen uns daher zunächst in der neuen Gesellschaft, mit den veränderten Lokalen und Verhältnissen bekannt machen.

---

6. Preußens Theilnahme an der poetischen Literatur.

Die preußische Dichtung war bis hierhin in einer anhaltenden Abhängigkeit erst von Schlesien, dann von Sachsen gewesen. Berlin war kaum zur Zeit der Canitz und Besser genannt worden, der Mittelpunkt der preußischen Literatur war Königsberg; Halle ward erst mit Anfang des 18. Jahrhs. von Bedeutung. Seitdem Besser und die Pietisten aus Leipzig nach Berlin und Halle geflüchtet waren, setzte sich nachher die Auswanderung der Literatur aus Sachsen gleichsam fort. Lessing, der der für die Geringfügigkeit der sächsischen

Literatur von Luther bis auf ihn hätte entschädigen können, versinnlicht gleichsam mit seinen Aufenthalten in Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg und Wolfenbüttel[107]), und mit seinen gestörten Beziehungen zu Wien und Mannheim, daß es künftig keine vorherrschende Hauptstätte deutscher Literatur, geschweige eine Provinzialherrschaft geben sollte. Schon zu Canitz' und Pietsch's Zeiten hatte es allen Anschein, als ob Berlin und Königsberg sich an die Stelle von Leipzig und Dresden setzen würden; dann hätte der Preuße Gottsched hier seinen Sitz genommen und Besser wäre nicht nach Dresden zurückgewandert. Allein unter Friedrich Wilhelm I, wo die Gundling und Morgenstern, die Hofnarren der Tabaksgesellschaft, die ersten Posten der Wissenschaft einnahmen, war in Preußen keine Stätte für die Musen. Sobald er seine Augen schloß, im selben Augenblicke fast begann Gleim seine Laufbahn, der die Hebamme der preußischen Literatur genannt zu werden verdiente. Und je mehr der vorige Druck Spannung in der preußischen Bildung hervorgebracht hatte, desto elastischer war der Gegenstoß.

Joh. Wilh. L. Gleim (aus dem Halberstädtischen 1719—1803)[108]) studirte um 1730—40 in Halle unter Baumgarten, mit Uz, Götz und Rudnik aus Danzig befreundet. Sie lasen den Anakreon zusammen; der Streit über die reimlose Poesie, durch Bodmer belebt, war im Gange; Pyra, den wir oben schon mit Lange genannt haben, hatte dürftige Versuche gemacht (im Tempel der Dichtkunst 1732 u. f.), den Reim zu entbehren. Die Frucht der gemeinsamen Beschäftigungen mit Anakreon kam 1746 (Oden Anakreon's in reimlosen Versen) heraus, schon vorher aber (1744) erschienen Gleim's scherzhafte Lie-

---

107) Von ihm auch gilt, was Kästner von Leibnitz sagt:
Von mir ward Leibnitz dir gegeben,
warf Sachsen einst Hannover vor.
Dir, sprach Cheruscien, hieß ihn der Zufall leben,
mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkor.
Das Glück gab dir ihn erst, du ließest dir ihn nehmen;
ist dies zum Prahlen Grund, ist's einer sich zu schämen?

108) W. Körte, Gleim's Leben. Halberstadt 1811.

der, die gleichfalls anakreontisch sein sollten. Verwandt mit dieser Liebe zum Anakreon war, wie wir schon bei Hagedorn sahen, die zum Horaz, mit dem sich Uz und Pyra's Freund Lange beschäftigten; und diese ganze hallische Schule verhält sich auch zur schweizerischen, wie Hagedorn zu Haller, und sie standen mit jener auch anfangs in so freundlichem Vernehmen, wie diese beiden Männer untereinander. Gleim hielt sich mit Gottsched öffentlich, stand aber heimlich mit den Schweizern [109]; Hirzel trat aus der Ferne in den hallischen Bund zu, Sulzern verschaffte Gleim 1747 eine Professur in Berlin, und als der Messias Bodmern noch nicht bethört hatte, sagte dieser in seinen kritischen Lobgedichten noch ohne alles Arg von Gleim, er solle die ganze Welt für nichts als einen Raum voll schöner Mädchen halten; auch in Briefen an Lange sprach er sich noch 1747 billigend über Gleim's und Hagedorn's anakreontische Lieder aus. Die leichte erotische Lyrik hatte sich in diesem Kreise schon einen Boden gewonnen, ehe Klopstock die Stimmung in Deutschland veränderte. Es war eine starke Masse gebildet, die dem neuen andächtigen Ernste eine ungestörte Heiterkeit entgegensetzte. An die beiden obigen Werke schlossen sich in Einer Reihe, wenn nicht immer dem Tone, so doch der persönlichen Anregung nach, die freundschaftlichen Lieder von Lange und Pyra (1745), Gleims Lieder (1745), die horazischen Oden von Lange (1747), Uz' lyrische Gedichte (1749), Gleim's liebliche Lieder (1749), Löwen's zärtliche Lieder (1751), Götz's Gedichte (1752), Lessing's Kleinigkeiten, Weiße's scherzhafte Lieder u. A. an; es zog sich dieser Geist nach Leipzig und Berlin, und nistete in Männern, die Festigkeit und Stetigkeit genug hatten, diese Gattung gegen die Klopstockianer zu verfechten. Dies war nicht das Einzige, was ihm die Kraft gab, deren er auf alle Weise, um gegen die Macht der Sera-

109) Sulzer schrieb an Bodmer, Gleim sei heftig gegen Gottsched, doch wollte er verborgen bleiben, er habe das Herz nicht sich gegen ihn zu erklären, das Lob eines Gottschedianers sei ihm doch immer angenehm. Man muß übrigens beachten, daß dies in einer Zeit geschrieben ist, wo die Spannung zwischen Gleim und den Schweizern schon angefangen hatte.

phiker zu bestehen, bedürftig war. Anakreon's Ansehen und die anakreontischen Lieder hätten dieser Lebensrichtung die hinlängliche Nahrung und den nöthigen Schutz nicht gegeben, am wenigsten durch ihren poetischen Werth. Gleim's spätere Lieder nach dem Anakreon sogar (1764 und 1766), und die Uebersetzungen seiner Freunde sind so fern von Anakreon, wie Geßner von Theokrit, und wie Gleim's petrarchische, horazische und Minne-Lieder von ihren Originalen. Er gestand es von seinen scherzhaften Liedern selbst, daß darin so viel Schlechtes, Ueberflüssiges und Weniges in Anakreon's Geist sei, daß er es wohl nur dem unbestimmten Geschmack zu danken habe, daß man sie schön fand und übrigens noch ungeschickter nachahmte. Noch wird hier Tanz, Wein und Liebe besungen, nüchtern und ohne Empfindung und rhythmischen Wohlkang, mit Zwang wird ein leichtfertiger Ton angeschlagen, der hier und da lehrartig klingt, und ironisch unmoralische Vorschriften verkündigt. Götz und Uz wandten sich von Anakreon's Formen zum Reim wieder zurück; sie schienen sich leichter zu bewegen in als außer diesem Zwang. Die Liebesliedchen von Joh. Peter Uz[110] (aus Anspach 1720—96), die ihn Cypripor zur Laute des Tejers singen lehrte, sind gelenker als viele andere, und kein Name ist auch neben Hagedorn unter den Verehrern unsers alten Stils so oft genannt worden, wie der seinige. Wie Gleim voll Jugendgefühls der pedantischen „alten Ehrenmänner" lacht, so sticht dieser gegen die Gelegenheitspoeten, gegen die altmodischen Dichter, die durch schulgerechte Schlüsse der Mädchen Küsse fordern; ihm ekelt vor der Liederbrut, die Gleim's anmuthlose Nachahmer heckten, in denen sich unleidlich jeder Ton stemmt und der träge Witz nur wörterreiche Sätze gebiert. Er ist selbst gegen Gleim in seinen erotischen Liedern hier und da muthwillig, in seinen Weinliedern leichter als Lessing und Aehnliche, überall flüssiger als sein Freund Joh. Nik. Götz (aus Worms

---

110) Henriette Feuerbach, Uz und Cronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Leipzig 1866. Briefe von Uz an einen Freund aus den Jahren 1753—1782. Herausg. v. Henneberger. Leipzig 1866.

1721—81). Die anakreontischen Kleinigkeiten, catullischen Scherze, erotischen Madrigale und Epigramme dieses letzteren sind auch dem Anakreon II, Hagedorn, und dessen französischen Quellen nachgeahmt, aber wenig treu und wenig geläufig. Es ist bekannt[111]), daß er unsicher und mühsam arbeitete, und man sieht auch seinen Liedern trotz der Ramler'schen Feile an, wie sauer sie ihm wurden, und die prosaischen Abfälle, die in diesen anmuthigen riens so übel stehen, konnten nicht ganz getilgt werden. Obgleich seine Mädcheninsel bekanntlich vor Friedrich dem Großen Gnade gefunden hat, so ist doch die Runde und Glätte der französischen Lyriker, die er bei seinem langen Aufenthalte in Lothringen und Elsaß lieben und nachahmen lernte, nicht von ihm erreicht; in Hagedorn vollendet sich sein Ideal, mit dem ihm alle Grazien in Deutschland ausgestorben schienen. Wo er sich vollends aus seinen erotischen Gegenständen verirrt in das, was er Balladen, Idyllen u. A. nennt, greift er überall fehl. Am nächsten wird uns der ästhetische Standpunkt dieser Anakreontiker durch Lessing's lyrische Sachen gelegt, und Jedermann weiß, auf wie wenig poetisches Verdienst diese Anspruch machen können. Wie nothwendig es war, daß unserer Sprache auch von Seiten der Gefälligkeit und Anmuth, und nicht allein von Seiten des Ernstes und der Gedrungenheit aufgeholfen wurde, und wie richtig Gleim's Ansicht sein mochte, daß Bacchus und Amor uns eher helfen könnten, als Moses und David, dennoch erhielt die Poesie bei weitem nicht so viel Zuwachs von dieser Seite, als von der entgegengesetzten. Mit ihrem inneren Werthe hätte also diese Lyrik der Grazien den Anfechtungen der Moral und Religion nicht widerstanden, die sie sogleich zu erleiden hatte. Gleim's Schäferwelt wurde in den 40er Jahren in Hamburg öffentlich verbrannt; ein Geistlicher fand, nach Gleim's eigner Erzählung, aus den scherzhaften Liedern heraus, daß der Verfasser weder an Gott noch an die Ewigkeit glaube. Hagedorn selbst wünschte ja, die Anakreontiker möchten die Gottheit nicht höhnen. Sind Ihnen solche be-

111) S. Voß über Götz und Ramler.

kannt? fragte Gleim Bodmern, so will ich sie mit Dithyramben, nicht mit leichten Liedern strafen. Der Pfarrer Götz, der sich am Oberrhein in Gegenden umtrieb, wo alle schönen Wissenschaften verachtet wurden, und auf 16 Stunden Wegs kein Buchladen und keine Bibliothek war, hielt seinen Namen voller Aengstlichkeit vor dem Publikum, und seine Poesien sogar vor Weib und Kind geheim, und wollte nur das Allersittsamste von seinen Freunden herausgeben lassen.

Man sieht schon aus den weiteren Wendungen der Dichtung unserer Anakreontiker, daß sie sich aus diesem Gebiete leicht hätten herausschlagen lassen. Allein sie fußten zugleich auf einer Autorität, an die sie sich eigensinniger anklammerten, die sie auf das Gebiet der Moral und Philosophie herüberleitete, in dem sie sich so sicher wußten, wie die eifrigen Religiosen auf der Gegenseite. Dies war Horaz. An diesem Römer entzückten sich damals, wie wir schon bei den Leipzigern sahen, alle Männer, die in sich edel von Sitte, nach außen anmuthige Geselligkeit und einen erlaubten Genuß und Gebrauch des Lebens suchten, die des närrischen Lehrernstes der deutschen Schule satt, sich an der feinen Ironie und Urbanität des weisen Dichters erholten, dessen Weisheit von eben so viel Freiheit gehoben, dessen Freiheit von eben so viel Anstand und Anmuth gemildert war, als die strenge Zucht in Deutschland vertrug und verlangte. Bei ihm erschien Dichtung und Philosophie am reinsten und edelsten in jenem schwesterlichen Bündniß, das damals jeder suchte; wer ihn nachahmend erreichte, durfte sich schmeicheln, ein philosophischer Lehrer im Gewande der Anmuth, ein gefälliger Dichter in der Würde des Weisen, ein bescheidener Lebemann, bei feinen Hofsitten ohne Anspruch an Größe zu scheinen. Selbst um die Fabel drängte sich daher kaum eine solche Unzahl von Nachahmern wie um ihn. Seine Dichtkunst ward verschiedentlich übersetzt und galt immer mehr als ästhetischer Kanon. Seine Episteln bildete man in freieren Formen besonders in dem späteren halberstädter Kreise um Gleim herum nach. An seinen Oden versuchte sich Alles, was reimen und nicht reimen konnte, wer eine mäßige Gabe hatte, Lektüre zu nutzen, wer ein Paar verworrene

Konstruktionen zusammenbrachte. Man erklärte, verglich und rettete seine Schriften und sein Leben; selbst seine Nachahmer Balde und Sarbiewsky wurden hervorgezogen und nachgeahmt; nur schüchtern glitten Uz und Gleim zuweilen auf Petrarka mit ihrer Begeisterung über. Von den ersten rohen Uebersetzern, den Weidner, Lange, Groschuff, bis zu den Ramler, Mastalier, den beiden Schmidt und den noch späteren, welche Verwandlungen hat dieser Dichter nicht durchmachen müssen! Seit Kloß seine Vindicien und seinen Kommentar schrieb, oder seit Herder's Briefen über Horaz, von wie viel Seiten war der Dichter nicht besprochen und beleuchtet! In Voß's Uebersetzung und in Wieland's, wie sonderbar wechselte er die Kleider! Und wie viele unserer Odisten wurden damals mit dem Ehrennamen des Horaz belegt! Auf Einem blieb er vorzugsweise hängen, nicht weil er die dichterische Form des Originals am besten erreicht hätte, sondern weil er den Kern von seiner Lebensweisheit zuerst am treffendsten aussprach, auf Uz nämlich. Und von ihm fand man aus, daß er sogar in seiner äußeren Gestalt wie in seinem inneren Leben dem Bilde glich, das der römische Dichter von sich selbst entwarf: ein Mann von mittlerer Größe, rundlicher Figur und leicht beweglichem Körper.

Diese Lebensweisheit der anakreontischen Horazianer bildet ihre moralische, für die Zeit wichtigere und für ihre Bedeutung in der Literatur charakteristischere Seite! In Gleim's früheren Liedern spricht sie sich formell mehr als materiell aus; die durchgehende Leichtfertigkeit verkündet die liberale Lebensansicht, die der gellert'schen so sehr entgegensteht: daß Welten voll Jugendlust die allerbesten, daß Feinde der Freude auch Feinde der Tugend seien[112]. In den „Liedern,"

112) Die Seele seiner Moral liegt in den bekannten Versen:

Unschuldige Jugend, dir sei es bewußt, nur Feinde der Tugend sind Feinde der Lust.
Ja Jugend und Freude sind ewig verwandt, es knüpfet sie Beide ein himmlisches Band;
ein reines Gewissen, ein ehrliches Herz macht munter zu Küssen und Tänzen und Scherz.

Diese Stelle steht in den Werken hrsg. v. Körte I. p. 145. Zu einer histo=

wo er uns in die niedern Lebenskreise von Bürgern, Bauern, Bettlern führt, ist Alles von Frühling, Jugend, Wein und Küssen belebt, er führt uns aus der Hirtenwelt in die angrenzenden Sphären unseres wirklichen Lebens, und preist Landleben, Mittelstand, Zufriedenheit, die Mittelpunkte der weisen Bescheidenheit des Horaz. Aehnlich ist es mit Götz[113]; seine Lieder, in denen Herder eine Daktyliothek von lieblichen, zierlich gefaßten Liedern fand, stellen jene Philosophie der Freude und der Gemächlichkeit mehr lyrisch dar, als daß sie sie didaktisch lehren. Auch seine Wünsche gehen die Mittelstraße, auch seine Theorie der Glückseligkeit sucht dieses Ziel durch Bescheidung zu erreichen; das Vergnügen verfolgen, heißt ihm es fliehen, durch bloße Empfindungen zieht man es nach. Im kleinen Dorfpalast macht ihn Zufriedenheit und Ruhe mit keuschem Scherz verschwistert zum König. Auch Uz's Lieder bringen diesen harmlos fröhlichen Sinn zum Anschauen; allein sie gaben auch der nackten Lehre deutlichere Worte, und fanden damit näheren Eingang; sie schlossen sich auch enger und auffallender, als Hagedorn, an Horazens Lehre an. Mit geheimer Zierde, singt er an Horaz, vergnügst du den feineren Geist; sieh auf drei Freunde nieder, die dir flehen; sie glühen, die Muse deiner Lieder in ihrem Reize zu sehen. Dem Meister ähnlich gibt der Schüler zu empfinden, was die Philosophie mühsam lehrt, und gewinnt dadurch den Verstand; er lehrt den Muth und die Standhaftigkeit des Weisen, der das Uebel in Vergnügen verkehrt; Freude, Frieden, Natur und Frühling und die sanften Genüsse stiller Herzen singt er, und die Lust ist ihm wie Horaz der Quell der echten Dichtung[114]. In seiner „Kunst

---

rischen Beurtheilung Gleim's muß man übrigens auf die Originalausgaben zurückgehen, die zum Theil sehr selten geworden sind.

113) Götzens Gedichte sind in der Ausgabe von Ramler 1785 von dessen kritischer Feile zugerichtet, freilich nach des Dichters ausdrücklichem Willen.

114) Uz poetische Werke 1768. I. p. 100.

Horaz trinkt Chier Wein und jauchzt bei seinem Weine,
Sein ewiger Gesang ertönt in Tiburs Haine
Nur an der weisen Wollust Brust. Der Wollust weihe deine Leier
Bloß diese Mutter wahrer Lust Beseelt ein Lied mit echtem Reiz und Feuer –

fröhlich zu sein" ist dieser unschuldige Epikureismus zum System gerundet. Der Glückseligkeit Wesen ist die Lust; die Kunst, sich zu erfreuen, ist für uns die Kunst glücklich zu sein, und diesen Satz hält er in einer Parabel den neuen Andächtlern vor, die diese Kunst nicht kennen. Er lehrt dann das Vergnügen nicht im Sinnlichen suchen, sondern in den reineren Freuden der Tugend und Wahrheit; die Freuden, die sich die Seele denkend schafft, sind die Grazien, die dem Weisen allein lachen, seine Einsamkeit schmücken, seine Muse adeln. Zärtliche sinnliche Gefühle entehren uns nicht; der uns die Sinne gab, will nicht mürrisch die Menschheit zerstören; aber man muß die Lust der Sinne mit Geschmack genießen und mit Fassung entbehren lernen. Diese Standhaftigkeit, die niederen Güter verachten, den Schmerz lindern, den Tod ertragen zu können, wird schließlich sogar mit dem Uebergang in christliche Weisheit gelehrt.

Welche doppelte Thorheit war es von Bodmer und besonders von Wieland, diese fromme Heiterkeit mit fanatischem Eifer zu verfolgen, die noch (1751) im Kriton von ihnen gelobt worden war, und die Wieland in ihrem ganzen Umfang nachher weit ausbildete; welche Thorheit von dem letzeren, diese Dichtung der Grazien zu beschmutzen, die er bald mit komischem Eifer auszuschmücken strebte. Welcher Unsinn, diese Männer mit dem Schimpfnamen von Ungeziefer zu belegen, und sie in Eine Klasse mit den schmutzigen Dichtern der Nachtigall, der Brautnacht[115]) und der unzüchtigen Schäfergedichte (Rost's) zusammenzuwerfen, und mit diesem letzteren zu verdammen, der noch dazu das einzige deutsche Vorbild war, von dem Wieland die Sprache der Schlüpfrigkeit gelernt haben konnte. Nichts hat daher Wieland später so sehr bereut, als diesen Angriff auf Uz, der sein Liebling ward, und nichts hat dieser so übel empfunden und

---

Der Weise kann das Glück betrügen, Auch wahres Uebel fühlt er kaum,
Und macht sich's leicht und macht es zum Vergnügen.

115) S. Rost's vermischte Gedichte. 1769. Die Nachtigall ist in der hier angeführten Sammlung gedruckt und Rost zugeschrieben; sie ist aber von einem anderen, berliner Dichter, eine freie Uebersetzung eines Stückes von Lafontaine.

so lange nachgetragen. In einem poetischen Briefe an Gleim spottet er daher bitter über den schwachen Geist, der die Grazien von dem Parnasse jagen wollte, über den finsteren Kopf, dem Schwermuth Tugend schien und Niemand weise dünkte, als wer immer weint. Auch Uzens Freund, Cronegk, griff Wielanden heftig in seinen Gedichten an. Uebrigens war dieser eben so wie auch Dusch durch Bodmer aufgehetzt, auf den Uz in seinem Sieg des Liebesgottes stichelte. Die züricher Freimüthigen Nachrichten erklärten ihm den Krieg darüber; Dusch, der sich mit den Schweizern setzen wollte, die ihn bisher schlecht behandelt, machte es in seinen vermischten Schriften (1758) nach. Auch ihn fertigte Uz ab und er konnte sich jetzt schon auf die neue berliner und leipziger Kritik berufen, die sich seiner entschieden gegen diese Frömmler annahm, auf die Briefe über den jetzigen Zustand der Literatur von Nicolai, die Bibliothek der schönen Wissenschaften von Weiße und die Literaturbriefe.

Von hier aus nämlich bereitete sich jetzt für die züricher Kritiker dasselbe Schicksal, das sie früher den leipzigern bereitet hatten, und Bodmer zerfiel deßhalb mit Lessing und Weiße, eine Zeitlang auch mit Gleim, und es bildeten sich Gegensätze zwischen Ramler und Sulzer, die vorher in Eintracht gewirkt hatten. Alles waren Folgen dieses Kriegs gegen die Anakreontiker, deren sich Lessing und Weiße in Theorie und Praxis annahmen, und auf deren Seite die berliner Literaturbriefe entschieden gegen die seraphischen Dichter traten. Das verständige Prinzip, das hier von den Redaktoren Abbt, Mendelssohn, Nicolai, Lessing und Ramler gegen die Kopenhagener und Züricher und deren Ueberschwenglichkeit verfochten ward, läßt uns auf eine Art Reaktion gegen die Uebermacht des Empfindungswesens blicken; und dieser Kampf ist ein natürlicher Vorläufer der nachherigen heftigen Streitigkeiten zwischen Nicolai und Lavater. Wie sehr verschieden nämlich die Farbe der neuen preußischen Literatur von der der schweizerischen ist, und wie nothwendig diese Verschiedenheit einen Zusammenstoß herbeiführen mußte, leuchtet auf den ersten Blick ein, den man auf die durchaus trockene und verständige Richtung in Preußen

wirft, nachdem man die reizbare Stimmung in der Schweiz kennen gelernt hat. Stellt man die Erzeugnisse Ramler's gegen Bodmer's, so hat man das sprechendste Beispiel dieses Gegensatzes. Dazu kamen dann die durchaus verschiedenen Verhältnisse. Ein patriotischer Wetteifer in einem monarchisch regierten Volke stellt sich gegen die universellere Nebenbuhlerei der Schweizer. Eine kriegerische große Zeit erhöhte die kräftige Stimmung der preußischen Nation, als gerade die Schweizer eine beschauliche Richtung genommen hatten, und es ist daher sehr bezeichnend, daß sich an Preußen angelehnt vorübergehend die kriegerische Bardendichtung der weichen idyllischen des Geßner entgegenstellte. Wie endlich die republikanische Redefreiheit früher der schweizerischen Kritik Kraft und Nachdruck gegeben hatte, so geschah es mit der berliner, die sich der größten Ungebundenheit zu erfreuen hatte, und Sulzer, der die kritischen Theorien seiner züricher Freunde auf die Spitze stellte, mußte vor den Literaturbriefen weichen. Wie sehr übrigens die empfindsame Stimmung, die durch Klopstock erregt worden war, diese sämmtlichen vorübergehenden kräftigeren Hebungen in der Nation überflügelte, (so weit wie nur immer jener Dichter die Erzeugnisse, die aus diesen hervorgegangen waren), das beweist, daß sich die preußische Dichtung in Halberstadt aus dem frohen anakreontischen Tone in einen süßlich sentimentalen umgestaltete; daß Gleim von den Volksliedern und Kriegsgesängen zu läppischen freundschaftlichen Episteln und zu Halladat zurückging, und auch dadurch mit Bodmer und Klopstock ausgesöhnt ward. Diese Andeutungen nun werden uns den Faden durch unsere nächsten Erörterungen darbieten.

Was zuerst den allgemeinen Charakter preußischer Literatur angeht, so ist schon der Eingang französischer Bildung an dem Hof, die Gründung einer französischen Akademie und einer Zufluchtsstätte für fremde Literaten, die von Seiten des literarischen Geschmacks ganz französische Färbung des sonst so deutschen Charakters Friedrich's des Großen, äußerst bezeichnend für das Verstandeswesen, das die ganze preußische Literatur beherrscht. Was wir von der Poesie des deutschen Nordens überhaupt bemerkt haben, gilt im 17. Jahrh. von der säch-

sisch-schlesischen, im 18. aber von der preußischen um so vorzüglicher, als sie in diesem helleren Jahrhundert umfassender und massenhafter hervortrit, als die sonstige nordische Dichtung bisher. Sie bewegt sich zwischen Musik und Philosophie, zwischen Empfindung und Verstand; einen eigentlichen wahrhaft schöpferischen Dichter von vorstrebender Größe hat Preußen trotz der lebendigsten Theilnahme an unserer neuen Literatur nicht gehabt. Es ist daher eigen, daß kein Dichter und kein Historiker Friedrich den Großen anziehen konnte, daß dagegen Wolf's Philosophie entschiedenen Einfluß auf seine Bildung gehabt hat, und daß er mit deutschen Musikern stets umgeben war. In der Geschichte der preußischen Theologie, einer Wissenschaft, die so entschieden zwischen Empfindung und Verstand sich theilen kann, sind auch diese beiden Gegensätze stets zu finden. Bald nach der Reformation haben wir in Königsberg die empfindungsvollsten Lieder neben den heftigsten und thörichtsten Kontroversen; in den Zeiten, worin wir stehen, finden wir die Pflege kirchlicher Musik neben den Bestrebungen jener Sack und Spalding, Jerusalem und Anderer, die, dem freigeistigen Könige gegenübergestellt, vor Allem trachteten, die Religion „von Unverstand zu säubern und dem gemeinen Menschenverstand begreiflich zu machen," und dies artete nachher in jene dürre Nüchternheit aus, mit der Nicolai und sein Anhang auch jede Erinnerung an einen poetischen Religionsglauben zu tilgen suchten. In den breitesten Zügen des Nationalcharakters wie in den höchsten Kreisen der wissenschaftlichen Kultur treffen wir dies verständige Element vorherrschend. Die ganze süddeutsche schwerfällige Gemüthlichkeit sträubte sich von jeher gegen die Herzlosigkeit des preußischen Witzes und Anekdotenjagens, das in den Späßen der Eckensteher und in den Anekdoten von Friedrich und in den Epigrammen von Wernicke und tausend anderen Aeußerungen gleichmäßig wieder gefunden wird. Männer, die dem menschlichen Leben tiefere Seiten abgewonnen haben, wie Forster und Goethe, haben sich daher übermäßig heftig über die „Entartung der Denkart in Berlin, gegen jenen faden Witz und die jolis riens des geselligen Tons, gegen das peinliche und quä-

lerische der vielfach verbreiteten und zur Schau getragenen Bildung der Berliner" erklärt. Und gegen jene Anfeindungen alles Poetischen, gegen die fade Aufklärerei, die von Berlin und Nicolai ausging, erhob sich seiner Zeit Alles, was von Einbildungskraft einige Begriffe hatte, und in Berlin selbst geschah nachher der Uebergang in das andere Extrem der Hyperpoesie in Tieck, Fouqué, Zach. Werner, Hoffmann, Arnim u. A., wie es immer da geschieht, wo man nicht weiß, was wahre Dichtung ist. Preußen ist durch das, was es in Philosophie und aller Wissenschaftlichkeit geleistet hat, großartig verdient geworden, und steht hier an der Spitze und auf der Höhe der deutschen Leistungen. Sein erster Eintritt in die literarische Verbindung der Welt geschah mit Copernicus! Und in diesen spätern Zeiten hat Preußen die Humboldt und Buch, die Kant, Herder, Forster und hundert Männer des ersten wissenschaftlichen Ranges geboren; es strebte immer, dem übrigen Deutschland seine großen Namen zu entreißen, und ist dadurch der Bildung in Süddeutschland wahrhaft gefährlich geworden, wo seit langeher die Sorge für höhere Bildung nirgends in einer heilbringenden Stetigkeit betrieben worden ist. Die Gebiete aber, in denen die Phantasie zu Hause ist, haben von Preußen wenig Anpflanzung erfahren. Es ist daher bezeichnend genug, daß ein Eingeborner, der sich gegen das derbe Verstandeswesen empörte, der allem logischen Denken und aller Philosophie blind entgegen war, daß Hamann mit seinem Vaterland, mit seinem großen König, mit dem großen Philosophen Königsbergs und mit der Welt in Berlin, das ihm ein Babel war, ganz zerfiel. Eben so eigenthümlich ist es, daß die bedeutendsten Männer aus Preußen hervorgingen, die oft das beste Kunsturtheil, den schärfsten Kunstverstand oder auch die feinste Kunstempfindung hatten, ohne das geringste Schöpfungsvermögen damit zu verbinden. Dahin gehören die unsterblichen Namen Winckelmann's, des jungen Forster's, Wilh. Humboldt's und Herder's, der als ein Zögling der Königsberger angesehen werden darf. Unter ihnen hat Winckelmann selbst den Satz ausgesprochen, daß in einem Lande wie Sparta die Künste nicht Wurzel fassen könnten und, gepflanzt, ent-

arten müßten. In den Zeiten, als sich die deutsche Dichtung selbständig erhob, setzten sich die Nicolai und Hermes gegen die versprechendsten Erscheinungen, und die Romane von Beiden und von Hippel sind mit die charakteristischsten Vertreter preußischer Literatur in jenen Tagen. Als die Literaturbriefe in Berlin als Richter des Geschmacks auftraten, fühlten die Verfasser bald, daß kein dichterisches Vermögen unter ihnen war, und daß sie, wie sie selbst sagten, ihre poetische Blöße zu decken, den einzigen Ramler hätten. Und dies ist eben der rechte und echte Vertreter der damaligen Schule in Berlin, aus der bald genug die Poesie ganz wegflüchtete in einen anderen Zufluchtsort. Gleim, der eine ungemeine Beweglichkeit in die deutsche Literatur brachte, hatte die Poesie aus Halle nach Berlin geführt, aus Meier's Schutz in den des Ramler, er führte sie aber auch bald wieder weg nach Halberstadt, was bezeichnend genug ist, weil er mit der preußischen Verständigkeit einiges niedersächsische Gemüth verband, das ihn nie von Klopstock und dessen Schule ganz trennte. Das Aehnliche hat Goethe in einem spöttischen Tone geäußert, wo er uns von Gleim's Gedichten, die so gut wie vergessen sind, glauben machen will, sie seien dem allgemeinen deutschen Wesen am meisten verwandt. Sie sind, fügt er bei, der Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Gleim kam nämlich nach 1740 aus Halle nach Berlin und Potsdam, und lernte dort zuerst Kleist kennen, der in einem Duell verwundet worden war und krank lag. Die Anekdote ist bekannt, daß Gleim mit der Vorlesung eines seiner scherzhaften Lieder zu der Heilung des Kriegsmannes beigetragen habe, der sich nun entschiedener als vorher der Dichtung widmete und so, neben dem General von Stille, die ersten Funken einer literarischen Kultur in die preußische Offizierwelt trug, die nachher mächtig um sich griff. Auch mit Spalding kam Gleim in Verbindung und mit Karl Wilh. Ramler (aus Colberg 1725—98), den er dem lästigen Studium der Medicin entzog, indem er ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester empfahl. Später brachte er Sulzer nach Berlin, und die erste Frucht dieses Zusammentreffens

waren 1750 die Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, die von Sulzer, Ramler, Sucro u. A. herausgegeben wurden, und dann die Wochenschrift, der Druide. Ramler lehrte seit 1748 an der Kadettenschule, die Friedrich neu eingerichtet hatte, um sein Militär vernünftig zu machen; er trieb bald statt der Logik Geschichte und schöne Literatur, zog einen großen Kreis von Zuhörern an sich, und wirkte nun wie Gottsched und Gellert auf Stil und Geschmack. Alles bezog er in seinen Studien auf Poesie; er hatte ein feines Gehör für Rhythmus schon in seiner Jugend gezeigt, und hatte sich unverhofft schon im 10. Jahre einen Dichter nennen hören. Weiterhin schien er sich ganz zum Dichter geboren; seine Mutter war zur Zeit seiner Empfängniß ins Bad gereist, mehr um der Nachtigallen, als um des Bades willen, wie sie sagte: dies nun war ihm das huldreiche Lächeln der Melpomene über seiner Geburt. In Wahrheit aber war ihm von den Gaben der Musen, des Lyäus und der Aphrodite nichts geworden. Seine Wirksamkeit ist durch nichts so berühmt und berüchtigt, als durch das, wozu ihn eben seine poetische Unfruchtbarkeit antrieb, durch Sammeln von Blumenlesen, durch Kritik der Gedichte seiner Freunde, durch Uebersetzung seines Batteur. Noch spät machte er den Plan zu einem Reimlexikon. Der Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit wurde die Bearbeitung der Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteur (1758), der damals der Lieblingsästhetiker in dem Kreise Cramer's und Schlegel's war, und in Ramler's Uebersetzung eine ganze Zeit lang als Lehrbuch galt. Hier kam noch einmal die französische Technik als griechische zu uns herüber, die Lehre von der Nachahmung ward das Prinzip der Kunst; und obwohl Ramler sich überall als einen Franzosenfeind zeigt, so ist er doch dem französischen Geschmacke aufs stärkste verfallen, und hat auch ihre pathetische Tragödie so gut wie Klopstock für ächte Nachbildung der antiken genommen. Indem er aber bei dieser Arbeit am Batteur die Beispiele aus deutschen Dichtern suchte, fand er so Vieles zu bessern, um vollkommene Muster zu gewinnen, daß er dieses Geschäft der Korrektur nun anfing ins Große zu treiben, das er übrigens auch schon früher

mit Eifer gegen sich und andere ausgeübt hatte. Wenn er in seiner „Werkstatt" saß, so lachte er oft laut und spottete seiner selbst mit lauter Stimme, wenn er heute las, was er gestern geschrieben hatte. Als er (um 1747) Lange's Oden mit Gleim durchging, so zankten „Anakreon und Horaz" halbe Tage um ein Wort, verwarfen eine Zeile und stellten sie her, und „holten ihren Tadel und Lob aus dem Innersten der Philosophie"[116]. In den ersten Rosenjahren dieser poetischen Freundschaft war dies vortrefflich. Damals als Lange und Pyra, Gleim und Jacobi, Lessing mit Ramler oder Moses, Götz mit Uz und Andere mit Anderen in Einerlei Werk als Zwillingsdichter und poetische Oreste und Pylade Arm in Arm gingen, tauschte man friedlich, in demselben kritischen Eifer wie die Bremer Beiträger, seine Arbeiten aus, tadelte und lobte, und nahm das Eine willig auf, und das Andere nicht übel. Ramler war in seinem Lobe karg und ward es immer mehr, je mehr die Anderen ihm ihre Gedichte überließen. Uz nahm seine Verbesserungen mit Freuden an, Götz dankte ihm innig, daß er sich seiner Kinder erbarmte, Kleist, Kuh, Nicolai, die Karschin, Lessing und Weiße ließen ihn in ihren Werkchen gewähren, und es ist keine Frage, daß er mit seinem rhythmischen Feingefühle die altmodischen Unebenheiten oft tilgte, und also unter diesen Poeten eine wahre Autorität war, in einer Zeit, wo (wie Voß mit einem Stich auf Herder sagt) die „dieser besonnenen Dichtung ungünstige Poetik der 70er Jahre noch nicht begonnen hatte, da ein talentvoller Mann kühnen Wurf und ersten Guß in poetischer Prosa zu empfehlen und in prosaischer Poesie auszuüben begann". Geßner hielt Ramler's Kritik nicht aus, und schrieb dann in Bodmer's Schule, der in seiner nachlässigen Nachahmerei der reinste Gegensatz zu Ramler ist; es ist gewiß keine Frage, daß ihm Ramler sehr gut gethan haben würde. Aber hier zeigten sich schon die Gegensätze zwischen Berlin und Zürich. Mit der Zeit ward dann Ramler anmaßender; seine Person ward ganz Ziererei und Eigenliebe; seine Dichtungen sprachen, mit Pin=

116) S. Lange's Sammlung freundsch. und gelehrter Briefe 1769.

dar's Worten, von den goldenen Pfeilen, die ihm im Köcher klirrten; seine Kritik ward schärfer und unduldsamer und machte ihm Feinde. Lichtwer's Fabeln gab er verbessert ohne dessen Vorwissen heraus, was diesem äußerst beschwerlich, obwohl nicht ohne Nutzen war. Weil Mendelssohn ihm seine Psalmen nicht durchzusehen gab, nannte sie Ramler in einem Lobgedichte auf denselben von kälterer Sprache. Weil Gleim weiterhin stets weicher und empfindlicher wurde, die spitzen Ausstellungen Ramler's nicht mehr ertrug, zuletzt nur Bosheit und Herzlosigkeit in seinen Briefen sah, und als jener seiner freundschaftlichen Tyrannei nicht nachgab, ihm aufkündigte, so überging Ramler dafür in seinem Batteux die Kriegslieder mit Schweigen und lobte dafür die schlechten Amazonenlieder des willigeren Weiße. So bildeten sich Gegner, die es dann mit Schadenfreude aufnehmen mochten, als Chodowiecky den todten Kleist im Sarge abbildete, wie ihn Ramler rasirte. Nichts ist charakteristischer für die Poesien dieser Zeit, als wenn man die oft feinen Einzelnheiten der Verbesserungen Ramler's mit seinen eigenen Gedichten im Großen vergleicht. Alles ist hier nachgeahmt und erlernt, schwach und geschmacklos, Alles soll im antiken Kleide erscheinen, und diese „gemachten Gefühle, die aus der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten fließen", die Anlehnung und Abhängigkeit von Horaz hat Ramler auf seinen Schüler Blum (aus Rabenau), bei dem sie Goethe lästig fiel, und auf viel spätere märkische Dichter, wie Stägemann, vererbt. So wie Ramler die kleinen Häuslichkeiten des deutschen Stubenlebens, viel hochtrabender als Voß, in antikem Tone bespricht, die geröstete Frucht des arabischen Kaffeebaumes trinkt, während ein blaues Ambrosiawölkchen die Stirn' umwirbelt, wie er bei Einweihung eines Kamins den Vulkan besingt und bei dem Tod einer Wachtel eine Nänie anstimmt, so meint er mit bloßer Einkleidung in Mythologie und Allegorie poetische Form gewonnen zu haben; und nach jener übeln Sitte, nach der man Friedrich den Großen in eine antike Statue bilden wollte, nach der Ramler's Freund Rode damals die Siege Friedrich's unter der Allegorie der Arbeiten des Herkules darstellte, gab Ramler selbst

damals Denkmünzen an, und führte Orte und Personen unter alten Namen auf: Berlin ist Athen, die Kaserne ein Tempel des Mars, der König Herkules, Daun der östreichische Fabius u. s. f. Seine Oden sind oft ganz über horazische Risse geformt: seine Concordia ist eine Nachahmung von Horazens Ode an das Glück; die an den Arzt folgt der horazischen an den Weinknaben und andere wieder anderen. Seine Uebersetzungen der horazischen Oden sind allerdings von Vielen später benutzt, aber auch von Vielen übertroffen worden. So wie diese schläfrig und selbst metrisch sehr nachlässig sind [117], so haben seine eigenen nichts von der Kühnheit, um die er die Lateiner beneidete, und der Klopstock so keck nachstrebte; seine ganze Kunst besteht darin, daß er lange Perioden in seinem schwierigen Maße in so natürlicher Folge bindet, daß aufgelöst eine einfache Prosa daraus wird [118]. Alles steckt er voll Allegorien, die oft in Dingen gesucht sind, an die kein symbolischer Scharfsinn ohne die breiten Noten jemals gedacht hätte. Und hierin gleicht er den nürnbergischen Emblematikern ganz, daß ihm die Allegorie vielleicht die höchste poetische Kunst zu sein scheint! Dies sagte er in der genannten Zeitschrift, den kritischen Nachrichten, und eben dort wird auch, gerade wie bei jenen Nürnberger bildnerisch-musikalischen Poeten, auf die Feinheiten seiner Oden für A u g' und O h r aufmerksam gemacht. In der Ode an den Granatapfel, der in Berlin gewachsen, liefen die Strophen gegen das Ende schmal zu und spitzten sich wie ein Pfeil, was dem Auge so schön

117) Man darf nur aufschlagen, wo man will. Z. B. vergleiche man mit Voßens Uebersetzung das:

Welch ein Jammer, wenn man weder sich der Liebe Spiel erlauben — u. s. f.

118) Poetische Werke hrsg. v. Göcking. 1800. Zur Probe: I, 211.

Schutzgeist, sitze nächtlich am Haupte junger Gekrönten; zeige diesem den goldenen Fallstrick, den ihm ein Sklav eines benachbarten Königs legte; nimm jenem den Nebel von dem Gesicht, daß er die redlichen Weisen sehe, von denen er lerne, Bündnisse klug schließen und unverrückt halten, Schätze des Staats und seiner Bürger zugleich mehren, den Ueberfluß in die prächtig erweiterten Städte bringen, und Macht, Freiheit und Sicherheit in das völkerbesuchte Land. — Man sieht wohl, dies ist Prosa, die nicht einmal rhetorisch sich versteigt, und nun darf man nur das Versmaß abtheilen; es ist keine Sylbe verändert.

dünke als dem Ohr wohlklinge! Es seien darin Verse, die gleichsam Kränze flöchten, oder wie der Sturmwind eilten. Nicht leicht fänden sich darin drei Konsonanten hinter einander, kein Reim zweimal, kein Hiatus, nicht einmal zwischen zwei Versen. Dies letztere hängt wieder mit Ramler's musikalischem Gehöre zusammen. Auch Er nämlich sucht wie Klopstock im Horaz die musikalische Seite, die Ode, nicht wie Uz die moralische, die Epistel und Satire. Er ist eben hierin so eigenthümlich, daß sich Musik und Kritik, Gefühl und Verstandesdürre so nah bei ihm berühren. Er hatte den Vortheil mit Graun und Krause in Verbindung zu stehen, er vollendete für jenen den Tod Jesu, den die Prinzessin Amalie angefangen hatte, und übersetzte für eben diese das Alexanderfest von Dryden. Auch hat Graun Schlacht- und Loblieder von ihm gesetzt, und mit Krause, der das erste Werk in Deutschland über musikalische Poesie geschrieben, machte er den ersten Versuch, für den geselligen Gesang zu wirken; sie gaben 1758 zwei Hefte Lieder heraus, mit leichten Kompositionen von beiden Graun, Quantz u. A. So hat er viele andere Kantaten, Operetten, Singspiele und Gelegenheitsstücke geschrieben, und er ist neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardischen Dichter, die von großen Persönlichkeiten angefeuert wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die sich von denen des 17. Jahrhs. nur durch bessere Objekte und poetische Gabe unterscheiden. Und so findet sich denn Manches bei ihm zusammen, was an die ersten preußischen Dichter Dach und Albert zurückerinnert.

Ramler war schon in den Bremer Beiträgen sehr frühe aufgetreten; er producirte aber wenig, wie die Freunde des hallischen Bundes auch, und so stand die preußische Dichtung langehin still. Kaum ließ Gleim einige Lieder und Fabeln ausgehen und auch sein und Ramler's Freund Christ. Ewald von Kleist (aus Pommern 1715—59) dichtete wenig und ohne großen Beruf. Er hatte schon in seiner Jugend gereimt, und sein Talent bescheiden an Stöckel und Gottsched gebildet, deren er sich auch gegen Gleim noch annahm; die Spuren des schlesischen Geschmacks trug er unverkennbar an sich. Gleim trieb

die Dichterkraft in ihm zur Reife, auch Lessing spornte ihn zu Epen und Tragödien, die er mit Widerstreben schrieb; in Einem Nu war er mit der ganzen dichtenden Welt in Verbindung und ward nun mit in den Strudel gerissen. Was ihn zum Dichter machte, war derselbe Hang zur Einsamkeit, den Klopstock trug, Noth, unglückliche Liebe und eine krankhafte Anlage, die sein freies und selbst unbändiges Gemüth drückte, ein ganz edles goldenes Herz, und jenes musikalische Feingehör, das Klopstock und Ramler eigen war. Aus dieser letzten Eigenschaft floß sein Vertrauen zu Ramler, den er in seinem Frühling schalten ließ, auch wenn ihm das Herz dabei weh that; und seine Achtung vor Klopstock, nach dessen Messias er erst an eine deutsche Dichtung glaubte. Sein Geschmack bestimmt sich ganz nach dieser Eigenschaft. So liebte er die Naturdichtungen von Zachariä und Uz, aber die geschmacklosen Malereien von Zwiebeln und Meerrettig bei dem Einen mißfielen ihm, und die vielen Lorbeerwälder bei dem Andern: Hauen Sie doch ein wenig aus, schreibt er an Gleim; und rupfen sie auch den Majoran weg, der besser in eine schöne Wurst als in ein Gedicht paßt. Dies sind eben die Verbesserungen, die auch Ramler zu machen hatte, dem immer der würdevolle Klang antiker Poesie das Ohr rein und ekel hielt. Eben mit diesem musikalischen Maßstabe richtet sich Kleist gegen Uzens lateinische Prosodie: man muß bei uns das Silbenmaß blos nach dem Gehöre richten, sagt er, und ich weiß nicht, was Uz mit seinen reinen Daktylen will. Laßt unsere Nachkommen sich aus uns eine deutsche Prosodie machen, wie die lateinischen Grammatiker die Prosodie aus den Autoren zogen, nicht diese aus jenen[119]. Ganz so ist nun auch sein Frühling, (eigentlich die Landlust), das berühmteste seiner Gedichte (1747)[120], eine musikalische Dichtung. Ein unverdorbenes Naturkind führt uns, wie Brockes, zur lebendigen Empfänglichkeit für die Reize der Natur und ohne das Systembuch in der Hand zu haben wie jener, oder das Schnupftuch wie Geßner. Dem durchaus kräftigen Chararakter folgen wir noch

119) Kleist's Werke hrsg. v. Körte 1803. I. 20.

120) Zuerst gedruckt Berlin 1749.

einmal so gern, wenn er uns die Reihe seiner Naturbilder zeigend vorführt, und lauschen ohne das Gefühl der Mattigkeit seinen Empfindungen und den ergreifenden Klagen seiner Sehnsucht nach der Geliebten und den Freunden, nach Ruhe und Dichtung, die in einer nach Reinheit, Reichthum und Hoheit ringenden Sprache vorgetragen sind. Auf dieser Einen schöneren Seite ganz Empfindung wie Klopstock, ist er aber auf einer andern oft blos wieder Gedanke und vereinzelte Anschauung wie Ramler. Wir haben kein erschöpfenderes Urtheil als Schiller's über ihn. Die Reflexion, sagt er, stört ihm das geheime Werk der Empfindung. Seine Phantasie ist thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, spielend als schaffend, unruhig fortschreitend, als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Ganzen zu gestalten. So lang er blos lyrisch dichtet und blos bei landschaftlichen Gemälden weilt (wie im Frühling), läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürliche Beschaffenheit des Stoffes diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Der Fehler wird aber allzu merklich, wenn er sich wie in (dem epischen) Cissides und Paches, und in dem (dramatischen) Seneca herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstande hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager, und bis zum Unerträglichen frostig; ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne inneren Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen, wie denn dem verwandten Thomson die gleiche Menschlichkeit begegnet ist. — Dieses streng scheinende Urtheil ist nicht um einen Zug übertrieben.

Kleist ist in seiner Landlust ganz von dem elegisch sentimentalen Geiste beherrscht, der in Klopstock's Dichtungen liegt, er ist auf dem idyllisch malerischen Gebiete der Brockes und Geßner, er sehnt sich wehmüthig nach Friede und Muße, er verflucht die Kriege und läßt den

Eroberer Alexander wie einen armen Sünder klagen. Aber nun bricht der siebenjährige Krieg aus, und in dem kernigen Manne, in dem die Kraft seiner Jugend sammt ihrem Leichtsinn bisher geschlummert hatte, brach die alte Ehrsucht und kriegerische Natur wieder durch. Aus Noth und Niedrigkeit herausstrebend nährte er seinen Ruhm und seine Schlachtbegierde, vergaß über Thaten und Krieg die Freunde und die lyrische Dichtung, versuchte es mit dem epischen Stücke Cessides und Paches, das Glover's Leonidas anregte, das die Kriegslust, nicht mehr die Landlust eingab; er vertheidigte jetzt den Krieg und redete nun vom Alexander anders als wenige Jahre vorher. Der Tod fürs Vaterland ward das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens [121]). Er starb 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf nach einer denkwürdigen Tapferkeit den wahren Tod eines Helden. Sein Fall erschütterte seine Freunde Gleim und Lessing aufs heftigste; diese seine Tapferkeit gewann der deutschen Dichtung und Literatur weit mehr die Herzen des preußischen Heeres und Volkes, als es je seine Poesien vermocht hatten, die er bei Lebzeiten vor seinen Kameraden sorgfältig versteckte; auf dem Grabe des kriegerischen Sängers ließ Kretschmann den Bardengesang erschallen, der eigentlich die ganze Bardendichtung hervorrief.

Wie dieses Eine Ereigniß, so machte der ganze siebenjährige Krieg eine schlagartige Wirkung in Deutschland. Es trat nicht nur diese Eine Persönlichkeit in einem poetischen Glanze hervor, auch auf viele andere hatte die kräftige Stimmung dieser Jahre einen entschiedenen vortheilhaften Einfluß, und hier müssen die Keime gesucht werden zu jenen jungen Charakteren der 70er Jahre, die mit einer neuen Kühnheit unsere alte Literatur erschütterten. Der kriegerische Ton der Literaturbriefe, die gerade in die Jahre des Kriegs fallen, der erobernde

---

121) In Cissides und Paches schrieb er sich selbst diese Inschrift auf sein Denkmal:

> Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
> Verehrung werth! wie gern sterb ich ihn auch
> Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.

Ungestüm Lessing's, mit dem er alle hergebrachten Gattungen angriff, sind von den Einwirkungen der Zeitverhältnisse nicht frei. Das peinigende Gefühl gedrückter Verhältnisse und dürftigen Lebens, das sich gleichmäßig in den Lessing, Kleist und Winckelmann regte, erhielt hier neue Nahrung, und ihre Strebsamkeit neuen Schwung. Ein gewaltsameres Treiben, eine Hast der Gefühle und Leidenschaften, ein rascherer Umschwung kühnerer Ideen und Ansichten durchdrang die Nation. Es kam in die Lebensschicksale eben dieser Männer und Anderer eine neue Bewegung, und wieder in Andere ein poetischer Anstrich, der in dem Geschlechte neue Empfänglichkeit für die Dichtung der Leidenschaft und Handlung anregen mußte. Eine unbestimmte Unruhe faßte die Menschen, und riß sie hier zur Größe, hier ins Verderben. Der Freiherr von der Trenk ist das bekannteste der mannichfachen Beispiele, die sich hier anführen ließen. Ein Freund Kleist's, der Epigrammatist Fr. Ewald aus Spandau, Auditeur in Prinz Heinrich's Regiment, forderte in dem ersten Jahr des letzten Feldzugs seinen Abschied, ging an den Hof der Landgräfin von Darmstadt, ward von Liebe berückt und entlassen, trieb sich nun in aller Welt um, fiel in Rom Winckelmann zur Last, soll dann in Livorno gebettelt haben, und in Afrika gestorben sein. Friedrich selbst hatte sich in einer gedrückten Jugend frei erhalten müssen; er war unter Umständen aufgewachsen, denen sonst kein Regent unterworfen zu sein pflegt; auf seiner Jugendgeschichte ruht ein Strahl jener Freundschaftsschwärmerei, auf seinem ganzen Leben der Zug des allgemeinen Bildungstriebes, in seiner Seele jener wetteifernde Ehrgeiz, was Alles die ganze Zeit mit ihm theilte. Nun kamen jene Thaten hinzu, die dem philosophischen Helden die Bewunderung der Welt verschafften; sie gaben seinen patriotischen Dichtern einen Gegenstand der Bewunderung, einen Anstoß der Begeisterung und der Poesie „die Ereignisse der Völker, das Menschlichste, auf dem sie ruhen konnte." Gleim war durch die stete Verbindung mit Kleist mitten in die Kriegsereignisse versetzt; der gleiche Enthusiasmus des Freundes für den Freund, des Unterthans für den König, des Patrioten für das Vater-

land begeisterte ihn zu den Liedern des preußischen Grenadiers (1756. 57.), die sonst seiner Natur sehr abgelegen hätten. Der glückliche Anschluß an die Begebenheiten des Tages, die Maske, unter der der gelehrte Dichter eine Weile verborgen blieb, die Aufregung und Theilnahme an den öffentlichen Dingen schafften diesen Liedern allgemeinen Beifall. Nicht allein Weiße ahmte sie in den Amazonenliedern, Lavater in den Schweizerliedern, Willamov in russischen Kriegsliedern und Andere anders nach, auch Lessing übersah es, daß der Patriot darin den Dichter überschrie, und Herder sogar meinte, sie hätten mehr Anspruch auf Unsterblichkeit als die Kriegslieder des Tyrtäus. Goethe hat mit Recht darauf hingedeutet, wie überraschend diese frisch aus dem Leben gegriffenen, originalen Stücke gegen die platte, nachgeahmte Dichtung der früheren Jahre abstechen mußten; und Lessing, der in seiner empfehlenden Begleitschaft aufs feinste die Fehler dieser Lieder bezeichnete, verbat sich jedoch mit Recht den französischen Maßstab, und verglich den Dichter mit den alten Barden. Bald hieß er im ganzen Reiche nicht mehr anders, und der gräcisirende Ramler sogar gab sich selbst den Ehrentitel des brennischen Barden. Lessing's Philotas war ganz von dem kriegerischen Geiste der Zeit eingegeben, und ihn setzte Gleim in frischester Wärme in Jamben um. Die Minna von Barnhelm nannte Goethe von unberechenbarer Wirkung, das erste Werk, das den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der blos literarischen und bürgerlichen eröffnete, in der sich die Dichtkunst bisher bewegte. Ramler ist dort fast am vorzüglichsten, wo er gehoben durch Friedrich's Größe die Sänger Heinrich's und Ludwig's ganze Zunft hinter sich zu lassen hoffte. Willamov's pindarische Lyrik und Denis' und Mastalier's Oden trugen den von ihm und Gleim angestimmten Ton nach Petersburg und Wien, und sangen Katharine, Maria Theresia und Joseph, wie Klopstock seine dänischen Könige feierte. Die Karschin gehört ganz hierher; ihre Natur hatte sie zur Dichterin gemacht, aber die Siege des Königs gaben ihrer Dichtung ein neues Gepräge, sie schloß sich an Gleim und Ramler mit ihren Ehrengesängen an. Wie bei Kleist

der Fall war, so brachte ihr Leben entschieden mehr poetische Elemente mit als ihre Dichtung. Ein schlesisches Bauernmädchen [122], die mit 13 Jahren die Rinder weidete, mit einem Hirtenknaben Volksbücher las und sich aus der schönen Melusine Ritterideale bildete und Naturlieder dichtete, die dann mehrmals unglücklich verheirathet und ins tiefste Elend gebracht war, endlich durch Gelegenheitspoesien bekannt und nach Berlin gebracht ward, wo sie in die erste Gesellschaft gezogen, am Hofe empfangen, in Verbindung mit den größten Literaten gesetzt, als deutsche Sappho begrüßt ward, eine solche Erscheinung war wohl für die neuigkeitssüchtige Welt reizend genug [123]. Es schien, als ob Preußen neben dem würdigen Stoffe dieser Jahre auch Anekdoten und Sonderbarkeiten zur deutschen Literatur hätte liefern wollen, mehr als würdige Dichtungen. War es nicht sonderbar genug, daß ein Wiener, ein Jesuit, den preußischen König besang, der freilich die Jesuiten lobte, seitdem sie die Welt verfolgte? Und war es nicht ganz etwas Neues, der sibyllinische Ton, in dem sich der Magus in Königsberg zuweilen vernehmen ließ? Und in Berlin haben wir bald einen Buchhändler, der den literarischen Mäcenas machte, und einen Juden, der sich zwischen Komptoirgeschäfte und sokratische Philosophie theilte. Ueberall wo neue Ideen in Schwung kommen, beobachtet man, wie auch heute in politisch-moralischer Beziehung, daß Juden und Frauen kraft ihrer leichteren Erreglichkeit gerne mit thätig sind. Moses Mendelssohn sammelte einen ganzen Kreis jüdischer Literaten um sich, die Gumperz, Friedländer, Salomon Maimon u. A., in Königsberg Euchel, in Breslau Ephraim Kuh (1731—90) [124]. Noch dieser letztere gehört mit seinen Schicksalen als Seitenstück neben Ewald. Leichtsinn und Gutmüthigkeit brachte ihn um sein Vermögen, falsche Empfindlichkeit um seine Versorgung, mit den Trümmern sei-

122) Eine spätere Landsmännin der Karsch, eine ähnliche Naturdichterin, aber bescheidener und glücklicher war die Webersfrau Schubert in Würgsdorf, deren Gedichte 1811 bekannt wurden.

123) Ihr Leben ist in der Ausgabe ihrer Gedichte, von ihrer Tochter von Klencke. 1792. Vgl. noch Heinze, A. L. Karschin. Anclam 1866.

124) Kayserling. der Dichter Ephraim Kuh. Berlin 1864.

nes Besitzes durchreiste er in hypochonderer Stimmung die Welt, die Leibzölle reizten seinen Menschenhaß, Armuth und zerrüttete Nerven, Unmäßigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung, dazu die Plackereien von orthodoxen Glaubensgenossen und christlichen Freunden trieben ihn zum Wahnsinn [125]).

In dieser flüchtigen Skizze von dem, was Preußen und sein König und seine Geschichte unmittelbarer auf die deutsche Literatur wirkten, mischt sich Großes und Kleines, und Scherz und Ernst. Ist es aber auch nicht ein Spott, ein Volk zu sehen, in dem für Thatengröße und Völkerschicksale so wenig Sinn liegt, daß in der Zeit der größten dichterischen Erregung eine Erscheinung, wie dieser ruhmreiche schlesische Krieg nichts Wichtigeres hervorruft, als jene sogenannte Bardendichtung, die so flüchtig vorbeiging und so hohl und bedeutungslos geblieben ist, wie ihr Gegensatz, die Idyllendichtung jener Zeit? Geht man nämlich dieser Bardenpoesie auf den Grund, so ist sie auf der einen Seite nichts als eine erneute Hofpoesie, wie sie die Besser, Canitz, Heräus und Pietsch betrieben hatten. Nur die größeren Personen, um die sich das Lob dreht, und nur die gehobnere Sprache und Form der Poesie, die Herstellung eines ächteren Odenstils, gibt dieser Poesie ein klein wenig mehr Werth. Wie voll in Gleim's Liedern Alles von seiner Bewunderung des Königs ist, ist bekannt; sein Enthusiasmus litt hier wie in der Freundschaft keine Lauheit, er konnte sich gegen Klopstock und seinen Waffenträger Cramer erboßen, die stets auf den kriegerischen Friedrich Ausfälle thaten, und dafür ihren Christian in den Himmel erhoben, der das Papier zum Messias geschenkt hätte. Aller seiner Freunde Ver-

---

125) Seine von Ramler durchgesehenen hinterlassenen Gedichte (1792) sind nur als Abbild des Verfassers merkwürdig. Sein Zorn gegen die intolerante Christenschaft, seine freie Religionsansicht, getäuschte Freundschaft, Geringschätzung des Geldes, Alles drückt sich in diesen Epigrammen aus, die übrigens meist auf den gewöhnlichen Schlag sind, und nur durch anakreontische Tändeleien und Madrigale, die eingestreut sind, etwas Besonderes haben. Diese Gattung kleiner Spielereien, die weit besser sind als das Aehnliche bei Gleim, fällt desto mehr auf, da er sie meist in dem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft machte.

sammlung war ihm wohl nicht so viel als die Eine Unterredung, die er spät bei dem König erlangte, und die ganze Gallerie ihrer Bildnisse wog ihm schwerlich den Hut des alten Fritz auf, der ihm nach dessen Tod für seine Unterthanen-Schwärmerei geschenkt ward. Mehr als an seine mehr popularen Lobsprüche lehnen sich an Ramler's Oden die übrigen Fürstendichter an. Anna Louise Karsch (aus Schlesien 1722—91) hatte in ihrer frühesten Zeit die schlesische Dichtung gleichsam wieder zu ihren ersten Anfängen zurückgeführt, zur Gelegenheitspoesie. Lieder von Franken hatte ihrer poetischen Anlage die erste Richtung gegeben. In allen ihren Gedichten ist höchstens das von einigem Interesse, wo sie anspruchslos auf die Vergangenheit zurückblickt. Das übrige ist nichts als die platteste Gelegenheitspoesie, und dies ist überall das weite Gemeinsame der damaligen preußischen Dichtung, daß sie nichts thut als das gemeine Leben in Verse oder Romane tragen. Die vertretende Gattung in dem halberstädter Kreise ist daher die poetische Epistel, die sich ganz an die Wirklichkeit und gewöhnliche Personen und Dinge des Lebens schließt. Auch sie ist von der Karschin behandelt worden, als sie mit den Halberstädtern in Verbindung trat. Kaum werden einige ihrer Hof- und Gratulationspoesien in ihren besten Zeiten von 1741—8 durch größere Gegenstände, wie durch des Königs Persönlichkeit, gehoben; sonst ist es ergötzlich genug, ihre gereimten Danksagungen an die Hofbauadministration und andere Wohlthäter zu lesen [126]. Wunderbar streitet sich in ihren Sachen diese dürftige Prosa mit dem altschlesischen Pompe, den sie mitbrachte, und dem sappho-griechischen Anstrich, den ihr Ramler zu geben suchte. Am verwandtesten mit Ramler steht in dieser Reihe J. Gottlob Willamov (aus Morungen 1736—77),

---

126) In der von Gleim besorgten Ausgabe ihrer Gedichte. 1764 fängt ihr Dankgedicht für ein Paar Oefen so an:

Vergebung von der königlichen Administration bitt ich,
Weil auch des Winters Länge Sich so nach und nach hinweg geschlichen,
Eh die dankbare Karschin sich Mit großem Dank hat abgefunden
Für ein Paar Oefchen ihr geschenkt! u. s. f.

der durch seine Fabeln uns bekannter geblieben ist, als durch seine Oden, Enkomien und Dithyramben, die dagegen in jenen Jahren des Krieges, da die ersten entstanden, angesehener waren und ihm den Namen des deutschen Pindar eintrugen. Nicht allein Friedrich und Berlin sind die Gegenstände seiner Preisgesänge, sondern, da er später nach Petersburg kam, auch Katharina, Peter, Sobiesky und Petersburg. Schon Herder, der seinen Landsmann so viel nur möglich schonte und bei dem es eine Art Ehrgeiz schien, ihr „gemeinsames verschrieenes Böotien in besseren Ruf zu bringen", hat angedeutet, welche ungeheure Kluft die heutigen Verhältnisse von dieser hochgehenden Form trennt, die nur in jener schrankenlosen Sprache, jener Sinnlichkeit und Bilderwelt der Alten, unter bacchischen Gegenständen und Tänzen möglich war. Willamov verspräche Dithyramben auf dem Titel, in der Vorrede nur halb, im Buch seien gar keine. Es sei nur eine Sammlung von unnatürlichen Ausrufungen bei allerhand Gelegenheiten, kein brennendes, nur blendendes Feuer; ein Hüpfen und ruckweises Fliegen, nirgends der gewaltige Zug des Pindar; der Sänger spiele auf einer Pfeife von dritthalb Tönen. Ganz eigen berührt es, wenn der hellenistische Dichter, der selbst griechische Verse gemacht hat, auf höherem Kothurn als Ramler das Gemeine aus den Strophen verbannt und sein Lied singt, „das dem Unwissenden abenteuerlich, aber verständlich ist den Söhnen griechischer Musen, die ein wohlthätiger Lichtstrahl getränkt und Götterbekanntschaft ihrer schaffenden Seele eingepflanzt hat", und wenn auch Er dabei auf die widerlichsten Gegenstände fällt, z. B. auf die Genesung ihrer kaiserlichen Majestät von Einimpfung der Blattern, und mit einer solchen bloßen Ueberschrift alle Gedanken der Erhabenheit dämpft. Auch auf die dritte Hauptstadt in Osten, nach Wien, ging die Wiederbelebung dieser fürstlichen Ehrenlieder über; wie Joseph nicht hinter Friedrich, so wollten die Verehrer des Ersteren nicht hinter denen des Letzteren zurückbleiben. Unverkennbar ist in Michael Denis (aus Schärding 1729 – 1800) derselbe Humanismus wie in Joseph,

und die gleiche Ehrbegierde und Eifersucht gegen Preußen [127]), und wie Joseph dem Friedrich, so beut er die Freundeshand den Gleim und Klopstock, die den Feind seines Landes besangen, oder eines andern Glaubens waren. Bei Denis sind die Bardengesänge auf Maria Theresia, auf Joseph und andere ausgezeichnete Persönlichkeiten in Oesterreich mehr Gemüthssache und von Empfindungen voll; der Barde streitet sich in ihm mit dem Poeten, der Natur- mit dem Kunstdichter, doch herrscht in diesem Theile seiner Gedichte Horaz vor, und bei seinem Schüler Mastalier ist der antike Dichter wieder ausschließliches Muster.

Es liegt durchaus in der Natur der Dinge, daß eine epische, handelnde Zeit auch epische Dichtungen anregt, allein wie diese wenigen Kriegsjahre nur ein Bruchstück einer solchen Zeit waren, so ward es auch unsere epische Dichtung; wie sich in dem Helden Kriegslust und Philosophie stritten, so im Jahrhundert, und überall zeigte sich das Wissen und Lernen mächtiger als das Handeln und Wirken. Der ganze deutsche Volkscharakter aber und die weichliche Stimmung der Zeit kam hinzu, uns im Keim die epische Dichtung zu zerstören, und sie auf der Einen Seite nach der Musik, auf der andern nach der Philosophie hin abzulenken. Ein Volk, das nicht gewöhnt ist, sich selbst handelnd zu sehen, auf Thaten zu halten und einen Werth auf den Ruhm des Kriegs zu legen, ein solches Volk verzichtet leicht auf die Dichtung, die Thaten und Handlungen Denkmale setzt. Es war daher zufrieden, daß Friedrich den Ruhm des Kriegs allein erntete. Man hatte in Deutschland lange her, so lange der Absolutismus herrschte, unter Heldengedichten weit weniger epische Gedichte als

127) Lieder Sined's des Barden hrsg. 1772 p. 127.

Müßig brütender Witz, lustiges Wortgezänk,
nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,
scholl vom lärmenden Saale
wahngetäuschter Druiden aus.
Deinen Barden erzürnt, war der Gesänge Geist,
war das ächte Gefühl, Donau, von dir entflohn,
zu den Quaden und Sachsen,
zu den Katten und Brennen hin u. s.

fürstliche Ehrengesänge verstanden. Und so geschah es jetzt wieder, nur daß man es deutschthümlich Bardengesänge nannte, die doch wohl eben so gut wie heroische Gedichte epischen Inhalts sein sollten. Wie dürftig Kleist's Versuche zu eigentlich epischen Gedichten ausfielen, haben wir oben gehört; wie Wieland in diesen Jahren in allen Bestrebungen nach der Höhe der epischen Poesie abglitt, werden wir unten erfahren. Daß nur der kriegerische kräftige Sinn in Lessing's Philotas Wurzel gegriffen hätte, daran war gar nicht zu denken. Löwen z. B. ahmte gleich das Stück nach, d. h. er suchte sich eine griechische Anekdote, die sich aber um eine elende Liebesgeschichte drehte. Wer auch am Ende von den Ereignissen der Tage sich zu einem etwas kräftigeren Sinne aufraffte, der fußte, wo er sich zu poetischen Erzeugnissen verstieg, nicht auf der Gegenwart wie Lessing in der Minna oder Gleim in den Kriegsliedern, sondern zog sich ins teutonische Alterthum zurück. Lessing selbst hatte Gleim's Geschäft mit dem der alten Barden verglichen, und wie verschieden auch die Bardendichtung, die sich jetzt an ihn anschloß, von seinen Grenadierliedern war, doch galt er als eine Hauptquelle dieser Poesie, der aber alsobald ein viel mächtigerer Seitenstrom eine ganz andere Richtung gab.

Hier nämlich wollte das Geschick, das sich mit dem empfindsamen Hang des Zeitalters verschworen zu haben, und selbst Wunder aufzubieten schien, um ja nicht eine kräftigere Sinnesart bei uns überhand nehmen zu lassen, das Geschick wollte, daß gerade in den Zeiten der kriegerischen Wärme, im Jahre 1764 „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst", und das Heldengedicht „Fingal" uns den Ossian nach Deutschland brachten, eine Erscheinung, die für unsere Poesie gerade so wunderbar wichtig war, wie daß das Schicksal dem in Winckelmann neu erwachenden Kunstsinn mit der Aufgrabung von Pompeji entgegenkam. Wir haben oben gehört, wie schon Klopstock aus sich den Ton dieser nordischen Dichtung getroffen, und wie viele elegische Empfindung für Natur und Einsamkeit Alles vorbereitet hatte, um diesem Sänger die begeistertste Aufnahme bei uns zu verschaffen. Die Neuheit der Sache und der thörichte Streit über die

Aechtheit dieser Gesänge reizten schon äußerlich die Neugierde [128]); aber weit überwog diese die süße Bewunderung, die sich des ganzen Geschlechts bemächtigte, das soviel Zuneigung zeigte zu diesen Naturmalereien, zu diesen idyllischen Scenen, dieser Wehmuth und Sehnsucht, die hier untergegangenen Welten nachseufzt. Hier war gerade so viele oder wenige, geringe und einförmige Menschheit, daß sie den Empfindungen breiten Raum gab, und nicht mehr epische Erzählung, als sich über dem musikalischen Eindruck vergessen ließ. Wie formlos und des Zusammenhangs entbehrend, wie unplastisch und zerrissen diese Gemälde dalagen, fühlte man damals nicht, wo der poetische Sinn durchaus noch für keinen Ueberblick großer Verhältnisse geschärft war. Man setzte Ossian über Homer, weil er mehr Herz und Gemüth zeigte, weil er Kraft und Empfindsamkeit paarte, weil die bis zum Erhabenen edlen Charaktere mehr als die menschlichen des Homer dem kleinen Menschenstolz der Pedanten schmeichelten, die von Welt und Menschheit keinen Begriff hatten. Daher ergriff der neue Dichter nicht allein die Goethe, Klopstock und Herder, sondern auch die Denis und Kretschmann, die Bodmer und Sulzer. Wer sich am prosaischsten fühlte, durfte hoffen, seine dürftigen Gedanken am wirksamsten mit den verschwimmenden Tönen dieser musikalischen Prosa zu verhehlen, oder seine poetische Blöße mit dem bauschigen Gewande der nordischen Mythologie zu bedecken. Gerade dieser kam Ossian wie gerufen zu Hülfe. Klopstock hatte sie bereits eingeführt, der Professor Gottfried Schütze hatte schon 1758 in seiner „Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bei den alten griechischen und römischen, und nordischen und deutschen Dichtern“ nachdrücklich auf sie hingewiesen, Gerstenberg folgte nachher zuerst. Aber weder diese Autoritäten, noch die späteren Bemühungen der Gräter, Karl von Münchhausen u. A. wollten etwas verfangen; die Welt zeigte nicht die

128) Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich hier von Ossian in dem Tone rede, in dem ihn die Zeit damals empfing. Soll sich der Streit in unsern Tagen noch einmal erneuern? S. Talvj, die Unächtheit der Lieder Ossian's. 1840. und Patric M'Gregor, the genuine remains of Ossian etc. Lond. 1841.

Anlage aus ihrer Fremdheit heraus uns nahe zu treten. Doch schien für die vaterländische Dichtung, die Klopstock im Auge hatte, durch Ossian neue Nahrung zu kommen. Die Bardendichter setzten sich, wie Kretschmann, entschieden gegen die antikisirende Poesie und die neuen Horaze; sie empfahlen den Gebrauch der alten und veralteten Volkssprache, sie wollten die Bardenpoesie brauchen, um den Vorwurf, daß wir keine Nationalität hätten, von uns abzuwenden; sie setzten das Feuer der Empfindung und Leidenschaft in diesen alten Naturdichtern gegen die leichte Wasserblase des französischen Witzes. Der Bardenname fing an eine Ehre zu werden; wie Gleim und Ramler Alles gräcisirten, so teutonisirten diese alle Verhältnisse und Personen: Klopstock hieß Werdomar, Kretschmann Rhingulph, Denis Sined; Gleim war der Bardenführer der Brennenheere, Ramler Friedrich's Barde, Weiße der Oberbarde der Pleiße. Einer der frühesten Gesänge in Ossian's Ton war Kretschmann's Rhingulph, fünf Lieder über die Varusschlacht, und die Klage; an sie schloß sich gleich Klopstock's Hermannsschlacht (1769) an, deren Widmung an Joseph allgemein mit patriotischen Begeisterungen füllte. Gleim begrüßte dafür den göttlichen Sänger und wünschte Kaiser zu sein, um dieses Bardiet aufführen zu lassen mit den Kosten des peloponnesischen Kriegs: eine Million für die Probe! Allein alle diese Dinge hatten keinen Körper und für das Volk in keinerlei Weise einen Reiz. Die Verbindung mit dem Norden brachte uns das Unheil, daß man uns mit Gewalt in die teutonische Urzeit zurückzaubern wollte; es war als stecke jener Boden mit dieser Manie an, denn so hatte schon Schlegel in Kopenhagen einen Hermann gedichtet und der Kapellmeister Scheibe daselbst ein Singspiel Thusnelde (1749). Man setzt uns hier in eine Welt zurück und unter Figuren, die nur aus Fülle der Körperkraft handeln und gegen Nöthigungen, uns, die wir mit Geisteskräften und nach Grundsätzen uns bewegen; wir hatten so wenig Verhältniß zu diesen kriegerischen Gestalten, wie zu den friedlichen der geßner'schen Idylle. Das hat Goethe bei der Wahl seines Götz ganz vortrefflich gefühlt, daß *unsere* Urzeit in der Reformationsperiode zu suchen ist,

wo körperliche und geistige Kräfte nebeneinander, die leidenschaftliche physische Gewalt eines Urgeschlechts neben den Anfängen jener Kultur liegt, an deren Vollendung wir noch arbeiten [129]. Noch dazu ist uns jene frühere Welt durch geschichtliche Ueberlieferung nicht klar; es gelang aber diesen Dichtern nicht, mit zweckmäßigen Handlungen diese Faßlichkeit in der Poesie herzustellen durch die Kraft der Phantasie. In Klopstock's bardischer Trilogie von Hermann reden die Helden immer von ihren Thaten, von denen man nichts sieht, in großwortigem Pompe; sie machen, hat man gesagt, so viele Worte davon, daß sie wenig Worte machen. Ihre Redeweise dazu ist eine ganz unerhörte, und wer diese Dinge nüchtern ansah, nahm das größte Aergerniß daran [130]. Derselbe Füßli, den wir oben so grob schweizerisch über den Messias und die Hymnen hatten urtheilen hören, urtheilt nicht anders über die Bardiete. „Was Klopstock's Vaterlandspoesie betrifft, sagt er, so nehme ich Hermann und Thusnelde und die beiden Musen aus und sage noch einmal: hole sie der Teufel. Es wäre ebenso leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glasorischen Locken der Enherion auseinanderzulesen." Und allerdings machte es die Anstrengung nach dieser neuen Sprechart Klop-

129) Goethe schrieb 1769 an Friederike Oeser über den Rhingulph unter Anderem: „Gott sei Dank, daß wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrei? Ja wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. — Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut die im Muth aus den Augen blitzt, der goldne Huf, mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges ha! ah! Wenn der Vers nicht voll werden will, und wenn's lang währt, die Monotonie des Sylbenmaßes, das ist zusammen nicht auszustehn! — Und was geht mich der Sieg der Teutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, ah! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. — Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gern Commentars, sein Costum zu erklären; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben."

130) „Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die es enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird." Schiller.

stock noch unmöglicher, als es ihm schon an und für sich sein mußte, die Figuren seiner Bardiete gehörig zu umschreiben. Die übrigen ohnehin haben viel zu wenig Gabe, sich nur in den Ton solcher alten Gesänge zu versetzen, geschweige in die Verhältnisse alter Zeiten. Kretschmann ist unter ihnen ein durchaus prosaischer Gelegenheitspoet, an dessen elenden Gedichten und Epigrammen und Lustspielen man leider nur zu deutlich sieht, wie große Armuth sich hinter diesen dithyrambischen Versen versteckte; bei ihm erkennt man noch den gleichmäßigen Ausgang der Bardendichtung von Gleim und Ossian. Hier wird noch nicht der altväterisch moderne Ton verleugnet, den zu verbannen noch am ersten Hoffnung ward durch diese Dichtung, die sich in den Anfängen der Völker bewegte; nicht einmal der Versuch zu jenem kecken Wurf ist hier, den Denis und Herder sich für die naive Poesie aus Ossian abstrahirten, Kretschmann ist noch gläubig an das horazische Dogma nonum in annum. — Weit besser griffen es die Denis und Gerstenberg an, die nordische Dichtungen übersetzten und sich in den Ton der Skaldenpoesie zu versenken suchten und dies zum ersten Erforderniß eines Barden machten. Denis übersetzte (1768) den Ossian [131]) in Hexametern; erst 1772 erschienen seine „Lieder Sined's." Aber in ihnen war nichts Episches mehr, außer was übersetzt und entlehnt war. So blieb von dem ganzen Bardengesang nichts als der musikalische Hall übrig, und sonst war auch nichts daran, was übrig bleiben konnte. So hatte sich damals Seckendorf und nachher Zumsteeg an Kompositionen aus Ossian versucht. So haftet von Gerstenberg's Gedichten eines Skalden (1766), der den Untergang der nordischen Götterwelt besingen will, nichts als der reine musikalische Fall der Verse; was der Inhalt eigentlich sagen wollte,

---

131) Als Denis zuerst den Ossian las: „Wie war mir," sagte er, „von welchen Gefühlen Erbebte mein Busen; wie brannte die Wange, Wie schwellten die Zähren der süßesten Wehmuth mein starrendes Aug'! Da schwur ich dich Lehrer zu nennen, Die Saiten der Donau nach deinem Gesange zu stimmen, Zum Herzen, zum Herzen die Wege zu suchen wie du; die Zeiten der Ahnen, die Zeiten der Vaterlandsliebe, der Tugend, des Muthes, der Ruhmgier und Einfalt Im Liede zurückzuführen wie du."

war vielleicht dem Verfasser bei der Ausgabe seiner Werke [132]) selbst nicht mehr klar. Gerstenberg war im feinen musikalischen Gehör Ramler und Klopstock ähnlich; seine Ariadne auf Naxos hat wahrscheinlich zu Ramler's Ino den Anlaß gegeben, wie zu Herder's Ariadne, und ist ganz musikalischer Rhythmus. Wir verfolgen in den dreien gleichsam den Uebergang der Musik vom Oratorium und geistlicher Kantate zur weltlichen und zur Oper. Sobald diese Gattung hergestellt ward, so hörte die unnatürliche Zwischengattung derjenigen musikalischen Poesie, die ohne Musik die Wirkungen der Musik affektirte, auf, gerade wie die Gattung von philosophisch-historischen Romanen, die Wieland aufbrachte, ihre Bedeutung verlor, als ächte Philosophie und Geschichtschreibung aufkamen. Was allein als segensreiche Frucht dieser Skaldenpoesie übrig blieb, war daß durch sie der Sinn für Naturdichtung zugleich mit dem Begriffe davon, den Klopstock zuerst aufgefaßt hatte, sich weiter verbreitete. Es war der erste Schritt zur Vereinfachung, die den Hereintritt einer Revolution verkündete. An dieser Art Poesie durfte Keiner so leicht verzagen und er konnte sich Ossian und Homer dabei dünken. Dies half denn zuerst an die Stelle der geklügelten Kunstgattungen ein Anderes, ein Neues setzen; man fing an diese „aus fettem Erdreich blühend und farbreich gebornen Gewächse" höher zu schätzen, als die mit Scheere und Schnur des holländischen Gärtners zugestutzten. Für die Stimme der Natur in dem Volksliede, für diese Erzeugnisse der einfachsten Anschauung den Sinn zu wecken, war nichts so geschaffen wie Ossian; auch ist seine Wirkung auf Herder außerordentlich bedeutend gewesen, der diesen Sinn erst recht bei uns weckte. So wie auch der Gebrauch, der von Ossian im Werther gemacht wird, darauf hindeutet, von welchem Werthe er auch für die einzige Unmittelbarkeit in diesem goethischen Jugendwerke gewesen ist. Eben hier findet sich auch wieder das Verhältniß der ossianischen Bardendichtung zu Gleim heraus. Seine Kriegslieder waren fast das erste Unmittelbare und Volksthümliche, was un-

---

132) Gerstenberg's vermischte Schriften. 1815.

sere Poesie aufzuzeigen hat, und neben Ossian muß Er mit diesen Grenadierliedern, mit seinen Romanzen und Volksliedern als Anfangspunkt der erneuerten Volksdichtung angesehen werden.

Wenn man die Lage der deutschen Literatur Friedrich dem Großen gegenüber betrachtet [133], so begreift man wohl, warum er in eine bittere Stimmung gegen sie gerieth, auch wenn man nicht einmal daran denken wollte, daß ihm seine französische Erziehung die Kenntniß und das kindliche Gefühl für die deutsche Sprache verkümmert habe, geschweige der kleinen Umstände zu gedenken, daß er mit Niemandem so oft deutsch verkehrte als mit rohen Soldaten, oder daß er persönlich keine anderen Vertreter deutscher Schriftstellerei kennen lernte als die Gottsched, Gellert und Sulzer, oder daß man ihm, wie Gleim meinte, die asiatische Banise in die Hände gegeben habe, um ihm den Geschmack zu verderben. Friedrich war ein Freidenker und an den gewürzten Verkehr mit Voltaire und witzigen Franzosen, an die Lektüre ihrer wasserklaren Prosa gewöhnt. Nun lagerte sich ihm die fromme Dichtung Klopstock's mit all ihrem salbungsvollen Pompe und einer Sprachbildung gegenüber, die selbst denen anstößig war, die sich der deutschen Sprache Pfleger zu sein rühmten. Was Wunder, daß er sich von dem unverständlichen Zeuge abwandte, da er an Gellert's Fabeln nur darum eine Art Geschmack zeigte, weil er sie verstand. Wenn ihm die Beschaffenheit jener überschwenglichen Poesie auch nie zu Augen kam, zu Ohren kam sie ihm gewiß, und dies war genug ihn zu sättigen. Wenn ihm ja nur einfiel, daß er in seiner Jugend deutsche geistliche Lieder zur Strafe hatte auswendig lernen müssen, wie sollte er jetzt solche Hymnen zur Erbauung suchen oder zum Genuß! Jetzt nun kam hinzu, daß sich ihm eine deutsch-vaterländische, teutonische Dichtung entgegen warf, die die französische lebhaft anfeindete. Er hatte für diesen Empfindungsschmelz, für diese Naturschule, für die Nachahmer Shakespeare's, für den Götz von Berlichingen und der gleichen

133) Vergl. hierzu Höpfner, Friedrich der Große und die deutsche Literatur, in seiner und Zacher's Zeitschrift 2, 484 ff. H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Berlin 1872.

keinen Sinn, und es ist gewiß noch nicht bedacht worden wie selbst an dem popularen und etwas kecken Patriotismus Gleim's ein preußischer König des 18. Jahrhunderts noch weniger als einer des 19. Wohlgefallen finden konnte[134]. So war auch Friedrich gegen alles Teutonische eingenommen; als ihm Müller seine altdeutschen Gedichte zuschickte, schrieb er ihm voll Aerger zurück, der ganze Plunder sei keinen Schuß Pulver werth! Dies erklärt nicht allein seine gallische Bildung, sondern auch schon, daß er König eines Staates war, der ganz in neuen Verhältnissen wurzelt, und dessen Regierung es nie verstanden hat, den Weg, auf den ihn das Geschick zwingt, mit kluger Willkür zu verfolgen: den Weg, nach dem Mittelpunkte deutscher Bildung und Zustände, den die macedonischen Könige, Griechenland in ganz gleicher Lage gegenüber, so geschickt einzuschlagen wußten. Es fragt sich sehr, ob Friedrich gegen eine Literatur gleichgültig geblieben wäre, die sich als preußische hätte absondern können. Wie viel feiner Eigensinn mag sich auch in ihm angehäuft haben, und selbst wie viel versteckter Aerger und Rechthaberei, daß er noch 1780, als er die Schrift über deutsche Literatur schrieb, von der Nation behauptete, sie könne nichts, als Essen, Trinken und Schlagen. Wieland hat er gewiß nicht kennen wollen, weil man ihn als deutschen Voltaire ausschrie. Daß er Lessing nicht sprach, war gewiß recht Schade; aber sollte er nie gehört haben, wie übermüthig dieser seinem Voltaire begegnete, und

---

[134] Als Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg, schrieb ihm Gleim in seinem zudringlichen Enthusiasmus so: „Sir! Voltaire der Dichter schrieb an Friedrich den König wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen sich mit ihren Königen nicht so gemein! weil ihre Könige sich nichts aus ihnen machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts. Sie sind stolzer als die französischen! Wenn aber ein König anfängt Einer zu sein wie Ew. Maj., dann sind sie nicht mehr stolz. Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben. Dann sagt der Dichter: Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen? So gehts dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war, er kann's nicht lassen. Friedrich der Große hatte nur einen Fehler; diesen Einen haben Ew. Maj. nicht! Sie sind ein deutscher König!" Der König ließ sogleich durch seinen Kabinetsrath „dem Kanonikus Gleim für sein Andenken, und die in seinem Schreiben b e z e i g t e n d e v o t e n Gesinnungen unter den aufrichtigsten Wünschen für die Ruhe und Zufriedenheit seines Alters in Höchstdero Namen danken!"

sollte er das irgend anders angesehen haben, als Gottsched's Aeußerung gegen ihn, daß er es wohl mit der französischen Kürze noch aufnehmen wollte? So ging er auch an Moses schweigend vorbei, der ihn gewiß als jüdischer Schriftsteller interessirt hätte; er strich seinen Namen unter den Vorgeschlagenen zur Aufnahme in die Akademie, aber wie sollte er es denn auch ihm und Lessing vergessen, daß sie in ihrem Pope eine Preisfrage seiner Akademie und dazu eine recht echt französische durchgehechelt hatten? Als übrigens jene Schrift des Königs erschien, bedurfte es kaum mehr der Widerlegung, die von guten und schlechten Schreibern, sogar von Franzosen ausging; es that auch gar nichts, daß unter diesen Gegnern Jerusalem die deutsche Literatur so schlecht vertheidigte wie die Religion gegen Voltaire, und sich Tralles mit ihm das Wort gegeben zu haben schien, etwas zum Beweis zu liefern, daß die Deutschen dumme Teufel seien, wie der König wolle [135]. Die deutsche Literatur hatte sich längst ihren eigenen Werth und ihre Freiheit erobert. Daß ihr ein Mann wie Friedrich diesen Ruhm nicht gönnen wollte, so wenig als er der deutschen Freidenkerei gestatten mochte, was ihm an der französischen gefiel, dies wird immer, man mag auch zu seiner Entschuldigung sagen was man will, in der Geschichte als autokratische Laune stehen [136], und man wird seine Schrift nie ohne Unwillen, und dagegen Klopstock's Oden wider Friedrich, die weit die schärfste Widerlegung dagegen sind, mit vaterländischem Selbstgefühl und vielleicht sogar mit Schadenfreude lesen. Wo war, fragt er ihn, dein Adlerblick, als sich der Geist regte unter uns, daß du nicht sahst, daß sich Deutschlands Dichtung schnell aus fester Wurzel zu dauerndem Stamm erhob? Lange warteten wir, du würdest Deutschlands Muse schützen, die dir Gleim und Ramler schickte, um anzufragen. Du antwortetest, daß sie scham-

---

135) Worte von Gleim.

136) Klopstock: Sagts der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
was er werth war, zu sein. Aber sie hört es doch!
Sagts ihr traurig, und fordert
ihre Söhne zu Richtern auf.

roth das Auge senkte. Der Deutsche war schonend genug, sich nicht zu rächen, hier auch deiner werther als du ihn kennst, Fremdling im Heimischen! Doch du selbst hast dich an dir gerächt! du erniedertest dich, Ausländertöne zu stammeln, und dafür den Hohn zu hören, selbst nach Arouet's Säuberung bleibe dein Lied noch tüdesk. Und dann — dein Blatt über deutsche Sprache! Die Rache ist selbst durch Widerruf nicht tilgbar, du könntest es nur dadurch verschleiern. — Wie richtig empfunden dies Alles ist, so muß man übrigens doch bekennen, daß Friedrich's Gegensatz gegen die deutsche Literatur dieser mehr nützte, als ihr sein angelegentlicher Schutz je hätte nützen können. Sein Schutz hätte nicht halb so viel gespornt, als, da er ihn entzog, der Eifer ihm zu trotzen. Friedrichs Aeußerung an Mirabeau: „Welchen größeren Vortheil hätte ich der deutschen Literatur thun können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte?" hat daher den vielfachen Sinn, daß er ihren Ehrgeiz stachelte, daß er ihr freie Presse gewährte und ihr keine gezwungene Richtung gab, daß er hier sein Volk deutsch und selbständig ließ. Wir haben gesehen, wie panegyrisch die Poeten und Barden sich an ihn drängten: die kleinste Handreichung von ihm oder Joseph hätte unsere Dichtkunst in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs, wie Alles was wir in Religion, in Kunst, in Wissenschaft, selbst im Staate unser nennen. Er hätte uns mit leichter Mühe in den französischen Geschmack zurückgeleitet, aus dem jetzt Alles mit Macht herausstrebte. Die Niederlassung französischer Bildung mitten im Herzen von Deutschland verursachte, wie später die Invasion, den Gegenstoß, der gerade von Berlin zuerst ausging. War es doch so weit gekommen, daß die Franzosen selbst, daß ein Premontval über die Gallomanie der Deutschen schreiben mußte! Die Mitarbeiter an den Literaturbriefen in Berlin machten zuerst eine systematische Opposition gegen das Ansehen der französischen Literatur. Die Wirsamkeit dieser hat in der Literatur das meiste Aehnliche mit den politischen Erscheinungen des siebenjährigen Kriegs. Sie setzten sich im Geiste des preußischen Königs gegen alle Finsterniß und übertriebene Religiosität; sie warfen das Ansehn der sächsischen

Literatur eben so völlig nieder, wie der König das sächsische Land; und schlugen wie dieser die Franzosen auf eine ganz unverhoffte Weise aus dem Feld.

Hier sind wir in dem Gebiete der Kritik, in dem die preußische Literatur von sehr großer Bedeutung geworden ist, was wir sogar schon bei Ramler unter den herrschenden Umständen nicht verkennen konnten. Neben ihm ist der Buchhändler Friedrich Nicolai (aus Berlin 1733—1811) eine durchaus merkwürdige Erscheinung in der preußischen Literatur. An seine Person und seinen Unternehmungsgeist knüpft sich eigentlich die ganze Anstalt des kritischen Journalismus in Deutschland an. Was vor den Blättern lag, die von ihm ausgingen, war fast Alles mehr oder weniger mit den moralisirenden Wochenschriften verwandt; und es ist für den ganzen Charakter der poetischen Literatur seit den 70er Jahren bedeutsam, daß Nicolai von Lessing geleitet anfing, schon durch die äußere Einrichtung seiner Zeitschriften auf die Trennung von Sittenlehre und Dichtung hinzuarbeiten. Noch als unbekannter junger Mann gab er 1755 die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" heraus, eine Art Gutachten über den Streit der Schweizer und Leipziger, worin ein unparteiischer Standpunkt gesucht und den züricher Poeten ebenso viel Unangenehmes als den dortigen Kritikern Beifälliges gesagt wird. Schon in diesen Briefen trit die eingetretene Spaltung zwischen Ramler und den übrigen Berlinern mit Sulzer hervor; die Sympathie dieses Letzteren mit den Epopöen seines Bodmer und sein gutes ästhetisches Glaubensbekenntniß, das auf Vereinbarung der Moral mit der Poesie beruht, wird angefochten. Auf diesen Briefen bauten sich nun die eigentlichen kritischen Blätter Nicolai's auf. Er gewann zuerst Weiße und Mendelssohn für die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften (1757 u. f.), die er nach Leipzig verlegte und seit 1759 Weiße überließ: so hatte er an dem bisherigen Throne der Kritik ein Blatt und einen geborenen Sachsen zum Redacteur. Von diesem Augenblick an, der mit der Besetzung Sachsens durch Preußen zusammenfällt, ging die bisherige Bedeutung

Dresdens und Leipzigs für die deutsche Bildung auf Berlin und Königsberg über. Der Sachse Lessing selbst fiel ja gleichsam zu den Preußen ab, denn er hatte im höchsten Falle nur einen deutschen Patriotismus. Mit ihm verlor Sachsen den Einzigen, der seine Provinzialliteratur hätte heben können, es gab ihn aber dem gemeinsamen Vaterland, um die gemeinsame Literatur zu erziehen. Sachsen hat in der Zeit zwischen Luther und Lessing vieles Unheil und Verkehrtheit in die deutsche Literatur gebracht, aber mit diesen Beiden und mit Leibnitz hat es Alles reichlich vergütet. Bisher hatte man unter dem sächsischen Adel und selbst unter der Mittelklasse Bildung und Lektüre gefunden; Dresden war im Nordosten ein Mittelpunkt des Geschmacks und der feinen Lebensart, Künste und Gewerbe blühten unter dem maßlosesten Luxus, den die früheren Höfe auf Ballette, Opern, Jagd, Tafel und Stall verschwendeten. Aber freilich mußte ein solcher Hof, der lieber ungeheure Schulden häufte, als seine Tänzerinnen entlassen wollte, seine Interessen in dem Zusammenstoße von Preußen und Oesterreich miskennen, er schloß sich an den Mächtigern an und fiel. Die Katastrophe, die dies zugleich für die sächsische Literatur war, hat Adelung bezeichnet, der ungefähr so auf der Höhe der gottsched'schen Sprachforschung und ästhetischen Dürre steht, wie Sulzer auf der Poetik seiner Züricher. Er verfocht in seinem Magazin der deutschen Sprache, daß der Geschmack eigentlich in Meißen allein zu Hause wäre; er sei schon vor der deutschen Literatur da gewesen, denn er mußte erst feinere Sitten und Sprache gebildet haben, ehe er auf die Literatur wirken konnte, und zu diesem Zwecke mußte er sich erst in der Provinz, die er zu *seinem Sitze erwählt hatte*, gehörig vorbereiten. Wohlstand, Volksmenge, die in Sachsen hergestellte Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, die die Schöpfer des feinen Geschmacks wurden, die von Gottsched gereinigte und von fremden Auswüchsen befreite Sprache, all dies wirkte zusammen, Sachsen zu Deutschlands Attika, Leipzig zu Athen zu machen, und die Zeit von 1740—60 zur schönsten Epoche der deutschen Literatur! *Der siebenjährige Krieg verdarb Alles.* Sachsen verlor

seinen Glanz und Einfluß, und die übrigen deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe weiter gehen zu können! Aber da die aus dem deutschen Athen erhaltene Geschmacksbildung noch unvollkommen war, so artete der Geschmack in den Provinzen sehr bald aus, und daher denn die Vernachlässigung der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, die Jagd auf fremde Wörter und Provinzialismen, daher der Bardengesang, die fremden Silbenmaße u. s. w. Entweder (diesen Trumpf spielt er zuletzt aus) hat Sachsen zwischen 1740—60 gänzlich den guten Geschmack verfehlt, oder die Wege der Provinzen sind Abwege und Verirrungen. Mit diesem letzten Stiche freilich war das ganze Spiel verloren.

Von der Leipziger Bibliothek, die wie später die Hallische von Klotz und die Jenaische von Daries nicht viel andere Bedeutung erhalten hat, als daß sie zugleich die Züricher und Leipziger Kritik verdrängte, zog sich Nicolai 1759 zurück und gab nun mit Mendelssohn die Literaturbriefe (1759—65) heraus, an denen auch Lessing, später Abbt und Resewitz mitarbeiteten, und an diese wieder schloß sich dann die berühmte Allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, das zuerst jenen anfänglichen Zweck unsers Journalwesens ganz erfüllte, daß es Gemeinsamkeit in unserer Literatur und Nation und freilich dadurch wieder Reibung und Spaltung hervorbrachte. Wie schädlich es ist, wenn die Buchhändler die Literatur beherrschen, so wird man doch zugeben müssen, daß Nicolai im Anfang seiner Thätigkeit und im Verband mit Lessing, besonders also durch die Literaturbriefe, zunächst auf die aufkeimende Literatur in Preußen, und dann auf ganz Deutschland ungemein viel Gutes gewirkt hat. Wir haben nirgends die Absicht auf Zeitschriften zu verweilen, deuten daher auch hier nur flüchtig auf das Bestreben der Literaturbriefe hin, die übrigens eine periodische Schrift bildeten, welche auf einen klar vorstehenden Zweck mit Geschick und mit Folgerichtigkeit hinarbeitete. Dies ist von fast Keinem unserer späteren Blätter zu sagen, außer etwa von den nächsten, die durch die Literaturbriefe veranlaßt waren; am wenigsten von der allgemeinen Bibliothek, die uns jene thörichte Universalität der Kritik

eröffnete, bei der entweder Gründlichkeit oder Folgerichtigkeit, und gewöhnlich Beides verloren geht. Wie ist es auch möglich, das eine und das andere bei einer Zahl von Mitarbeitern, die in die Hundert geht, zu bewahren? An den Literaturbriefen aber waren lauter Leute einerlei Schlages thätig, die einerlei Richtung festzuhalten fähig waren. Hier leitete Nicolai ein vortrefflicher Takt. Er selbst war ein Mann des Lebens, nicht der Wissenschaft; das Studium des Menschen war ihm ein natürliches Bedürfniß, und selbst späterhin, wo ihn seine mäcenatische Stellung zu mancherlei Voreiligkeiten hinriß, läßt sich ihm glückliche Beobachtungsgabe, eindringliche Menschenkenntniß und ein stets gleicher Trieb nach Wahrheit nicht absprechen. Er gesellte sich Mendelssohn, der gleichfalls Kaufmann und gleichfalls kein systematischer Gelehrter war. Wie wenig Lessing und Abbt aus dem Ruhme systematischer Gelehrter machten, ist allbekannt; Beide waren weltkluge Leute, nur daß der Eine es zu sein und zu scheinen verschmähte, während der Andere in Bückeburg bei dem Grafen Wilhelm Gelegenheit hatte, sein hierhin einschlagendes Talent zu üben. Auch Resewitz (aus Berlin 1725—1806) war ein feiner Weltmann, in den Künsten des Umgangs bewandert; als Prediger, Schriftsteller und Pädagoge stets auf das Praktische gerichtet, so sehr, daß er in letzterer Beziehung den Ruf der altklassischen Schule in Klosterbergen, an der er auf die Breithaupt und Steinmetz als Rektor folgte, herunterbrachte, weil er in seinen pädagogischen Theorien der praktischen Richtung Basedow's zu viel nachgab. Diese Eigenthümlichkeit nun des mehr praktischen Talents gab nicht allein den Literaturbriefen, sondern auch dem was diese Männer sonst schrieben, einen Charakter der Unmittelbarkeit, der Verwandtschaft zwischen Leben und Schriftstellerei, die wir überhaupt von dem lebensvollen verjüngten preußischen Staate, und wie schon bisher deutlich geworden ist, von dem siebenjährigen Kriege angeregt finden. Und daher kam es, daß sich Herder an die Literaturbriefe schloß, der zuerst mit dem edlen Ungestüm auftrat, das dem Selbstgefühl und der Unmittelbarkeit des Wirkens eigen ist. Daher sind von den Literaturbriefen die Briefe über Merkwürdigkeiten der deutschen Literatur von Gersten=

berg u. A., die Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter und weiterhin der Ton aller jener übermüthigen Züricher, Frankfurter, Dessauer und anderer Blätter angeregt, die das neue Leben der Originalgenies verkündeten. Daher hebt Goethe an Mendelssohn so sehr dies Vertrauen auf das eigene Wissen, die Autodidaxis, die Entfernung von der Schulphilosophie hervor, weil auch er jener Empirie anhing, die das Leben einfach anschauen mochte und auf eigene Anschauung eigene Philosophie gründen. Die Schulphilosophie, sagt er, hat stets das Verdienst, nach angenommenen Grundsätzen Alles, wornach der Mensch fragen kann, in einer beliebigen Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen. Sie wich jetzt, und Mancher dachte nun, er habe so viel guten Sinn von Natur, um sich von den Gegenständen einen deutlichen Begriff zu machen, ohne sich gerade um das Entfernteste mühsam zu kümmern. Der so geübte Menschenverstand wagte es dann, auch in das Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen und dies drang in alle Fächer ein. Dies charakterisirt die Literaturbriefe und ihre Verfasser erschöpfend. Sie stehen am Anfang jener großen Gruppe der Fragmentisten, die Lessing eröffnet und Herder fortführt, die im 7. 8. und 9. Jahrzehnt zu ungeheurer Verbreitung kamen, nicht mehr Polyhistoren im alten Sinne der Bildung, sondern Pansophen, wie Herder unterscheidet, der so gern ein neuer Leibnitz zu werden strebte, und der, wie er zuerst mit Fragmenten auftrat, so auch nachher die umfangreichsten und kolossalsten, und fast überall Fragmente geliefert, eben dadurch aber ungeheure Anregung gebracht hat. Alle jene Sturz, Lichtenberg, Hamann, Merck, Jacobi, Möser und was ihnen befreundet und befeindet war, traten unter diese Eine Klasse von Männern zusammen, die von der Schulphilosophie so wenig wissen wollten, wie zuerst diese Berliner, die mehr oder weniger ganz unfruchtbare Schriftsteller und negative Gelehrte waren, die daher lieber den Begriff einer Lebensphilosophie in die Nation warfen, und die Weltweisheit wie Sokrates auf den Menschen bezogen, und unter denen daher Moses zuerst mit dem Namen des deutschen Sokrates begrüßt wurde. Eben dies

setzt diese Berliner mit den Halberstädter Dichtern in Verbindung, deren gemeinsame poetische Aufgabe ein System heiterer Lebensphilosophie war, und mit Wieland, der dies am meisten ausbildete, und der eigentlich von den Literaturbriefen bekehrt ward. Denn wir begreifen nun, warum diese jene finstere Religionsmoral ebenso verwarfen, wie die wolfische Philosophie; warum sie Moser, Cramer, den bodmerischen Wieland und Dusch so entschieden angriffen, wie Gottsched und seine elenden Geschöpfe, warum sie Rousseau bei Seite schoben und Shakespeare empfahlen, die Vergötterung Youngs belachten, und lieber die leichte phantasievolle Poesie des Südens rühmten, die eben Meinhardt's Versuch über die italienischen Dichter neu einführte; warum sie Withof, der um der Religion Platz zu machen alle menschliche Weisheit beseitigt, zurücksetzen gegen Uz, der zwischen Beiden einen Vergleich traf; warum sie so sehr über den Mangel einer Poesie klagten, die sich den Menschen zum Vorwurf nähme; warum sie, unparteiisch und fern von elendem Zunftgeist, und nur auf die Veredelung der Literatur bedacht, ihren eigenen Gegner Hamann hervorzogen, in dem sie das Talent ehrten und das Herausstreben aus den alten Befangenheiten; warum sie Wieland und Basedow trotz ihrer Anhänglichkeit an Bodmer und Cramer schonend straften und strafend schonten, in denen sie mit wahrem Scharfblick die Keime des Abfalls von ihren ersten Idolen erkannten.

Wollen wir einen Augenblick die beiden Hauptmitarbeiter an den Literaturbriefen, Thomas Abbt (aus Ulm 1733—66)[137] und Mendelssohn abgetrennt verfolgen, so werden wir in ihnen im Besonderen den Charakter dieser Zeitschrift wieder finden. Wir nennen nur sie, und trennen Lessing ausdrücklich ab, weil er sich selbst von den Briefen trennte, nachdem er ihnen den Weg gewiesen; denn er war wohl geeignet im schönen Eifer ein solches Unternehmen zu beginnen, aber gar nicht der Mann, auf die Länge mit solchen immer sehr untergeordneten Männern gemeinsame Sache zu machen (wie er denn

137) Vergl. Geisler, über die schriftstellerische Thätigkeit Th. Abbts. Breslau 1852, und Prutz im liter. Taschenbuche IV. Jahrg.

auch die ausschließenden Richtungen der Berliner nie getheilt hat), und von den Fragmentisten der Zeit dadurch himmelweit getrennt, daß diese, tastend auf dem Wege der Natur, nachdem sie den bequemen und mechanischen Weg der Schule verlassen, nach einem Berufe und einem Standpunkt für sich suchten, und sich demnach an tausend Gegenständen, des Erfolges unsicher, versuchten, während Er der Zeit und der Nation ein Ziel zeigte und einen Standpunkt, auf dem er selbst fußte, und zu dem er mit jedem Strich seiner Feder, bald froh hoffend, bald mismuthig, immer aber im gleich richtigen Takte hinleitete. Weit so war es nicht mit jenen Männern. Moses Mendelssohn (aus Dessau 1729—86)[138]) war im 14. Jahre arm nach Berlin gekommen, und war mit rührender Mühe durch freundliches Entgegenkommen einiger gebildeter Glaubensgenossen in die Literatur eingegangen. Aber diese Schule und seine Dürftigkeit hatte ihn immer blöde und bescheiden gehalten, und Lessing, mit dem er durch das Schachspiel bekannt geworden war, mußte ihn halb mit Gewalt zur Oeffentlichkeit zwingen. Der Plan zur Allgemeinen deutschen Bibliothek schreckte ihn; die erzwungene Theilnahme an den Streitigkeiten, die ihm Lavater und Jacobi erregten, war ihm im höchsten Grade lästig. Es ist daher wohl begreiflich, daß grade ein solcher Mann von strenger Philosophie ablenkte, dessen Schriften sämmtlich theoretisch den geringsten Werth haben, der es selbst gestand, daß ihm systematischer Vortrag nicht möglich sei, dessen Briefe mit Lessing über das Trauerspiel, des Gegensatzes wegen, am peinlichsten fühlbar machen, wie wenig Schärfe des Gedankens und klares Erfassen und Verfolgen eines bestimmten Zieles ihm eigen war. Er dilettirte, was jeder Autodidakt und Fragmentist gemeinhin thut, nur daß es ihm wie seinem Freunde Abbt Ernst war um Alles was sie trieben, nur daß ihr Dilettantismus eine Art Absicht und Bewußtsein in sich schloß. Sie sahen, daß man sich in Poesie und Prosa, in Philosophie und Wissenschaft überall rathlos umtrieb, und daß schon

138) Kayserling, Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1862.

der Vortrag im Kanzleideutsch und im Schulstil alle freie Bewegung des Geistes hemmte. Deshalb raffte sich Abbt zusammen, und zwang sich, wie man damals fand, in eine sallustische oder taciteische Schreibart; er suchte die Sprache des Volks auf, preßte Stil und Gedanken zusammen, ließ etwas zwischen den Zeilen zu lesen, und sticht daher gegen Wieland und ähnliche so ab, wie er gegen Moser Opposition machte. So suchten die Literaturbriefe selbst Muster einer minder schwerfälligen Schreibart zu werden, sie leiteten von dem seichten Witz und der Oberflächlichkeit der Franzosen und von dem Sprachverderb der deutschen Schulmeister ab, aber sie wollten die Glätte der Einen, und die Gründlichkeit und den Ernst der Anderen beibehalten wissen. Philosophie wollten sie im Schmuck der Poesie, Deutlichkeit zur Klarheit verschönt und was Skelett auf der Studierstube war, als fleischigen Körper dem Publikum geben. Aber sie fühlten dabei wohl, daß sie sich bei diesen Bestrebungen selbst noch so oft den Schweiß vom Gesicht wischten! Sie fanden selbst, daß die Literaturbriefe hie und da matt wurden, und zweifelten ob aus Güte des Herzens oder Schwäche des Kopfs; sie merkten selbst, daß das Aufräumen ihr Fach war, nicht das Aufbauen. Dies ist nicht allein mit dem Vortrage der Fall, sondern mit den Sachen selbst, und eben hier trit ihr gleichsam beabsichtigter Fragmentismus zu Tage. Bei Gelegenheit von Spalding's Buche über die Bestimmung des Menschen ahnte Abbt, daß mit dem Hinweisen auf die Unsterblichkeit, und der Frage über das Gute und das Uebel nichts gethan sei, daß unser Verhältniß zu unserer Umgebung eine untheilbare Mitfrage von der nach unserer Bestimmung sein müsse. Zu einer solchen Untersuchung aber fand er die Zeit nirgends reif, und er sah ein, daß sich unsere Schriftsteller überall zu große Aufgaben steckten, denen sie nicht gewachsen waren Ein solcher Skepticismus machte ihn, und ein ähnlicher viele Andere in den nächsten Jahren nothwendig zu Dilettanten. Er, wie Moses, wie Garve, wie Hamann und hundert Andere, gab dem Hange nach, sich mit nichts Bestimmtem zu beschäftigen. Wie Abbt zwischen Metaphysik, Geschichte, Moral und Politik schwankt,

wirbt ihn Moses für die Philosophie des Menschen, ein vages Feld, das wieder demselben Schwanken Raum ließ. Auch Er also flieht in dieser Unsicherheit die Schulphilosophie, „die immer ihre eigene Logik citirt und deßhalb immer Recht behalten muß", wie eine Pest. Er hält es mit Bayle, dem Hasser aller Systeme, er folgt dem Zuge der Zeit, die, nachdem Wolf's Philosophie zum Modeartikel geworden war [139]), sich ganz von der Philosophie abwandte und die Liebe zur systematischen Erkenntniß fallen ließ, seitdem „die Bekanntschaft mit den Ausländern stärker ward und die Dichtkunst mit Erwerbung eines schnellen Ruhms Vielen schmeichelte [140]). Dieser eigenthümlichen Auflehnung gegen die Schule, diesem unmittelbaren Leben, diesem praktischeren Takte haben wir in seiner weiteren Verbreitung die ganze Regeneration unserer Literatur zu danken. Was im Kleinen jeden Tag vor uns geschieht, geschah dort im Leben der Nation. Die Schule hatte bisher Tausende geirrt, und wir hatten daher massenweise unsere Poeten in ganz falschem Berufe wirken und nach Einer Richtnng irre gehen sehen; jetzt da jeder der Natur und der Neigung folgte, gingen die Einzelnen in der ersten Unsicherheit auch noch fehl, jedoch nach vielen Richtungen, und die Kräftigeren fanden sich endlich zurecht; es trennten sich die Wege, es schieden sich die vielfach verschmolzenen Künste und Wissenschaften rein ab, und jede fand ihre eigenen und angemessenen Pfleger. Indem die Wege der Bildung sich nun theilten, kreuzten sie sich auch, und dieselben Männer, die unter diese Gattung der Philosophieverächter und Fragmentisten zusammenfallen, stehen sich auf's grellste oft in ihren Tendenzen entgegen. Schon in der Stellung Hamann's gegen die Berliner, die wir später nachholen, kündigt sich der nachherige große Bruch zwischen Verstand und Phantasie, zwischen Anhängern des Alten und Neuen, Reformern und Revolutionairen, Aufklärern und Frommen an. Die Verfasser der Literaturbriefe machten schon reine Partei für die Sache

139) Vgl. den 20. Lit. Brief.
140) Worte Abbt's in seinem Schriftchen über Baumgarten.

des gesunden Menschenverstands. Abbt sah die Philosophie nur dafür gut an, daß sie die Dinge des gemeinen Lebens solle richtig beurtheilen helfen, was ihr das Ansehen des gesunden Menschenverstandes geben würde; er empfiehlt den gesunden Menschenverstand überall, er sucht ihn in der Poesie und wünscht, daß ihn Spalding auf die Kanzel bringe; er hält ihn für den Nationalcharakter der Deutschen, von Seiten des Kopfs, und er hat wohl recht, wenn er sich an die mittleren Sphären des deutschen Lebens hält, für die er mehr als für die Gelehrten zu schreiben strebte, was schon aus der Wahl seiner Aufgaben: über Verdienst, über den Tod für's Vaterland u. a. einleuchtet. So verwickelt er sich noch vor Moses und Lessing mit den Rechtgläubigen, und wie er mit Moser angebunden hatte, so in der Nachricht von einem evangelischen Autodafé mit den berüchtigten Goeze, Winkler, Paulsen, Trescho, Ziegra und den andern Mitarbeitern an den Hamburgischen Nachrichten. Auf eben dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes, wo wir die Philosophie dieser Berliner finden, werden wir die Halberstädter und die Wielandische Poesie treffen; daß wir sie in derselben Opposition mit der religiösen Richtung finden werden, läßt sich aus der weltlichen, epikureischen, nüchternen Sinnesart dieser Kreise erwarten. Jene Poesie ist zu dieser Kritik und Philosophie die natürliche Kehrseite. Hier gibt und verlangt man Philosophie im poetischen Gewande; Mendelssohn leiht so seinen Aufsätzen den Schmuck von Einkleidungen und Formen, und ist durch seine Behandlung des Phädon am bekanntesten geblieben; Abbt sucht überall auf die Einbildungskraft seiner Leser zu wirken; und ihren Freund Spalding loben die Literaturbriefe um seines Vortrags willen, der selbst da, wo er blühend, ja üppig ist, einen nothwendigen Aufwand macht, weil er sich der Denkart eng anschließt. Die Epistolographen und Wieland geben dagegen Poesie im philosophischen Kleid, sie steuern auf eine Moral die in sich schön sein sollte, und nannten dies in Bezug auf den Inhalt die Philosophie, in Bezug auf die Form die Poesie der Grazien. Auf Menschenkenntniß und Menschenumgang ist man hier und dort

gerichtet; sie wird hier auf dem Wege halber Wissenschaft, dort auf dem Wege halber Kunst gelehrt. Wie jene Philosophie des Menschenverstandes sich gegen die Klopstock'sche Empfindungsphilosophie stellte, die ausdrücklich in den Literaturbriefen angefochten wird, so lagert sich dann die verwandte philosophische Grazienpoesie der musikalischen seraphischen gegenüber, und auf ihrer Höhe bildet Wieland den schneidendsten Gegensatz zu Klopstock.

Den letzten kritischen Vertheidiger der musikalischen Poesie haben wir in Joh. G. Sulzer (aus Winterthur 1720—79). Wir erwähnen ihn hier, weil er in Berlin lebte, weil er eine Weile mit Ramler, mit Gleim und den Anakreontikern zusammenhielt, dann aber, als er zu Bodmer und Breitinger ausschließend zurückkehrte, am deutlichsten den ersten Bruch bezeichnet zwischen den kritischen Rationalisten und Sensualisten, zwischen welchen hindurch sich die Männer um Goethe herum Platz schafften. Er nimmt in der schweizer Literatur die Stelle des universaleren Kopfes ein, die Lessing bei uns ausfüllte; in Pädagogik, Naturkunde und Mathematik umgetrieben, blieb er spät auf den Künsten hängen, und registrirte in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste, zu der er lange unter vielen Zerstreuungen sammelte und mit der er des Lacombe dictionnaire des beaux arts zu überflügeln strebte, Alles was aus der Kritik, der Poesie und der Malerei seiner Züricher Freunde folgte. Nicht allein blieb er auf den meisten Theorien Bodmer's und Breitinger's (wie von dem Neuen, der Fabel u. A.) hängen, in einigem ging er vielleicht wieder zurück; er führt noch 1771 Opitz an und eifert gegen Hans Sachs! Er nimmt sich wie Opitz des Regelnwesens an, indem er zugleich wie dieser von der Begeisterung des Dichters und seiner vernünftigen Raserei, an der er nie Erfahrung gemacht hat, faselt; er will mit seinem Buch die Künstler lehren, wie sie sich in diese Begeisterung setzen sollen. Zugleich will er den Philosophen mancherlei ins Ohr sagen; und er sagt dies in einem Tone des Dünkels, wie Bodmer weder von seiner Poesie noch Kritik, wie höchstens Gottsched von seinen kritischen Trophäen sprach. Batteux und Baumgarten

sind seine ästhetischen Autoritäten, Lessing wird kaum in dem dickleibigen Buche genannt; Bodmer und Klopstock sind seine poetischen Ideale, und die Noachide, zu deren Empfehlung er ein besonderes Buch geschrieben hatte, noch mehr als der Messias. Rousseau und Dante bewunderte er der musikalischen oder seraphischen Verwandtschaft wegen, obgleich er den Letzteren nicht zu verstehen bekennt; Homer würde nach ihm mit Vergnügen den Bodmer im Heldengedicht neben sich, und Theokrit in Einer Hinsicht den Geßner über sich, in jeder neben sich erkannt haben. Hier kehren wir also ganz zu Gottsched's Manier zurück, das Große herabzureißen, das Elende emporzuheben; man thut es, indem man meint, mit dem Schönpflästerchen der Empfindung und der Moral die ästhetische Häßlichkeit zu entschuldigen. Die Theorien Klopstock's von pathologischer und musikalischer Dichtung sind hier ganz eingegangen [141]; der Grund des poetischen Genies wird in „ungewöhnlicher Fühlbarkeit der Seele" gesucht, und in den lebendigen Gefühlen des Dichters; das Höchste ist, wo des Dichters eigenes Herz zu dem Herzen des Lesers redet. Die Ode ist daher die höchste Dichtungsart, weil ihre Art Gedanken und Empfindungen auszudrücken poetischer ist, als der epische und übrige Vortrag. Die Oper, obgleich sie in Wirklichkeit das Niedrigste sei, könnte das Größte und Wichtigste alles Schauspielwesens werden! Wie hier ungefähr Klopstock aus ihm redet, so in seinem Eifer gegen das „Ungeziefer" der Anakreontisten Bodmer, der noch 1769 sein Werkchen über die Grazien des Kleinen ausgab, und darin seinen alten Freund Gleim selbst nicht schonte. In Schilderung der Liebe sollen die Dichter vorsichtig sein, ein Weh wird dem Jüngling zugerufen, der nichts kennt, als das Gefühl zu lieben und geliebt zu werden; Bodmer habe durch gesetzte Gottesfurcht die Liebe der Noachiden vor überwältigender Kraft geschützt. Lustige Lieder werden kaum statthaft

141) Die beiden Artikel Kunst und Empfindung sind besonders aufschlußreich über die ganze Theorie Sulzer's.

gefunden; ehe man ein „Brüder laßt uns lustig sein" singt, solle man wenigstens „Brüder laßt uns redlich und fleißig sein" gesungen haben! Gegen die lachende und spottende Komödie wird als edlerer Stoff jene gesetzt, die ohne Lachen durch anmuthige Gemälde ergötzt, und Plautus und Molière werden da am trefflichsten gefunden, wo sie ernsthaft gewesen! Hier hören wir Cramer reden. Damit aber ja keine elende Autorität unserer bisherigen Kritik fehle, so spricht hier und da auch Gottsched. Sonderbar genug vereint der Mann mit seiner Klopstock'schen Empfindsamkeit die Verstandstrockenheit des Leipziger Kritikers. Er wollte die beiden Vermögen des Menschen, Verstand und sittliches Gefühl, auf deren Entwickelung, nach ihm, das Glück des gesellschaftlichen Lebens begründet werden muß, wie es scheint, gleichmäßig in sich selbst entwickeln. Er verbindet also die systematische Philosophie mit der musikalischen Empfindung in sich; er kann sich nichts Erhabeneres denken als das leibnitz-wolf'sche System, er nimmt daher auch das Lehrgedicht in Schutz, und ermahnt Wieland zu dieser Gattung zurückzukehren, und dem Leibnitz zu werden, was Lucrez dem Epikur war. So erinnert auch das besonders an Gottsched, daß er eine allgemeine philosophische Grammatik empfahl, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden müßte, und daß er auf jene Klassicität, auf Verbannung von Idiotismen und dergleichen drang, was sogar Bodmer einst angefochten hatte. Der Gipfel seiner ästhetischen Kritik ist, daß er in dem sittlichen Gefühl, dem Quell der Dichtung, das Moralische und Aesthetische zusammen begreift. Der letzte Endzweck der Künste geht auf Erweckung moralischer Gefühle; feineres Gefühl unter dem ansehnlichsten Theil der Nation zu erwecken, ist sein angelegenes Bestreben, weil er mit diesem die Künste zu befördern hofft, und mit den Künsten das ganze öffentliche Leben zu bilden. Hierin ist er ganz Republikaner, daß er eine stete Verbindung der Poesie mit Religion und Politik sucht, wie Klopstock, daß sich die Künste daher an Festlichkeiten und alles Nationale anlehnen sollen, um die Völker „mit Eifer für die Rechte der Menschheit zu entflammen", daß er

daher Männer am berufensten zum Dichten findet, deren herrschende Leidenschaft die Liebe zum allgemeinen Besten ist. Diese Gesinnung machte ihm Herder günstig gestimmt, aber Alles, was auf reine Poesie hinauswollte, strebte ihm entgegen, und nur für einen Hackert blieb seine Lehre ein Gesetz. Goethe warf sich in den Frankfurter Anzeigen gegen seine „schönen Künste“ (1772) und gegen die Theorie auf, deren Berechnung auf Dilettanten übrigens in Sulzer's letztgenanntem Zwecke und seiner ausgesprochenen Absicht lag; vortrefflich aber tadelt Goethe die Strafpredigten auf die Anakreontiker und die Anpreisungen der Noachide; „nachdem sich die Wasser der epischen Poesie verlaufen, hätte man die Trümmer der bodmer'schen Arche auf dem Gebirg der Andacht weniger Pilgrime überlassen können.“ Wenige übrigens achteten auf diese wohlgemeinte Theorie. Sulzer enthielt sich des Polemisirens, er nannte die Literaturbriefe selten, obwohl unzufrieden damit; diese ihrerseits erwiederten dies, und gingen ihn nur gelegentlich über seine Sprachphilosophie an. Daß sie aber durchweg Gegensatz gegen ihn waren, übersieht man leicht. Sie wären ja überall gegen seine Empfindungspoesie und gegen dieses Systemwerk, das er empfahl, sie verwarfen den Rousseau und das Lehrgedicht, die Bodmer und Geßner, die er so rühmte, und sie suchten den Wieland eben dort wegzuwenden, wohin ihn Sulzer zurückwollte. Sie setzten endlich die Freundschaft mit jenen Anakreontikern fort, von denen sich Sulzer schied. Zu diesen kehren auch wir nun endlich zurück.

Gleim war seit 1747 Domsekretär in Halberstadt geworden und ward dort der Mittelpunkt einer ungemein verbreiteten Freundesverbindung. In anderer Art als Nicolai, so enthusiastisch als dieser trocken, so uneigennützig als dieser berechnend, ward er zu einer Art Schutzherrn der deutschen Dichterjugend und zu einem popularen Mäcen, wie Bodmer in Zürich war, mit dem Gleim überhaupt mancherlei Aehnlichkeit hat. Wie Lessing fürs Theater, so war er in seiner Liebe für alle Poesie überhaupt ein wahrer poetischer Proselytenmacher und Propagandist. Er setzte seinen Ehrgeiz hinein,

als ein literarischer Werber junge Männer zur Dichtung zu überreden; er machte Ramlern in seiner Jugend Luft, und Kleisten Muth, und Jacobi Vertrauen auf sich selbst, und dieser Letztere dankte ihm dafür laut, weil er ihm mit seiner Muse das Glück seines Lebens bereitet habe. Wie wenig dazu gehörte, um so weit Dichter zu sein, daß man sich mit seiner Dichtung das Leben erheitern könne, lernte er Gleimen genau ab. Michaelis meinte, man könne Gleim nicht denken, ohne in die Versuchung zu fallen, nach Kräften dichten zu wollen. So warf Gleim die inneren Hemmungen des Talentes bei den Einen nieder, bei vielen Anderen aber die äußeren. Die uneigennützige Bereitwilligkeit ist bewundernswerth, mit der er durch das ganze Jahrhundert zahllose Beweise seines Eifers gegeben hat, jungen aufstrebenden Geistern die Last der Armuth zu erleichtern; Ramler, Sulzer, die Karschin, Bürger, Heinse, Michaelis, Kleuker, Jean Paul, Seume und wie viele Andere dankten ihm Aemter oder Unterstützung; in Halle war kein armer Student, der sich nicht an ihn wandte, und es sollen sich in seinem Nachlasse unzählige Briefe dorther gefunden haben, die alle mit Bitten und Klagen, mit Dank und Freude gefüllt waren. Kleist steckte er mit dieser Aufopferungswuth an, der sein bischen Armuth mit Lessing und Ramler theilen, und seine kleine Muse zu Erwerben für Beide verwenden wollte. Gleim war der Meinung, daß aus der Jugend Alles zu machen wäre, und in seinem Kopfe gährten die wunderbarsten Ideen, was er nicht Alles aus ihr machen wollte. Wäre er seines Friedrich's Mäcenas gewesen, vermaß er sich, ein Jahrhundert wie August's und Ludwigs XIV zu stiften. Es war unter den Gährungen des siebenjährigen Kriegs auch eine Projektenwuth in die Köpfe gefahren. Von ihr gibt Basedow das auffallendste Beispiel; in Bezug auf Poesie müßte Gleim neben ihm genannt werden. Plane zur Unterstützung armer Gelehrten, Plane zur Beförderung einer Uebersetzung des Homer, Plane zu Denkmälern für alle großen Deutschen, alles Mögliche dieser Art kreuzte sich in seinem Kopfe, bei Allem sah er nur die Möglichkeit und Leichtigkeit der Verwirklichung. Wir wollen eine Akademie stiften, schrieb

er 1768 an Jacobi[142]), deren Mitglieder dem Verdienst Verehrer werben sollen; Jeder dieser Verehrer soll jährlich etwas in eine Kasse steuern, aus der allen großen Männern ein Denkmal von Marmor errichtet werden soll; Leibnitz, Wolf, Thomasius, die beiden Baumgarten, Hagedorn, Kleist, Meinhard, Pyra sollen zuerst so begraben werden. Wie hier die Todten so wollte er die berühmten lebenden Dichter gern in einem parnassischen Bunde vereint sehen. Er war es, der so freigebig seine Freunde auf dem Parnaß mit großen Titeln begabte: sein Klopstock hieß ihm Homer, sein Michaelis Juvenal, Lessing Sophokles, Uz Pindar, Ramler Horaz u. s. w., manche Stelle wußte er zweimal zu besetzen, und nicht allein im Alterthum, sondern auch unter Franzosen und Engländern[143]). Frühe beschäftigte ihn die Lieblingsidee, in Berlin oder Halberstadt ein deutsches Athen zu gründen; sobald er Sucro und Lichtwer in Halberstadt sah (von denen der Letztere zwar wenig in Gleim's nachmaligen Kreis paßte, weil er diesen Weichmüthigen zu schroff und zu hart war), so griff er die Sache, wie er es denn überall mit der That lieber als mit dem Worte hatte, werkthätig an. Die Nähe von Quedlinburg, wo Klopstock's Eltern und Cramer lebten, von Braunschweig, wo Ebert, Zachariä, Eschenburg, Schmid u. A. versammelt waren, spornte ihn noch mehr. Er dachte Klopstock nach Halberstadt zu ziehen, und ließ Spalding berufen, Götz wünschte er aus seiner Grafschaft Sponheim zu erlösen; aber mit diesen glückte es nicht. Die Sappho-Karschin lud er zu sich ein, und diese wäre ihrem Gliphästion gerne geblieben, wenn er sie hätte heirathen wollen, allein sein Herz gehörte ganz der Freundschaft an und hatte keinen Raum für Liebe. So zog es sich lange hin, bis einige Aussicht zur Verwirklichung dieser Plane erschien. Erst 1766 lernte Gleim Georg Jacobi in Lauchstädt kennen, der ihn im Heiligenschein eines großen Dichters sah. Ihn zog er 1769 an sich, jauchzte nun, daß neben Anakreon Aesop und Gresset an einem

---

142) Briefe von Gleim und Jacobi. 1778. p. 231.

143) Vgl. hierüber Körte's Leben Gleim's.

deutschen Stifte wären, und wünschte nur, daß die Mönche von Huysburg Jesuiten wären, um sie fortjagen zu können. Jacobi war bisher in Halle Hausgenosse von Kloß gewesen, der dort gleichsam die anakreontische Zeit fortgesetzt hatte, und durch lateinische Gedichte, so wie durch seine Geschichte Amors aus Gemmen der gelehrte Vertreter dieser Hetärie ward, der man auch bald Wieland in der öffentlichen Meinung gesellte. Von Halberstadt aus und von Gleim's Zeit her fiel damals noch zuweilen ein Strahl heiterer Fröhlichkeit unter die Hallenser, unter denen es sonst so steif und finster herging, wie Jacobi schreibt, daß Viele gar nicht auf den Gedanken kämen, sie könnten auch lachen. Kloß, Gleim, Jacobi, Meyer, Koch[144]) in Braunschweig und Lange schrieben sich untereinander jene kleinen närrischen Briefe, wie sie Amor vorsagte, oft halb Prosa halb Poesie, wie sie nachher als poetische Episteln häufig veröffentlicht wurden. Bekanntlich sind die zärtlichen Briefe der neuen David und Jonathan oder Damon und Pythias, Jacobi und Gleim, gedruckt; das Widrigste, was die läppische Freundschaftständelei in diesem Kreise neben der Briefsammlung von Lange (1769) hervorgebracht hat. Die Freundin Karsch schrieb es selbst an Gleim nicht ohne Bitterkeit, daß darin doch zu viele Küsse ausgetheilt würden, als daß diese Geistesvereinigung dem Gespötte entgehen könne. Dieser verliebte Ton herrschte übrigens schon in den 40er Jahren in den Briefen Lange's mit Gleim und Waser, Meyer's mit andern Zürichern u. s. f. und die Briefe Waser's unter andern wetteifern mit allen übrigen an läppischer Zärtlichkeit und Tändelei. Lange und seine Doris, die „deutsche Anakreon", werden in diesem Kreise geehrt, genannt und gekannt wie Cleveland und Pamela, und die richardson'sche Empfindsamkeit erhielt sich von Halle aus genährt unter Pedanten und Philosophen, bis sie von der yorik'schen in den 60er Jahren abgelöst ward. Der Freundschaftsenthusiasmus blickte in diesem Kreise verächtlich auf

144) Seine „kleinen Gedichte" sind Braunschweig o. J. (1772) gedrukt, und tragen genaue Familienähnlichkeit mit den übrigen aus diesem Kreise.

alle herab, die sich über ihre Zärtlichkeit kaltsinnig wundern. In den 60er Jahren nun war eine Zeit der Briefwuth gekommen, die vor der Fragmentenperiode hergeht, und die vortrefflich den werdenden Charakter der Unmittelbarkeit in unserer Literatur ankündigt. Man legte jetzt ohne Scheu die inneren häuslichen und Herzenszustände der Welt vor; und dies auszubreiten, war Gleim ganz geschaffen, der arglos in die Welt hineinlebte, der in dem weiten Kreise seiner Freunde nichts als Lob und Schmeichelei und Dank zu hören und zu geben gewöhnt war, was man denn gern veröffentlicht sehen mochte. Dazu lebte er ganz in Briefen, und selbst von Freunden zuletzt umgeben, konnte es nicht ohne schriftliche Mittheilungen abgehen. Seit den 60er Jahren erschienen nicht allein eine Unzahl von Zeitschriften, deren wir oben einige genannt haben, unter dem Titel von Briefen, nicht allein ward der Mittelpunkt der halberstädter Poesie die Epistel, sondern auch die Privatbriefe von Gleim, von Kloß, von Boysen an Gleim, von Schirach, der auch unter Koch's und Klotzen's Bekanntschaft gehörte, von Lange, der Frau Gottsched und zahllosen Andern wurden ans Licht gegeben, und eröffneten eine ganz neue Quelle für die Geschichte der Literatur. Gleim's glücklichste Zeit begann nun, als er mit seinem Jacobi persönlich verbunden war; er sann auf Stellen für Kloß, Riedel, Uz, Meusel und Herder; ein junger Schlag wuchs in Halberstadt selber auf; Klamer Schmidt, der Feldprediger Jähns, Sangerhausen [145]), der jüngere Gleim, Michaelis fanden sich zusammen, von denen Jähns und Michaelis 1772 schon starben. Dafür kam in diesem Jahre Wilhelm Heinse, von Wieland empfohlen, dessen Feuerkopf für Gleim eben gemacht war, weil er bei allem Enthusiasmus nie vergaß, wie verbunden er dem Vater Gleim war [146]). Als auch

145) Briefe in Versen, 1771; leicht versificirt; im gewöhnlichen Jacobischen Stile.

146) Der gutmüthige Freundschaftsenthusiasmus artete zuweilen gar zu komisch aus. Jacobi gab 1774 einen heinse'schen Brief mit der Adresse: An unsern lieben Vater Gleim — auf die Post. „Um Gotteswillen, schreibt er zurück, nicht mehr diese Addresse! In der ganzen Stadt klatscht man, Gleim habe von seinen Hurenkindern einen Brief erhalten!"

Jacobi 1774 nach Düsseldorf zog und Heinse dorthin entführte, wie Gleim ihn (mit Unrecht) beschuldigte, ersetzte diese der Rektor Fischer und später Tiedge und Bothe. Der Domdechant Freiherr von Spiegel nahm Theil an der Minnedichtung dieses Kreises; ihn ersetzte, als er 1786 starb, der Graf Christian Stolberg, bei dem Klamer Schmidt Hausfreund und Hausdichter ward. In engerer Verbindung stand dieser ganze Verein zugleich mit den benachbarten Dichtern in Göttingen und im Harz, mit Göckingk, Unzer, dem Hauptmann Stamford, der seit 1769 in Ilfeld war, später nach Halberstadt kam und um 1777 entfernt wurde, um den Prinzen von Oranien in der Befestigungskunst zu unterrichten. Von ihm sind Lieder und Fabeln in den damaligen Almanachen und nachgelassene Gedichte, von Marcard (1808) herausgegeben, bekannt geworden.

In diesem Kreise führte man ein poetisches Leben, wie unter den Freunden um Klopstock und im göttinger Bunde. Früher, wenn Klopstock und Schmidt oder Cramer und Ramler kamen, feierte man anakreontische Becher- und Rosenfeste, d. h. man zechte im Weinhause wol ganze Nächte durch und kränzte Flaschen und Becher. Der nüchterne Gleim aber war dem Tempel des Bacchus nicht so hold, er zog sich in den der Musen und Freundschaft zurück und schmückte dazu ein Zimmer seines Hauses mit den Bildnissen seiner Freunde. Es ward eine Büchsengesellschaft gestiftet, zu der auch Damen gehörten; unter ihr ging eine Büchse herum, in die jedes Mitglied einen poetischen Beitrag warf; Sonnabends versammelte man sich bei Gleim, er las anonym vor, ließ den Verfasser errathen, der beste erhielt einen Preis. So entstanden zahllose Blättchen, eine neue Art Gelegenheitspoesie, der reine Gegensatz gegen die pomphafte und höfische der Ramler und Willamov. Sie blieben Privatgut; übten aber auch auf die veröffentlichten Dichtungen der Theilnehmer Einfluß, deren Sorglosigkeit und Flüchtigkeit so durchgehend ist, daß die Herausgeber der Werke von Gleim und Klamer nicht wagten, alles Gedruckte wieder zu drucken. Jacobi ist es gewiß nicht gedankt worden, daß er nicht noch mehr zurückhielt, als er that; Jähns verbot die Heraus-

gabe seiner Gedichte. Gleim war es ein Bedürfniß auf diese Art zu spielen und er neigte daher so zu Jacobi und Schmidt, die auf diese schwache Seite eingingen. Wenn er nicht schlafen konnte, so schrieb er Verse und sandte sie dem Nachbar Klamer, der ein geverstes Handbriefchen zurückschickte[147]. Alles Vorfallende gab Gelegenheit zu Reimen, alles Gelesene zu Nachahmungen. Bald Petrarcha, bald die Minnesänger, Horaz, Lafontaine, Jakob Balde regten zu Nachbildungen an; eine Zeit lang fiel die Wuth auf Sinngedichte, auf Elegien, Triolette oder Sechsfüßler, und Gleim mußte wohl selbst lachen über die seinigen, die er oft unter dem Zorn der Musen gemacht hatte. Uns geht es so bei den meisten, selbst seiner gedruckten Gedichte. Sie sind, wenn nicht mit Bodmer's Diebsader, doch mit dessen Verwandlungslust geschrieben. Wie Gleim ohne Wahl und Urtheil in seiner freundschaftlichen Schwärmerei sich Jedem hingab, der ihm nahe kam, und dann bittere Erfahrungen zu machen hatte, so fand er in seiner poetischen Begeisterung Alles göttlich, Alles gut und schön; Opitz war ihm noch unübersungen, da Klopstock doch da war, und die Henriade galt ihm und Johannes von Müller neben Homer. Er trug seine eigene Wärme in die Sache hinein und las nur halb, nur was ihm gefiel, so in Klopstock wie in Jean Paul, verweilte auf dem Zusagenden, theilte es im Drang seines Jubels mit, und sollte ihm gleich ein roher Bauer herhalten müssen, wenn Niemand anders zur Hand war; er ahmte dann das Halberfaßte nach und mußte sich über die Sticheleien der Kritik ärgern. So ist es denn Schade, daß seine Gabe der Unmittelbarkeit aufgewogen ward durch seine Hingebung an Stoffe, die seiner Natur fremd waren, die er mit sammt den Formen verdarb, und die dann immer eine nachgeahmte und mechanische Sache blieben. So versificirte er den Tod Adam's und den Philotas, und opferte die feinsten Züge den Versen auf. Er machte Schäfergedichte im alten Ton der Franzosen und zu gleicher Zeit (1744) Romanzen im Bänkelsängerstile, wie sie Löwen

147) S. Kl. Schmidt's Leben, in den Werken hrsg. v. Schmidt und Lautsch. 1826 I. p. 35 fg.

nachleierte; dann zu Einer Zeit wieder Fabeln und Kriegslieder (um 1756), die mit das natürlichste sind, weil sie beide aus dem lebendigen Triebe der Zeit emporwuchsen. Ganz anders ist es mit seinen Minneliedern, mit seinen horazischen und anakreontischen Oden, welche letztere er oft versuchte, und fast am besten ganz spät erreichte in den tändelnden Amorettenepigrammen, Amor und Psyche betitelt, wo er gerade vielleicht den Anakreon ganz vergessen hatte. Original ist er noch in seinen Liedern für das Volk (1772). Er läßt sich darin zu dem Stande der Bauern und Bürger, des Gärtners und Hirten herab. Hier ist er Vorbild und Seitenstück zu Claudius, Bürger, Voß, obgleich er noch nicht verstand, sich nicht allein in die Verhältnisse, und zu dem Verstand und der Gefühlsweise des Volks herabzulassen, sondern zugleich, wie Bürger und Hebel, in dessen Anschauungsweise zu versetzen. Wer sollte denken, daß derselbe Mann ungefähr gleichzeitig den (dramatisirten) Apfeldieb machte, dessen Inhalt ist, wie Amor einen Apfel stiehlt und dafür von der Venus die Ruthe erhält! Auch zu Epoden und Sinngedichten verstieg er sich, da er doch den Witz nicht leiden mochte, den er mit der Krätze verglich. 1774 schrieb er, veranlaßt durch die Beschäftigung Boysen's mit dem Koran, sein Halladat. Der Anakreontiker, der Grenadier, der Pfaffenhasser wandelt hier in erhabenen Sphären, und stammelt von Gott und seinem Wesen, oder erzählt orientalische Parabeln voll wunderbarer Namen, die er mit sichtbarem Wohlgefallen häuft, als ob sie der mysteriösen Erhabenheit zugäben. Es war einst ein Kindesgedanke bei ihm, ein Buch wie die Bibel zu schreiben, dieser Kindesgedanke ist hier ausgeführt. Die Freunde, die Alles loben mußten, lobten auch dies. Zwar Lessing stutzte und fragte, ob das Alles aus seinem Kopfe sei? Aber Bodmern „erquickte es sein welkendes Leben", Herder rühmte, er habe Morgenlandsposaunen aus der Hand des Engels erhalten; Zimmermann, es sei ihm mehr werth als hundert der berühmtesten Bücher; Wieland, es müsse so allgemeine Theilnahme erregen, als ob es eine Taube vom Himmel gebracht. Allein es blieb unbeachtet, wie seine späteren goldenen Sprüche des Pytha-

goras, von denen er selbst wußte, daß sie ihm unter der Feder zu silbernen geworden. 1790 gar ließ er sich noch zu Marschliedern für die preußische Armee befehligen. Gegen alle diese mechanischen Zwangsversuche machte sich seine Natur im Laufe der Revolution, die ihn in seiner Friedlichkeit peinvoll aufstörte, in den Zeitgedichten Luft, und endlich im Hüttchen (1794) kehrte der alte Mann ganz wieder zu sich selbst zurück. Nachdem ihn der Strom der Welt in Dichtung, Vaterlands- und Fürstenliebe, Freundschaft und Theilnahme an den öffentlichen Dingen, an vielfache Klippen geworfen hatte, lebte er jetzt wieder wie Vater Epikur still nach der Natur, und in dieser Periode sahen ihn Herder und Voß am liebsten und sprachen mit tiefer Ehrfurcht von dem patriarchalischen Eindruck, den der jugendliche Weise zurückließ.

Das poetische Treiben der Halberstädter unter sich, sieht man wohl, mochte erbaulicher gewesen sein, als die gedruckten Ergebnisse davon, obwohl Schmidt und Göckingk uns kein günstiges Zeugniß von dem poetischen Geschmack in Halberstadt geben[148]), und keine rechte Frucht aus diesem etwas einförmigen Verkehre hervorging als die Reimfertigkeit, die nach Körte noch heut in Halberstadt dauern soll. Gewiß ist wenigstens Gleim's Leben und Wirken wichtiger als seine Gedichte, seine Geschichte beschäftigt uns daher auch mehr als seine Werke[149]). Gleim bezog alle seine Gedichte auf seine Freunde, er schrieb nicht für Krickler, wie er sagte, sondern für Uz die scherzhaften Lieder, für Kleist die Fabeln, für Lessing die Kriegslieder,

---

148) In Göckingk's Gedichten 1780. I, 192:

Was träumtest du von Halberstadt? daß hier Athen im Kleinen sei?
Geh hin du Freund der Schwärmerei, ob Kleist dort 15 Leser hat!
Der Hunger hätte da geheim Michälis sicher aufgezehrt,
Wenn nicht die Freundschaft seines Gleim des Tigers Zahne noch gewehrt.

149) Sollte ich ihm unrecht thun, so entschuldige er dies selbst. Werke Bd. V. p. 256.

Ich war ein guter Mann; und wär' ich etwas mehr gewesen,
als nur ein guter Mann, ein Etwas nur, so soll
man etwas mehr doch nicht auf meinem Grabstein lesen,
weil etwas mehr zum Lobe wohl
nicht strenge Wahrheit wär.

Halladat für Heinze. Seine Leier ersang ihm keinen König, aber einen Kleist. Mit diesem lebte er auch nach dessen Tode im Geiste fort, er wähnte seinen Geist in seiner Nähe, und glaubte, er würde sich ihm zu erkennen geben, wenn es sein könnte; seine Nichte lehrte er in Allem dem Engel Kleist wohlgefällig werden. In dem Andenken des todten Freundes konnte er zufrieden schwelgen, und dies war seiner ungeduldigen, zwar friedlichen aber reizbaren Natur am wohlthuendsten. Die Lebenden machten ihm viele Sorgen, er aber auch ihnen. Er war eifersüchtig auf seine Freunde, die Freundschaft war bei ihm Enthusiasmus, wie sein Patriotismus und seine Liebe zu Friedrich, sie ward zur Leidenschaft wie bei Klopstock die Religion, sie ward eine Kunst und Wissenschaft bei ihm, wie bei Wieland die Ehe. Die Freundschaftsperiode hat in ihm ihre Krisis; Müller und Bonstetten sind nur noch ein Paar Nachzügler, von denen der Erstere auch noch in Gleim's genaue Bekanntschaft gehört. Wie dieser überhaupt nichts Halbes that und ertrug [150]), so am wenigsten in der Freundschaft. Er drängte sich (ähnlich wie die Jacobi und Wieland an Goethe) mit Ungestüm zu, und ward Manchem dadurch lästig, und Herder hatte es schon 1771 vorausgesagt, man solle an ihn denken, wie Gleimen alle seine Freunde einmal lohnen würden. So war es eine anstoßerregende Geschichte, als er mit Spalding brach und Michaelis sich in diesen Bruch unzeitig einmischte. So hörten wir, wie er mit Ramler sich überwarf und auf Klopstock ungehalten ward; Keiner that ihm genug im Feuer der Liebe, denn Keiner hatte wie Er die Anlage des Eiferers und des Zärtlichen zugleich, die polternde Gutmüthigkeit, die menschenfreundliche Timonie, den reizbaren Quietismus, die schroffe Humanität und humane Derbheit, und jene tausend Züge, die in Zelter's Briefen, scheint mir, einen nicht unähnlichen Charakter darlegen. Er ver-

150) Schon Klopstock pries früh in Gleim
seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein;
wie er auf das Verdienst deß, den er liebet, stolz,
edel stolz ist, von halbem
kaltem Lobe beleidiget.

einte grobe Schmeichelei und schmeichelnde Grobheit am liebsten, er konnte derbe Wahrheiten sagen mit dem schönsten Lobe verblümt, und bis in den Himmel erhob er die Sachen seiner Freunde, deren sich ein rechtlicher Geschmack geschämt hätte. In diesem Stile redeten Heinse und Michaelis wieder zu ihm; Jacobi und Schmidt waren ihm ganz ergeben und erhielten ihn freundlich; wenn dann einer wie Ramler in eignem Tone zu ihm sprach, und ihm, wie dieser that, triftige Wahrheiten sagte, so klagte er, seine Freunde brächten ihn um[151]. Mit diesem brausenden Temperamente, das immer in vollen Segeln ging, stieß er in der gährenden Zeit, in die er hineinlebte, überall an. Er scheiterte mit seiner Dichtung und fühlte das in seinem Alter stets mehr, ohne seinem Vorsatz aufzuhören nachkommen zu können. Er scheiterte an dem Ideal der Freundschaft und an manchen patriotischen Hoffnungen; und wie seine guten Freunde nicht immer seine Zudringlichkeit Freundschaft nannten, wie ihm der Naturdichter Hiller in's Gesicht sagte, was seine Anhänger sich nur leise zuflüsterten, daß seine Dichtung oft nur sehr werthlose Reime seien, so sprach ihm Dohm sogar den Sinn für Menschen- und Bürgerrechte ab. Wie sein Temperament gemischt, sein Charakter doppelseitig ist, wie seine Gedichte getheilt sind zwischen das alte hohle Formenwesen, und die neue Natürlichkeit seit den 70er Jahren, so vereinigen sich in ihm Züge von Philisterei und freier Genialität, von Greisenthum und Jugend. Der Kampf der ganzen Zeit zwischen Altem und Neuem gährt in ihm; den Prozeß der Verjüngung sollte er mit dem ganzen Geschlechte in dem schauerlichen Medeenkessel der 70er Jahre durchmachen, und er war nicht molluskenartig genug, wie die Jacobi

151) In friedlicheren Stimmungen strafte er sie mit Großmuth. Werke 5. 265:

> Hier ist mein Lebenslauf: Ich lebte gern in Frieden
> und liebte meinen Gott und meinen Friederich,
> und meinen Kleist und Uz und alle meine Freunde.
> Da stehen sie umher um mich;
> und wurden einige von ihnen meine Feinde,
> so wurden sie's, nicht ich.

und Wieland, sich durchzuwinden, noch knöchern genug, wie ein Kästner und Lichtenberg, um zu widerstehen. Wie sehr er rang nach dem Stillleben seiner behaglichen, sanften Freunde, dennoch mußte er sich, mit einem Widerspruch in adjecto, einen Timon in Sanssouci nennen. Wie sehr er sich in seine epikureische Weisheit einnistete, doch rissen ihn die Zeitereignisse heraus und störten ihm seine Freude; er hätte, um konsequent zu sein, Jedem sein Steckenpferd lassen müssen wie Wieland, sich die böse Welt abhalten wie Goethe im ähnlichen Falle ruhesüchtiger Reizbarkeit. Aber er ärgerte sich an den Greueln der Revolution wie an den Plackereien der Kritik. Als 1797 die Xenien auf „den alten Peleus" stichelten, waffnete er sich entrüstet dagegen, und seine Freunde besänftigten ihn am Geburtstag mit 50 lobenden Distichen. Er ärgerte sich an der kantischen Philosophie und an aller Spekulation, wie seine berliner Freunde; wie eben diese an allem Pfaffenwesen und Verfinsterung; und es ist ebenso ergötzlich zu hören, was Friedrich Jacobi und Lavater und Klopstock (wegen Stolberg) von ihm in dieser Hinsicht von scharfem Tadel hören mußten, wie seine Lobsprüche auf den preußischen Patriarchen Semler und auf Lessing. Wer einen Nathan schuf, singt er an Friedrich Jacobi, der könnte wohl ein Gott sein aber kein Atheist! In den drei Großmeistereien der Ketzermacherei, Grübelei und Lobposaunerei, sagt er in den Episteln, blieb er am liebsten klein; gern wäre er der Erste in drei andern: der Dichterei, Malerei und in der Kunst sich zu freuen. Diese Kunst, in der es Uz hochgebracht und die überhaupt alle seine zahmeren Freunde leicht fanden, nennt er schwer, ein Werk der Ewigkeit. Er lehrte aber Freude und Zufriedenheit in dem Kreise der fröhlichen Armuth, wohin seine Volkslieder versetzen, und im Halladat und im Hüttchen. Hier meint er zuletzt die Freude in der Natur wieder zu finden, die ihm zuvor mit den Ereignissen der Zeit hingeflossen schien; er mahnt sogar Matthisson, seinen elegischen Ton zu verlassen, froh zu singen oder zu schweigen, aber bei all dem geht der Klageruf über dies Leben und über den Tod der Freude durch. Hagedorn's und seine Lieder, sagt

er trauernd, singe Keiner mehr, und „alle muntren Seifensieder seien aus der Welt verschwunden.“ Wirklich gingen diese mit den Jacobi's und ähnlichen aus. Eine neue Zeit ward von den Michaelis und Heinse eingeleitet, die mit Gleim's misanthropischer Laune und hypochondrer Stimmung so zusammenhängen, wie Jacobi und Schmidt mit seiner heiteren. Er theilt sich also zwischen seine Freunde, und wie wir bei diesen beiden Hälften finden, daß die friedlichen und sanften davon der älteren Zeit, die unruhigen, die aus den Strängen schlagen, der neueren angehören, so meinten wir eben dasselbe in den zwei gegensätzlichen Hauptseiten von Gleim's Charakter und Poesie zu beobachten.

Joh. Benjamin Michaelis (aus Zittau 1746—72) hat wie Gleim noch Verhältniß zu den Bremer Beiträgern, unter denen er Gellert ehrte und hörte; auch zeigen seine ersten Versuche, die Fabeln, Lieder und Satiren (1766) schon den Gattungen nach auf Gellert und Lafontaine, auf Canitz und Boileau zurück. Leider nagte schon seit dieser Zeit eine Krankheit an ihm, die ihn bald wegraffte, und eine dürftige Existenz drückte ihn zu Boden, aus der ihm Lessing zu helfen suchte, indem er ihn als Theaterdichter der seyler'schen Gesellschaft empfahl, und aus der ihn Gleim rettete, als diese Truppe verfiel. Er war also wie Heinse nur hereingezogen in den halberstädtischen Kreis und paßte auch nicht dazu. Klamer Schmidt scheute wenigstens seine Hypochondrie; auch seine Verse wurden hie und da dunkel gefunden und seine Archaismen von diesem glatten Geschmack der Halberstädter, der überall auf der Heerstraße blieb, getadelt. Aber Voß, dem er hierin ähnelt, prieß ihn dafür; und wie wenig er dem Wesen nach, gleich den übrigen Anhängern von Uz und Gleim, sich Wieland nähert, den er zwar in seinem Freund Jacobi hoch verehrt, liegt schon darin, daß ihn Voß geradezu Wieland entgegensetzt [152].

152) — Nicht würdig war
des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
das Wieland's Buhlgesängen horchet,
Daniens Königen Klopstock's Lied schenkt.
— Keinem Lotterbuben fröhnen
konnt er, noch betteln im Fürstenvorsaal.

Der Ton seiner Dichtung ist auch überall ganz verschieden. Man schlage nur ein Gedicht auf, wie die Küsse, welche andre Gluth hier herrscht! Man sehe in seinen Episteln und Satiren, wo er überall feuriger, kräftiger, lebhafter, malerischer ist als irgend Einer dieses Vereines; die Verse sind freier gebaut, Alles schwungreicher und leidenschaftlicher. Er hat nur Verhalt zu Gleim's unmittelbarer Naturdichtung, zu seinem Landsmann Kretschmann, zu den Barden, zu denen er vielfach hinneigt, zu Gleim's, Löwen's oder Bürger's Volkston, wie man z. B. aus dem rhapsodischen Gang der Erzählung Paros und Hyle sieht, die ganz auf tragische und heftige Eindrücke ausgeht, oder aus seiner Probe zu einer travestirten Aeneis, die Blumauer aufgriff. Durchaus eigen ist ihm die Laune, die in dergleichen herrscht. In der fünften seiner Episteln[153]) erzählt er uns von der Laune, die ihren Sitz im Monde hat. Sie sei ein Mittelding zwischen Grazie und Faun. Wenn wir später zu den Naturdichtern wie Heinse, Lenz, Maler Müller und Aehnlichen übergehen, so werden wir finden, daß diese sich ganz wie Faunen zu den halberstädter Grazien verhalten; und ganz in der richtigen Mitte zwischen Beiden liegt Michaelis. Er würde hierher kaum gehören, wenn er nicht die Gattung der horazischen oder popischen Epistel gleichsam gegründet hätte, die in unserem halberstädter Bunde zu Hause ist. Schon in seinen „Einzelnen Gedichten" (1769) kamen solche Briefe vor; die etwas später erschienenen (1772) gehören immer noch unter die frühesten in diesem Kreise, und sie sind unter allen die einzigen geblieben, die nicht als Privatmittheilung und Ersatz für Briefprosa entstanden, sondern als Gedichte. Darin sieht man ihn deutlich nur erst als Grenzstein gegen die Naturdichter und Shakespeare's Schule hin liegen, und übereinstimmen mit dem Sinne der Halberstädter, die diesen shakespearischen Genies gram waren, daß er (in der charakteristischen Epistel VI von Erziehung des Dichters) die Regel lobt, den Anfänger vor Shakespeare warnt, und die griechische Kunst als das höchste

---

153) In den poetischen Werken, hrsg. v. Chr. H. Schmid. 1780.

Beispiel aufstellt[154]). Aber sieht man genauer zu, was er doch an die Natur verlangt und die Geburtsgaben seines Dichters, und wie er von Shakespeare und den Griechen sprach, so ahnt man, daß, wenn er länger gelebt hätte, er mit Heinze zu jener neuen Schule würde übergegangen sein, und daß er sich zum Satiriker würde gebildet haben. Daß er nicht mit den Jacobi, Schmidt und Göckingk nach der entgegengesetzten Seite gegangen sein würde, erklärt er fast selbst, wo er andeutet, wie wenig das Erotische seine Sache sei. „Ein kleines Gespräch zwischen der Taube der Venus und Jupiters Adler" sagt er Jacobi „das er einmal einem Franzosen nachschwatzte, und einige flüchtige Reime, die nur unter seinem dramatischen Hokuspokus zu einer Operette umgezaubert ihm zur Last liegen, das ist Summa Summarum Alles" was er in dieser Art gemacht hat.

Die ausschließend friedliche Seite der Anakreontiker und Graziendichter auf der Höhe und Spitze der Weichlichkeit und Süßlichkeit zeigt Joh. Georg Jacobi (aus Düsseldorf 1740—1814). Wenn Gleim als ein Guido Reni bald in harter bald in weicher Manier auftrit, so ist Jacobi ganz Albano, ganz Carlo Dolce. Gleim und Wieland gaben ihm den Ruhm der weichen Behandlung unserer Sprache anheim und das Verdienst, der französischen Glätte, und selbst dem musikalischen Instinkt des Metastasio nahe gekommen zu sein; seine Lieder an

---

154) Ein Shakespeare, Freund, taugt für den Schüler nicht,
sein Leben war so kühn wie sein Gedicht.
Der kleinste Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
er wird zu groß für kleine Wissenschaften,
und sieht zu spät, es glücklich zu bereun,
für große sich im Alter einst zu klein.
Ach die Natur ist blos ein Buch für Götter,
auch das Genie versteht nur halbe Blätter,
nur Aberwitz verachtet Fleiß und Lehren. —
Den höchsten Reiz enthüllte die Natur
für Griechenland. Da nahm ihn die Skulptur
und grub ihn ein. Nun lebt er, übergeben
der Ewigkeit, sein unverwelklich Leben.

Man muß hierbei auch wohl erwägen, daß er selbst in seiner Jugend die Schule nicht ertrug und es früh zu bereuen hatte.

Elise schienen ihnen Petrarcha's beste Gesänge zu erreichen, ohne sie nachzuahmen. Alles kam diesen Petrarchisten damals auf den Fluß, die Harmonie, den Schmelz, das Cantabile der Versifikation an, und Wieland besonders ist so maßlos in den Lobsprüchen, die er dem Manne, den er später gering achtete, in's Gesicht sagt, daß ihm oft der Athem auszugehen scheint. Gleim bildet sich etwas darauf ein, daß er Jacobi aus dem Handlangerdienst des Recensirens für Klotz gerettet, daß er ihn der Dichtung gewann, in der ihn sonst vielleicht die hochwürdigen Pastoren gestört hätten. In den ersten Gedichten Jacobi's ist Alles voll von dem Kriege der Amoretten, und dem Liebäugeln mit Plato, dem Lieblingsphilosophen der Grazien und Amoren, voll von arkadischen und mythologischen Figuren und Tändeleien und jener sanften epikureischen Weisheit, die er an Hagedorn und an den französischen Lyrikern bewunderte, die diesem und ihnen Muster waren, an den Chapelle, la Fare, Pelisson, Gresset, Desmarets, Bernard, Arnaud und wie alle die Anakreontiker der Franzosen hießen, die dem J. Baptiste Rousseau so entgegen liegen, wie unsere Halberstädter Ramlern. Jacobi kam zwar selbst in der Theorie zurück von dem, der übergoldete Schnörkel für Tempelbau der Grazien hält, der die drei Holden nach pariser Puppen drechselt, und sich mit bunten Flittern gepuderter Schäfer behängt, aber in der Praxis blieb er diesem Geschmacke so ziemlich treu. Er unterdrückte ein gutes Theil seiner Tändeleien[155], allein man schließt aus dem Uebriggebliebenen noch gut genug, welcher Art das Verworfene sein müsse. In der Rose suchen diese duftigen Blumenpoeten, die Minnedichter des 18. Jahrhs., das Sinnbild alles Lebenslaufes, das Wesen menschlicher Unschuld und Tugend, die Lehre von der Weisheit dessen, der sie geschaffen; in der Verwandlung der Blumen suchen sie die Trostlehre der Unsterblichkeit, und der Erde Untergang ist ihrer galanten Logik nach darum unmöglich, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat! In diesem Ideenkreise wiederholen sich ihre zärtlichen

155) Die letzte Ausgabe seiner Werke, die Er selbst besorgte, ist Zürich 1807—13.

Spielereien ewig, und Jacobi selbst empfand dies bei seiner Poesie, und tröstete sich mit Petrarcha, bei dem der ähnliche Fall war. Er war zu Zeiten von der Werthlosigkeit seiner Poesien überzeugt; wenn Klopstock's Harfe klang, fragte er sich zaghaft: bin auch ich ein Dichter? Aber über Anakreon's Liedern rief er begeistert: Ich bin auch ein Dichter. Seine Muse gründete das Glück seines bescheidenen Lebens, sie schuf ihm eine genußreiche Welt, und gewährte ihm, was die kühnsten Dichter von ihr rühmten. Wie hätte er sich sollen von den Pastoren irren lassen, die gegen seine Lieder predigten? oder von den Dichtern der traurigen Gestalt, von Youngianern, die ihn mit Uz und den Andern mishandelten? Bei ihm war die schlanke Sinnesart zu tief gewurzelt, als daß er sich von der schwerfälligen Andacht der Seraphiker hätte stören lassen sollen, und so hat er wie Pfeffel und Wieland und Gleim immer des Pfaffenwesens gelacht. Als er in Halberstadt (1769) Kanonikus ward, und zwei Nächte in der Kapitelstube bei der Kirche in der Noviziatsprobe schlafen mußte, wobei ihm die Schüler Young's und dessen Nachtgedanken einfielen, machte er ein Liebeslied an Bellinde. Er spottet über diese Leichendichter, die am hellen Tage die Mitternacht schreckt, denen der Frühling Klagen entlockt und verliebter Vögel Gesang wie Sterbeglocken tönt. Sein Gedicht die Dichter (1772) bezeichnet seine Ansicht von den verschiedenen Richtungen der deutschen Dichtung sprechend. Es ist eine Art burlesker Geschichte der Poesie. Zuerst hätten harmlose Sänger ländliche frohe Lieder gesungen. Dann sei von Westen ein Engel (Young) angeflogen, deß Lippen meilenlange Worte riefen, memento mori schallte es in's Thal, die Lustgefilde verstummten, man weinte und bekreuzte die Leiern; die Liebesgötter flohen und Gespenster belagerten ihren Sitz der Freude. An die Stelle des Liebreizes und der Grazien traten die Regeln der Stoa und die Lieder von Eloa, und statt auf der Gondel der Venus fuhr man in der Arche Noäh. Nun stieg eine Jungfrau vom Himmel herab, die Empfindung; edle Seelen hätten sie allein begrüßen sollen, allein das Geschrei von ihr ward vulgar, die jungen Sänger brachten jedem Blättchen einen Thränen-

zoll, machten sich im Mondschein ihr Bettchen, wollten allmählich ihr Gefühl erhöhen, es floß die Quelle, es sang die Nachtigall, es blies der Zephyr nicht zauberisch genug. Der Tempel der griechischen Götter eröffnete sich jetzt (Wieland); aber auch Er wird befehdet von den Barden, den kriegerischen, mit teutonischen Tönen, rauh und prachtvoll, nur in wenigen Gesängen den Musen unverdächtig u. s. f. Mit dem Uebergang zur Empfindung bezeichnet er die weltlich-sentimentale Stimmung, die an die Stelle der geistlichen trat. Wie die berliner Sokratiker die Philosophie aus den metaphysischen Fragen über Gott und Unsterblichkeit zurückrufen wollten zum Menschen, so diese epikureischen Weisen und Dichter die Poesie von den Engeln des Himmels zu denen der Erde. So sagt Michaelis: Mein Standpunkt ist dieses Rund; was außer ihm liegt, gehört nicht meinen Sorgen; der Erdball aber ganz, und meinem Geiste ward Licht, mein ganzes Wohl, das dieser Ball verflicht, auf diesem Balle ganz mir aufzuklären. Aehnlich wie dieser in Bezug auf das Intellektuelle, äußert sich Klamer Schmidt über das Empfindende. Ich lasse, sagt er, dem hohen Dichterschwunge seinen Werth, doch Alles, was nicht enger um unser liebendes Herz sich dreht, ist ein fremdes Gut, das die Gefühle nicht reiner macht, das sie nur verwirrt. Er sucht daher nach verstandenen Empfindungen und macht den Uebergang von andächtigen himmlischen Gefühlen zu irdischen und nicht selten sinnlichen. Die ganze Zeit macht diesen Uebergang mit. Ossian schob Young bei Seite und zu seiner Fahne schwuren die Barden; Yorick's empfindsame Reise verdrängte Young gleichfalls, und an diese hielt sich auch Jacobi. In seinen empfindelnden (versificirten) Sommer- und Winterreisen (1769—70) ahmt er Yorick nach; das Faktische fehlt, der Nebel der Empfindung blieb: Alles athmet hier Weichheit, Schonung, Toleranz, selbst gegen Thiere und gegen Jesuiten. Ein Paar Tauben, in einem Wirthshause ihrer Freundlichkeit wegen gehalten, und mit dem Küchentode verschont, beschäftigen ihn mit Gedanken länger als der Sieg eines Helden gethan haben würde. Wie Alles für diese Empfindsamkeit empfänglich war, belege eine

Anekdote, die sich auf Jacobi bezieht. Er hatte Yorick's Reisen in einer Gesellschaft vorgelesen; die Stelle, wo Yorick mit dem Pater Lorenzo die Dose tauscht, machte einen freundlichen Eindruck, man kaufte sich Horndosen mit den Namen Lorenzo und Yorick, und Jacobi schickte eine solche an Gleim mit einem Briefe, der gedruckt ward und in dem der Vorfall erzählt war. Die Industrie griff dies auf, und bald hatte Alles in Nieder- und Obersachsen, bis Dänemark und Liefland hin Lorenzodosen, und Jacobi hatte es zu bereuen, daß er in diesem Briefe gesagt hatte, er wolle Jedem brüderliche Vertraulichkeit beweisen, der ihm eine solche Dose als Ordenszeichen darbieten würde. Zu dieser Anekdote gehören dann nothwendig die Briefe Jacobi's an Gleim, dies Uebermaß alberner Freundschaftsliebelei. In diesen Briefen ist und spricht die Freundschaft gleich der Liebe. Jacobi möchte, da er seinen Gleim so sehr liebt, sein Gefühl verewigen, wie unsere deutsche Sappho; des Freundes Zärtlichkeit ist sein größtes Glück; jeder Gedanke an ihn die süßeste Wollust; sie küssen ihre Briefe mit der süßesten Entzückung, mit der ein Liebender sein Mädchen küßt. Sie schreiben immer von Grazien und Najaden und Nymphen, und von Geistern empfangen sie Küsse, von ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen. Für drei schöne Schlußzeilen in einem Gedichte, in denen Gleim's Name hübsch angebracht war, schickt er seinem Jacobitchen, seinem Gresset zehntausend Küsse; in einem von ihm selbst verfertigten könnte er den Schlußvers besser klingen lassen, wenn er statt m e i n J a c o b i blos Jacobi setzte; aber er will das m e i n nicht für allen ramler'schen Wohlklang fahren lassen. Welch eine niedliche und artige Kritik überhaupt in diesen Briefchen über ihre Liederchen herrscht, wie sie mit Amor's Ohren lauschen, ob auch kein Blüthenstäubchen dem Wohlklang im Wege liegt, das muß man Alles an Ort und Stelle aufsuchen. Die ganze Welt sieht rosenroth aus bei diesen Dichtern, die mit dem Amor und den Grazien gerade so Verkehr und Gespräch halten und Briefe wechseln, wie die Minnesänger mit der Frau Minne. Gleim sah sich nur für den Freund, Jacobi für den Liebling dieser Huldgöttinen an; Jener verhärtet sich

in seiner Freundschaftsmanie, aber Jacobi macht nach dieser Krise den Uebergang von der Freundschafts- zur Geschlechtsliebe, die das weite Thema Wieland's ward, mit dessen Bekanntschaft in Jacobi eine zweite Periode auf die anakreontische folgt. Zu Wieland gehört Jacobi so untheilbar, wie die Minnedichter zu den erotischen Epikern des 13. Jahrhunderts. Er verlebte mit Jenem und der La Roche unvergeßliche Tage, als „Beide von den goldnen Träumen ihrer Jugendjahre umschwebt sein Herz erwärmten", und Wieland sprach ihm das Wort der Weihe jetzt, wie vorher Gleim. In süßer Schwärmerei entstanden Nachahmungen Wieland's bei ihm, wie auch in den Tändeleien Gerstenberg's und Anderer. „Der Schmetterling" Charmides und Theone, eine Erzählung in Prosa (1772) zeigt uns eine Art verfeinerten (halb geßner'schen) Wieland. Man ist in Cypern, bei einem Bildhauer und seiner Geliebten, die sich dem Dienst der himmlischen Venus weihen und der Grazien, und die nachher vermählt eine Schule der Grazien anlegen und darin Mädchen in verschiedenen Rangstufen bildeten. Eben dies ward hinfort sein eignes Geschäft. Indem er sich zum Thema der Frauen und Frauenliebe wandte und Wieland am Werke der Emancipation der Frauen arbeitete, sah er sich genöthigt, auf die sittliche und ästhetische Bildung derselben zu wirken, und zu diesem Zwecke stiftete er ein Taschenbuch für Damen, die Iris (1774—76). Je mehr in den 70er Jahren die Kraft der Originalgenies, die Jacobi wie Pfeffel haßte und Cyklopen nannte, vorstrebte und amazonenmäßige Sitten den Schönen einprägte, desto nachdrücklicher lehnte sich Jacobi, mit seinem mehr weiblichen Charakter ganz hierzu geschaffen, auf die Gegenseite und redete zu dem zarten Geschlecht in seinen Liedern und prosaischen Aufsätzen in einem widerlich süßen Tone, der auch seines Freundes Pfeffel prosaische Versuche (meist in der Flora) durchdringt. Mit Recht wendet man sich von dieser durch Verfeinerung der Sitten sittenverderblichen Schriftstellerei ab, die selbst dem verzärtelten Geschmack eines Geßner zu verzuckert war. Herder sprach[156]) mit Unwillen über die halber-

156) In Briefen an Merck.

städter Liebesbriefchen, die nur die Herzen der Weiblein haschen sollten, und die ihm so abscheulich sind, wie alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. In jedem Schritte Jacobi's sei so viel liebliche Frechheit, eine Winkelsache immer zur Sache des Publikums und eine Litanei von Empfindungsnamen zur Liturgie zu machen; auch habe man das gute Männlein schon längst so ausgehört. So machte sich Nicolai im Sebaldus Nothanker über ihn lustig[157]), und Goethe nannte ihn ein kindisches Ding. Herder's Andeutung über die Winkelsachen bahnt uns den Weg zu einer dritten Periode Jacobi's, in der er sich unserm Interesse fast ganz entfremdet. Er ward 1784 nach Freiburg versetzt, und lebte nun im Kreise von Schlosser in Emmendingen, Pfeffel in Colmar, dem von Goethe verewigten Lerse, dem Freiherrn von Zink und einigen Andern, unter denen sich die Epistelpoesie erneuerte. Es kam die Revolutionszeit, in der sich die Charaktere prüften, und hier zeigt sich Jacobi ganz wie Wieland als eine jener biegsamen Naturen, der kein Sturm etwas anhaben kann. Während seine Mitbürger wegen Näherung der Feinde in tiefer Bestürzung sind, holt er frische Blumen in seine Glä-

---

157) Die Stelle ist vortrefflich, aber sehr empfindlich beleidigend. „Herr Säugling" heißt es „hatte kein eigentliches Brodstudium getrieben, er legte sich auf die belles lettres, studirte alle Poeten, besonders die Freude und Wein und Liebe besungen haben. Er hielt dabei viel von seiner eignen kleinen Person, die daher stets geputzt und geschniegelt war. Er gefiel sich dadurch selbst sehr wohl, und suchte nächst dem besonders dem Frauenzimmer zu gefallen, daher er Gesellschaften von blos Mannspersonen mied. In gewissen Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, bewunderte ihre Arbeit und sagte ihr artige Sachen. Von da ging er zur Erforschung ihres Verstandes über; sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe Amoretten auf ihrem Postillon auf- und absteigen und andere dergleichen niedliche Imaginatiönchen. Sympathisirte sie mit seinen lieblichen Empfindungen, so fing er an zu stammeln und etwas schafmäßig auszusehen und langte dann aus der Tasche einige seiner Gedichte, die er ihr vorlas. Erhielt er Gehör und Beifall, so hatte er ein vergnügtes Tagwerk gehabt; empfing er gar laute Bewunderung, hörte er Seufzer, so zerfloß er ganz in sanften Empfindungen und war der Sklave der Schönheit, die so gut empfand. Er schien etwas abgeschmackt, doch war er das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne, zu allen guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht Stärke des Geistes erfordert ward, denn die Poesie hatte ihn so breiweich gemacht, daß er einer herzhaften That unfähig war" u. s. w.

ser und macht ein Gedicht fertig; es war ihm leicht, den verzagenden Schlosser zu trösten, denn die Dinge der Zeit berührten ihn nicht. Pfeffel drängten sie sich näher, er litt unter den Stürmen der Revolution, aber er setzte Gleichmuth und Geduld dagegen. Hier erprobten sich diese horazisch-sokratischen Weisen, die Fröhlichkeit in Armuth, Glück in mittlerer Sphäre immer gepriesen hatten. Beide Freunde, Jacobi und Pfeffel, hatten sich wie Wieland in ihre Schneckenhäuschen zurückgezogen und freuten sich wie dieser eines reichlichen Haussegens, und Pfeffel hatte bekanntlich das große Glück, gerade seit dem Unglück seiner Blindheit ein Weib zu besitzen, das die Stütze und Freude seines Lebens war. Jacobi wollte gern auf Nachruhm verzichten, wohl aber mochte er, da er dem Völkchen der Erde immer gut war, noch im Grabe den Menschen nahe sein und ihnen erzählen, welch schönes Loos ihm fiel durch häuslich Glück, durch Weib und Kind, durch mäßigen Genuß. Das häusliche Glück dieser Männer spiegelt sich so in ihren Gedichten letzter Periode reichlich ab, aber auch ganz die Dürftigkeit ihres poetischen Talents. Hier haben wir wieder eine ganz mechanische Gelegenheitsdichterei; die Wochenblatt- und Stadtpoeten, die gegen das 19. Jahrh. hin sich über ganz Deutschland ausdehnten, werden gleichsam von ihnen eingeführt. Pfeffel fand es doch noch einmal ein bischen bedenklich und vielleicht beschämend, den „Poeten im Dorf" zu machen, aber Jacobi vertheidigte es geradezu in ausdrücklichen Aufsätzen; man mache sich beliebt und Andere freundlich damit. Aber die Musen macht man eben nicht so freundlich und die entfernten Leser nicht so erkenntlich, wenn man sich in die Demuth eines Kochs versetzt, Thurmwächterlieder macht, Beilagen zu geschenkten Häubchen drucken läßt, und erzählt, wie Lottchen streitet, daß sein Geburtstag mit Karl's auf Einen Tag falle. Opitz hatte die Gelegenheitsgedichte seiner Vorfahren verachtet, Jacobi verachtete die von Opitz, und wir vergelten es ihm heute, indem wir die Seinen belachen. Es ist unsäglich, wie hier der Rückschritt unsrer Poesie, in der Zeit, wo die Kotzebue und Iffland Dichter hießen, klar daliegt in Einem Subjekte, das sich wahrlich nicht in der glänzendsten Richtung früher

hervorgethan hatte. Wer sollte es glauben, daß der feine Jacobi, nachdem er Matthisson's und Schiller's Gedichten mancherlei abgelernt hatte, nach Goethe's Abtreten, im 19. Jahrh. noch derer spottet, die da glaubten, erst jetzt strahlte der Lorbeer in einem Glanz, der den Ruhm des Opitz und Hagedorn verdunkle!! Die dem Pindar näher gekommen seien als die meisten unserer neuesten Dichter!! So was konnte nur eine so gleichmachende Natur sagen, der Alles recht war, was von ihr und Andern ausging, und der auch in der Poesie Alles gefiel, Jeremiaden und Iliaden, die Chronica von Liliput und Hermann's Schlacht und das Harfenspiel des kühnen Celten. Auch aus dem Unmusikalischen in dieser Schule läßt sich die Sympathie mit dem musiklosen Opitz und die Rückkehr zu Gottsched's Gelegenheitspoesie herleiten. Wie diese Anakreontiker in Allem der klopstock'schen Schule gegenüber liegen, so auch hierin, daß sie ihr musikalisches Gehör nicht theilen. Bei Gleim vermißte Goethe die Melodie; wie unmusikalisch Jacobi ist, kann man in seinen Kantaten am leichtesten sehen; wie der verwandte Wieland an der Oper scheiterte, ist bekannt genug.

So wie wir Jacobi in späte Zeiten hineinleben, in andere Verhältnisse übergehen und andere Gattungen anbauen sehen, so auch Klamer Eberh. Karl Schmidt (1746—1824): wir müssen ihn aber hier nennen, in der Zeit, wo sein Talent am wirksamsten und natürlichsten thätig war. Er gehört schon darum am wesentlichsten hierher, weil er selbst aus Halberstadt war, und mit seiner Jugend in Gleim's Blüthezeit fiel, so daß er schon mit Mitschülern auf der Schule dichtete und unter dem Beifall seines Vaters. Später heirathete er in eine Familie (Abel), wo sein Schwager und Schwiegervater dichtete, und er vererbte das Dichtungstalent auf seinen früh gestorbenen Sohn Ernst; er kann also neben der Familie Unzer das beste Beispiel von dem familiären Poesietalent der Halberstädter und dieser Umgegend geben. Er hatte von Gleim das Freundschaftsbedürfniß geerbt und die Verswuth; ganz so wie dieser lehnte er sich in seinen meisten Poesien an fremde Manier und Muster an, und hatte gerade so gele-

gentlich zu beklagen, daß er sich auf Fabeln (1776) und Anderes einließ ohne allen Beruf. Ganz wie Gleim freute er sich, jedes fremde Dichtertalent zu nähren; er nahm sich, wie seine Verwandten sagen, der schwarzen Wäsche von Schuhmachern und Gärtnern seiner Vaterstadt zum Reinigen an, und noch spät nahm er den Naturdichter Gottlieb Hiller freundlich auf und ließ ihn von seiner eilfjährigen Tochter krönen. Ueber den Werth seiner eignen und der Dichtungen seiner Umgebungen täuschte Er sich vielleicht am wenigsten. Er fühlte es wohl, daß in einem häuslichen Leben, „auf einer Laufbahn um den Ofen herum", kein Dichter gebildet wird; er wußte, wie wenig dem Lob seines Gleim zu trauen war, und sein strengerer Schwager Abel, der in den Kreis der Jacobi nach Düsseldorf überging, war ihm nicht immer zur Hand; er wußte, wie seinen Episteln und Sprüchen, Erzählungen und Sinngedichten allen das Gepräge der Eile und Unvollendung aufgedrückt war, und ließ Zahlloses liegen. Wie über sich selbst, so urtheilte er von seinen Landsleuten ungeblendet. „Die Halberstädter" schrieb er 1773 an Klopstock „scheinen von dem Geist der Bagatelle besessen zu sein. Sie interessiren sich mehr für kleine Liebesgöttergruppen und linke Spiele des Witzes, als für Bildsäulen von größerem Sinn und für ernsthafte Entwürfe, die einen Einfluß auf die Nation haben. Wenn Sie Homer's Schicksal hätten, so würde Halberstadt keine von den sieben Fehdestädten sein. Sie werden bewundert ohne verstanden zu werden." Was diese Achtung angeht, die er hier für Klopstock[158]) ausspricht, so drängt sich die Bemerkung auf, daß wir in Schmidt's Leben und Dichtung noch einen Schritt näher zu Wieland treten, als mit Jacobi. Seine ganze Bildungsgeschichte hat einen analogen Gang theils mit Jacobi's theils mit Wieland's. In seinen ersten fröhlichen und vermischten Gedichten (1769. 1772)[159]) leitete ihn Natur und Erziehung auf die Lie-

158) Er hat auch Briefe „Klopstock und seine Freunde" herausgegeben, worüber die Familie des Dichters ungehalten war.

159) Man muß sich ja hüten, nach den spätern Sammlungen der Werke auf die Originalausgaben zu schließen; hier laufen außerordentlich ungefeilte Stücke noch mit unter.

besscherze, Amoretten und Naturlieder der Anakreontiker; er schrieb wie diese eine Menge Seitenstücke zu allen möglichen Vorbildern unter Griechen, Lateinern, Franzosen und Engländern, ohne die Unebenheiten Gleim's, ohne die Flauheit Jacobi's, etwas humoristischer nach Bürger geneigt, wie Göckingk, der auch viel Einfluß auf seine Dichterei hatte. Dann aber wandelte ihn wie Wielanden eine schwärmerische Periode an, die mit Gleim's Halladat ungefähr zusammenfällt. Ein Fuß breit Schwärmerei, sagt er später, grenzte an sein Herz, aber keine Bosheit. In dieser Periode waren ihm die Bibel und der Messias Hauptquellen alles Großen und Schönen: in ihr schrieb er Gesänge für Christen (1773) voll Ziererei; ferner Elegien (1772) und Phantasien in Petrarcha's Manier (1773), die er später ebenso belächelte, wie Wieland seine platonische Periode. Diese Dinge verhalten sich zu Petrarcha höchstens wie Gleim's Anakreon zu seinem Urbild; es sind hier die ersten Sonette, die hernach die ganze Fluth nach Deutschland hereinleiten, die aber noch kaum den Namen verdienen. Was unter diesen Phantasien Liederform trägt, sind eben schmidt'sche Lieder; er will Petrarcha in seinen eignen halberstädter Formen nachahmen, und vergißt, daß bei einem Dichter wie Petrarcha die Form Alles ist, weil sie einzig zu dem Wesen und dem Inhalte paßt, der aber freilich Schmidt ebenso fremd war; wie er denn später selbst sagt, daß es ihm lächerlich vorkäme, Petrarcha's Wege gehen zu wollen „ohne Geliebte und ohne Studium des Plato". Er war übrigens weder lange, noch auch je ganz in diesen petrarchischen Sphären. Schon 1773—74 erschienen seine Hendekasyllaben und Catullischen Gedichte, auf die selbst Herder etwas hielt, obwohl er bedauerte, daß Schmidt nichts Bleibenderes und Tieferes singen wollte als dergleichen. Man sieht übrigens wohl, wie dies Alles mit Gleim's Minneliedern und dem Aehnlichen bei Jacobi auf Einer Linie liegt, und ihn gleichmäßig Wielanden nähert. Mit den poetischen Briefen (1782) ist er ganz wieder auf dem eigentlichen halberstädter Boden [160],

160) Werke hrsg. v. Schmidt und Lautsch II, p. 78. erzählt er diese Metamorphose:

bei Jacobi und Göckingk; und in seinem Klamersruh so ganz Er selbst, wie Gleim im Hüttchen. Das Ueberschlagen in den obscönen Gegensatz zu seiner petrarchischen Idealität in den üppigen Erzählungen aus der Geschichte der aktäontischen Nachkommen (1784) wollte eben so wenig behagen wie seine Schwärmerei. In seinen Episteln (1782) dagegen ist er nicht allein am liebenswürdigsten, sondern auch sich selbst am meisten treu; und wie alle diese Freunde legt er hier gerade seine heitere Lebensphilosophie nieder. Von dem tiburtiner Weisen, dessen Oden er spät noch übersetzte, indem er dabei deutscher zu sein strebte als Voß und Schmidt in Gotha, von Gassendi's Epikur, von unserm Anakreon (Gleim) lernte auch Er diese Weisheit der Mäßigung, der Bescheidung, der Freude, das carpe diem, das nil admirari und was Alles damit zusammenhängt. Geliebt zu sein von wenigen guten Seelen, die unsere Schwächen nicht zu genau wägen, die Spuren der Natur zu suchen, nicht hoch zu fliegen um nicht tief zu fallen, der Zufriedenheit die erste Stelle unter den Tugenden zu geben, vor dem Niederfallen des Vorhangs unseres Lebens nicht zu bangen und sich nicht darnach zu sehnen, dies ist der Kern der Lehren in diesen Episteln, von denen der Dichter hofft, daß sie ihm die Grazien verzeihen werden, da sie nicht auf hohe Dinge gerichtet, und nur von der freundlichen Erato eingegeben sind, die mehr Küsse als Lorbeeren zu gewinnen tauglich ist. Was seine Briefe allein vor den übrigen auszeichnet, ist ein Talent, höchst treffend die dichterischen Freunde zu charakterisiren. Wir haben oben bei Gellert ein Beispiel gegeben und wollen weiterhin ein

---

Auch ich bin einst ein Freund der Schwärmerei gewesen,
Bescheid wußt' ich von allen fremden Wesen
und desto weniger von mir. — Die hohe Schönheit galt
in meinen Augen nur, wenn unbekanntes Land
ihr Schauplatz war, die Engel ihre Rollen
darauf mir spielten und erhabne Lieder schollen,
wovon ich nicht den zehnten Theil verstand.
Dank der Vernunft und Dank der Zeit! gebrochen
hat sich des Taumels hehre Fluth.
Mein Herz, das sonst mit Geistern nur gesprochen,
spricht jetzt mit Menschen auch, und thut. u. s. w.

Paar Verse anführen, die er Bürgern zuschrieb. Diese Gabe war bei ihm von seinem Freunde G. Ch. F. Westphal (aus Quedlinburg) angeregt, der bis 1785 Prediger in Halberstadt war, und der (1779) Portraits in Theophrast's und La Bruyère's Manier geschrieben hatte. Doch läuft dergleichen selten mit unter, im Ganzen herrscht in den Episteln derselbe lässige Ton eines Mannes, dem Friede und Frohsinn Bedürfniß ist; der sich alles Harte und Schroffe, Voßens Auftreten gegen Stolberg z. B. so gut als seine harten Verse vom Leibe hält, obgleich er sonst Gleichgültigkeit gegen das Geistliche und Pfaffenhaß mit seinen Freunden theilt und Voßens reine Hexameter in Virgil's Landbau hoch bewundert. Das Ungeheuer: Geschichte des Tags, störte ihn nicht so sehr wie seine Freunde Gleim und Nathanael Fischer; er studirte dann Astronomie und feierte ein Fest im Haus, wenn sein Söhnchen ein Lied von Spiegel oder Gleim auswendig wußte. Nach den Episteln trit dann eine weitere Aenderung in Schmidt ein, die der letzten Periode Jacobi's analog ist. Er ward mit Lafontaine bekannt, er trat in literarische Verbindung mit dem Rektor Fischer, der sich in vielerlei Schriften und Zeitblättern dem Streben nach Aufklärung und Duldung anschloß, und noch später mit Nachtigal (der auf Fischer im Rektorat der Domschule folgte) und Hahn, er arbeitete in die Ruhestunden dieser beiden Letzteren (1798—1802), in die becker'schen Erholungen u. s. f. prosaische Erzählungen, die dem gemeinen Unterhaltungstriebe fröhnen, und so die Geschichte der Literatur nicht angehen. Auch zu der Romantik neigte er vielfach hin, ohne jedoch in dieser Richtung, die in ihm mit Petrarcha abgethan war, etwas hervorzubringen.

In den halberstädter Verhältnissen wurzelte auch der Freund Schmidt's, Leop. Fr. Günther von Göckingk (aus dem Halberstädtischen 1748—1828), der auch bis 1792 in den Gegenden des Harzes und in Magdeburg lebte, ehe er nach Berlin berufen ward. Er trat zuerst mit Sinngedichten (1772) auf, die in diesem ganzen Kreise versucht wurden, allein dem friedlichen Charakter der Verfasser

gemäß alle zu zahm und stumpf ausfielen, worüber sich auch Kästner lustig machte. Nicht stets, entgegnete ihm Göckingk, sei er so friedfertig gewesen; auf die klopstock'schen Nachahmer zu kreuzen halte er für Verdienst, daß aber jetzt Keiner mehr wie sonst seine Galle zum Kreuzen anreize, dafür danke er der guten Seele, die nun am Steuerruder wache. Er meint seine Frau. Das häusliche Leben machte ihn gemächlich; aus Gemächlichkeit, nicht aus Gefallsucht nach beiden Seiten zog er die Segel ein, um sich Sorgen und Unruhe zu sparen und das Leben friedlich zu genießen. Die Satire und die Liebe waren einmal seine Steckenpferde, und Beide vertreten seine Sinngedichte und seine Lieder zweier Liebenden (1777), die mehr zu der Manier seines Freundes Bürger neigen, aber ohne alles Geschick. Die Steckenpferde, die er zuletzt von Dauer gefunden, waren weise Fröhlichkeit, Freundschaft, häusliches Glück. Eben dies stellt ihn in die Reihe der Halberstädter, obgleich seine Verbindung mit Bürger, Boie und Voß uns schon vielfach nach Göttingen, andere in den Kreis von Tiedge[161], Matthisson und der Frau von der Recke weisen. Er ist aber wenig von der Eleganz der Einen, und wenig von den Freiheiten der Andern angesteckt, wiewohl hie und da einiger Haß gegen Hof und Konvenienz und selbst republikanische Neigungen durchblicken[162]. In den Gedichten (1780) nehmen den breitesten Platz die Episteln ein, die halberstädter kanonische Gattung, und in ihr die halberstädter Grundsätze. Ueberall haben wir den ehrsamen Mann der Mitte. Er mag nicht die Sitte des Hofs und nicht die der Pedanten, und schließt sich daher an Rabener an in der Richtung mitten durch. In der Liebe mag er nicht das schmerzliche lange Sehnen des Petrarcha, und nicht den kurzen Scherz mit horazischen Schönen, er spottet der platonischen und der sinn-

---

161) Vgl. Tiedge, Fr. L. G. v. Göckingk, in Hasse's Zeitgenossen. I. 1829.

162) Gedichte. 1780. II, p. 35.

Noch schallt der Spruch in meine Ohren, den über mich dein Mund einst that:
in keiner Republik geboren, wärst du in jedem andern Staat,
als diesem, den dein Fuß betrat, nicht glücklich, wo nicht gar verloren.

lichen Korsarenliebe, wie Wieland. In der Philosophie wählt er sich die, die in der Mitte zwischen Aristipp und Diogenes steht, den Narren des Hofes und des Volkes, die rechte Lebensart ist zwischen der schlangenglatten Sitte des Einen und dem Charonsbart des Andern. In der Dichtkunst schien ihm der ein Thor, der sie bis an den Himmel hebt, wie der, der sie mit Boileau zum Staub der Kegelbahn herabstößt. Zeigt ihm einen Weg, dem Staate das zu sein, in der Wirklichkeit das zu nützen, was Tausende nur zu thun und zu sein scheinen, so sagt er der Dichtung Lebewohl. Denn er glaubte nicht den Dichter absolut geboren, und zählte sich bescheiden zu den geringeren, und dichtete nur für seine Freunde, wie denn diese Episteln meist ohne Rücksicht auf das Publikum geschrieben und ursprünglich nur als Manuskripte gedruckt waren. Wir sehen uns hier wieder unter diesen Poeten der mittleren Gattungen, wie einst unter jenen Dichtern der Nebenstunden. Sie behandeln ihre Poesie gar zu fahrlässig, wie ihr ganzes Leben. Ist nichts daran auszusetzen, so ist auch nichts daran zu loben. Männer, die es sich mit dem Leben nicht so leicht machten, und die in der Kunst, das wahrhaft Große und in der Welt nicht Schönreden über das Thun und Handeln, sondern Wirksamkeit und Handlungen selbst suchten, Männer wie W. Humboldt und Forster haben sich daher misfällig und wohl gar bitter über die Jacobi, Pfeffel und Göckingk geäußert, nicht allein über die Dichter, sondern auch über die Personen. Und es war wohl natürlich, daß gerade aus diesen Kreisen die Unzer und Mauvillon, so wie die Göttinger gegen diese laxe Gemächlichkeit in Poesie und Leben mit zuerst am grellsten losbrachen, deren ganzen Umfang wir bei Wieland übersehen.

---

7. Wieland.

Wir haben oben Wieland so weit begleitet, bis wir auf der Spitze seiner fanatischen Frömmigkeit angelangt waren. Es war

natürlich, daß sich diese unnatürliche Uebertreibung in sich selber besserte; wäre dazu aber auch nicht Kraft genug in Wieland gewesen, so hätte der Spott der Berliner schon sie aufreizen müssen. Schon Nicolai hatte in den Briefen über die schönen Wissenschaften von Wieland gesagt, seine junge Muse spiele wie die bodmer'sche die Betschwester und hülle sich der alten Wittwe zu gefallen in ein altväterisch Käppchen, das sie nicht kleide. Ihre jugendliche Unbedachtsamkeit leuchte unter der altklugen Miene hervor, und es würde ein merkwürdig Schauspiel sein, wenn sich diese junge Frömmigkeitslehrerin wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte. Weiterhin hörten Lessing und die Literaturbriefe gar nicht auf, dem jungen versprechenden Dichter ins Gewissen zu reden. Zum Glücke kam er schon 1754 von Zürich weg, erst nach Bern, wo neuer Umgang, namentlich mit Bondeli ihn allmählich umstimmte. Diese höchst interessante Veränderung verfolgt man Schritt auf Schritt in Wieland's Briefen an Zimmermann. 1758 schreibt er diesem von einer kleinen Liebschaft und sagt dabei auf französisch, er sei nicht so arg platonisch, er fange an sich mit den Leuten dieser Niederwelt zu versöhnen; er theile nicht alle Ideen Bodmer's und wünscht Uz nicht so hart behandelt zu haben. Young hatte er noch zwei Jahre vorher neben die Engel gesetzt, aber jetzt macht er sich nichts mehr aus ihm. Die Zeit sei vorbei, wo er Vergnügen an Feenmährchen und dem Leben der heiligen Therese gefunden; er habe nicht mehr Lust, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen. Er entzückt sich jetzt vielmehr an den Kleinigkeiten und Spielereien Voltaire's; er geht vom Plato auf Xenophon über, und gar auf Anakreon, den ja Plato selbst einen Weisen genannt habe! Er wünscht, Zimmermann möge sich nicht an ihm ärgern, er wisse ja, daß die Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche kämen; sein Kopf schweife aus, sein Herz sei ein Gemisch von Größe und Schwäche. Woher er die Sachen in den Sympathien habe, wisse er jetzt selbst nicht mehr. Ueber Klopstock urtheilt er jetzt ganz anders. Es sei doch schlau, so eine Welt von Engeln zu schildern, die man müsse gelten lassen, weil

wir zu ihrer Beurtheilung keinen Maßstab hätten. Die Messiade sei nicht für Engel und nicht für Menschen, wenigstens nicht für alle Unchristen, Papisten, Philosophen, die das Werk als ein Abenteuer betrachten müßten. Dabei bittet er aber, und als ob er sich schäme, alle schlechten Dinge deutsch zu sagen, wieder auf französisch: de ne pas le compromettre en aucune manière avec Mr. Klopstock. 1759 kündigt er an, daß seine Philosophie die Maske der Thorheit nehmen werde, um dem Narren zu gefallen und den Weisen lachen zu machen; schon beschäftigt er sich mit Lucian und Shakespeare; von Bodmer wünscht er nicht mehr sprechen zu müssen. Ich fühle, sagt er, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter Mensch erscheinen mußte, fanatisch den Einen, heuchlerisch den Andern, inkonsequent den Ernsten und Langsamen, mondsüchtig den Weltleuten, Poet den Philosophen, Philosoph den Poeten, oberflächlich den Pedanten, den Mittelmäßigen lächerlich und vielleicht verächtlich, was weiß ich!

In seinen Werken bezeichnet diese Uebergangszeit seine Beschäftigung mit dem Epos und dem Drama. Auch auf ihn wirkte die allgemeine Aufregung in Deutschland durch den siebenjährigen Krieg so viel, daß er von seiner Lehr- und Andachtspoesie auf die thatsächliche zurückkam, und sich an den zwei Hauptgattungen versuchte, um die sich der Geist der Zeit in sich selber stritt. Friedrich der Große beschäftigte ihn und führte ihn zu dem Lieblingsbuch seiner Jugend, zur Cyropädie zurück, die er in ein Epos umbilden wollte, um darin das Ideal eines Königs zu zeichnen. Höchst charakteristisch für seine ganze folgende Schriftstellerei ist es, daß er grade auf dieses Buch fiel und auf den Gedanken kam, einen Roman zu einem Epos zu verwandeln, daß er dann in dem ganzen Zuge seiner Schriftstellerei auf dem philosophischen Romane hängen blieb, nachdem er mit dem ersten epischen Versuche gescheitert war, bis er zuletzt in der Zeit des höchsten Dichtungstriebes in Deutschland wieder einen Roman zum Epos zu erhöhen strebte, und mit diesem im Gedächtniß der Nation geblieben ist. Mit seinen fünf Probegesängen des Cyrus (um

1757)[163]), die überall an Klopstock und Tasso anklingen, hoffte er unstreitig die Wirkungen Klopstock's zu machen und als dies fehlschlug, ließ er das Epos fallen, und arbeitete nachher nur die Episode Araspes und Panthea (1758)[164]) in einem dialogisirten Romane aus, in dem schon die Gemüthsstimmung herrscht, aus der sich nachher sein Agathon entwickelte. Nichts ist uns in diesen Dingen merkwürdig, als der Uebergang zur weltlichen Empfindsamkeit, den wir hier und ebenso in seinen Schauspielen fast zuerst in größerer Schärfe gemacht sehen. Wie es ihm nämlich mit seinem Epos mislungen war, schrieb er gleichzeitig mit Cyrus die Johanna Gray[165]) und (1760) die Clementina von Porreta. Sogleich deckte ihm aber Lessing die Schwäche seiner dramatischen Kunst auf, indem er nachwies, daß er das erstere Stück dem Nicol. Rowe mit bodmerischer Freibeuterei abgenommen, in dem andern ohne alles theatralische Geschick den Grandison von Richardson in Gespräche gebracht habe. Zugleich deutet er die Farbe dieser Stücke vortrefflich an: die ätherische Sphäre, sagt er, scheine Wieland wieder verlassen zu haben, doch klebe noch allerhand an, was nach den Flügeln der Morgenröthe aussähe. Seine Personen seien fast lauter liebe fromme Leute; die Johanna Gray ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffolk eine liebe fromme Mutter, der Herzog ein lieber frommer Vater, Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, die Sidney eine liebe fromme — er wisse selbst nicht was. Die Frauen seien lauter Seraphim des weiblichen Geschlechts, die Bösewichter lauter Lästerer. Wenn er eine Zeit lang auf der Erde erst würde gewandelt sein, so würde er die Menschen besser beobachten lernen und dann würde er treffliche Sachen schreiben.

Auch aus diesem Felde, in dem er sich später noch einmal mit der Oper täuschte, ward er also von den Berlinern herausgeschlagen, gerade um die Zeit, als er 1760 nach Biberach zurückkam. Er trug den

163) Sie erschienen Zürich 1759.
164) Zürich 1761.
165) Zürich 1758.

Stachel in sich, den ihm der Tadel der Literaturbriefe zurückließ, und äußerte sich gelegentlich über diese Frérons, wie er sie nannte, mit der misvmuthigen Anerkennung, mit der sich auch Winckelmann einmal über Lessing's Angriffe äußerte. Nun kam noch dazu Alles zusammen, um ihn plötzlich und auf Einmal von seiner bisherigen Selbsttäuschung zu heilen. Er kam in ein trocknes Amt, das ihn aus seinen Idealen herabzog; er fand seine alte platonische Freundin Sophia verheirathet als Frau La Roche wieder. Er beschäftigte sich mit Lucian, diesem geistesverwandten Liebling, der die rechte Schule war, in der er seiner bisherigen Schwärmereien inne werden konnte. Er übersetzte jetzt (1762—66) den Shakespeare, und vortrefflich hat hier Gruber ein Urtheil Johnsons über diesen Dichter auf Wieland angewandt, in dem, als ob es für dessen Fall berechnet wäre, gesagt wird, daß einer, dessen Einbildungskraft sich in das Labyrinth von Phantomen verirrt habe, bei Shakespeare von seiner schwärmerischen Ekstase geheilt werden könne, wo er menschliche Gesinnungen in menschlicher Sprache eingekleidet läse, in Scenen, nach welchen ein Einsiedler die Weltbegebenheiten schätzen und aus welchen ein Beichtvater den Fortgang der Leidenschaften vorher sagen könne. Als Wieland daher (1762) gleichzeitig eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltete, sah er schon ganz ein, wie er nach theuerm Lehrgeld aus diesen bisherigen Regionen wegwandern müsse. Was aber völlig den Ausschlag gab, war seine Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion, der bei Biberach das Gut Warthausen besaß und 1762 bezog. Ihn begleitete sein Freund und Pflegesohn La Roche, der Gemahl von Wieland's früherer Geliebten; diese und Wieland selbst wurden zur Unterhaltung des Grafen gebraucht. Hier nun lernte er eine Bildungssphäre kennen, die ihm bisher ganz fremd, und die der grellste Gegensatz gegen jene andere war, an der er sich in Bodmer's Haus übersättigt hatte. Der Graf imponirte ihm durch Rang, Weltkenntniß und Hofton weit mehr, als es Bodmer mit Frömmigkeit gekonnt hatte; die geistreiche Unterhaltung erfahrener Männer, feiner Gesellschafter und einer gebildeten Dame sagte ihm ganz anders zu,

als der einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige Richtung praktischer Menschen gegen alle Phantasterei und Empfindsamkeit, alles Ausschweifende und allen Aberglauben, die La Roche mit dem Grafen theilte, sagte seiner Natur weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Gegensatz von Allem was er bisher gesehen hatte und konnte ihn nicht tadeln. Denn man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei, und heiteren Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer Manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einer strengen Censur nicht allzuwohl bestehen konnte. In der Bibliothek des Grafen fand er das in Schriften, was er im persönlichen Umgang lebendig fand. Er lernte jetzt Shaftesbury, der so zweideutig ausgelegt werden kann, mit anderen Augen ansehen, als da er ihn mit platonischer Brille gelesen hatte; er übersah die ganze Reihe jener Freidenker der Franzosen und Engländer, die an die Stelle der Religion und Offenbarung natürliche Sittenlehre und Philosophie setzten. Diese Männer wurden seine Lieblinge. Sie predigten gegen Vorurtheile und Irrthümer aus jenem Tone des gesunden Menschenverstandes, der Wielanden weiterhin so theuer ward, wie seinen berliner Feinden immerhin, sie schoben die spekulirende Vernunft bei Seite, und setzten sich dadurch in Besitz aller Menschen der höheren Stände, die des Denkens nicht entbehren und tiefes Denken nicht ertragen können. Eben diese Klassen hatte Klopstock und die Theologen um ihn her durch eine ästhetische Religion und durch Gestattung der Vernunft in Glaubenssachen an sich zu ziehen gesucht, da sie wohl einsahen, daß sie von den orthodoxen Eiferern und den pedantischen Schulphilosophen nicht zu halten waren. Allein schon hatte die französische Bildung diesen Boden in Deutschland gewonnen, und daher konnte ein französischer Schriftsteller von deutschem Adel, wie Herr von Bar, schon auf Wieland in dieser neuen Richtung hin wirken. Klopstock behielt daher nur enge Kreise übrig, und Wieland ward der Schriftsteller der großen Welt, seitdem er sich entschieden auf diese Seite der Lebensphilosophie warf und, wie jene

eine feinere Religion, seinerseits eine feinere Moral, gleichfalls im Gewande der Poesie, und einer bequemern Poesie lehrte, als die klopstockische war. Unvermerkt war er aus allen klopstock-bodmerischen Theorien zu denen der berliner hinübergesetzt. Er lernte, wie es Mendelssohn verlangt hatte, von jenen Deisten und Philosophen den Menschen selbst zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen; er ward dadurch auf psychologische Betrachtung und Erfahrungen geführt, die ihm Lessing gewünscht hatte; er lernte den Eifer gegen die Finsterlinge verstehen, die das gegenwärtige Leben an ein künftiges verlieren mochten; er arbeitete, ehe er sichs versah, an der Philosophie der Anakreontiker mit, die weisen Gebrauch des Lebens und das Geheimniß der menschlichen Glückseligkeit lehrte. Fehlte noch ein äußerer Beweggrund, um ihn von seiner Frömmigkeit herüberzubringen zum Hassen alles Bonzengeistes, so stellte sich auch dieser ein. Auf seine Verwendung war Brechter, der nachmalige Herausgeber von La Roche's Briefen über das Mönchwesen, in Biberach Prediger geworden; er hatte die rechtgläubige Bürgerschaft gegen sich[166]) und es kam zu Aufständen, die Wieland später in den Abderiten verewigte. Er erfuhr also hier, wie die Religion zum Deckmantel gehässiger Leidenschaften gemacht ward, und so half der Volksfanatismus im Kleinen bei ihm zu seiner Anfeindung positiver Religionssatzungen, wie bei Voltaire und Rousseau im Größeren, wie im höchsten Grade die Greuel der englischen Religionskriege der mächtige Anlaß waren, daß sich ein so edler Mann wie Cherbury zuerst mit Abscheu dawider sträubte, eine Religion von Gott geoffenbart zu glauben, die in dessen Namen so viel Schreckliches vollführte.

Von jetzt an treten wir in ein ganz anderes Gebiet in Wieland's Schriften. Die vollkommene Klarheit, die über allen Werken und Ansichten, Regungen und Handlungen Wieland's liegt, läßt uns auch hier auf dem gebahntesten Wege durch seine nächsten Schriften hindurchgehen und die genaueste Ansicht von seiner innern Verwandlung gewinnen. Den Wendepunkt macht sein Theages. Wir

166) Vgl. Schubart's Leben 1, p. 65.

haben hier zwar noch immer eine strenge Ansicht von Moral und Poesie; noch soll die letztere die Tugend zum Zweck und Ziel haben, eine Meinung, der in den Noten späterer Ausgaben [167]) widersprochen wird. Aber höchst bedeutsam sind schon die handelnden Personen. Wir lernen hier zwei Geschwister kennen von ganz anderem Fleisch und Blut, als jene lieben frommen aus seinem Schauspiel. Eine Aspasia, die zwar eine Männerverächterin ist, aber keineswegs eine Nonne, ledig, weil sie nie einen Karl Grandison gefunden, ja auch nicht einmal gesucht und vermuthet hat hier unter dem Monde, eine Weltdame auf großem Fuß, von feinen Bedürfnissen, prachtliebend, aber vortrefflich, von fröhlicher Anlage, die eine Rowe bewundern kann, ohne die zweite Rowe aus sich erzwingen zu wollen, die neben der Rowe auch Ovid und Heliodor mit Vergnügen liest! Theages aber ist ein Feind der Rowe, ihrer schwülstigen Sittenlehre, ihrer Unterdrückung der sinnlichen Natur. Die Lehre der Diotima von der Kunst zu lieben wird von ihm angenommen; noch platonisirt er etwas, daß der geistige Amor der seine ist, nicht der sinnliche Kupido, aber ganz be-bedeutsam warnt Aspasia bei dieser Theorie folgendermaßen: „Diese beiden Amore sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Kupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der platonische Sylph gegeben. Kupido ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franziskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts was die beiden Schelme nicht ausrichten können.“ Eben dies sollte aber jetzt in Wieland der ganzen Welt deutlich werden.

Der leibhafte Kupido nämlich erschien plötzlich, völlig als Faun gestaltet, 1762 in der Nadine und in den scherzhaften Erzählungen, in denen Wieland, statt mit Klopstock, plötzlich mit Voltaire und Prior, mit Crebillon und Diderot, mit Gresset und Grecourt wetteifert.

---

167) Die erste Ausgabe erschien in der Sammlung einiger prosaischer Schriften Wieland's, Zürich 1758.

Man darf nur die Titel der Erzählungen lesen, die in die Gesammtausgabe unter diese Titel aufgenommen und z. Th. erst etwas später geschrieben sind, so weiß man sogleich in welchem Gebiete man ist: Diana und Endymion, Paris' Urtheil, Aurora und Cephalus, und Combabus. Wir sind ganz plötzlich in die sinnliche Welt aus der übersinnlichen, in die griechische und heidnische aus der christlichen versetzt, und noch hat der neue Boccaz nicht die Grazie gefunden, mit der er später ekler im Geschmack ward. Hier ist ihm im Stoffe des Combabus noch Alles, was eine poetische Erzählung von Interesse machen kann, ein in seiner Art einziger Gegenstand! Hier ist das griechische Gewand, in dem er es nie hoch brachte, noch ganz roh, das antike Nackte ist noch von der feisten Hand eines derben Niederländers gezeichnet, und bei dem Urtheil des Paris ist uns zu Muthe, wie etwa bei dem Raub des Ganymed von Rembrandt.

Dies war die erste Frucht aus seiner Lektüre des Lucian; er trat in die griechische Welt ein, der christlichen müde, stellte sie aber gleich in ein lächerliches Licht, als ob er sich verwahren wollte, nicht auch in diesem Gebiete der bewundernden Schwärmerei zu verfallen, die ihm vorher eigen war. Eben so machte er es in seinem nächsten Werke, Don Sylvio von Rosalva (1764), in Bezug auf die romantische Welt. Er fing hier an in seinen eigenen Busen zu greifen, und die Macht der Einbildungen und der Schwärmerei zu schildern, die er selbst so gründlich erfahren hatte. Jetzt war er auf dem rechten Wege zu einer selbständigen Dichtung, wie Klopstock, als er über vaterländische Epen nachsann, allein er verfehlte wie dieser die unmittelbaren Ideen der Zeit, und griff in solche engere Ideenkreise, die wieder nur einer kleinen Oligarchie nahe lagen. In der ganzen Zeit lag der unausgebildete Gedanke, gegen die seraphische Epopöe mit einer neuen Don Quixotiade zu Felde zu ziehen; die ganze Reihe der komischen Epopöen zeigte diese dunkle Absicht und zugleich das Unvermögen, sie auszuführen. Lessing, als er den Plan machte, Gottsched auf die Seraphimjagd zu schicken, traf das rechte mit einfachem Takte; ein solches Werk, was nach beiden Seiten hin die praktischen Naturalisten und Supranatura-

listen, die Empfindungs= und Verstandesmänner hätte verspotten müssen, würde bei der ungeheuren Aufregung, die über diese Gegenstände herrschte, eine gewaltige Wirkung gehabt haben. Aber hier machte Wieland einen Fehler, der sich nachher durch sein ganzes Leben, ja durch die ganze Geschichte der deutschen Satire zog. Er wollte das Jahrhundert nicht streicheln, er wollte es aber auch nicht geißeln; er kitzelte es daher, und machte ihm weder Freude noch Schmerz. Er satirisirte, und wagte es doch nicht, unmittelbar gegen die schwache Seite der Zeit loszuziehen; er führte daher Seitenhiebe gegen Dinge, die der Nation fremd waren, gegen Schwächen, die mehr seine eigene zufällige, eigene Natur betrafen, als den Körper des Volks, und hier ist er mit seinem Gegenfüßler Jean Paul, der ihm später die Rolle des deutschen Sterne oder Rabelais abnahm, ganz gleich. Statt daß er also, wie es ihm nach seinen eigenen Erfahrungen und nach der Stimmung der Zeit am nächsten lag, die Verirrungen der seraphischen Periode zu seiner Aufgabe genommen hätte, so ging er vorsichtig so vorbei, daß er Niemandem wehe that und er deutet diese seine weltkluge Vorsicht in dem vorliegenden Falle selbst in einem Briefe an Geßner an, wo er sagt, man müsse die Vorurtheile nicht achten, aber ihnen wie Ochsen aus dem Wege gehen. Er setzt also als Vertreter der schwärmerischen Verirrungen den Geschmack der Feenmärchen, der damals in Frankreich herrschte. Aber in Deutschland waren diese Dinge kaum durch die nürnberger Uebersetzung des Kabinets der Feen bekannt, und der Hieb fiel also ganz flach. Unglücklicherweise wetteiferte er nun mit Don Quixote; in einem Helden und einem Werke, das bloßen Büchern, den schalen Erfindungen einer Frau d'Aulnoy entgegensteht, mit dem großen Gedichte, das sich einer ganzen Welt und einem Principe entgegenwarf, das Jahrhunderte geleitet und zuletzt aus Entartung misleitet hatte. Neben diesem Misgriff in dem Stoffe sind die ästhetischen in der Behandlung eben so groß. Er folgt hauptsächlich der Anlage des schwächeren 2. Theiles des Don Quixote; man kennt den Schwärmer und will ihn heilen; diese Wendung hebt für die Leser den Stoß der Einbildungen des

Helden, der sich in eine Feenwelt verwebt, gegen die Wirklichkeit ganz auf. Dabei fällt es fast ins Kindische, wie mit steten Hindeutungen auf die innere Bedeutsamkeit des Helden und des Buchs, mit Lobeserhebungen auf die komische Literatur, mit Betrachtungen und Erläuterungen die Erzählung unterbrochen wird. Wieland thut, als ob sein Werk lauter höchstwichtige und schwierige Räthsel enthielte; jedes Nüßchen, dessen Schale jedem Kinderfinger wiche, knackt er umständlich mit Maschinen selbst auf und schält jedes Theilchen des Kernes los, und läßt dieweilen den geduldigen Gast fasten.

Voller ästhetischer und psychologischer Lücken ist nach Wieland's eigenem Geständniß auch die erste Ausgabe des Agathon (1766), seines Lieblingswerkes, weil es die Geschichte seiner eigenen Umwandlung enthält. Hier trit er in die sokratisch-xenophontische Zeit zurück, die ihm aus seiner ersten Jugend lieb war. Er nahm den historischen Agathon zur Grundlage, aus Euripides aber, den er bei seinem theatralischen Versuche studirt hatte, den Charakter des Jon zum eigentlichen Modell und diesem edlen, jungfräulichen Jüngling schob er sich selbst unter [168]. Das Werk ist in aller Weise, der Form nach betrachtet, ein alexandrinischer Roman, mit Liebschaften, Trennungen, Seeräubern, Sklavenverkäufern, Tugendprüfungen und Niederlagen, Selbstgesprächen, Wiedersehen, ein Umtreiben „von einem Abenteuer zum andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elysium". Er beschäftigt sich also wie Cervantes neben dem komischen Romane mit dem ernsten. Die griechische Färbung traf er freilich auch hier nicht; er nahm gleichgültig den Schauplatz und die Personen aus Sokrates' Zeit, den Ton suchte er in Aristänet's und Alkiphron's Briefen; er bringt den Schwulst und Flitter der spätesten Zeit sammt ihrem Verderb mit

168) In der Vorrede der ersten Ausgabe sagt er dies selbst: „Ohne Zweifel gibt es wichtigere Charaktere als Agathon. Allein da ich selbst gewiß zu sein wünschte, daß ich der Welt keine Hirngespenster für Wahrheiten verkaufe, so wählte ich denjenigen, den ich am genausten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde kann ich zuverlässig versichern, daß Agathon eine wirkliche Person ist."

dem athenischen Weisen zusammen, und dies ist für seine ganze gleichmachende Natur so charakteristisch, wie daß ihm sein Plato unvermerkt zu Sokrates, sein Sokrates, ja selbst sein Diogenes wieder zu Aristipp, zu Horaz, zu Lucian, und Alles endlich zu Wieland wird. Wichtiger als die Form aber, die in allen poetischen Empfindungen und Charakteren Wieland's nicht viel bedeutet, ist der Inhalt und moralische Plan dieses Romans. Er will zeigen, wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wie viel die neuesten Verhältnisse auf uns wirken, und wie man nur weise und gut wird durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unserer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, besonders durch guten Umgang und gute Beispiele. Er bringt also seinen platonischen Agathon mit all seiner jugendlichen Schwärmerei, mit seiner Philosophie, die das menschliche Glück an das beschauliche Leben, und dieses an die Haine von Delphi gebunden sah, in Gegensatz mit dem Sophisten Hippias, dem Vertreter eben jener neuen Philosophie, die Wieland aus den Engländern und Franzosen gelernt hatte. Es dreht sich Alles um die Fragen[169]), ob Schwärmerei oder Selbstsucht, geistige oder sinnliche Liebe, die Ideen von Göttlichkeit oder Thierheit des Menschen, Weisheit oder Klugheit das ächtere sind. Das böse Prinzip in Hippias wird nun freilich mit Worten viel bestritten, aber der Sache nach siegt es; der Offenbarungsglaube und die strengen Grundsätze des Agathon gehen an dem praktischen Weltphilosophen, seine Unschuld an Danae verloren, doch tilgt sich eine geheime Anhänglichkeit an die alten Lieblingsideen nicht aus. So bleiben wir auf einem gewissen verneinenden und zweifelnden Standpunkt stehen, der in den späteren Ausgaben verändert ward. Für die damalige Lage Wieland's ist dies aber sehr charakteristisch. Denn in seinen nächsten Produkten werden wir sehen, daß er stets mehr der thierischen Natur im Menschen nicht in Worten ausdrücklich schmeichelt,

---

169) Vgl. Gruber's Charakteristik des Agathon im Leben Wieland's.

aber in der That desto mehr und daß es scheint, als ob er in seiner Denkart einmal den Gegensatz gegen seine frühere platonische recht gründlich durchmachen wollte, obgleich er in der Wirklichkeit in dem Punkte der Sinnlichkeit, selbst als er am freiesten schrieb, so orthodox blieb, als er vielleicht früher im Punkt des Religionsglaubens, selbst als er am meisten eiferte, nie orthodox war. Damals schon fing es an, daß man an des Schriftstellers Tugend zweifelte; als dies nachher allgemeiner ward, lenkte Wieland ein und dem hat man die späteren Aenderungen im Agathon zu danken. Damals aber war er viel zu sicher gemacht durch Lessing's nachdrucksvolle Begrüßung des Agathon, und geblendet durch einen gewissen Ingrimm auf seine frühere Verblendung, und alle die daran Theil nahmen.

Hintereinander erschienen nun eine Reihe von Erzählungen, theils in Prosa, theils in Versen, theils in griechischem, theils in ritterlichem Gewande, in denen das wohlgefällige Verweilen auf sinnlichen Schilderungen immer stärker hervortrit. Der Idris (1768) sollte ein Seitenstück zu Hamilton's vier Facardins werden. Ganz sucht hier Wieland in die Manier der ritterlichen Erzähler einzugehen, nur daß es ihm weder materiell noch formell gelingt. In Bezug auf das Aeußerliche beleidigen uns hier Fächer, Reifröcke und Perücken in der Ritterwelt, wie andere Modernitäten in seinen griechischen Erzählungen; in seinen freien Versen meinte er die ottave rime zu übertreffen, man wird ihnen aber nicht absehen, daß er fünf Jahre daran feilte. In Idris sollte, wenn er fertig geworden, genau die platonische Liebe gegen die sinnliche (Idris gegen Itifall) übergestellt und zwischen beiden die Liebe des Herzens (Lila und Zerbin) als die rechte und ächte, jene anderen als Ab- und Irrwege gezeigt werden, so daß nach der aristotelischen Moral die Liebe, die die neue Welt zu einer Tugend machte, zwischen zwei Extremen läge. Auch hier also bewegen wir uns in jener Weisheit der Mitte, die in der Theorie vortrefflich ist, bei der aber Alles auf den Takt der Ausführung ankommt, wenn nicht bald aus dem Gleichgewicht Gleichgültigkeit, bald aus dem Schwanken ein Herumspielen an den Extremen werden soll, die

man vermeiden will. Ich fürchte Beides ist bei Wieland moralisch und in seinen Schriften ästhetisch der Fall. Auf diese Weise spielt in Musarion (1768) eine unzüchtige Zucht an den Grenzen hin. In dieser Erzählung ist wieder die Musarion ein Abbild von Wieland's Geiste selbst [170]. Die Heldin ist über die schwülstige, empfindsame Liebe ihres Phanias verdrossen, sie sucht lieber die Gesellschaft von Gecken, um sich nicht von seiner Schwärmerei anstecken zu lassen. Sie überzeugt ihn ad hominem von dem Unterschied zwischen Spekulation und Handlungen, zwischen Schule und Natur, indem sie zwei philosophische Gäste, Schüler der Stoa und des Pythagoras mit ihren Nymphen und ihrem Wein zu Schanden macht, trotz ihrer excentrischen Moral, während sie mit ihrer leichtsinnigen den Reizungen der Sinnlichkeit widersteht; sie belehrt ihren geliebten Zögling, daß das Anhängen an dem Systeme der Entbehrung und der Ideen aus solchen Lagen des Menschen natürlich fließt, wo er sich unglücklich fühlt, wo nicht frische Lebenskraft mehr ist. Diese Lehren sind der Kern des Buchs, das Lehrhafte hat das epische noch unterjocht, wir gehen erst von Fabel zu Fabliau über, mit aller gellert'schen Manier, mit jener Geschwätzigkeit und jenen mäandrischen Reflexionsepisoden, die damals ein Hauptreiz schienen. Formell würde man nicht begreifen, wie nicht allein Lessing auch dieses Werk beifällig aufnahm, sondern wie selbst Goethe äußerte, es habe ihm geschienen, als sei Griechenland in Musarion lebendig geworden. Durchaus hängt dieses Wohlgefallen mit der Losreißung der Dichtung von der Moral

---

170) Vorrede der Ausgabe von 1769. „Das milde Licht, worin Musarion die menschlichen Dinge ansieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Schimärische, die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug, beinahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälscht haben, auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuscheiden weiß, diese sokratischen Ironien, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen, — alle diese Züge sind die Lineamente meines eignen Geistes und Herzens." Man sieht wieder, er ist sich selbst zu loben nicht faul.

zusammen, die durch Wieland eingeleitet ward, obgleich sie bei ihm thatsächlich nicht aus dem Joche der Philosophie heraustrat. Die Philosophie der Musarion heißt schon die der Grazien. Diese Geschöpfe selbst lernen wir (1769) in einem nach ihnen betitelten halb prosaischen, halb versificirten Stücke kennen, in dem sich Wieland Gleim und Jacobi förmlich zur Seite, dem Guarini und Geßner entgegensetzt. Er spottet über den zärtlichen Ton der Letzteren, erzählt aber hier selbst, in einer herben Mischung von flaumenweichem Vortrag mit den Härten schlechter Späße und einem Ueberguß von modernem Firniß, die Geschichte der Grazien, wie sie erst ihrer selbst unbewußt, dann ihrer Gottheit inne werden, die Reize der feineren Geselligkeit nach Arkadien und unter die Menschheit tragen, in Wissenschaft und Kunst, in Sitte und Tugend, wohin sie Wieland selbst tragen wollte. Ungemein charakterisirt dies ganze Werkchen und seine ganze Ansicht von den Grazien unseren französirenden Dichter. Die Grazie ist im Reich des Schönen, was die Unschuld im Moralischen und die Naivetät im Intellektuellen, es ist das Bewußtlose und der Naturstand, und als solcher Erbeigenthum der Kinder, besonders der Mädchen; wie ein Kind, so lange der Begriff des Konventionellen ihm noch nicht beigebracht ist, nichts Unverständiges sagen, und nichts Schuldvolles thun kann, so kann es auch keine ungraziöse Bewegung machen, selbst wo es das Unanständigste vornimmt. Die Grazie ist daher, wenn irgend etwas, angeboren; allein jenes vom Franzosenthum verbildete Geschlecht, und darunter selbst Winckelmann, will sie gerade durch Ueberlegung, Erziehung und Uebung hervorgebracht haben, indem es die Grazie der Tänzerin und Schauspielerin in Aussicht nimmt, die diese wie Unschuld und Naivetät nachahmen, und wenn sie sie von Natur besaß, auch erhalten oder herstellen kann, dem Wesen nach aber nie einen Erwerb der Kunst, sondern einen Besitz der Natur nennen muß. Wieland's Vorstellung von den Grazien soll nicht sein, aber sie ist eben die winckelmann'sche[171];

171) Wie ihm geschieht, daß was er thut anders ist, als was er schreibt, so auch hier. Er sagt im neuen Amadis vortrefflich: „Grazien, welche Töchter der Kunst

sie verhält sich wie modern zu antik, kokett zu unschuldig, affektirt zu naiv, kurz wie seine ganze Vorstellung vom Alterthum zu dem wahren und ächten. Und so ist denn die Wendung, die seine Erzählung von den Grazien am Schlusse nimmt, ungemein naiv, d. h. sie öffnet, ohne daß es Wieland ahnte, seine Unfähigkeit diesen antiken Begriff zu fassen. Die Alten haben die Grazien die unschuldigsten aller Götter genannt, sie haben sie im Alter der unaufgeblühten Knospe gebildet, aber nach Wieland müssen sie doch vom Baum der Erkenntniß Einmal genascht haben! Es blieb zwar ein Mysterium, aber ein Faun zeugte mit Thalia den Genius der sokratischen Ironie und des lucianischen Spottes. Auf ihn selbst angewandt bedeutet dieses Mysterium: die Frucht des thierischen und göttlichen Triebs in ihm war skeptischer Spott und verneinende Laune; auf seine jungfräuliche, unbewußte und blöde Jugendnatur folgte der Gegensatz des Selbstbewußtseins und Selbstgefühls; mit Unschuld verband sich Lüsternheit in einem unnatürlichen Bunde, Schönheit mit Häßlichkeit, Cynismus mit Anmuth. Von den unnatürlichen Verbindungen, wozu dies führte, zeuge sein Diogenes (1770). Eine albernere Komposition hat Wieland kaum gemacht; aber auch sie, wie Musarion, bestach die jungen, noch rathlosen Geister und gleich bei der Erscheinung urtheilte der junge Goethe davon: bei einer solchen Gelegenheit könne man nur empfinden und schweigen; sogar loben solle man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß sei, wie er! Der Cyniker ist hier ein Cyrenaiker geworden, der schöne Seelen in schönen Augen, nicht Menschen mit der Laterne sucht; er schreibt Denkschriften an seine Faßwände, macht den gefälligen

---

sind, hören auf Grazien zu sein. Und gleichwohl ist es möglich, auch hierin die Kunst bis zu einer Art Täuschung zu treiben, und es giebt Fälle, wo nur der unverdorbenste Geschmack und die feinste Empfindsamkeit die naive Grazie, die allein diesen Namen verdient, von derjenigen, welche eine Frucht der Kunst, Nachahmung und Bestrebung ist, zu unterscheiden wissen." Man weiß nicht, ob er selbst die graziöse Schreibart bis zu dieser Täuschung meint gebracht zu haben mit Kunst und Verstand, oder ob er in persönlicher Naivetät es zu der Selbsttäuschung gebracht hat, echte Grazie und Naivetät in seinen Schriften zu suchen.

Rathgeber bei schönen Mädchen, die sich in seinen Schutz flüchten, und unterbricht seine Rathschläge mit Blicken und Küssen, und endigt mit dem schlimmsten Troste. Er hat eine geliebte Glycerion verloren und empfindelt über ihren Tod trotz einem geßner'schen Schäfer. Die Lehren von Freude und Grazien liegen in dem Munde des Mannes, dem sie in aller Welt am wenigsten angehören, neben Satiren vom Mann im Mond, mit denen die Metaphysiker verspottet werden. Im neuen Amadis (1771), wo Hamilton wieder Vorbild ist, sucht der Held ein wirkliches Ideal, zusammengesetzt aus den Gestalten der Tugend und Wollust; in dem freien Gang seines capriccio führt uns der überall her plündernde Poet zu den gemeinsten Stellen, die durchaus werth waren, einem Blumauer und Heinse zum Ideal zu dienen, und durch ein ariostisches Geflecht von schlüpfrigen Scenen; der Held sündigt mit Koketten herum und findet dann ein nachthäßliches Geschöpf, aber voll Geist als sein Ideal. Ist hier die Obscönität im Dienste eines Gedankens, so kann höchstens auf Schiffpfunde von Gemeinheit ein Quentchen Moral kommen; der Wunderfächer des Antiseladon ist vor uns ausgebreitet, hundert Felder und 99 voll Schmutz; und man würde gar nicht auch das Geringste von einer Absicht vermuthen, die außerhalb des Selbstzweckes dieser Widerlichkeiten läge, wenn nicht der Dichter hier wie überall stets von seinen Planen redete, und immer mit Ruhmredigkeit und Redseligkeit auf die psychologische, gynäkologische, politische und moralische Weisheit deutete, die hinter seinen Erzählungen verborgen sei, und auf die „großen dem ganzen Menschengeschlecht angelegenen Wahrheiten", die seine ganze Dichterei durchdrängen.

Wieland rächte sich in dieser Periode, wo ihn das wüste Leben in Erfurt, wie wir es aus Bahrdt's Lebensbeschreibung kennen lernen, dreister machte, an seiner eigenen Schwärmerei und seinem Spiritualismus, durch den Uebergang zu Materialismus und Duldsamkeit. Wäre eine ähnliche Täuschung über frühere Ideale in Klopstock denkbar gewesen, so würde dieser in elegische Klagen verfallen sein; Wieland's heitere Lebensansicht aber

und sein Bewußtsein, daß es ihm um Wahrheit ernstlich zu thun sei, ließen ihn nun gegen alles Ueberspannte, gegen Zeno und Pythagoras, gegen Plato und alle systematische Philosophie in Rüstung treten. Er hatte früher das ungeschminkte Menschliche unduldsam angefochten und erlaubte Freuden angeschwärzt, jetzt waffnete er sich gegen alle finstere Tugend, gegen das Aufgedunsene, Uebertriebene und Herbe der christlichen Moral und Weisheit, und merzt die Schwärze des Lasters aus, oder überkleidet sie mit dem Gewand der Grazien. Er behandelt jetzt alles Edle und Ideale im Menschen, das er früher einzig bevorzugt hatte, mit Kälte und Kürze, und alles Sinnliche und Thierische mit warmem Wohlgefallen, er skizzirt das Reine blos und läßt es nicht ohne Kleckse, und malt dagegen das Häßliche breit und lustig aus. Die Welt selbst aber rächte sich mit Wieland an der früheren Schwärmerei und dem jetzigen Gegensatze, dem er verfiel. Zu seinen Gegnern, die er sich früher unter den Anakreontikern gemacht hatte und die jetzt nicht alle nachgaben, als er sich im Amadis mit Würde auf Hagedorn's, Gleim's und Jacobi's Seite schlug, gesellten sich nun die Hasser seiner Abtrünnigkeit, und die Wächter Zions, die er ja selbst wider sich selbst beschworen hatte, als er sie gegen Uz aufrief. Seine Grazienphilosophie ward in den Göttinger Anzeigen angegriffen; seine Freunde sagten ihm bittere Wahrheiten über seinen Agathon und Anderes; man beschuldigte ihn in Deutschland des Epikureismus, und in Paris sogar galt er für einen ausgemachten Atheisten. Lavater, sagte er selbst, rief alle Christen auf die Knie, um für ihn als einen gefallenen Sünder zu beten. Theologische Lehrer verboten ihren Zuhörenden seine giftigen Schriften, Prediger brachten sie in Erfurt während seines Dortseins auf die Kanzel, ein Censor in Wien trat den Agathon mit Füßen. Um 1773 erhob sich die ganze klopstock'sche Schule in Göttingen gegen ihn und vorzugsweise in moralischer Beziehung; sie verbrannten an ihren Festen auf Klopstock's Geburtstag seine Werke; Voß schleuderte kriegerische Epigramme im Musenalmanach gegen seine Buhlerromane und ländervergiftenden Schandgesänge, und Claudius fal-

tete seine Hände über die Dichter, die der Weiblein Tugend frech und ungescheut schmähen zu dürfen glaubten, wenn es nur in schöner Prosa oder Versen geschehe. Solltens nicht thun, meint er, es sei doch nicht übel, schamhaft und tugendhaft zu sein. Diese Anfechtungen ließ sich Wieland in seinen schwachen Stunden schwer zu Herzen gehn, und klammerte sich dann an seine alten und neuen Freunde und rief um Hülfe; bald aber sammelte er sich wieder und nahm sich übrigens auch dies zu Herzen, wie er vorher mit Lessing's Anfechtungen gethan hatte. Zwar über die schriftlichen Angriffe tröstete er sich. Er meinte, es würde Voß einmal so gereuen, im Eifer für die Tugend Epigramme auf ihn gemacht zu haben, als ihn selbst seine Anfälle auf Uz reueten. Mistrauisch gegen seine Schriften vertrauete er auf sein untadelhaftes Leben, und wünschte, daß jeder große Mann nur zwei Tage bei ihm leben müßte, so hoffte er selbst Klopstock und Lavater sich zu Freunden zu machen. Und in der That kam es so, daß ein Mann wie Herder sein nächster Freund ward, und daß selbst Klopstock und Voß von ihrer Strenge gegen ihn nachließen, obwohl freilich erst dann, als er selbst etwas in seiner schlüpfrigen Schriftstellerei nachgelassen hatte. Was ihn weit mehr quälte, als kritische und ästhetische Ausstellungen an seinen Schriften, war die Bemerkung, daß man an seinem Wandel zweifelte. Auch hatte er Gelegenheit zu erfahren, welche Leute er sich mit diesen Schriften anzog, als er mit Lenz umging, der ihn liebte um seiner Sünden willen, als ihm Heinse mit schmählichem Undank lohnte und ihm einen Spiegel vorhielt, den ihm seine Feinde freilich mit Schadenfreude als wohlverdient werden gegönnt haben; als ihm der schmutzige Verfasser der Gedichte im Geschmack des Grecourt, dem „der unflätigste Priapismus statt der Begeisterung diente, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem salve frater dedicirte!“ [172].

---

172) Wieland war aus Gutartigkeit und Leichtsinn einer der schlechtesten Menschenkenner; wieviel Kindisches und Schädliches in ihm war, wie ungleich er von Charakter war, erfuhr Schiller von seinem eignen Schwiegersohn Reinhold. Wie schmählich er mit Verhältnissen und Personen spielte, die ihm doch selbst nicht gleich=

Wieland selbst vertheidigte sich (1775) in den „Unterredungen mit dem Pfarrer von * * “, und sah ein, daß er zu weit gegangen, obwohl er mit seinen gewöhnlichen Halbheiten hundert Entschuldigungen versuchte, von denen keine recht glückte, während nur die Einwendungen, auf die er die Antwort schuldig bleibt, auf festerem Boden stehen. Er tröstet sich für das Ueble, das seine Erzählungen gestiftet haben möchten, mit dem Guten, das sie auch gewirkt haben könnten; hätte er übrigens an jenes gedacht, so hätte er sie nicht geschrieben, obgleich er wieder einlenkend Behutsamkeit im Augenblick des Genies und der Laune im Dichter für Aengstlichkeit erklärt. Er lullt sich mit dem popischen Liedchen ein: Alles sei gut was ist; und da einmal Ariost und Boccaz da seien, so würden seine Sachen neben diesen die Welt nicht viel schlimmer machen! Er will nicht für den zufälligen Schaden, den er anstellte, verantwortlich sein, aber er schweigt von dem nothwendigen, der vorauszusehen war. Er selbst würde seinen Idris nicht seiner Tochter in die Hand gegeben haben, er meinte sie aber so zu erziehen, daß er ihr nicht schaden sollte, wenn sie ihn läse. Dies hängt mit der aristokratischen Moral zusammen, die er wie Shaftsbury in Aussicht nimmt, nach der das Herz mit dem Kopf in Einverständniß sein soll, nach der die Tugend und die Güte des Menschen abhängig seien von Weisheit, wahre Aufklärung das einzige Mittel zu wahrer Besserung wäre, nach der gegen abergläubige Religion eine grundsätzliche Sittenlehre gesetzt werden sollte. Aber er bedachte dabei nicht, daß nicht jeder Mensch,

---

gültig waren, geht aus obigem Beispiele am deutlichsten hervor, obgleich es nicht das einzige ist in der reichen Sammlung von Briefen, die wir von ihm besitzen. Er äußerte sich mit obigen Worten heftig über die Schamlosigkeit jenes »soi disant Grécourt,« bot ihm aber dennoch sein Herz an, und erhielt darüber von Jacobi heftige Vorwürfe. Hierauf antwortete er (Jan. 72) wieder mit einer französischen Stelle in einem deutschen Briefe: »J'avais tort de lui offrir mon coeur, de me servir d'une expression consacrée à la veritable amitié. Mais assurément j'étais bien loin de l'idée de l'associer jamais à mes amis κατ᾽ ἐξοχήν. Les mots chez moi ne sont que des signes; leur valeur est à la qualité intrinseque de ceux à qui je les addresse. Au reste je vous promets d'être dorénavant plus circonspect dans le choix de mes expressions.

der gerade solche Bücher sucht, solch eine Erziehung gehabt hat! Er flüchtet sich ferner hinter die schlüpfrigen Stellen im Ezechiel und der Bibel, als ob man heute einem Volke darbieten dürfe, was damals in Zeiten, wo die Keuschheit noch keine Tugend und die Sinnlichkeit noch kein Trieb war, der durch die Reize der Phantasie auf künstliche Höhe getrieben wurde, wo die materielle Geschlechtsliebe nicht mit der ideellen Menschenliebe zusammengeworfen und Leidenschaft mit Tugend verwechselt oder vermischt ward. Auch Gruber entschuldigt Wieland's lüsterne Muse mit der naiven Gesinnung, die das Schönheitsgefühl nicht beleidige; allein daß das Schönheitsgefühl in solchen Sachen wie im neuen Amadis zu finden sei, wird Jeder billig leugnen, leugnet Gruber in Bezug auf den Combabus selbst, und Wieland sogar gesteht, daß er es beleidigt habe. Die naive Gesinnung und Unschuld ist in Wieland's Persönlichkeit und Sitte; er trug in den Rosenmonden seiner Ehe (seit 1765), die sich bei ihm zu Rosenjahren ausdehnten, seine Freuden mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften. Aber in diesen selbst ist nichts von Unschuld und Naivetät; falsche Muster haben seinen Geschmack und Vortrag verdorben, obgleich sie nicht sein Leben verderben konnten. Hier liegt der Zwiespalt in Wieland's Gewissen selbst, der Zwiespalt zwischen seinem reinen Selbstbewußtsein über seinen Lebenswandel und der Stimme der Zeit, der Widerspruch des Urtheils über seinen häuslichen Charakter und den seiner Werke. Historisch tadelt man daher billig den Mangel an Menschenkenntniß, der früher dem damaligen Geschlechte eine ascetische Abschließung vor Versuchungen zumuthete, nicht weniger als jetzt, wo er dem Geschlechte einer halb verbildeten Zeit eine Abhärtung gegen Versuchungen zumuthete, die bis zur Stumpfheit gegen den feinsten Kitzel gehen müßte, wenn sie vor seinen Schriften bestehen sollte. Er stellt sich an, der Sinnlichkeit entgegenarbeiten zu wollen, und verspottet sie; bestand dies Laster, so konnte es der Spott nicht tilgen, bestand es nicht, so mußte er es fast nothwendig hervorrufen, denn indem er es entlarven will, so maskirt er es aufs

schönste [173]. Wenn vita proba die paginam lascivam entschuldigt, so möchte auch Wieland entschuldigt sein; doch ist diese Rechtfertigung gewiß nur so relativ, wie man, um es derb zu sagen, gegen die feile Hetäre die in Schutz nehmen würde, die wir im Deutschen eine Maulh — nennen. Aesthetisch möchte die Naivetät Vieles in Wieland's Schriften entschuldigen, wenn er sich ihrer auch in seinen poetischen Formen bemächtigt hätte, wie er denn in einigen späteren Erzählungen sich den mittelaltrigen Quellen und in ihnen dem ächteren Ton der Naivetät mehr näherte, allein in den Erzählungen dieser Periode sind die schlüpfrigen Stellen mit der Kälte des Kopfes eben so entworfen, wie früher die Seraphim bei ihm mehr Sache des Gedankens als der Empfindung waren; und da auf diese Weise jene Stellen nichts weniger als unbefangen lauten, ja die ganzen Entwürfe fast immer nach diesen Stellen hin entworfen scheinen, so hat Schiller auch ästhetisch manche wielandische Produkte verworfen neben Crebillon's und Voltaire's [174]. Bedeutungsvoll sind übrigens diese Dichtungen Wieland's eben von dieser Seite der Darstellung des Nackten im höchsten Grade dadurch, daß er thatsächlich damit die erste Hand anzulegen schien, die Dichtung von den Fesseln der Religion und Moral zu befreien. Noch ehe er den Grundsatz von Lessing angenommen und sich klar gemacht hatte, schien er zu schaffen nach dem Grundsatze, daß ein Kunstwerk seinen Zweck in sich habe, den der Schönheit; daß die Dichtung nicht, wie es seit Jahrhunderten hieß, nützlich und

---

173) Er muß daher dem Pfarrer in jener Unterredung selbst zugeben, daß er in zwei Punkten nicht mit sich zufrieden ist, die er diesem in den Mund legt: daß nämlich die Dämme gegen die Sünde untergraben würden, wenn man durch die Liebenswürdigkeit der Sünder, durch Verschönerungen der Sache durch den Grazienschleier über dem Anstößigen, den Begriff und das Gefühl des Schändlichen der Sünde benähme, und daß die Reizungen zur Sünde verstärkt würden, wenn man alle Kräfte der Phantasie, alle Zauberei der Poesie aufbiete, um wollüstige Gemälde zu schildern, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit dabei denken ließe.

174) Gruber hat Schiller's Urtheil (aus dem Aufsatz über naive Poesie) benutzt, um seinen Wieland zu entschuldigen, allein er legt zu viel Gewicht auf Schiller's Note zu der betreffenden Stelle, in der dieser persönlicher Rücksichten halber mildert was zu mildern ist. Die entscheidenden Sätze stehen im Texte mit minder deutlicher Beziehung auf Wieland.

ergötzlich sein solle, sondern daß sie ihren Zweck erfülle, wenn sie schön sei. Ob und in wie fern sie auch nützen könne und solle, werde durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhänge. Die sittliche Darstellung gerade wies von der bisherigen Verbindung der Poesie mit der Musik weg auf die mit der Plastik, und durch den Hinblick auf diese war eher Hoffnung, daß sie ihre eigne Unabhängigkeit finden werde. Wäre Wieland ein Dichter gewesen, so hätte diese Richtung, die er einschlug, von sehr schönen Folgen sein können. Es lag in ihm deutlich die Absicht, daß er mit der Grazie und Schönheit, die im Gebiete der Kunst herrschte, das Leben, die Sitte und Sittlichkeit verschönern, der Moral eben so einen erhöhten Reiz geben wollte, wie Klopstock der Religion. Sie faßten Beide den Begriff von einer Herrschaft der Poesie im Reiche der Tugend, aber sie konnten es Beide nicht dahin bringen, sie in ihren Kunstwerken der Moral und der Religion überzuordnen. Immer ist auch Wieland von moralischen Absichten, selbst in jenen zügellosen Erzählungen voll, und gleich nachher setzte er seine Poesie in noch viel engeren Verband mit Geschichte und Philosophie, als er ganz frühe mit der Religion gethan hatte. Und was die Hauptsache ist, seine Grazie war nicht ächt, seine Kunst nicht schön; sie verletzt gleich das Wesen des neuen Grundsatzes. Denn ganz abgesehn von allen moralischen Beziehungen sind alle obigen Erzählungen als Kunstwerke durchaus geschmacklos und geschmackwidrig. Es hätte selbst einiges Uebermaß, einige Uebertreibung im Anfang dieser neuen Richtung nicht geschadet, wenn es nur wahr wäre, was Goethe gesagt hat, daß dies Wagstücke des Genies gewesen seien [175], in denen er sich dem Aristophanes (!!) anzugleichen gesucht hätte; oder wenn nur in

175) Wie viel näher als Aristophanes rückt Wieland nicht selten einem Blumauer! Es ist auffallend charakteristisch, daß Blumauer Wielands Leidenschaft ward, des Mannes, der für Goethe geschwärmt hattte! Nachdem Blumauer in Weimar war, erklärte W., daß ihm das Leben nur darum lieb wäre, weil er nächstes Jahr wiederkommen wolle!

Wieland's Genius Anlage zu wahrer Poesie gewesen wäre. Allein wie wenig dies der Fall ist, zeigt er uns eben in jenen Entschuldigungen gegen den Pfarrer von * * selbst. Er stellte seine Erfindungen und Menschen den Romanen und Charakteren des Richardson ausdrücklich entgegen. Gesättigt an dem Nihilismus dieser Figuren, die kein Verhältniß zur menschlichen Natur hatten, wollte er die Menschen schildern wie sie sind. Allein er ahnte freilich nicht, daß der Dichter kein Naturforscher sein solle, daß die platte Wirklichkeit der Wissenschaft gehört, nicht der Kunst. Er vergaß schon wieder, daß das Schöne Gegenstand der Kunst ist. Er setzte auch jenen Tugendhelden des Richardson nicht einmal Menschen der Wirklichkeit entgegen, sondern Carikaturen nach der materiellen Seite hin, oder auch Wesen, die an der idealen und realen Seite der menschlichen Natur in jener allzu besondern Weise ihr Theil hatten, wie er selbst. Seine oft gerühmte Menschenkenntniß ist weit entfernt von der Kenntniß der Welt und des Lebens bei Lessing, sie ist gar oft aus der verdächtigen Quelle Rousseau's und Voltaire's hergeleitet, sie ist, wo sie eigne Natur und Erfahrung ist, blos Kenntniß seiner selbst, und daher kommt es, daß seine Persönlichkeit ein weit fesselnderer Gegenstand der Betrachtung ist, als seine Schriften an und für sich, und daß die Aufschlüsse, die er über sich selbst gibt, so scharf und treffend sind als seine Charakterformen vag und nichtssagend. Wenn er ferner mit dieser Schilderung der Wirklichkeit und der Natur, wie sie ist, seine Unzüchtigkeit zu entschuldigen meinte, so mußte er bedenken, daß ein Unterschied zwischen der Zeugungslehre in Anatomie und Physiologie, und den Phantasiereizen poetischer Darstellung ist, und endlich daß selbst nach dem Gesetze der Wirklichkeit jene verfänglichen Scenen, die bei ihm einzig und allein die Aspasien charakterisiren, hinter Nacht und Vorhang sich verbergen.

Wieland führte die Zeit in diesen Dichtungen einen wesentlichen Schritt weiter; er ward der Dichter und Philosoph der Liebe, wie Gleim der Freundschaft; er betrachtete und schilderte das Ver-

hältniß der platonischen und petrarchischen Seelenliebe zu der sinnlichen des Triebes, und entschied sich für die sittliche des Herzens, die er mehr zu Hause in glücklicher Ehe lebte, als daß er sie geschildert hätte. Er ist der wahre Vertreter aller jener guten Hausväter der leipziger und halberstädter Vereine; das ganze Ideal seines Lebens ging auf ein kleines Gütchen hinaus und auf ein Schneckenhäuschen, in das er sich zurückziehen könnte, und wie in seinen Staatslehren die Sorge für Bevölkerung einen wesentlichen Punkt ausmachte, so auch in seiner häuslichen Uebung. So nannte die Herzogin Amalie sein Tage- und Lebenswerk abwechselnd Kinder und Bücher zu zeugen; Kindermachen, schrieb er irgendwo, ist schlechterdings das Allerherrlichste was ein Mann thun kann; und es ist in der That naiv genug, ihn im Danischmend und sonst über die Kinderzeugung philosophiren zu hören. Die eheliche Freiheit nun machte ihn muthig, einem Geschlechte die Gemälde der Liebe vorzuschildern, das dessen langeher nicht gewohnt war, das vielmehr dergleichen als Werke der Finsterniß zu betrachten pflegte. Hier warf er sich, ohne es zu wollen, Klopstock mit einem solchen Gewichte gegenüber, daß nothwendig durch ihn der andächtigen und elegischen Empfindsamkeit, die jener angeregt hatte, eine andere Richtung gegeben werden mußte. Er setzte der himmlischen Liebe die irdische entgegen, der übersinnlichen die sinnliche, und heiligte eine mittlere dritte, in der die beiden anderen verschmolzen und die letztere durch die erstere geadelt ward. Daher war die unmittelbare Frucht dieser Gegensätze, die sich gegen 1770 hin am schroffsten gegenüber standen, diejenige Art Liebessentimentalität, die im Werther und Siegwart ihre Höhe erreichte, und die an Klopstock's heilig-sehnsüchtiger und Wieland's sinnlich-begehrender Erotik gleichen Theil hatte. Klopstock hatte mit seiner Dichtung auf die Empfindung fast ausschließlich gewirkt; Wieland wirkte auf die Sinne; jener hatte die großen Ideen von Gottheit und Vaterland im Auge, Wieland aber gab der Poesie einen Gegenstand wieder, ohne welchen sie in der neuern Zeit nicht bestehen konnte. Die Geschlechtsliebe, die durch

unsere moderne Vergeistigung alles Materiellen an Idee und Sinnlichkeit zugleich Theil hat, ist eben durch diese Veredlung des Gemeinen an sich selbst ein poetischer Stoff geworden, und Alles was neuerer Zeit in der Dichtung nicht über das Stoffartige mit seinem Genius hinaus ragte, hat sich an diese bequeme Aufgabe gehalten, mit der eine sichere Wirkung unausbleiblich zu machen war [176]. Wir erinnern an das, was wir im ersten Bande bei Gelegenheit der Minnepoesie hierüber gesagt haben, und anerkennend, was alles durch diesen Gegenstand Vortreffliches in der neuern Dichtung ist gefördert worden, müssen wir doch auch hier wieder bedauern, daß er sich so ausschließend des ganzen Gebiets poetischer Stoffe bemächtigte, daß kaum etwas Großes daneben Platz behielt. Wir müssen uns, auf die Gefahr hin, der Trockenheit und Nüchternheit verdächtig zu werden, zu Lessing's Ansicht schlagen, der bei Gelegenheit des Werther diese kleingroßen Stoffe belächelte, die den sinnlichen Trieb so heilig zu bekleiden wissen; müssen auf Shakespeare und Homer hinweisen, wo dieser Seite des menschlichen Wesens nicht mehr Raum gestattet und keine andere Farbe geliehen ist in der Poesie, als in der Natur der Dinge selbst. Wieland setzt uns, indem er sich den anakreontischen Minnedichtern mit seinen epischen Liebeserzählungen zur Seite stellt, völlig in die Welt der Ritterdichtung zurück. In Biberach verkehrte er an einem kleinen Hofe, im ländlichen Thal, auf einem einsamen Schlosse, in einer unterhaltungsbedürftigen Umgebung, in der sich die Dame seines Herzens vorfand, die die Verhältnisse zu einer Dame seiner Gedanken gemacht hatten. Der Graf Stadion lieh ihm die wälschen Bücher, die sein Talent erst reifen und seiner dichterischen Gabe die Richtung geben mußten. Dazu ist der Schauplatz im Lande der alten Dichtung, in Schwaben; die Berührung mit der Schweiz ist hergestellt;

176) Nie wagt's ein Dichter, und ergriff die Feder,
eh er sie eingetaucht in Liebesseufzer;
dann erst entzückt sein Lied des Wilden Ohr,
pflanzt in Tyrannen holde Menschlichkeit. Shakespeare.

ein neuer Manesse sammelte dort eben die alten Schätze. Hier haben wir sonderbarer Weise selbst alle äußeren Verhältnisse der Minnepoesie wieder; wir haben eben einen solchen Charakter, der persönlich ganz häuslich, doch weltbürgerlich in seinen Gesinnungen und Bestrebungen, und romantisch in seinen Poesien ausschwärmt: der unter geistigen und amtlichen Beschränkungen das Unendliche der Liebe und der Dichtung sucht; der von materiellen Grundsätzen und gutem Hausverstande ausgehend doch nirgens der Ideale und der Schwärmerei entbehren kann; den dieser Widerspruch in sich auf eben jenen Humor und jene Laune führt, die die ganze Ritterdichtung nie verleugnet hat, weil wir in ihr überall denselben Stoß des Phantastischen gegen das Wirkliche fanden, von dem wir meinten, daß ihn jedes Individuum von normaler Ausbildung in der Jugendzeit durchmache; eine Krisis, die Wieland, wie wir gesehen haben, mit so merkwürdig greller Berührung der gefährlichsten Extreme erlebte. Er verwand diese Krisis, doch so, daß durchaus von da an seine Entwickelung nicht eigentlich weiter geht; das Fieber hatte seine Kräfte so weit erschöpft, daß er hinfort sich stets in demselben, nur etwas gemilderten, Wechsel von Wärme und Kälte, von Schwindel und Nüchternheit befand. Wir haben alle Grundbedingungen jener Zeiten und Poesien in Wieland, und aus freiem Triebe hätte ein Entsprechendes aus ihm hervorgehen müssen, wenn er auch nicht auf die Quellen des Mittelalters gestoßen wäre; und wer seine allumfassende Beschäftigung mit den romantischen Stoffen zufällig finden wollte, der müßte den menschlichen Entwickelungsgesetzen nicht viel nachgedacht haben. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich die tausend kleinen Eigenthümlichkeiten der ritterlichen Erzähler hier wiederholen, weil sie zum Theil mit den Lebensverhältnissen Wieland's eben so zusammenhängen, wie einst mit denen der alten Dichter. Wir wollen übrigens seine ganze Erzählart, mit allen den kleinen ähnlichen Wendungen, mit all jener zügellosen Geschwätzigkeit und den vielen Einmischungen der Persönlichkeit, seine ganze Manier, die alles Gleichartige nachahmt was ihr nahe kommt, alles

Verschiedenartige entweder ausscheidet oder ins Gleichartige umschmelzt, seine ganze Anlehnung an wälsche Quellen und an wälsche Natur, seine Freibeutereien und seine Gallicismen und alle dergleichen Aehnlichkeiten Preis geben als Dinge, die möglicherweise abgelernt sein konnten. Allein jene Aehnlichkeiten der innern Natur, jenes Schwanken zwischen Heiligem und Weltlichem, jene ganz eigenthümliche Altklugheit und Frühreife, jene Behandlung der Liebe mehr als Sache der Gedanken als der Empfindung, jene Sicherheit, mit der Wieland auf das Grundthema der mittelaltrigen Dichtung fiel und auf ihre Grundmanier des Humors, kann nicht wohl Zufall sein. Es kann nicht Zufall sein, daß er mit derselben persönlichen Unbefangenheit und Naivetät, wie jene Alten, bei denselben Merkern anstieß, daß er ganz wie jene über die Tadelsüchtigen und Mißgestimmten klagt, daß er Alles will zum Guten aufgenommen haben, nicht zum Bösen, daß er im Nothfall, wenn ihn Keiner hören möge, sich selbst und allein singen will. Wer möchte es Zufall nennen, daß der noch ganz unentwickelte Knabe auf die Cyropädie fiel, jenes Werk, welches die gesammte romantische Poesie, die halb Geschichte halb Roman, halb Poesie halb Philosophie und Moral ist, eröffnet; und unmöglich hat es anfänglich, wenn überhaupt je, in seinem Bewußtsein gelegen, daß er den ganzen ungeheuren und untrennbaren Kreis der alexandrinisch-ritterlichen, der byzantinisch-gothischen Dichtung mit seinen Nachbildungen beschrieben, und alle jene Gebiete durchwandert habe, die Klopstock in dem Quellenstudium s e i n e r Poesie nicht berührt hatte. Von Heliodor und Ovid, von dem älteren und jüngeren Xenophon an bis auf die Ritterromane der mittleren Zeiten und die des 16. und 17. Jahrhunderts, den Amadis, die Clelia u. dgl., von Boccaz bis Lafontaine, Hamilton und Voltaire umfaßte er alle Quellen, die hierin einschlagen, theilt sich wie eben diese Zeiten zwischen Roman und romanhaftem Epos, unfähig sich zur ächten Epopöe zu heben; er verweilte mit Vorliebe auf dem Fabliau; er nahm die morgenländischen Formen und Bühnen, die eingerahmten Erzählungen aus

dem Oriente wie jene Zeiten zu seinen griechischen und ritterlichen Stoffen hinzu; und wie die ritterlichen Fabliaux in die Fabel ausgingen (in Deutschland beim Stricker), so kehren wir bei Wieland von der Fabel (Gellert's) dorthin zurück. Ganz wie sich die Minnepoesie in Lyrik und Roman damals der geistlichen Dichtung und dem tragischernsten, vaterländischen Epos gegenüber lagerte, so Wieland gegen Klopstock, der jene beiden Seiten in sich vereint. Wir haben schon bei den erotischen Lyrikern gesehen, wie sie überall Gegensätze gegen die Barden und die Seraphiker bilden; eben so haben wir Wieland abfallen sehen von den Seraphikern und können ihn in dem verklagten Amor der Barden spotten hören. Die menschlichen Charaktere seiner Romane stehen eben so den erhabenen Kraft- und Tugendhelden Klopstock's gegenüber, wie Gottfried's Tristan gegen die Heroen und Riesen der damaligen Epen, über die Wieland gerade so spottet, obgleich sie ihm nicht so nahe lagen. Wieland ist daher der vollkommenste Gegensatz gegen Klopstock in allen erdenkbaren Beziehungen. Er ist sinnlich, wie Klopstock übersinnlich, verständig wo jener empfindsam; seine ganze Dichtung ist so von Geschichte und Philosophie beherrscht, wie jener von Religion und Musik; er ist didaktisch, Klopstock lyrisch: seine Sprache ist daher der prosaischen Rede so nahe wie Klopstocks der musikalischen. Er hat so viel Verhältniß zu der französischen und südlichen Literatur, wie Klopstock zur englischen und nordischen; zu Shaftsbury und Voltaire, wie jener zu Milton und Young. Klopstock ist es mit der Poesie selbst im Leben Ernst, Wielanden ist sie ein heiteres Spiel. Dies ist die große Grundverschiedenheit dieser beiden umfangsreichen Gruppen der schweizerischen und nordischen Dichter um Klopstock und der hallischen und halberstädtischen um Wieland, daß jene ganz musikalisch, ganz Empfindung und Natur die Dichtung auf das Pathologische, auf die eigenen Gefühle und Leidenschaften gründeten, diese dagegen ganz rednerisch, ganz Verstand und Kunst in der gegentheiligen Lehre so weit gingen, daß Gleim geradezu aussprach, nicht die wahren, sondern die angenommenen Empfindungen

machten den Dichter. Jener erste Grundsatz ist durchaus nordisch und englisch, dieser andere ganz südlich und französisch; beide hatte Goethe erst zu versöhnen. Von dieser Grundaussicht aus fiel Klopstock auf die christlichen Empfindungen, die uns nahe lagen, Wieland auf die Gemälde der Ritterwelt, die uns entfernter standen; er trägt aber den Gegensatz zu seinen romantischen Gebilden in sich selbst, und verhält sich daher eben so sehr zu den ernsten Behandlern der Ritterstoffe, als zu den Verspöttern wie Rabelais, er wollte eben so oft Ariost sein als Sterne und Lesage, die der Ritterpoesie entgegengesetzt sind. Wie wir bei Gottfried fanden, so erlaubt sich Wieland Scherz über das Heiligste der Religion; er nahm sich Klopstock entgegen der natürlichen Religion und Vernunftmoral an, und leugnete Offenbarung und was damit zusammenhing. Klopstock ist ein Patriot, Wieland ein Weltbürger; jener war ein begeisterter Verehrer der deutschen Sprache, dieser redete zuletzt schlecht von ihr, und machte die Nachbildung einer italienischen Oktave zum Maßstabe ihrer Schönheit, die er doch früher selbst meinte mit seinen Knittelversen übertroffen zu haben. Ueberall sind die Gegensätze so groß, daß, obgleich beide allgemeine Achtung sich nicht versagten, doch Wieland gestand, er begreife Klopstock nicht und habe gar kein Verhältniß zu ihm, und Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik über Wieland spottete [177]. Klopstock ist der Dichter der Erhabenheit und Würde; Wieland der Grazie und Anmuth. Ohne jenen würde unsere Dichtung sich nicht eine würdige Höhe, der Dichter keine anständige Stellung erobert haben, ohne diesen hätte die Poesie der Reize der kleinen menschlichen Verhältnisse entbehrt und der Mensch hätte nicht anders als auf dem Kothurn und im Feierkleide er-

---

177) „Es war einmal ein Mann", lautet die Stelle, „der viele ausländische Schriften las, und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit seinen Schriften zusammenhing u. s. w."

scheinen dürfen. Das vorherrschende Geistige bei Klopstock thut uns Zwang und spannt an, das herrschende Sinnliche bei Wieland erschlafft und spannt ab; jener lebte nach den Begriffen der Zeit freier und schrob seine Poesie hoch, dieser lebte eingezogen und ließ seine Dichtung herab. Beider Dichtungen sind mehr die Werke edler Seelen und wohlmeinender Theilnahme an der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, als großer Geister; sie sind Beide nicht eigentlich auf reine Kunst gerichtet, sondern auf Veredelung des Lebens; Beide sind daher zu keinen reinen Formen gelangt. Beiden ist das Epos misglückt, Beide sind am Schauspiel gescheitert, sie fielen der schreitenden Zeit zum Opfer, weil sie sich an untergegangenen Ideen und Formen festklammerten. Klopstock hat die Dichtkunst mit anderen Künsten in unnatürlichen Verband gebracht, Wieland noch schlimmer mit Wissenschaften, mit Philologie, Philosophie und Geschichte; keine dichterische Form, weder Epos noch Schauspiel, weder Lied noch Satire ist ihm rein geglückt; keine ungemischte Nation, Bildung und Zeit, weder die ächt griechische, noch die ächt römische, noch die ächt deutsche hat den unentschiedenen Mann der Mitte je angezogen, während Klopstock gerade auf die reinen Muster bei Griechen, Juden und Germanen fiel; kein scharfer Charakter hat Wielanden je gereizt, oder er hat ihn sogleich in einem vageren Lichte gesehen und in ein anderes umgesetzt. Die Cicero und Lucian und Shaftsbury waren seine Lieblinge; Klopstock dagegen sympathisirte mit Hermann, mit Heinrich und Brutus. In ihren Lebensrichtungen vertreten Wieland und Klopstock die Hauptseiten des Idealismus und des verständigen Rationalismus; Klopstock zeichnete daher heroische Gesinnungen und das Göttliche im Menschen, Wieland kehrte mit unverholener Menschlichkeit die Schwäche der Erdensöhne heraus, und stellte sie in mildes Licht. Er spottete der Ueberhobenheit der Stoa und der christlichen Tugend, und wies die in Gott Lebenden auf das sokratische *γνῶϑι σεαυτόν* zurück. Wir lernen bei ihm in den eigenen Busen greifen, der uns bei Klopstock verschleiert ist; wir lernen den Werth des Menschen bei ihm ge-

ringer, vielleicht zu gering, aber richtiger immer, als bei Klopstock schätzen. Beide blieben mit ihren rückwärts gewandten Augen in den alten Gebieten der Dichtung stehen, haben aber dennoch gleichen obwohl ganz verschiedenen Theil an der spätern Romantik. Klopstock hatte in seinem menschlichen Wesen, in seinem poetischen Leben ein Verhältniß zu dieser, Wieland in seinen Schriften und Dichtungsstoffen. Jene Romantik, der es mit ihrer Materie wieder Ernst ward, wandte sich natürlich gegen den hausväterlichen Dichter des nüchternen Verstandes, der diese Stoffe nur ironisch behandeln konnte. Nie hat vielleicht ein Mann, der so sehr zum Dichter geboren war, wie Klopstock, sich in dem Maße wie dieser mit freier Willkür seine Anlagen, in falscher Richtung nach einseitigen Empfindungen verdorben, so daß Alles, was er über Dichtung theoretisirte und in ihr leistete, unter seinen Gaben blieb. Und im Gegentheil, vielleicht war nie ein Mann so wenig zum Dichter geschaffen wie Wieland, der sich aber von dem Triebe der Zeit hinreißen ließ und wenigstens zu einer Ansicht über Dichter und Dichtung kam, die fast nichts zu wünschen läßt. In seinem Schreiben an einen jungen Dichter fordert er an den Poeten „scharfe Stimmung aller äußeren Sinne, daß jede Empfindung die Melodie des Objekts im reinsten Einklang verschönert zurückgibt, ein Gedächtniß, in dem nichts verloren geht, in dem sich Alles zu jener feinen bildsamen Masse amalgamirt, aus der dann die Schöpfungen hervorgehen einer Einbildungskraft, die durch unfreiwilligen Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet und dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt; eine zarte und warme Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes und Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer ihren Ueberschwang an Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen mittheilt, stets mit der behendesten Leichtigkeit andere in sich und sich in andere verwandelt; eine erklärte Liebe zu allem Wunderbaren, Schönen und Erhabenen, ein

Herz, das bei jeder edlen That emporschlägt, vor jeder schlechten schaudert; zu all diesem bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut einen angebornen Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, und bei der geselligsten Gemüthsart einen vorschlagenden Hang zur Einsamkeit". Gewiß hat, so lange in Deutschland über die Dichternatur bisher gedacht ward, Niemand so vortrefflich und umfassend darüber geredet; allein er hat diese treffende Ansicht gleichsam erlernt, er hat seine Dichtung an üblen Gegenständen geübt, und nach seiner durchaus vorherrschenden Subjektivität zwar was zum Dichter gehört eingesehen, aber nicht was zur Dichtung. Er hat, wenn er wußte, welche Gaben des Dichters die Gegenstände zu verschönern taugten, jene anderen nicht genannt, die die rechten Gegenstände zu w ä h l e n wußten, worauf Goethe so großen Werth gelegt hat; er kannte die schaffende Kraft der Phantasie, aber er besaß sie wenig, wie die Dichter der Ritterzeit auch; wie er philosophirte ohne allen Sinn für Spekulation, so dichtete er ohne Phantasie mit dem Verstande. Hätte er aber auch alle jene Eigenschaften, die den Dichter machen, besessen, wie er sich denn vielleicht zu diesem ganzen Gemälde selbst saß, so sieht man an den Früchten seiner Muse deutlich, daß noch ein elektrischer Funke in diese Mischungen hätte schlagen müssen, der weder auf ihn noch auf Lessing, und weit eher auf Klopstock fiel, der aber seine Wirkung mit falschen Zusammensetzungen lähmte. Nicht allein Klopstock hatte sich die Verfehlung seines Dichterberufs eingestanden, nicht allein Lessing legte das gleiche Bekenntniß ab, sondern auch Wieland gestand, als die Schlegel den Horizont aller Dichtung zu beschreiben und darnach den Maßstab des Dichterwerths zu bestimmen anfingen, daß nach diesem er nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Goethe. Zu andern Zeiten hat er gemeint, eine geschmackvolle und aufgeklärte Nachwelt würde die Dusch und Zachariä in Ehren halten! Und das wolle doch Gott verhüten, troß der augenscheinlichen Gefahr, daß Wieland außerdem nicht in die Reihe jener Ersten gestellt werden würde, und sich also freilich trösten müsse, in großer und ehrenhafter

Gesellschaft von dem höchsten Gipfel des Parnasses ausgeschlossen zu sein.

Wenn diese dichterischen Eigenschaften Wieland überall den ritterlichen Dichtern gleich stellen, so noch mehr seine Lebensweisheit und moralischen Grundsätze. Wir haben schon oben angeführt, daß er eine feinere Sitte suchte, als die des Pöbels, eine Sittlichkeit, die auf anderen Grundlagen ruht, als auf dem Aberglauben des Volks, daß er Weisheit und Tugend nicht trennte. Er strebte aus der Rohheit seiner Zeit so hinweg, wie die Kalokagathoi in Athen aus der Altväterischkeit der Sitte, wie die Ritter mit ihrer höfischen Art vor dem unedlen Volke herauszutreten suchten. Wie sich jene Ritter in dem allgemeinen Weltverbande des Ritterordens mit Wohlgefallen sahen, so Wieland sich in dem Orden der Weltbürger, und als aus dieser idealen Verbindung die besonderen Orden und Logen hervorgingen, konnte es nicht fehlen, daß Wieland in diese Vereine eintrat, deren rein haltende Absichten mit seinem ganzen Wesen zusammenstimmten. Kalokagathie war ihm das, was Herdern Humanität, was Schillern und Goethen Kultur hieß; und was die Ritter mit höfischer Sitte und Kunst bezeichneten, war seine Philosophie, seine Poesie der Grazien. Von dieser Seite ist seine ganze Schriftstellerei und sein ganzes Wesen am wichtigsten für Deutschland geworden, und in Nutzen und Schaden gleich wirksam. Man muß nicht vergessen, erinnert Gruber vortrefflich, daß dies eine Zeit war, „wo man, mit Beutelperücken und ausgesteiften Rockschößen angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen staken, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurthurme eingeschnürt da saß, während die alten Basen in gottsched'scher Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten". Daß diesem schweren Blute der Geselligkeit mit einem derben Aderlaß einige Erleichterung geschafft ward, war gewiß unter aller Bedingung nöthig. Auch hier übrigens muß man bedauern, daß Wieland seine Satiren nicht unmittelbar gegen diese altväterischen Sitten schleuderte. Der Um-

weg durch die griechischen Hetären war so lang; mir dünkt, Lessing's Minna mit ihren Naturblitzen und seine Emilie, die sich ungepudert und in Locken zum Brautgang rüstet, und Werther, der mit freierer Sitte mitten in die Zeit hineintrat, wirkten hier schneller und sicherer. Wieland warf sich in seiner Schreibart und Denkart der alten Rechtgläubigkeit und Kleinmeisterei entgegen, er that es mit seinen Stoffen. Allein er wandte sich nicht damit an das große Publikum, das der Aufklärung zunächst bedurfte, sondern an die feinere Gesellschaft. Dorthin hätte er derber reden dürfen, hier brauchte es aristippischer Feinheit und Schonung, und einer Unterhaltungsschriftstellerei, die da, wo sie gewandt sein will, breit und langweilig, wo sie witzig sein möchte, gelehrt, wo sie Laune annimmt, platt wird, und so mit Einem Fuße immer in der guten deutschen Schwerfälligkeit und Plattheit stehen bleibt, und eine laxe Bequemlichkeit hinzuthut, die undeutsch und unserer Natur fremd ist. Lichtenberg sagt irgendwo, es gebe in Deutschland Bücher, die zwar nicht vom Lesen abschreckten, nicht plötzlich einschläferten, oder mürrisch machten, aber bald den Geist in eine gewisse Mattigkeit versetzten, wie man sie vor einem Gewitter verspürt. Lege man das Buch weg, so fühle man sich zu nichts aufgelegt. Ich wüßte nicht, worauf dies so trefflich passe, als auf Wieland. Hätte nicht Lessing neben ihm gestanden, wohin hätte Schärfe des Denkens, Kraft, Gedrungenheit und Sparsamkeit in der Sprache kommen sollen? Was wäre aus allem Lebensernste, aus allen großen Ideen und Bestrebungen geworden, wenn sich nicht die ganze Wucht der Originalgenies und ihrer plebejischen Strebsamkeit auf ihn gewälzt hätte? Wohin würde sich Wieland gewandt haben, wenn er von Biberach aus nicht weiter als (1769) nach Erfurt, und von da vielleicht nach Wien gekommen wäre, wo um 1770 Graf Boufflers den Grund zu seinem Ruhme legte, indem er einigen Damen von Rang die Grazien ins Französische übersetzte, und ihnen dabei den Text las, daß deutsche Frauen den deutschen Dichter durch einen Franzosen müßten kennen lernen! Hier würde er sich nur den Riedel und Alxinger gegenüber gesehen

und jenen Dünkel genährt haben, in dem er immer von seiner sokratischen Ironie sprach und von dem Unheil, daß ihn seine Landsleute so wenig verstehen wollten, wie die Athener den Sokrates. Als er aber nach Weimar neben Goethe und Herder kam, „brannte ihm“ wie Merck sagt „der Druck unter diesen Potentaten allen Schmutz der Eitelkeit aus, und er blieb ein so bonhommischer guter Junge, daß er Mercken heilig war, und nur zu kleinmüthig wurde“. Durchaus war Wieland als Gegengewicht gegen Klopstock nöthig; es war aber auch eben so heilsam, daß Beide, der Eine mit seiner Anglomanie, der Andre mit seiner Gallomanie durch den ächt deutschen Lessing und die folgenden Zeiten zur Seite und in jenen Hintergrund gestellt wurden, in welchem sie noch heute in unserer Literatur erscheinen. Beide hätten diese wieder für die oberen Stände berechnet, Lessing aber zog Alles hinein, was Bildungstrieb hatte; er regte diese ächte Aristokratie an, in der kein Rang herrscht, als der des Geistes. So kräftig Lessing's Dramen neben Wieland's Romanen stehen, so sein Charakter und die Energie seines Wirkens und Lebens. Und wäre dies nicht, wohin hätte die wieland'sche Weisheit führen sollen, der es nicht wohl war im Kleinen und Niedrigen, und nicht wohl im Höchsten und Edelsten, die immer dort aufbaute und hier einriß, und dazu immer predigte, zu leben und leben zu lassen, Alles in der Welt gut zu finden, Jedem sein Steckenpferd zu gönnen, gegen Alles und gegen Jeden Duldung zu üben, Alles zum Besten zu kehren; Grundsätze, die wieder die ganze Moral der ritterlichen Dichter so gut wie die seine durchdringen. Diese Principlosigkeit, diese Passivität, dieses Gehenlassen der Welt war der Wahlspruch seiner leichtfertigen Kamönen[178]) und der Kern seiner Lebensphilosophie. Was

178) Eine sehr charakteristische Stelle ist im 12. Gesang des neuen Amadis:
Mir ist nur die Natur in ihrer Einfalt schön.
Ein leichtes Mal in selbstgepflanztem Schatten,
beim rosenbekränzten Becher ein muntrer sokratischer Freund,
und eh zum späten Schlaf die ruhigen Sinne ermatten,
aus einem Munde, wo Reiz und Unschuld blüht,
von Hagedorn ein kleines muntres Lied, —

diese letztere angeht, so haben wir ihren allgemeinen Gehalt schon bei den Lyrikern dieser Seite hinlänglich kennen gelernt; Wieland's sämmtliche Schriften durchdringt sie auf allen Blättern, und zusammengedrängt hat sie Gruber mit Recht am besten im goldnen Spiegel (1772) gefunden, in den Gesetzen des weisen Psammis, die auf Folgendes hinauslaufen: Das Wesen der Wesen bedarf unserer nicht; es will blos, daß wir uns glücklich machen lassen. Freude ist der letzte Wunsch aller Wesen, auch des Menschen, in dem Alles zum Werkzeug des Vergnügens gemacht ist. Wäre es möglich gewesen, uns des Vergnügens fähig zu machen ohne Schmerz, es wäre geschehen. Man soll nur der Natur folgen, dann wird die Wonne selten unterbrochen werden. Mäßigung ist Weisheit, nur weil sie Verwahrungsmittel vor Ueberdruß ist, und Arbeit rathsam, weil sie Gesundheit schafft, ohne die kein Glück ist. Den Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm soll man aufzuheben suchen; man soll die leichte Kunst lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, man soll Wohlwollen auf Alles erstrecken, damit Alles wieder uns wohl wolle. — In der That, diese Sätze sind mit einer wahren Meisterschaft zusammengestellt, um im Wiener Publikum und wo nur immer ein faules Schlaraffenleben gesucht wird zu gefallen. Selbst einer Frau von Staël misfiel dieser Epikureismus in einem deutschen Schriftsteller; sie bemerkte vortrefflich, daß diese Philosophie in Grundsätze gebracht allgemein anstößig sei. Daß der Mensch da ist, um zu wirken und und um seine Kräfte zu regen, daß er der Natur

---

dies nenn' ich mir ein Fest! — doch keiner Seele verwehrt,
vom Hören schon bei meinem Feste zu gähnen!
Ein jeder reite, vor mir, sein kleines hölzernes Pferd
nach seiner Weise; dies ist der Wahlspruch meiner Kamönen!
Er zäum' es, wenn er will, anstatt beim Kopfe beim Schwanz;
wir wollen ihm zu gefallen nur leise darüber lachen.
Die große Kunst, dem alten häßlichen Drachen,
der uns zum Bösen versucht, sein Spiel verlieren zu machen,
ist g u t e r M u t h und T o l e r a n z.
Doch dieses unter uns. Denn euern Tartüffen, Schmelfungen
und G * n wird ewig umsonst dies Liedchen vorgesungen.

entgegengesetzt ist, in der Alles mechanisch arbeitet, wo dann nur Abnutzung möglich ist, während der Mensch frei strebt und Hemmungen antrifft, die ihm Schmerz bereiten, dessen Ueberwindung dann wieder Frucht und Lohn seiner Mühe ist, dies wäre das System Lessing's gewesen oder Jedes, der sich an die wahre menschliche, nicht an die vegetative Natur angeschlossen, der seine Bildung an der frischen Periode von Griechenland statt an dessen verfallender genährt hätte. Wer sich Freude und Lebensgenuß so wohlfeil kaufen will, wie Wieland, der muß dann freilich zu jenen Theorien auch die praktischen Kunstgriffe unsers Sokrates setzen, der am Ende seines neidlosen und unbeneideten Lebens seinem Genius für das schöne Gewebe seiner Tage dankt, unter denen er auf Einen trüben vierzehn heitere rechnete, von so reinem Lebensgenusse, als ein demüthiger Sterblicher nur fordern dürfe. Aber wie ist dies Glück errungen worden! Wie oft ist die Bescheidung Schwäche, die Bescheidenheit Gefühl der Mittelmäßigkeit, die Mäßigung Halbheit, die Zufriedenheit Fügsamkeit in Alles gewesen! Er lebte ein vollkommnes System der Passivität. Der Mensch schien ihm am herrlichsten durch seine Gabe, sich in Alles zu schicken, unter jedem Druck wieder aufzustehen, sich aus dem Bösen selbst ein Glück zu schaffen! Und am Ende muß er doch selbst bekennen, was sonst seine Philosophie nicht zuzugeben scheint, „daß er nur dies Glück und diese Freude genoß, weil ihn das Schicksal verzärtelte, daß er die Püffe, die Andere aushalten müssen, nicht ertragen würde". Am Ende hatte er mit all seinem Wohlwollen gegen Freunde und Feinde weder das Uebelwollen der Einen vermeiden, noch das Wohlwollen der Anderen überall eintauschen können. Wenn er verkannt wurde, so tröstete er sich mit Jesus Christus, der sich noch übler mußte mitspielen lassen, weil er auch besser war. Denn dies schien unter vielen Principien seiner Weisheit eins der letzten: daß nach dem Maße, daß man gut ist, man den Narren müsse mit sich spielen lassen. So weit brachte ihn sein Spiel mit Meinungen und Ansichten, daß er gut nannte, was Andere schwach und matt gefunden hätten, und daß

er die größte That einer freien Willkür und Kraft mit den unmächtigen Nachgiebigkeiten seines Duldungssystems verglich.

Wie innig und tief Wieland's ganze Natur und Philosophie mit den Uebergangszeiten der alexandrinisch-ritterlichen Bildung verwebt und verwachsen ist, sieht man in seinen mehr theoretischen Schriften noch klarer vorliegen als selbst in seinen Dichtungen. Er beobachtet in der Menschheit, in den Völkern, in den Individuen die zwei Stufen des Natur- und Unschuldstandes und der Kultur, Erkenntniß und Bildung. Das goldene Zeitalter der Welt ist nichts als die Kindheit des einzelnen Menschen. Wie schön sie sei diese Zeit, doch werde Niemand immer Kind bleiben wollen. Der Fortschritt zur Kultur müsse gemacht werden, auch wenn es in der menschlichen Natur liege, „daß sie nicht anders, als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften, und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen könne“ [179]. Blickt man auf die Lage der ganzen Menschheit zwischen dem reinen Instinkt- und Kindheitsleben der älteren guten griechischen Zeit und unseren neuesten Jahrhunderten, wo wahre Aufklärung und reine Kultur erst möglich geworden ist, so sieht man, daß eben jene Zeiten der alexandrinischen Bildung ein solcher Mittelzustand, ein solches Mittelalter waren, in dem die Menschheit sich in eben jenen Schwankungen und Irrungen, Täuschungen, Leidenschaften und Leiden bewegte, die Wieland bezeichnet. Blicken wir zurück von diesem ungeheuren Schauplatz auf die engeren Verhältnisse in Deutschland, zu Wieland's Zeit und auf die kleine Welt in Wieland's Innerem selbst, so sehen wir, daß der poetische Bildungstrieb in diesem Jahrhundert unserer Verjüngung, in Klopstock, Brockes, Geßner, in der ganzen Schäfer-, Patriarchen-, Freundschafts- und Bardendichtung uns ein solches goldnes und Kindheits-Zeitalter noch Einmal vorschilderte, das Rousseau in Frankreich geradezu realistisch predigte. Springen wir von da zu der

179) Auf diesen Schlußsatz läuft die Erzählung Koxkox und Kikequetzel (1770) hinaus.

Poesie und der Lebensansicht einer reinen Kultur über, die Schiller und Goethe ausbildeten, so sehen wir zwischen Beiden Wieland wieder in derselben Mittelzeit liegen, und eben jene Irrwege nach Extremen, jene Selbsttäuschungen und Schwankungen durchleben, die in dem Mittelzustande unserer Nation zwischen alter Stumpfheit und neuem Schwung, alter Beschränkung und einem plötzlich geöffneten weiten Gesichtskreis neuer Bildung natürlich waren. Ungemein merkwürdig drückt sich diese Stellung Wieland's nach diesen beiden Standpunkten hin, zwischen denen er in der Klemme steckte, in seinem Leben und seinen Schriften aus. Er hielt es zuerst mit jenen patriarchalischen Dichtern, dann fiel er in ihren Gegensatz über; von da an folgten in ihm die Extreme und Gegensätze nicht mehr nacheinander, sondern sie lagen nebeneinander, nicht verschmolzen und versöhnt, sondern stets schaukelnd. Seitdem er 1769 einem Rufe nach Erfurt gefolgt war, hing er dort zugleich mit Heinse und den rohen Revolutionsmännern der 70er Jahre zusammen und mit Jacobi, Klotz und Gleim, mit denen er sentimentale Freundschaften schloß. In einerlei Zeit schreibt er Privatbriefe in dem neuen groben Sturm- und Drangstyl und in dem alten süßlichen Ton der Schäferfreundschaft. In Weimar fing er an, für den gemeinen Rationalismus und die berliner Aufklärerei, für gewöhnliche Zeitschriften und Klatschereien zu arbeiten, während er zugleich im Oberon sich auf die höchste Spitze jener Poesie stellte, deren er fähig war; er hatte Verhältnisse zu Meißner und Nicolai, da er zugleich welche zu Goethe suchte. Wie das ganze Mittelalter überall in einem unversöhnten Kampf des Rationalismus und Idealismus begriffen war, so Wieland durch sein ganzes Leben, auch trotz jenem ersten Abfalle von seinen ersten Religionsschwärmereien, an deren Stelle er später einige politische Schwärmerei setzte. Es war dies der Kampf seiner deutschen Natur mit seiner französischen, seines deutschen Gemüthes wider seinen Verstand, den er fast ausschließlich in französischer Schule bildete. Auch hier drängt sich Vergleichung der mittelalterigen Bildung, in der die französische eine so wesentliche Rolle spielte, von

selbst auf. Frankreichs Kultur schwankte immer zwischen halbantiken und halbromantischen Elementen, sie ging von Bigotterie und Fanatismus zu Epikureismus und Frivolität über, sie bewegte sich zwischen Philosophie und Poesie und brachte es in keiner zu einer reinen Gestaltung, weil die ideale Behandlung von Wissenschaft und Kunst stets bei ihnen von realistischen, politischen und anderen Einflüssen gekreuzt war. Das Alles ist bei Wieland völlig ebenso. Und bei so naher innerster Verwandtschaft mit diesen Nachbarn war es unmöglich, daß er Klopstock's Vaterlandsliebe theilen konnte; er ward Weltbürger, und nahm an den französischen Zuständen in Literatur und Politik gleichen Theil, und wandte seinen alten Idealismus, wie die Franzosen thaten, hier und da auf seine politischen Ansichten hin.

Wie ihm also im Hause des Grafen Stadion die französische Poesie nicht entgangen war, so konnte ihm auch die dortige Philosophie nicht entgehen, zumal da er in Erfurt mehr wissenschaftlichen Forderungen genügen sollte, als Ansprüchen auf Unterhaltung, und da seine geistigen Bedürfnisse ihn, der auch hier schwankte, immer von dem einen zum andern, und von beiden zu Philologie und Geschichte leiteten, ohne daß es ihm gelungen wäre, seine verschiedenen Studien zum Dienste Einer Thätigkeit zu zwingen. So ging er daher in Erfurt auch mit historischen Planen um, er wollte eine Geschichte der sokratischen Schule schreiben, die so gut ein Halbroman würde geworden sein, wie später sein Aristipp; ja einmal dachte er gar an eine deutsche Reichshistorie, von der ihn Jacobi, gewiß ohne große Mühe, abbrachte, indem er ihm das Zeitalter des Perikles vorschlug. Aber all diese historischen Plane drängte seine Beschäftigung mit Rousseau zurück. Wie er in seiner Graziendichtung sich zu den preußischen Lyrikern in Halberstadt und Halle stellte, so steht er hier neben den preußischen Philosophen in Berlin, die sich ebenso und in den gleichen Absichten mit Rousseau beschäftigen. Wie dieser Mann Wielanden natürlich interessiren mußte, folgt aus dem vorhin angeführten Systeme unseres Dichters, das ihm schon in diesen Zei-

ten (1770) klar vorlag, nachdem er sich entschieden für Fortschritt und Erkenntniß erklärt hatte. Rousseau, auf das Elend der ganzen mittelalterigen Geschlechter, auf die Nutzlosigkeit der mittelalterigen Bildung, auf die Greuel, die der christliche Religionsglauben im Mittelalter hervorrief, den Blick gerichtet, kam auf jene berühmten Sätze, es sei dem menschlichen Geschlechte besser, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben, und auf die dreiste Behauptung, die Geselligkeit sei nicht Natur im Menschen, die Natur habe so wenig als möglich zu den Verbindungen der Staaten beigetragen, die der Menschen Freiheit und Glück untergraben hätten. Dies ging ganz gegen Wieland's gesellige Triebe und gegen seine Kulturtheorien an. Entfernung von der Einfalt der Natur war ihm nicht Entfernung von der Natur selbst; möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens war ihm Zweck aller Bestrebungen, nicht die ursprüngliche Bedürfnißlosigkeit. Ebenso ging diese neue Lehre auch gegen Wieland's neuen Haß aller schroffen Extreme. Wollte er den Menschen nicht von Young zum Engel gemacht sehen, so auch nicht von Swift zum Teufel und von Rousseau zum Affen. Wollte er nicht den Zustand der Ueberbildung billigen, so doch auch nicht den der Unbildung und Rohheit; es war ein geschichtlicher Erfahrungssatz bei ihm, daß aus jenem Naturzustande die Menschen immer zum Sündenfall übergingen und aus diesem wieder sich zu grundsätzlicher Tugend erheben könnten, so wie daß aus jenem Zustande der Ueberbildung Revolutionen wieder zu natürlicheren Verhältnissen zurückführten [180]. Auch hier also hing er politisch an einem mittleren Zu-

---

180) Lange vor der Revolution schrieb er diesen Satz: „Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste sind zugleich eine Folge und Ursache der äußersten Ueppigkeit der Sitten. Diese untergraben einen Staat bis er zusammenstürzt. Aber wenn sich dies in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste angebaut worden ist, so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich bessern Gestalt und Verfassung sich wieder emporheben, und durch seine Erfahrungsweise die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher Manche, die dies lesen, noch Augenzeugen werden dürften."

stande, ward ein Freund von Verfassungen, richtete seine Waffen gegen Unterdrückung (Rohheit, Naturstand, Dummheit) und gegen Ausgelassenheit, und leitete von diesen Extremen alles Elend des menschlichen Geschlechtes her. Er machte also nicht wie Rousseau den Sprung nach den Zeiten vor aller Kultur zurück, sondern er richtete seinen Besserungseifer wie Voltaire gegen die Tyrannei der weltlichen und geistlichen Herren und gegen die mittelalterigen Zustände, die uns übrig geblieben waren. Schon 1770 in einem Aufsatze über Rousseau sagt er, seine Sätze über Unterdrückung und Ausgelassenheit seien Wahrheiten, an denen dem ganzen Menschengeschlechte gelegen sei, und zugleich der Schlüssel zu allen seinen Werken; und er wünschte, daß alle, an denen das sapere et fari quod sentias erfüllt worden, sich mit ihm vereinigten, diese Wahrheiten einzuschärfen, bis sie ihre Wirkung thun würden. Offenbar geht hier Wieland, angeregt von den literarischen Gährungen in Frankreich, den Reformen in allen Staaten Europa's, den Charakteren Friedrich's und Joseph's, auf eine praktische Wirksamkeit aus, und stellt sich Voltaire nicht allein in seinen Formen und Manieren, sondern auch in seinen Zwecken zur Seite. Man hat sich gewundert, daß seine Schriften nach dieser Seite hin so wenige Wirkung gethan, daß er für Deutschland nicht einmal hätte werden können, was Voltaire für ganz Europa ward. Mit einem Stiche auf die deutsche Fühllosigkeit hat Gruber gemeint, sein goldner Spiegel sei wenig geachtet worden, nur weil er aus Deutschland kam. Allein wenn man praktische Wirkungen machen will, so ist mit wielandischen Halbheiten nichts gethan [181]), auch nichts mit jener Philosophie der Mitte, und wenn sie selbst die richtigste Unparteilichkeit, Vorurtheilslosigkeit und Wahrheit enthielte. Voltaire warf sich schroff, auf die Gefahr hin als einseitig, eigensinnig, hartköpfig, kalt, dürre und trocken zu erscheinen, ganz auf die Verfolgung Eines Zweckes mit der Anwendung von Einerlei gleichwirkenden Mitteln. Er sprach

181) „Wo die Franzosen des 18. Jahrhs. zerstörend sind, ist Wieland neckend."
Goethe.

allen Idealen Hohn, auch auf Kosten der Wahrheit, allein Wieland war viel zu deutsch gründlich, um irgend einem Verhältnisse Zwang anzuthun, viel zu gemüthlich, um das, was der Menschheit einmal heilig war, immer und überall zu verspotten und zu begeifern, viel zu zweiseitig, um mit jenem Nachdrucke nach Einem Ziele hinzudrängen, der zu realen Wirkungen nothwendig ist. Wie ungleich ist daher Wieland Voltairen in seiner Bekämpfung des Christenthums! Gegen diesen ungläubigen Spötter steht er im Agathodämon wie ein nüchterner rationalistischer Protestant. Wie ungleich in seiner Freude an griechischer Urbanität gegen die trocknen Sympathien Voltaire's mit chinesischer Bildung! Wie ungleich sogar in den historischen Rechtfertigungen des Pabst- und Bonzenthums, der Klöster und des Cölibats, was er zwar Alles wie Voltaire im Allgemeinen verfolgt, gegen die sarkastische Bitterkeit, mit der dieser gleichgültig die bestehenden Verhältnisse dieser Art und ihre geschichtliche Entstehung behandelt! Wie ungleich in dieser Ansicht der mittelalterigen Ordnungen überhaupt, die Voltaire als Barbareien und Greuel mit dem mannichfaltigsten Witze mittel- und unmittelbar angriff, während Wieland diese ganze Welt mit Vorliebe poetisch behandelte, verspottend allerdings, weil er darin massenweise jene Schwächen der menschlichen Natur fand, die ihm aber so liebenswürdig erschienen! Wie ungleich endlich in der ganzen Betrachtung der wirklichen Welt, der gegenüber Wieland so wenig von Idealen loskommt, als er den Grillen der Menschenköpfe gegenüber es unterlassen kann, auf das Praktische, Wirkliche und Mögliche zurückzudeuten. Voltaire hat überall nur Verstand, nicht Gefühl; ihm hat die Armuth des Herzens den Beruf zur Satire gegeben. Aber Wieland war ganz Gemüthlichkeit; er hat an Verstand, an Phantasie, an Empfindung, an Vernunftthätigkeit Theil, wenn auch nirgends sehr reichen Theil; er hat den Kreis menschlicher Gaben in flockigen Linien ganz umschrieben, von dem auf Voltaire nur Ein scharfes Segment fiel. Der persönlichen Einsicht und Weisheit Wieland's mag es Ehre machen, daß er, wie er sich um diese Zeit zwischen Stoa und Epikureismus

in die Mitte zu stellen suchte, so auch zwischen Rosseau und Voltaire in der Mitte steht; es ist aber dann auch kein Wunder, daß er nicht die Wirkungen des Einen und des Andern machte, die überdies in Deutschland nur langsamer und minder geräuschvollen Eingang finden konnten. Wie wenig Wieland einen grellen Gegensatz gegen Rousseau machte, geht aus all seinen Urtheilen über ihn und aus allen hierhin bezüglichen Aufsätzen und Erdichtungen hervor. Er liebt den Mann, der in Paris ein Epiktet zu sein wagte, der allen Vortheilen entsagte, die ihm seine Talente bei einiger Gefälligkeit gegen den Geist der Zeit hätten verschaffen können, der sich allen Folgen der Paradoxie aussetzte, in einer konventionellen Zeit, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist. Er neigt auch nicht wenig zu Rousseau darin, daß dieser wie Er viele menschliche Schwachheiten so liebenswürdig fand. Und was mehr ist: jene Urzustände der ersten geselligen Stufe misfallen ihm von Herzen gar nicht so völlig, wie er sich in seinem Eifer für Bildung anstellt. Die Frage, ob es besser sei, Tugend zu üben ohne das Laster zu kennen, oder mit dem Laster bekannt zu sein, damit man die Tugend aus der Ueberzeugung lerne, sollte zwar nach seiner shaftsbury'schen Theorie und nach der Praxis seiner Musarion für das Letztere entschieden werden, allein sie scheint ihm jetzt (in den Reisen des Abulfavari) einerlei mit der Frage, ob es besser sei, gesund zu sein ohne es zu wissen, oder sich krank zu machen, um die Gesundheit besser schätzen zu lernen. Nur weiß er bei dieser theoretischen Antwort die praktische Entscheidung zu wohl, daß Laster und Krankheit kommen muß; er holt sich aus der Geschichte den Grundsatz: daß Alles, was ist, gerade so ist, wie es zur Zeit, da es ist, sein kann; und mit diesem Grundsatze die stärkste Säule seiner Duldung gegen Alles, mithin auch gegen die Zustände der Natur wie des Luxus, gegen Rousseau's amerikanische Wilde und Voltaire's Zeitalter Ludwig's zugleich. So verliebt er sich um diese Zeit in die Foleys an der Gambia, nach einer Beschreibung von Franz Moore, wie sich Herder von Levaillant begeistern ließ. Er findet, ganz nach seinem System, in ihnen ein Völkchen,

das glücklich in Einfalt ist, weil es noch keine Unterdrückung geduldet, weil es noch in einem Zustande lebt, in dem alle Völker einmal Foleys waren. Allein diese Sicherheit vor Unterdrückung ist blos zufällig, sagt ihm sogleich sein historischer Realismus, um ihn nicht auf dem poetischen Ideal weilen zu lassen; und ohne Sicherheit ist kein Glück; dieser Zustand kann in der wirklichen Welt nicht dauern.

Auf diesen Beschäftigungen baute sich Wieland's goldner Spiegel (1772) auf, in dem er sich von den unmoralischen Liebesgeschichten entfernt halten und diese ernsteren Wahrheiten lehren wollte. Er arbeitet hier in Voltaire's Manier, die Uebelstände der Nähe und Gegenwart mit denen der Ferne zu vergleichen, die Wirklichkeit mit Erdichtungen, die Geschichte mit allgemeinen Erfindungen zu erläutern; man erinnert sich an die politischen Allegorieromane des 17. Jahrhs., von denen Wieland nachher bald (in den Abderiten, dem Peregrin, Agathodämon, Aristipp) auf die Geschichtsromane überging. Nichts ist so charakteristisch für Wielands Hin- und Herwiegen zwischen Idealism und Realism, als dieses Buch. Der Hofphilosoph des Schach Gebal, Danischmend, erzählt den Verlauf eines Staatslebens nach allgemeinen historischen Beobachtungen, um den trägen Schach zum Nachdenken und zur Thätigkeit zu bringen. Gleich Anfangs, wo in einer Episode jene obenerwähnten Gesetze des Psammis angeführt werden, die in einem kleinen Völkchen idyllischen Glückstand begründet hätten, macht der Iman auf den Geist der Weichlichkeit aufmerksam, der in diesen Gesetzen liege, und auf das Schädliche der Erzählungen solcher Zustände, die nicht auf politische Zustände von größerem Schnitte paßten; er wird mit Sophismen abgewiesen, obwohl man sogleich zweifelt, wer hier eigentlich der Weise ist. In dem eigentlichen Gegenstande, der Geschichte der Könige von Scheschian, wird erzählt, wie eine willkürliche launenhafte Regierung einen Staat an den Rand des Abgrunds bringt, weil die Grundfeste versäumt war, auf die jeder Staat gebaut sein sollte, die Zufriedenstellung der untersten Klassen. Es bereitet sich eine Umwälzung vor, die Rousseau'schen Begriffe von Menschenrechten

und von Staatsverträgen treten herein, in denen der Prinz Tifan erzogen ist, der Revolutionsheld, der ersthin in der Einsamkeit erzogen, mit einem Landmädchen vermählt, nun den anarchischen Staat neu einrichtet und zu einem wahren Ideale umbildet. Wer sollte es denken, in dem Spötter der religiösen und moralischen Ideale hier wieder einen so eifrigen politischen Idealisten zu finden, der in ganzem Ernste sagen mag, daß ihm nichts wahrscheinlicher sei, als daß ein Dutzend Don Quixote, die nur mit etwas gesünderem Kopfe als dieser auf die Feinde des Menschengeschlechts losgingen, die Gestalt unsrer Welt binnen einem Menschenalter mächtig ins Bessere verändern würden! Der es unmöglich glaubt, daß unter allen künftigen Regenten sich nicht Einer finden sollte, dem es ein unerträglicher Gedanke wäre, den Charakter des Tifan ein bloßes Ideal bleiben zu lassen! Dieser Tifan! der es in 10 Jahren dahin bringt, daß in einem Volke von 30 Millionen jeder Kaufmann Gewissen, die Gelehrten Menschenverstand, die Priester Verträglichkeit hatten u. s. w., Alles durch philosophische Gesetze und gute praktische Erziehung! Der gute Schach Gebal meint in aller Gemüthsruhe, daß der Prinz Tifan der phantasirte Held eines Romans sei, oder daß er ein bischen hätte hexen müssen; er wundert sich über diesen sonderbaren Kameralisten, der aus seinem Staate eine Kaninchenhecke machte, die die Bevölkerung in hundert Jahren auf das Doppelte treiben sollte; und so geht von ihm aus überall die Stimme des gesunden Menschenverstandes, auf dessen Seite Wieland sonst so gerne steht, die aber hier durchaus in Schatten gestellt wird, wo den gutmüthigen Politiker die Erscheinung des Kaiser Joseph sicher machte, daß sein Tifan kein Traumbild und kein Ideal sei! So vernichtet Wieland denn durch diese Doppelseitigkeit, die er nie verleugnen kann, immer die Wirkungen, die er auf Einer Stelle macht, mit der Gegenwirkung von einer andern Seite her; man hält sich hier mit den Gegnern seiner Helden und seiner Begriffe, an denen man überall anstößt. In dem Anhange, der Geschichte des Danischmend, erscheint dieser ganz wie ein Tugendheld fenelon'scher oder

florian'scher Romane, und man möchte gleich gegen ihn mit dem bösartigen aber weltklugen Kalender, der ihm da entgegengestellt ist, Partei machen. Es ist hier jene französische Art von Menschenschildereien, die die Psychologie wie eine Taschenspielerkunst handhabt, wo jedes Laster und jede Tugend möglich ist, jedes Verhältniß willkürlich gesponnen, und willkürlich der Faden gehandhabt wird, um das Verwickelte mit anscheinender Feinheit zu lösen. Sonderbar genug sagt hier Wieland, daß in den Predigten gegen die Gebrechen der menschlichen Natur kein Gran Menschenverstand sei! gegen die Unterdrücker und deren Ueppigkeit, die die Ursache des menschlichen Verderbens sind, gegen sie soll man predigen. Und um dies seinerseits zu thun, schildert er das glückliche Völkchen der Jemaliter, zu dem ihm seine lieben Foleys saßen, das von Bonzen und Kalenders verderbt wird. Aber die beabsichtigte Wirkung kommt gar nicht heraus. Denn wenn so grobe Werkzeuge wie seine Fakirs mit ihren Lingams ein so edles Volk so leicht gefährden können, soll dann diese „glückliche Schwäche der Tugend" beweisen, daß man mit Unrecht gegen die Gebrechen der menschlichen Natur predigt? Wir sehen hier Wieland zum erstenmal auf dem ermäßigten Standpunkte stehen, auf dem er hinfort stehen blieb. Er hatte im Anfang die Menschen für Engel und Platoniker gehalten, er nahm sie dann für Schwächlinge; wie ihm Beides verleidete, so hielt er die gute Meinung von der menschlichen Natur fest neben der Ueberzeugung von ihrer Verderbniß durch Zeit und Verkünstelung, und er behielt sich den Glauben an einige gute Ausnahmen vor. In dem Schriftsteller Eador, der im goldnen Spiegel vorkommt, giebt er selbst sein jetziges Glaubensbekenntniß. Dieser Mann leitete die meisten Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen physischer Ursachen her, oder aus geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens; je erhabener die Beweggründe waren, aus welchen Jemand zu handeln vorgab, desto größeres Mistrauen hegte er; er hatte eine gute Meinung von der menschlichen Natur, er hielt sie durch Jahrtausende der Künstelei für zer-

rüttet, glaubt aber dabei an eine Anzahl schöner Seelen und liebte diese; dies rechneten ihm falsche Anhänger als Schwärmerei an, und folgten ihm nur in seinem spöttischen Zuge gegen das Eitle und Lächerliche im Menschen, und er erfuhr die Kränkung, mit diesen Anhängern in Eine Linie gestellt zu werden.

Mit Wieland's Versetzung nach Erfurt war eigentlich eine Wiederholung seiner früheren Lebens- und Schriftstellerepochen in einem höheren und edleren, zum Theil verwandelten Stile eingetreten. Was in seiner Jugend zuerst die antilukrezische und christliche Philosophie war, das ward nun die antirousseau'sche und politische Philosophie, und so viel andächtig gläubige Denkart dort gefunden ward, so viel zweifelnde psychologische Forschung stellte sich hier an die Stelle. Aus jenen ersten Beschäftigungen heraustretend, versuchte er sich damals an dem Schauspiel, und ähnlich wagte er es bei seiner Versetzung nach Weimar, auf die wir später zurückkommen, sich auf die Oper zu werfen. Schweizer's Komposition der Alceste (1773) und der Wahl des Herkules (1773) verschaffte diesen einen außerordentlichen Beifall; allein über die Rosamunde (1778) sah es Wieland nachher selbst ein und „bekannte es vor Gott und Menschen," d. h. er schrieb es an Merck, daß er für alles Dramatische keinen Sinn habe, und er war nahe daran, sich für einen Duns zu halten, da Keiner seiner Freunde damit zufrieden war. Zurückgeschreckt von diesen Versuchen fiel er nun wieder auf seine griechischen und ritterlichen Stoffe zurück, in denen er nun bei weitem bessere Leistungen als früher hervorbrachte. Wie lassen hier seine Stellung in Weimar, seine Thätigkeit am Merkur, sein Verhältniß zu der neuen Periode der Originalgenies in den 70er Jahren noch unerörtert, und verfolgen nur vorausnehmend bis um 1780 seine poetischen und prosaischen Erzählungen in den genannten Gebieten, damit wir an dieser Stelle die ganze Masse der wielandischen Werke übersehen, die uns berechtigen konnte, in der Erneuerung dieser Stoffe und Formen der mittleren Zeiten ebenso wenig ein blindes Ungefähr der Nachahmung finden zu wollen, wie in Klopstock's Behandlung des

Messias.[1] Wir treffen also in diesen Jahren eine Reihe von Rittererzählungen, die alle auf den Höhepunkt von Wieland's Poesie, den Oberon, hinsteuern. Indem Wieland jetzt alle seine Sachen in seine Zeitschrift, den Merkur drucken ließ, mußte er sich's häufig bequem machen, um schnell etwas Manuskript fertig zu haben; er kam daher von Erfindungen ab, die ihm immer schlecht geriethen, und fiel auf die ächten Quellen der Ritterdichtung, die er in eben der freien Manier nacherzählte, wie einst die ritterlichen Poeten selbst. Dadurch kam er den ächten Stoffen und mit diesen dem ächten Tone näher, mit dem diese Dinge behandelt sein wollten. Er suchte sich ein deutsches Gaulois zu bilden, wie er sagte, und wie wenig es ihm auch damit gelang, so ist doch der Fortschritt in der Kunst der Erzählung unverkennbar. Sein Geron (1777) ist aus dem Gyron le courtois ausgehoben; er ist reimlos; der Vortrag ernster und gemessener; der Anlaß zum Schlüpfrigen ist anständig vermieden. In der Wasserkufe ist der Inhalt aus einem Fabliau in Le Grand's contes devots; ein sehr kitzlicher Stoff in einer der ächten Naivetät und Unbefangenheit wirklich nahe kommenden Erzählung. Selbst in dem Feenmährchen Pervonte (1778), das schon einige Albernheit gestattete, herrscht ein gehaltener Ton. Das Wintermährchen (1776) ist noch besser; nie hatte Wieland vorher so fesselnd und unterhaltend, so ohne Breite und Ermüdung in Versen erzählt, wie hier, in einem Feengeschichtchen, über das er in Don Sylvio gespottet hatte. Hier gelingt's ihm in seinen Reimpaaren hier und da den Ton der mittleren Zeiten oder des Hans Sachs anzuschlagen; eine mäßige und unerzwungene Laune breitet sich über das Ganze. Die nächste Umgebung in Weimar, der geschmackvolle Kreis, in dem er sich hier bewegte, der rasche Aufschwung unserer Literatur in diesem 8. Jahrzehnt, wirkte auf den empfänglichen Mann ein, der wie Goethe in seiner Art jede kleine Schattirung der nationellen Bildungen in sich abdrückte. In diesen Erzählungen, wie in dem Sommermährchen (nach einem dem Chretien de Troyes fälschlich beigelegten Fabliau), dem Vogelgesang (Nachbildung des lays de l'oiselet) u. A. erhebt

er sich weit über die gellert'sche Manier des Vortrags, er wirft ganz jene falsche Schminke einer platten Laune ab, und wo er sich ja noch einmal in eine Nebenbetrachtung verliert, findet er sich ohne die schalen Späße der früheren Erzählart zurecht. In Gandalin oder Liebe um Liebe (1776) gelingt es Wielanden fast, in die alte Atmosphäre zu versetzen. Wenn man wissen will, warum man ihn den Dichter der Grazien nannte, so muß man dieses Stück lesen; und wenn irgend Jemand an unserem Lobe Anstoß nehmen sollte, so müssen wir empfehlen, von den früheren Schwänken etwa den neuen Amadis vor dem Gandalin zu lesen, um zu finden, wie weit Wieland hier über sich selbst hinaustrat, welches Maß gehalten ist in Sache und Sprache, wie harmlose Laune, ein pikanter, leichter, schwebender Gang der Erzählung, schalkhafte Einfälle und reizende Farben dieses Spätere auszeichnen. Selbst Oberon scheint formell nicht so viele Vorzüge zu haben, als Gandalin; Klelia und Sinnibald (1783) ist schon wieder viel plauderhafter und fader.

Der Oberon (1780) baut sich auf allen diesen rhapsodischen Versuchen auf. Er ist fast das einzige Werk, das Wieland's Namen popularer gemacht oder erhalten hat. Der Beifall der größten Männer munterte ihn auf. Goethe schrieb an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Die Schlegel sahen ihn mit Recht als den Anreger des romantischen Geschmacks an, und in der That reihte sich Alxinger unmittelbar an Oberon an, der in Wien für die romantische Poesie einen ordentlichen Schauplatz eröffnete. Wenige, die wie Heinse achtsamer an den italienischen Meistern studirt hatten, wehrten sich gleich Anfangs dagegen. Es ist bekannt, daß Oberon nach dem alten Romane Huon de Bordeaux bearbeitet ist. Wieland rühmte sich selbst, die Geschichten Huon's und Oberon's so verflochten zu haben, daß alles Maschinenartige vermieden, daß dem Gedichte dadurch Einheit und Zusammenhang gegeben, und dem Oberon durch Annäherung an den shakespearischen ein erhöhtes Interesse zu Theil

ward. Es paßt recht schön, daß Wieland's Naturell ihn zum Schlusse und auf der Spitze seines poetischen Schaffens gerade auf solch einen Gegenstand führte, der so recht nach seinen Lebensgrundsätzen war: wie ein Mensch, der einer Schwäche unterliegt nicht eben ein schlechter Mensch sein muß, und sich ein andermal eben so stark beweisen könne, als vorher schwach. Der glücklich gewonnene Boden leiht ihm auch hier etwas mehr Flug, und wenn zwar „die Adlerschwinge der hohen trunkenen Schwärmerei" ihn nicht hoch trägt, so reißt sie ihn doch hier wie in den andern Erzählungen dieser Zeit weit über seine früheren Werke hinweg, in denen er noch unter dem Joch moralischer Zwecke lag. Freilich ist es traurig, daß nichts als ein Oberon der Triumph der Muse unsers Dichters ist, der nicht Unabhängigkeit der Poesie erringen konnte, als um den Preis, zu den schalen Romanstoffen zurückzugreifen, in denen die Dichtung auf nichts höheres berechnet ist, als auf feine Unterhaltung, in denen das ganze Geschick und alle Gabe des Dichters in nichts anderem gesucht wird, als wie bei jenen Alten schon in dem Vortrage, in dem man über kein Stäubchen straucheln soll. Dann freilich wird man bei uns immer dahin kommen, den Kern der Schale zu opfern, wenn man einen Ehrgeiz darein setzt, mit Metastasio im Wohlklang zu wetteifern; und wenn man dann endlich, wie Wieland, doch durchmerkt, daß bei allem dargebrachten Weihrauch die Welt das Hohle und Kernlose wohl kennt, so geschiehts denn, wie es zuletzt auch bei Goethe der Fall war, daß man sich unwillig an der Schale selbst vergreift. Es ist doch eine Schande, daß Wieland am Schlusse seiner poetischen Laufbahn (1789) im Merkur schreiben konnte: Die Zumuthung, mit Sackpfeifen und Strohfiedeln ein liebliches Concert zu Stande zu bringen, wäre kaum eine schwerere Aufgabe, als die, in unserer rauhen und langsam sich fortschleppenden Sprache einige Dutzend so harmoniöse Stanzen zu machen, er wolle nicht sagen, wie Tasso oder Metastasio, sondern wie der gemeinste arkadische Hirt (!) auf Einem Beine schockweise von sich geben könne. Er fühle den ungeheuren Nachtheil in seiner ganzen Größe, den ein deutscher Dichter

in Bezug auf musikalische Schönheiten eines Gedichts nicht nur gegen die romantischen, sondern auch gegen die polnischen und lettischen und andere barbarischen Sänger sich gefallen lassen müsse. Experto credite, ruft er zum Schlusse; und das mag uns heißen: les't seine unmusischen Verse, um zu erfahren, welche Thorheit es war, daß ein solcher Reimer auf den Misgedanken fiel, in's Musikalische seine Stärke zu setzen. Die Klopstockianer konnten ihn mit Recht über diese Anmaßungen und Uebergriffe in ihr Gebiet verspotten, gerade wie die Verfasser der Literaturbriefe die Achsel zuckten, als Klopstock anfing zu philosophiren. Denn an Wieland's sämmtlichen Versen wäre nichts zu rühmen, als das prosaische Verdienst, das der prosaische Lichtenberg auch an Thümmel's Versen rühmte, daß sie nämlich verwickelte Konstruktionen der prosaischen Rede enthielten und entwickelten, in denen weder dem Sinn noch dem Reim Gewalt gethan sei. Man wird diesen Ausfall Wieland's auf die deutschen Verse um so auffallender finden, wenn man sich seines früheren Dünkels auf seine Knittelreime gegen eben diese jetzt beneideten italienischen Oktaven erinnert. Aber so ließ ja Wieland Alles fallen, nachdem er Alles lächerlich übertrieben hatte. So wie er die Poesie hier auf einmal in der Musik der Sprache suchte und abdankt, weil er sich nicht dazu berufen fühlt, so hatte er das Christliche im Schwärmerischen gesucht und fiel ab; dann suchte er das Griechische im Sinnlichen und kam (in seinen Ansichten über die Ideale der griechischen Künstler) auch von der Vorliebe für die Griechen zurück; er fiel auf die Ritterwelt, die er ganz Anfangs als eine Mährchenwelt verspottet hatte, und am Ende dieser Laufbahn erklärte er wieder, sie sei zu nichts gut, als Mährchen daraus zu erzählen: er hatte über die Liebe geschwärmt und endlich fand er, daß Bestand in ihr unmöglich und nur in der Freundschaft denkbar sei! Mit diesen letzten Aenderungen in den 80er und 90er Jahren warf er die Dichtung ganz ab und fiel nun auf Uebersetzungen und Halbgeschichten, wo er mäßiger vom Griechen- und Christenthum denkt. Hier trat er aus der Phan-

tasiewelt der wirklichen näher, und wäre hier mehr am Orte gewesen, wenn es nur nicht dem Alter nach etwas zu spät gewesen wäre.

Der Kreis der mittelaltrigen Stoffe würde von Wieland nicht vollkommen erneut sein, wenn die Abderiten fehlten, die er neben den letzterwähnten Erzählungen (seit 1774) verfaßte. Es ist der Gegensatz der Philisterei und des Pfahlbürgerthums gegen die romantische Ritterwelt, ein wielandisirtes Volks- und Lalenbuch. So albern sein Amadis gegen den Oberon, so albern ist sein Diogenes gegen die Abderiten. Allerdings verspricht auch dieses Werk mehr als es hält; es ist Alles zu sehr ausgesponnen, und es fällt bald in scherzhaften Erfindungen, bald in halb philologischen Abschweifungen hier und da aus dem Tone. Der Anfang aber gehört zu dem Besten, das Wieland geschrieben hat. Der weltbürgerliche Philosoph von Abdera, Demokrit, kehrt von Reisen heim, begierig zu lehren und zu bessern unter seinen Landsleuten, die ihn zu hören und zu sehen gespannt sind. Das Verhältniß des am Größten geschulten Mannes zu den engbrüstigen Mitbürgern, die alles Mittelmäßige bewundern, der ewige Widerspruch zwischen Gründen und Vorurtheilen, Einsicht und Thorheit, zwischen dem lärmenden Ueberstimmen und der siegreichen inneren Stimme des Unterliegenden, der Streit der Rechthaberei gegen den, der Recht hat, der Widerwille einer falschen Freiheit, der Niemand einreden soll, gegen die einredende Vernunft, der Kampf von Spieß- und Weltbürgerthum, Verschrobenheit und Gesundheit, die beiderseitigen Täuschungen, und wie dann der Weise unter den Pinseln als ein Paradoxer und Tadelsüchtiger erscheint, Alles macht einen einzigen vortrefflichen Gegensatz von großer komischer Wirkung, und es ist selbst das Peinliche solcher Verhältnisse dadurch vermieden, daß der Philosoph mit seinem Gelächter den groben Pöbel schlägt, daß, wenn das Vorurtheil ihn den Einzelnen überwältigt hat, er doch durch seine Ueberlegenheit die niedere Masse vexirt und ärgert. Man sieht wie dieser Kampf Wieland's gegen die Beschränktheit, Kleinstädterei und gemeine Wirklichkeit jeder Art im nothwendigen Gegensatz gegen seine Anfechtungen aller Phantasterei liegt, und daß er auch

hier dem Gang der Entwicklung folgt, den das Leben in Volk und Individuen überall nehmen wird. Mit diesem Werke und dem Oberon schließen sich eigentlich die bedeutenderen Erzeugnisse Wieland's, die mit der Poesie einen verhältnißmäßig engeren Zusammenhang haben. Wir stehen in den Abderiten an der Grenze, wo das Romantische in seinen Gegensatz überspringt, wo den neuen Ariost neue Rabelais und Sterne ablösen, wo wir aus der Ritterwelt in unsere Bürgerwelt übergehen sollten. Dieser Gegensatz bildet sich in den 70er Jahren in den Romanen der Hermes, Hippel und Nicolai, auf deren Spitze sich nachher Jean Paul stellt, der in Bezug auf poetische Stoffe und Schreibart ein so vollkommenes Gegenstück zu Wieland ausmacht, wie Klopstock in Bezug auf Moral und Denkart. Wenn sich zwischen letzteren Beiden das Feindliche auch in den äußeren Verhältnissen zeigte, so war dies zwischen Jean Paul und Wieland nicht der Fall; diese Gegenfüßler in der Literatur standen freundlich im Leben, wie Lessing und Herder, wie Goethe und Schiller. Ehe wir aber auf diese Verhältnisse eingehen und die Wirkungen und Gegenwirkungen andeuten, die Wieland's Schriftstellerei in Deutschland hervorrief, ist es Zeit, daß wir einen Mann nachholen, der sich in unseren bisherigen Schilderungen schon oft genug und meist an sehr wichtigen Stellen bemerklich gemacht hat.

8. Lessing.

Klopstock und Wieland hatten der deutschen Bildung und Aufklärung neue Ziele gezeigt; sie hatten mit einer neuen Art zu leben und zu schreiben den Gesichtskreis der Nation unendlich erweitert, und die Kräfte im Vaterland gestachelt, sich über die hergebrachte gesellige Unterordnung im Kreise der europäischen Nationen emporzuschwingen. Ein ausgesprochener Ehrgeiz hatte jenen getrieben, uns den Engländern gleichzustellen, ein unbewußter Trieb leitete

diesen, uns auf den Standpunkt der Franzosen zu versetzen. Sie hatten sich an das Ausländische angeschlossen und unsre junge Literatur an fremder Ammen Brust genährt; ein Dritter kam, der sie an den mütterlichen Busen legte. Jene hatten uns in die Regionen der Seraphim, in die fernen Lande der Wunder geführt, Lessing führte uns zur Heimath zurück. Wir hörten bei Klopstock den Tonfall der lateinischen Ode, den Rhythmus des griechischen Hexameters, die Wucht der nordischen Bardensprache; wir wandelten in den Schauern der Hölle, in den Wonnen des Himmels, in dem Grausen der Schlacht unserer Väter. Bei Wieland kam zu dem Gewaltigen das Angenehme und Weiche; er bannte diese Wildheit in Natur und Menschen, die Götter sanfter Geselligkeit ließen sich nieder, und führten uns in eine Welt sinnlicher Gebilde und phantastischer Abenteuer, zu der ebenen Sprache französischer Geschmeidigkeit und Eleganz. Lessing schrieb deutsch; er nahm seine Rede aus dem Stock unserer eigenen Literatur und ging auf die Natursprache des Volks zurück; er schrieb wie man sprach, und gab seinem Stile durch die dialogische Redeweise, durch die er ihn zu verderben meinte, eine Eigenthümlichkeit, die kein deutscher Schriftsteller weiter gehabt hat. Nahm er aus anderen Zeiten und Bildungen etwas zu seiner deutschen Erziehung dazu, so griff er nicht wie Klopstock in das Judenthum und skandinavische Alterthum, nicht wie Wieland in die Zeiten der byzantinisch-romanischen, der griechisch-römischen Bildung zurück, sondern wie er ungekünstelt deutsch war, so fiel er auf das rein Griechische und rein Römische, und lehrte uns zuerst die Quelle, aus der jeder große Geist in Deutschland seine bessere Stärkung sog, mit reinem Gaumen schmecken: er eröffnete uns Aristoteles und Homer, er schulte sich an Plautus und Sophokles. Klopstock und Wieland hatten uns in ihren Dichtungen den Menschen in seinem Verhältniß zur Gottheit oder zu sich selbst gezeigt, Lessing zeigte ihn uns in seinen Verhältnissen zu anderen; jene hatten Menschen der Urwelt und der halben Kultur der mittleren Zeiten geschildert, Lessing gab Menschen von unserm eignen Fleisch und Blut hinzu; der Eine zeichnete den heroi-

schen, der Andre den schwachen, Lessing den ächten und wahren Menschen; jene kannten eigentlich nur sich und zeichneten sich ab in anderen Figuren; sie waren nur mit Einer Form menschlicher Entwicklung bekannt, Lessing aber kannte die Menschen und das Leben in mannichfachen Gestalten, wie selbst Goethe nicht, und kam von der Vielheit der Erfahrungen auf sich selbst zurück. Jene haben in sich eine Philosophie, eine Vorstellung von der Welt und ein Maß der Dinge durch Natur und Erziehung gereift und fertig bei ihrem ersten Auftreten mitgebracht, Lessing ließ sich von dem Luftstrom des Zeitgeistes und von dem Gefühl der Nationalbedürfnisse tragen, nicht wie jene blos um sich selbst besorgt, sondern um die Wohlfahrt der Mehreren, in deren Verband er sich sah, und deren Vortheil ihm nicht überall auf gleicher Linie mit seinem lag. Daher sahen wir Klopstock mit seinen ersten drei Gesängen des Messias gleichsam vollendet; daher fanden wir in Wielanden schon als Knaben die Keime zu Allem, was er später ward und that. In der Sphäre ihrer Bildung lagen Beide vom Anfang an im Mittelpunkt fest und beschrieben von da aus ihre engeren und weiteren Kreise, sicher das Gleichartige überall zu treffen. Lessing aber erscheint uns in seinem Lebenslaufe wie in seiner schriftstellerischen Bahn überall in den peripherischen Fernen der Erfahrung umgetrieben und von da in der Richtung auf einen Mittelpunkt suchend nach einem *δός μοι ποῦ στῶ*. Jene hielten sich in der angebornen Art und in den Grundsätzen, die ihnen diese eingab, sicher und beruhigt, Lessing hatte in gewissem Sinne keinen Grundsatz als den, keinen zu haben. Klopstock konnte sich aber nur durch Eigensinn, Wieland nur durch Leichtsinn vor den Bestürmungen ihrer geraden und scharfen Lebensrichtungen sicher stellen, von denen keine ausgedauert und jede Viele irre geleitet hat; Lessing dagegen führte auf seinen skeptischen Kreuzwegen zu sehr verschiedenen Zielen und Wahrheiten, auf denen Dichter und Kritiker, Philosophen und Theologen, oft erst lange nach ihm anlangten, aber immer die schönste Freistätte gegen allen Skrupel und Skepsis fanden. Jedes großen Mannes Beispiel misleitet beschränk-

tere Anhänger; von Niemands Anhang kann man vielleicht wie von Lessing's sagen, daß seine ganze Misleitung blos im Zurückbleiben bestehe, daß er nicht irre geführt, sondern blos für seine Kräfte zu weit geführt ward. Dies kommt daher, daß Lessing auf seinem Weg- und Zielsuchen das größte Beispiel gerade darin gab, daß er Andere eigne Wege suchen lehrte, und daher haben die verschiedensten Menschen, ein Goethe und Lichtenberg, ein Spittler und Fr. Schlegel, ein Nicolai und Claudius mit Wohlgefallen auf seine Laufbahn geblickt und sich an seinem Vorgang geschult. Wenn in Klopstock und Wieland schon revolutionäre Elemente gefunden wurden, so hielten sie doch entschieden an gewissen bestehenden Verhältnissen in der Literatur und in der Gesellschaft fest, und es ward bei ihnen zu bald eine bestimmte Eigenrichtung sichtbar; Lessing aber war das eigentliche Revolutionsgenie, dem es nicht genügte, das Steuer und Segelwerk unsrer bisherigen Bildung zu handhaben und damit etwa um eine Strecke weiter zu rücken, sondern der sich ernstlich prüfte, ob auch mit Beibehaltung des alten Ballastes überhaupt eine rasche gedeihliche Fahrt nur möglich sei, und der, nachdem er sich diese Frage verneint hatte, über Bord warf, was nur irgend zu entbehren war. Er stöberte zu diesem Zwecke in dem veralteten Zeuge herum, eben so unnachsichtig gegen das Nutzlose, als vorsichtig und schonend gegen das Brauchbare, ja selbst gegen das Entbehrliche, das allzu theuer geworden war; gleich rücksichtslos gegen eignen wie gegen fremden Besitz; bald im sichersten Griffe schnell entschlossen, bald langsam wählend und bedächtig wägend, was er that. In diesem Geschäfte, die Nation von dem zu befreien, was auf die Keime ihrer Bildung drückte, ließ er sich nicht durch den Widerstand seiner Eltern, seiner Freunde, seines Volkes selber irren, und seine ungeheure Thätigkeit ward von Erfolgen gekrönt, die wir mit Neid und Freude nach einem Jahrhundert überblicken, wir Späteren, für die er gewirkt; ihm selbst, der allem Egoismus wunderbar entfremdet, im großen Ganzen seiner Nation lebte, und mitten in seinen Bestrebungen starb, war es so wenig wie Schillern vergönnt, die Summe seiner Wirksamkeit in der Weise zu

überschlagen, wie es Klopstock, Wieland und Goethe gestattet war. Wer seine Talente dem pflanzlichen Wachsthume hingibt, der hat immer die Befriedigung, die großen Wahrheiten des Epikureismus darzuthun; ihm gelingt es, das bescheidene Glück eines harmlosen Daseins zu ergreifen und mit heitern Grundsätzen ein langes Leben zu erreichen. Aber eine gehaltvollere Unsterblichkeit ist jenem gewisser, den seine freien menschlichen Kräfte von dem Boden, auf dem er gewachsen war, losreißen, der sich auch auf die Gefahr eines tragischen Endes nicht genügt, Gott zu leiden, die Welt gehen und ruhig auf sich wirken zu lassen, sondern der sich mit dem Schicksale einzustimmen, mit ihm auf den Gang der Dinge zu wirken, mit ihm die kühne Wette wagt, was menschliche Freiheit vermöge, indem sie sich dem Gesetze des Weltgangs anschließt. Lessing's Wirksamkeit war ganz dieser Art. Seine Beschäftigungen waren vielleicht immer ohne Plan, nie ohne den schärfsten Instinkt begonnen; mit der Zeit hellte ihm die Erfahrung und Erkenntniß das Bewußtsein auf; er ergriff nun seine Partie, liegen zu lassen oder fortzuführen mit gleicher Energie, und man kann sagen, er hat nach den ersten Irrgängen seiner rathloseren Jugend niemals fehl gehandelt. Wenn man seinen literarischen Thätigkeiten nachforscht, so kann man im Einzelnen verlorne Zeit, und unreife Fragmente und bibliothekarischen Dilettantismus bedauern, aber wenn man das Ganze seiner wissenschaftlichen Bildung überschaut, so erkennt sich wohl die Bedeutung selbst der geringsten Kollektaneen die er gemacht hat. Wenn man seinem unsteten Leben folgt, so schlösse man leicht auf einen unruhigen Menschen, dem es nirgends wohl war als auf der Straße, aber sieht man näher zu, so war das ganze seiner menschlichen Charakterbildung nothwendig in dieser Eigenheit bedingt, und durch alle seine Kreuz- und Querzüge schlingt sich ein rother Faden hindurch. Es ist die ewige Widersetzlichkeit gegen den faulen Schlendrian der deutschen Kleinmeisterei und die Armseligkeit des deutschen Gelehrtenlebens, das fortwährende Ringen eines freien Geistes gegen die vielfachen Hemmungen der

herkömmlichen Verhältnisse und Bildung. Wir haben bei Klopstock und Wieland, die uns durch eigenthümliche individuelle Bildungen interessirten, ausschließlich auf ihre inneren Lagen gesehen; diesem Manne, der seine Schule in der weiten Welt machte, müssen wir ein wenig in seine äußeren Verhältnisse folgen [182].

Gotthold Ephraim Lessing (aus Camenz 1729—81) stammte aus einer frommen und rechtgläubigen Pfarrerfamilie. In seinem Vater, der ihn vielfach selbst unterrichtete, scheinen sich einige Züge des Sohnes zu erkennen; er hatte sich durch die Welt durchzuschlagen gehabt, war uneigennützig und wohlthätig, daß er selbst von seiner Armuth hingab, aufgeklärt aber eifrig in religiösen Dingen, derb und gerade bis zum Schein von Rohheit. Auf der Fürstenschule in Meißen legte der junge Lessing den Grund zu seiner künftigen Gelehrsamkeit; man gab ihm schon dort das Zeugniß, daß ihm die Lektionen der Mitschüler nicht anpaßten, daß er ein Pferd sei, das doppeltes Futter verlange. Er trieb daher neben der Schule Mathematik und las schon damals gelehrte Zeitungen. So charakteristisch für Klopstock die Jugendlektüre des Milton und Fenelon, für Wieland des Xenophon war, so für Lessing die frühe Liebhaberei an Theophrast, Plautus und Terenz. Als er mit 17 Jahren die Universität bezog, verachtete er die Seichtigkeit der Kollegien, verließ die Theologie, hielt es mit der Medicin nicht aus, und fiel auf die liberalen Studien der Philosophie und Dichtung. Seine Anwesenheit in Leipzig fiel in die Zeit der Bremer Beiträger; er mochte sie nicht. In späteren Zeiten fand er einmal Gellert im kranken Zustande über einem christlichen Tröster und mahnte ihn bescheiden zu heiterer Lektüre; da fuhr ihn der fromme Mann an, er solle ihn in seinem Glauben und Troste nicht stören. Es war von Lessing bekannt, daß er lieber mit Mylius und Nau-

182) Vergleiche Lessings Leben von seinem Bruder. — Eine viel vollständigere Biographie hatte Danzel, G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1850, begonnen. Sie ist fortgesetzt von Guhrauer 1853. Vgl. noch A. Stahr, Lessing. 6. Auflage. Berlin 1869. Zur Erinnerung an G. E. Lessing, Briefe und Aktenstücke von O. v. Heinemann. Leipzig 1870.

mann, mit der Neuber und mit Brückner, d. h. mit Sonderlingen und Schauspielern umging, als mit Gelehrten und Pedanten. Er wollte lieber über den kleinen Bauzner (Naumann), den drolligen Verfasser des Nimrod, lachen, und mit dem lockeren Mylius, der mit abgetretenen Schuhen zum Aergerniß der leipziger eleganten Welt einherging, Plane machen, als die platte Unterhaltung junger Magister hören; er wollte lieber bei Kästner disputiren und bei Brückner deklamiren lernen, als bei Gellert und Crusius Moralvorlesungen hören. Ein eigenes Gemisch von Achtung und Geringachtung, von Prüfung und Vernachlässigung der Leute seines Umgangs geht schon damals und später immer durch Lessing's Leben durch, je nachdem er gerade gestimmt war, die Regel der Geselligkeit oder die höheren Anforderungen der Menschheit als Maßstab gelten zu lassen, oder je nachdem ihm seine Freunde neu und versprechend, oder alt und fertig schienen. Ein großer Entwurf riß ihn hin mit kleinen Köpfen in Verbindung zu treten, wenn sie ihn nur anhörten, dann brach er plötzlich ab, wenn sie ihm nicht Genüge thaten. Wenn er Mylius seine Stücke entwerfen und in vier Nächten vollenden sah, so beneidete er, wie er selbst erzählt, seine Geschwindigkeit; sobald jener aber fertig war und ihm seine Geburt vorlas, „war er wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele auch keine Spur von Neid übrig blieb". Nicht allein in seinen gelehrten Beziehungen, auch in seinem äußeren Verhalten strebte er aus dem engen Gleise der gemeinen Heerstraße heraus. Er hatte auf der Schule mit Jedem gleich, unter einerlei Verhältniß, Kost und Wohnung gelebt; er hatte nichts von Ueberfluß und Armuth, von Genuß und Entbehrung gewußt. Jetzt kam er von armen Stipendien unterstützt nach Leipzig, und lernte Rangunterschiede kennen. Seine strebende Natur ertrug keine Rücksetzung; auch später nahm er sich gern reich und spielte den Verschwender und schaltete, wenn Noth kam, in naiver Unbefangenheit mit der Kasse seines Nicolai. Er schämte sich seines hölzernen Anstands und lernte reiten, tanzen und fechten; sein Vater fand dies kavaliermäßig, seine Mutter sündlich. Schmähliche Verläumdungen verfolgten ihn

damals und später, die uns zeigen, wie wenig die Zeit eine freiere Bewegung in der Jugend dulden wollte. Der Vater tadelte ihn, mahnte ihn zur Theologie und warnte mit dem Verlust des Stipendiums: die Mutter, als sie hörte, daß er ihre Weihnachtsstritzel mit Komödianten verzehrt habe, gab ihn auf. Briefe von Haus meldeten ihm mit falschem Vorgeben, die Mutter sei todtkrank, um ihn von seiner bösen Gesellschaft loszureißen; auch so erwarteten sie nicht, daß er hören und kommen werde. Aber er kam, bei bitterem Froste und halb erfroren. Das rührte die Mutter; und als er mit seinem Vater über Theologie sprach und seine theologischen Werke las, fand dieser, daß ihn die Lust Schauspieler zu werden und der Versuch, Schauspiele zu dichten, unverdorben gelassen hatte, und die Vorwürfe unterblieben, die ihm bereitet waren. Nur die Schwester verbrannte ein Paar seiner anakreontischen Lieder, und er steckte ihr dafür etwas Schnee in den Busen, ihren Eifer zu kühlen. So blieb er bis Ostern und es schien Alles gut. Er war aber kaum nach Leipzig zurückgekehrt, als er von da sich weg nach Berlin begab, von wo er der bekümmerten Mutter schrieb. Er sei in Leipzig lange Zeit so fleißig gewesen, daß er Gott und die Welt vergessen habe. Aber er habe mit der Zeit einsehen gelernt, daß ihn die Bücher nur gelehrt, nicht zum Menschen machen würden. Er habe sich neben Anderen bäuerisch und verwildert gefunden, er habe sich körperlich zu bilden und gesellig zu werden gesucht, indem er neben ernsten auch angenehme Werke gelesen. Er habe aus der Komödie die Tugend lieben und das Laster verlachen gelernt, er habe *sich selbst* aus ihr kennen gelernt und seitdem viel über sich gespottet. Er habe selbst Komödien zu machen versucht, und mit Erfolg und Beifall; da hätten sie ihn mit der Berufung nach Hause gestört. Einig über seine Studien sei er nie gewesen; Medicin hätten die Eltern nicht gewollt, Theologie Er nicht. Er sei in Leipzig in Schulden gerathen; dort in Ordnung zu kommen hätte er nicht hoffen dürfen; so sei er nach Berlin. Dies waren neue Schläge für die Eltern. Das freigeistige Berlin war ihnen ein Greuel; falsche Gerüchte sagten, der Sohn wolle nach Wien und die Religion ändern,

der Vater berief ihn nach Hause. Aber wie einst Hutten seinem Vater gegenüber, so trieb auch Lessing sein Geist; er ward empfindlicher auch gegen den Eifer der Mutter über Mylius; er schrieb dem Vater das Plautinische, quod qui nihil aliud nisi quod sibi soli placet consulit adversum filium, nugas agit. Und er fügt bei, was seinen ganzen Lebenslauf charakterisirt, daß, wenn wir nicht versuchen, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, wir uns öfters in eine falsche wagen, wo wir uns kaum über das Mittelmäßige erheben, während wir uns in einer andern zu einer bewundernswerthen Höhe hätten schwingen können. Aber der Vater quälte ihn unabläſſig; die französischen Deisten in Berlin machten ihm Angst; der Sohn war ja sogar mit dem Sekretair Voltaire's in Verbindung und mit dem gottlosen Philosophen selbst in feindliche Berührung gekommen. Er gab nach und ging nach Wittenberg, wo gerade sein Bruder studirte; er ward Magister, aber das Universitätsleben ekelte seine freie Seele an; er stemmte sich gegen den Druck der Verhältnisse, und machte seinem Herzen in Epigrammen über alles um ihn Vorfallende Luft, wie man nachher in Goethe's Jugendkreise that. 1753 ging er wieder nach Berlin und übernahm an Mylius' Stelle die gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung zu schreiben. Das schien dem Alten nicht viel besser als Komödie spielen. Aber jetzt erschienen schon die vier Theile seiner kleinen Schriften, die zuerst seinen Namen ausbreiteten; tausend Gegenstände mit gleicher und ungewohnter Leichtigkeit geschrieben; der Vater las sein Lob und ließ ihn seitdem gewähren. Er ward nun mit Moses und Nicolai bekannt, aber noch war er ganz voll von seiner Strebsamkeit für das Werk der Bühne, und da man dafür nicht genug Theilnahme in Berlin zeigte, so ging er 1755 wieder nach Leipzig. Moses tadelte dies. Er beurtheilte ihn stets nach dem Maße, mit dem er selbst gemessen werden muß; ihm misfiel die Büchersucht Lessing's, der sein Spiel damit trieb, der oft nur Bücher kaufte, um sein Bißchen Baarschaft zusammenzuhalten, und der sie daher zu anderer Zeit wieder eben so willig verkaufte; ihn verdroß der übermüthige Kitzel, mit dem Lessing den Hochgelehrten nicht aus dem Wege gehen wollte,

denn er erfuhr erst später an sich den Hochmuth dieser Herren, weil er ihnen nicht auf den Kopf zu treten so rüstig war wie sein Freund. Ihm mishagte auch das unstete Leben, weil er nicht begriff was Menschenkenntniß dem jungen Manne werth war, der ein deutscher Molière zu werden Lust trug, und weil er nicht anschlug, welchen ungeheuren Einfluß auf die Freiheit des Geistes die Unabhängigkeit der Lage übt. Damals machten die Berliner die großen Entwürfe mit Lessing zu den Literaturbriefen, und auch hier zeigte sichs, welch eine Kluft diese Männer trennte; Lessing hielt nicht lange mit, und seine Arbeiten fände ein Blinder tastend heraus. Es befremdete die Freunde höchlich, als Lessing plötzlich (1760), ohne zu sagen und zu fragen, Secretair bei Tauenzien ward und nach Breslau unter die Armee ging. Wer in Lessing's Schriften zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der liest auch hier in den Lücken seiner Geschichte. Er suchte von den Verbindlichkeiten gegen seine Freunde loszukommen; er kam in neue, nicht uninteressante Verhältnisse; wäre es ein sonderbarer Weg gewesen, seine Kenntnisse zu bereichern, so hätte er ihn vielleicht desto eifriger gewählt. In Breslau spielte er oft und hoch. Es war ein Räthsel für seine Freunde; für uns nur so weit, als es Lessingen räthselhaft vorkam, daß Plautus aus einem Dichter ein Kaufmann geworden sein soll: „Vielleicht", so erklärte er sich's, „suchte er sich dadurch in solche Glücksumstände zu setzen, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genug thun konnte!" Als die Literaturbriefe aufhörten, nahm Lessing seinen Abschied (1765). Er haßte vorgeschriebene Arbeiten, er verachtete bürgerliche Dienste gegen literarische Beschäftigungen, er schlug eine Professur in Königsberg aus, besonders weil er jährlich einen Panegyrikus halten sollte, er dachte an eine Reise nach Italien und Griechenland. Es war jetzt Entschluß bei ihm, nie eine Stelle anzunehmen, die nicht ganz nach seinem Sinne sei. Wie's ihm weiter gehen sollte, machte ihm weiter keinen Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, schrieb er an seine Eltern, der hat nichts zu fürchten; Krankheiten aber und dergleichen zu befürchten, die außer Stand setzen könnten zu arbeiten, zeigt ein schlechtes Ver-

trauen auf die Vorsehung. Ich habe ein besseres, und habe Freunde. Er ging 1767 nach Hamburg. Wie es mit dem Spielen in Breslau gemeint war, deutete gleich seine Verbindung mit Bode zu einer Buchhandlung an, ein Plan, über dem wir unsern kaufmännischen Plautus brüten sehen zu gleicher Zeit, als er für die Gestaltung der Hamburger Bühne zu einem Nationaltheater thätig war. Das Eine und das Andere zerschlug sich; es war als sollte Lessing überall mit Gewalt auf sich allein gewiesen werden. Gesättigt am Theater, für das die stumpfe Nation kein Interesse zeigte, wollte er nun nach Italien und lateinisch schreiben, da ward ihm die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel als eine Sinekure geräumt. Man spekulirte hier wie nachher in Wien und in Mannheim auf seinen Namen und Ruhm. Hier nun gerieth er in neue literarische Thätigkeiten, die ihn mit den Orthodoxen, die zum Lateinschreiben riethen, deutsch reden machten. Denn ihn konnte der Mismuth über das Publikum einmal flüchtig ergreifen, aber sein historischer Sinn und seine Menschenachtung ließen ihn nicht wie Goethe darin verharren. Dies ist so menschlich schön an ihm, daß er von allem Großen und Edlen lebhaft ergriffen auf jeden Entwurf rasch eingeht, der das Edle und Große zu fördern versprach, er mochte nun in seinem Kopfe aufsteigen oder in der projektsüchtigen Zeit geboren werden. Mit rührendem Eifer sehen wir ihn die großen Gedanken einer Schöpfung der Bühne, eines Nationaltheaters, einer Akademie in Wien oder Mannheim ergreifen; wir lächeln, wenn er die ersten Schritte thut, das Unmögliche, von sich selbst und seinen Fähigkeiten getäuscht, mit andern Unfähigen durchsetzen zu wollen; wir werden aber ernst, wenn er uns bald durch seinen Rückzug überzeugt, daß in ihm dieselbe Ueberlegung wie in uns, aber eine größere Wärme des Herzens war als in uns; und wir fangen diesen Cirkel mit gerührter Bewunderung von neuem an, wenn er von dem einen fehlgeschlagenen Gedanken auf den andern übergeht, immer unermüdet, selbst in Krankheit und Unglück. Er hatte Beides zu versuchen. Jahrelang war er in Wolfenbüttel mit einer Wittwe König versprochen. Wir haben seinen Briefwechsel

mit ihr[183]), der die schlichte jeder Empfindsamkeit abholde Art des Mannes uns aufhüllt, und der uns zugleich zeigt, mit welcher Geduld anfangs und mit welcher Ungeduld zuletzt er seine unzureichende Lage trug, da er von dem Mannheimer Hofe schmählich getäuscht und durch die dortigen Hofleute einer Unterstützung beraubt ward, auf deren förmliche Zusage hin er endlich geheirathet hatte, und der er dennoch lieber mit derber Gradheit entsagte, als daß er sie zu behalten auf zwar ehrenvolle Anträge des Herrn von Hompesch einging, die aber unehrlich außer dem Uebereinkommen lagen. Sein theures Weib gebar ihm einen Sohn, der schnell wegstarb und die Mutter nach sich zog (1778). Die Briefe, die er hierüber an Eschenburg und an seinen Bruder schrieb, sprechen aus einem ungemeinen Menschen. Mit bitterem verbissenem Schmerz meldete er dem Ersteren den Tod des Kindes, das so viel Verstand bewiesen, daß es sich so bald aus dieser Welt wieder davon gemacht. Es werde ihm aber auch die Mutter mit fortziehen! „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen." Sie warfen ihm die Verzweiflung in diesem Briefe vor; er hatte ihn geschrieben, da seine Frau 10 Tage mit dem Tode rang und man ihn Tag und Nacht von ihrem Bette reißen mußte, daß er ihr nicht die letzte Stunde erschwere. Er beschuldigte sich vielmehr des Leichtsinns, der sich manchmal etwas bitter und menschenfeindlich ausdrücke. Als ihn der letzte Schlag getroffen, schrieb er: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und bin ganz leicht." Und gleich darauf: „Wenn du diese Frau gekannt hättest! Aber man sagt es sei nichts als Eigenlob seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich nie wieder so sehen, wie Moses mich gesehen, so ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der

---

183) Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Herausg. von A. Schöne. Leipzig 1870.

einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient." Gewiß, dies ist ein so seltener Charakter, und dem weichlichen Zeitalter in dem er lebte so fremd, wie die starken Charaktere seiner Schauspiele. Das Unglück, unter dem wir ihn hier leiden sehen, würde noch schwerer sein, wenn die näheren Umstände, die uns Jacobi erzählt, begründet wären. Er sagt, Lessing habe ihn von ferne argwöhnen lassen, daß ihm seine Frau sterbend Vorwürfe gemacht, er habe sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt, und dieses Entsetzliche verböte ihm an Ehe und Liebe zu denken. Die Frau lag die zehn Tage bei ihrer Niederkunft ohne Verstand, und die ganze Nachricht macht uns von ferne argwöhnisch gegen den Mann, der Lessingen so gern etwas unterschob, was ihm selbst empfindungsgerecht war. Wenn aber auch die Thatsache begründet wäre, so wollen wir nie glauben, daß es Lessing im geringsten geirrt habe[184], so wenig als Mendelssohn's Klagen richtig sind, daß die theologischen Anfeindungen Lessingen seine letzten Jahre verbittert hätten. Die Vorboten des eigenen Todes machten ihm das Leben zuletzt zuwider, aber in den theologischen Zerstreuungen fand er gerade seinen Trost und entfaltete hier die höchste Blüte seines großen Geistes und die stärksten Kräfte seines Willens. Als er die Fragmente und die Streitschriften gegen Goeze

184) Lessing mag sich gegen diese Schwachheit mit eigenen Worten in Schutz nehmen. Er sagt in der Einleitung zum Berengar: „Wer in Bestreitung aller Art von Vorurtheilen niemals schüchtern und laß zu werden wünscht, der besiege ja das Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unsrer Kindheit nicht zu unterdrücken wären. Die Begriffe, die uns in unsrer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am leichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen, und die, bei denen sie im Alter wiederkommen, legen dadurch Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte."

drucken ließ, entzog man ihm in Wolfenbüttel die Druckfreiheit, und der Hauptpastor drohte ihm mit dem Reichsfiskale, aber er setzte gegen die herzoglichen und ministeriellen Verbote seinen Trotz, entschlossen es aufs Aeußerste kommen zu lassen.

Die Ueberfrommen auf Klopstock's Seite mochten sich vor solch einem Leben und Charakter kreuzigen, die Schwächlinge auf Wieland's Seite mochten es unbegreiflich finden, und die fromm und schwach zugleich waren wie Hamann mochten Gift und Galle dagegen werden. Wer aber Männlichkeit für eine Tugend schätzt, muß dem kräftigen Manne ganz beifallen. Wer Lessings Leben mit befangenen Augen liest, kann es als einen Schauplatz des Elends und als eine Frucht des Leichtsinns darstellen, wer aber seine Werke und seine Briefe kennt, den wird derselbe Hauch einer kräftigenden Lebensfrische und geistigen Gesundheit aus Schrift und Leben anwehen, den wir kaum in einem Schriftsteller der neuern Zeit in Deutschland wieder finden. Wir treten bei ihm aus der dicken Luft der richardson'schen Romane und dem Qualm der young'schen Nächte heraus, wir fühlen uns bei ihm gestählt gegen den sinnlichen Kitzel der wielandischen französischen Erzählungen. Friedrich Jacobi gibt das Zeugniß, daß Lessing nicht sinnlich und wollüstig war; er habe deshalb Vielen kalt geschienen, wie gefühlvoll er gewesen sei. Wirklich war Lessing von aller jener falschen Empfindsamkeit abgewandt, die ihn in seinen halberstädter Freunden so nahe berührte, und wie fleißig er mit Gleim Briefe wechselte, nie wagte dieser vor dem ernsten Freunde mit seiner läppischen Weichheit zu erscheinen, und selbst bei Kleist's Tode gilt nur ein männlicher Schmerz, wie er den gefallenen Helden ehrte. Wie hoch Lessing das Talent in Wieland und Goethe schätzte, doch wandte er sich mit moralischem Unwillen von Agathon, den er öffentlich zwar als Kunstwerk auszeichnete, ab; und so auch von Werther. Seine Vorschläge, dem Werther aufzuhelfen, die er nachlässig in Briefen hinwarf, muß man freilich unter seine Paradoren rechnen, sein Widerwille davor ist aber so himmelweit verschieden von der Angst der Moralisten, und greift so tief in die Gründe unserer falschen

Liebhaberei an der Liebessentimentalität hinab, daß nichts darüber geht. „Glauben Sie wohl", schrieb er, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche *ἐξ ἔρωτος κατοχή*, welche *τὶ τολμᾶν παρὰ φύσιν* antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein=große, verächtlich=schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Wir hören hier aus seinen eigenen Worten, daß eine ganz antike Natur aus ihm spricht: wir könnten eben so wohl sagen, es ist die Stimme eines ächten Deutschen aus jenen Zeiten Luther's, da der antike Geist über der ganzen Nation schwebte, der kein anderer als der Geist der reinen Menschlichkeit ist. Ganz so frei wie Lessing von unserer Empfindsamkeit in obigen Aeußerungen erscheint, war es das Alterthum. Ganz antik ist der Zug, mit dem er das Schmachten über Musik und schöne Natur nicht mag, und gelegentlich der Frühlingsschwärmer mit scherzhaften Paradoxen spottet. Er fühlt das Wohlthuende einer schönen Gegend, aber nicht den empfindsam=wehmüthigen Eindruck, den wir geneigt sind daher zu empfangen. Wir wollen hier Schillern reden lassen, um nicht die Vertheidigung aller lessing'schen Härten auf uns allein zu nehmen. Schiller empfindet in diesem Punkte nach, wenn auch vielleicht nicht ganz mit ihm, obgleich sein menschliches Verhältniß zu Voß und Goethe dem zwar grelleren des Lessing zu Klopstock und Wieland nicht unähnlich ist. Unser Gefühl für Natur, sagt er, gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. Es ist nicht Naturmäßigkeit, was uns so schwärmerisch zu ihr zieht, sondern die Naturwidrigkeit unsrer Zustände und Sitten, weil die Natur bei uns verschwunden ist, und weil wir sie nur außerhalb des Menschen in der unbeseelten Natur wiederfinden. Wer hiernach in sich selbst die menschliche Natur in solcher Reinheit wie Lessing herstellt, durfte der wehmüthigen Sehnsucht nach jener

entbehren. Ueberall finden wir in Lessing aufs schärfste die Züge, die sich hieran anschließen. Er neigt sich von der Musik weg zu den plastischen Künsten; in den plastischen Künsten lieber zur Skulptur als Malerei, in der Malerei setzt er höchst bezeichnend, wie ein Grieche gethan haben würde, das Kolorit gegen die Zeichnung zurück. In der Poesie sucht er Menschen und menschliche Handlungen, abgewandt von Lehren und Naturschilderungen; das Epos geht ihm vor dem Drama, das Drama vor allem übrigen, Homer über Sophokles, Plautus und Shakespeare, und diese über jeden Andern. Antik ist sein männlicher Sinn, nach dem er handelte in anderen Begriffen von Tugend und in gesteigerten Forderungen an die Willenskräfte der Menschen, als unter uns üblich sind. Und mit eben dieser Männlichkeit suchte er nach einer Dichtung, die nicht von jungen Menschen ausgehe und für Jünglinge bestimmt sei, sondern die dem gereiften Alter zusage. Wenn er in irgend einem Punkt mit Recht neben Shakespeare gestellt wurde, so war es hier; denn auch dessen Sinn war ganz dorthin gestellt, nicht das Reich der Jugendempfindungen sowohl als das der männlichen Handlungen und Leidenschaften zu beherrschen, und seine Werke können nur von dem reifen Manne ganz genossen werden. Wie für Shakespeare die Worte, die er seinem Brutus nachrief, zur Grabschrift passend gefunden wurden, so wollte sie Herder Lessingen gesetzt wissen: Er war ein Mann! So männlich und antik war jenes ganze Streben Lessing's, reine Menschlichkeit und Humanität herzustellen, wie ein Gründer christlicher Mysterien, der darin so sehr mit Leibnitz stimmte, daß er das Bestehende der Religion schonte, ohne die wüsten Begriffe der Theologen damit zu verbinden, und eine esoterische und exoterische Glaubenslehre unterschied. Antik ferner ist in Lessing jene Genügsamkeit an Allem, was die Gottheit dem Menschen hier sicheres gegeben hat, denn Lessing gestattete kein anderes Gesetz der moralischen Wesen, als das aus ihrer eigenen Natur genommen ist und ihnen nach ihren individuellen Vollkommenheiten zu handeln vorschreibt. Wie der lebensthätige Grieche so grübelt er über das ewige Dunkel der Unsterblichkeit wenig.

So viel haben wir erkannt, sagt er irgendwo, daß dem Menschen mit dem Wissen der Zukunft hier auf Erden wenig gedient ist, wann wird es der Vernunft gelingen, die Begierde, das Nähere von dem künftigen Leben zu wissen, eben so verdächtig zu machen? Jene erste Begierde hat große Verirrungen angestiftet, denen die Alten durch schickliche Erdichtungen vorbeugten, größer aber sind die, die aus der letzteren entstehen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren die Thoren das Gegenwärtige. Kann man ein künftiges Leben nicht eben so abwarten wie einen künftigen Tag? Dieser Grund gegen die Astrologie ist auch einer gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollte man sie lieber nicht lernen. Und wenn es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unbezweifelt unterrichtete, so sollten wir sie lieber nicht hören. — Mit dieser Resignation war er aber so wenig stumpf gegen diesen tröstenden Glauben, daß er, um ihn der Ueberzeugung näher zu bringen, sogar mit der Idee von der Seelenwanderung sich befreundete. Gerade so resignirt sagte er zu Jacobi, er begehre keinen freien Willen, und Niemand hat in seiner ganzen Wirksamkeit des Menschen Freiheit schöner bethätigt als Er. Gerade so bekannte er sich zu Spinoza's ἓν καὶ πᾶν, und er hat uns die Vorsehung, die über das gezählte Haar des einzelnen Individuums wacht, so christlich großartig gelehrt, wie kein Prediger und Kirchenvater je gethan hat. So sprach er endlich jenen erhabenen Satz aus, der auch im Gebiete der intellektuellen Einsicht die menschliche Bescheidung und Kühnheit zugleich ausdrückt, jenen Satz, der dem Dichter des Faust nur wie der seltsame Ausspruch eines trocknen Skeptikers vorkam. „Nicht die Wahrheit", sagte er in seiner Duplik gegen Goeze, „in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träg und stolz. Wenn

Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Aber so konnte auch nur Jemand sprechen, der sich jenes innern Triebes so bewußt war, und der ihn immer in so reger Thätigkeit hielt, dem es so ernst war um Wahrheit, daß er vor seinen eigenen Schlüssen warnte, daß er sich durch kein Lob bestechen, durch keine Freundschaft abhalten, durch kein Aergerniß schrecken ließ, auf Kosten der Wahrheit das Geringste zurück zu halten; der die Höflichkeit zum Schaden der Wahrheit für eine lästerliche Tugend eines weibischen Zeitalters nahm und der auch von dieser Seite von Flögel antiquorum hominum genannt wird; dem Freimüthigkeit zum Besten der Mehreren Pflicht war, auch auf die Gefahr hin für ungesittet und bösartig verschrieen zu werden. So konnte es nur ein solcher Mann so weit in Paradoxen treiben wie Er, ohne Furcht der Sophisterei beschuldigt zu werden, es sei denn von denen, die ihn nicht begriffen. Die Lange und Goeze, die ihm, was er cum grano salis gesagt hatte, buchstäblich auslegten, mußten erfahren, was es heiße, mit einem solchen Scharfsinne anzubinden; er war schnell zur Hand, das was sie ihm ganz ableugneten, ganz zu erweisen; ihre stumpfen Augen waren nicht geschaffen, es mit dem „Geierblicke" aufzunehmen, den Voß in Lessing's Augen fand. Er neckte sich gern in dreisten Behauptungen und kecken Antithesen, wie Machiavelli sich politisch an den moralistischen Staatslehren und sie hinwieder mit schonungsloser Aufdeckung der menschlichen Natur ärgerte. Wer darum jenen einen Sophisten nennen wollte, dem ewig der Gaumen nach Wahrheit dürstete, und diesen einen sklavischen Höfling, der nach dem Wohle seines Volks seufzte, der würde beidemal die liebe Sonne am hellen Tage leugnen.

Die Unstetigkeit in Lessing's Leben war segensreich, sei sie nun Willkür oder Instinkt gewesen. Alles hing davon ab, daß in unsere

Literatur Verbindung kam: das fühlten dunkel alle die Vereinsmänner und Bundesglieder poetischer Klubs. Lessing, der keinem beschränkten Orte angehören und auf keinem Sonderzweck arbeiten konnte, trieb sich überall um und wir finden ihn in allen Städten, die für die deutsche Bildung eine Bedeutung hatten, in Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg, Braunschweig ansäßig, oder auf andere absehend, die etwas versprachen, wie Wien, Mannheim und Königsberg. Ueberall schien es, als ob er sich für einen Ordner der literarischen Zustände angesehen hätte und wir werden sogleich sehen, wie seine ganze Schriftstellerei dem entsprach. Ueberblickt man diese oberflächlich, so sehen wir das Haupt aller Fragmentisten der 70er und 80er Jahre in ihm. Wir finden eine maßlose Thätigkeit in so verschiedenartigen und schnell abwechselnden Richtungen, daß sie uns noch mehr eine planlose Thätigkeit scheint; wir treffen auf solche Kollektaneenschnitzel und so sonderbare trockene Gegenstände, daß wir einen ganz gewöhnlichen deutschen Gelehrten vor uns zu haben glauben, der so planlos sich in Büchern umtreibe, wie er im Leben planlos sich umzutreiben schien. Schwankend zwischen Theologie und Medicin schrieb er zuerst Komödien und entwarf Werke, die uns mit dem Theater von ganz Europa bekannt machen sollten; dann übersetzte er Huarte's Buch von der Prüfung der Köpfe aus dem Spanischen, und wollte den Messias ins Lateinische übersetzen. Zu gleicher Zeit beschäftigte er sich mit Verbesserung des jöcher'schen Gelehrtenlexikons, übersetzte dann einen Theil von Marigny's Geschichte der Araber und von Friedrich's II Werken, wollte Becker's bezauberte Welt neu herausgeben, Wochenschriften schreiben, worunter namentlich Eine, die den Titel führen sollte: das Beste aus schlechten Büchern. Die Schriften des Jordanus Brunus, Cardan und Campanella wollte er ausziehen; Hutcheson's Sittenlehre der Vernunft, Richardson's Sittenlehre für die Jugend übersetzte er, und dazwischen machte er Gedichte, Fabeln, Schauspiele und schrieb an jenen Zeitschriften der Berliner. In Breslau arbeitete er dann zum erstenmal zusammengefaßter auf seine ersten Hauptwerke los,

auf Laokoon, die antiquarischen Briefe und Minna von Barnhelm. In Hamburg entstand die Dramaturgie, und hinfort waren auch seine fragmentarischen Werkchen im theologischen Gebiete jedesmal Hauptwerke, so wie seine theatralischen Leistungen je später immer desto bedeutender werden. Diese Beschäftigungen sämmtlich auf ein einziges Ziel zu beziehen, scheint allerdings schwer. Aber gibt man nur zu, daß es dem nahrungslosen und strebsüchtigen Manne erlaubt sein mußte, hie und da ein Buch aus Brodsorge zu übersetzen, das Andere läßt sich gut genug erklären. Wer den menschlichen Kräften so viel zumuthet wie Lessing, der bedarf der Erholung desto mehr und bei ihm war Erholung oft, was Anderen wieder Arbeit gewesen wäre. Wer es nicht begreift, warum Hutten unter den großartigsten Entwürfen mit den kleinlichsten Dingen sich zugleich beschäftigen konnte, dem wird man allerdings auch schwer begreiflich machen, warum Lessing, während er für das Werk der Bühne arbeitete, zugleich den Jöcher verbessern wollte. Eigentliche Kollektaneen nach dem Sinne unserer Gelehrten hat Lessing seiner eigenen Aussage zufolge nie gehabt: er schrieb seine Fragmentchen nieder, um schreibend zu denken, aus bloßem Trieb sich aufzuklären. Man findet unter seinen theologischen Bruchstücken eines, das mit dem Vorsatz beginnt, es zu zerreißen, wenn es ihn zufrieden stelle, wenn nicht, es drucken zu lassen, damit Andere die Sache weiter führten. Lessing's polyhistorische Vielseitigkeit und Belesenheit war allerdings ungeheuer; allein er besann sich zu rechter Zeit, daß er „für seinen Verstand schon zu viel gelesen hatte, und daß es Zeit sei zu ordnen, aufzuhellen und wegzuwerfen, statt zu sammeln". So kam er auf dem Wege des Lernens und Sammelns zur Verarbeitung, er kam durch Kenntnisse zur Einsicht, durch weite Gelehrsamkeit zu einfacher Weisheit. Wir können von dem paradoxen Manne dies größte Paradoxon sagen, daß er ein anscheinender Kleinigkeitskrämer und Stubengelehrter, der größte Menschenkenner, daß er als der ärgste aller Büchernarren zugleich der größte Bücherverächter war, was ihn uns als den wahren Weisen empfiehlt, der aus Bücherwelt und

Lektüre einen ewigen Besitz für seine Seele davon trug, dem das Buch nicht den Kopf und der Kopf nicht das Herz verderben konnte. Wer ihn so in den tiefsten Niederungen der Auszüge sieht, sollte nicht ahnen, daß dieser seltne Mann zugleich auf den höchsten Spitzen der Endergebnisse weile; der die Kirchenväter und Scholastiker so im Einzelnen zu handhaben wußte und mit seiner theologischen Laienschaft die Eingeweihten schreckte, schrieb zugleich den Nathan und die Erziehung des Menschengeschlechts. Der über die Zeichen der Künste grübelte und den Scultetus und Logau aus der Vergessenheit rettete, stellte zugleich das höchste Prinzip der Kunst auf und wies unserer Dichtung ein neues Ziel. Derselbe, der den Moses mit seiner zerstreuten Leserei ärgerte, machte Andern mit jenen allgemeinsten Axiomen, mit jenen antithetischen scharfen Behauptungen unheimlich, die nur dem gesundesten Auge Licht geben, das schwächere blenden. Derselbe, der in den antiquarischen Briefen die Minutissima der Archäologie mitmacht, verachtet doch diese Wissenschaft als das elendeste Studium, wenn man das Feine derselben in dem Kram dieser Einzelheiten suchen wollte. Lessing divinirte keine Richtung seines Geistes und keine Systeme seiner Weisheit. Wie Leibnitz nahm er an Allem Theil, überließ sich Allem, prüfend was an der Zeit sei, und ließ fallen oder nahm auf, was das Jahrhundert begehrte. Er hatte wie jener keine Methode, die ihn an gerader Beobachtung und Forschung gehindert hätte, er bequemte sich den herrschenden Verhältnissen, nahm durch diese seinen Weg und suchte die Anderen auf demselben Wege nach sich zu ziehen. So erscheint er als ein Kind der Zeit und als ihr Mentor zugleich. Sein Leben und sein Wirken zerfällt in die zwei scharfgeschiedenen Hälften, wo er zuerst in demselben Dunkel mit seiner ganzen Umgebung tastet, wo er übersetzt, übt, sammelt, versucht, bis er sich zurecht gefunden. Dies konnte nur durch jene Wahrheitsliebe geschehen, die ihm nicht gestattete, sich über sich selbst zu täuschen, noch die Zeit in ihren Täuschungen zu lassen. Indem er sich selbst und seiner Dichtung den Stab brach, brach er ihn der ganzen vorigen Zeit; und in demselben Jahre wo dies geschah trat

Herder zuerst auf, der eine ganz neue Zeit begann. Lessing verwarf nach der Reihe die Lieblingsgattungen der frühen Jahre und hinfort gab sich kein Dichter von Bedeutung mehr damit ab; er setzte seine ganze Kraft daran die Bühne zu begründen, und es war ihm im Ganzen gelungen, als er es an dem einzelnen Orte und freilich nach seinem Maßstabe überall misglückt fand. Seine Wirksamkeit zerfällt nach diesem in einen negativen und einen positiven Theil; mit jenem schließt er die alte Zeit ab, mit diesem eröffnet er eine neue. Nach beiden Seiten hin wurzelt sein Ausspruch und sein Beispiel immer auf der genauesten Kenntniß des Bestehenden und weist praktisch nur zum Höheren und Besseren, aber nur zu dem Besseren vorwärts, zu dem die Verhältnisse reif schienen. Beide Seiten liegen immer nebeneinander, wir scheiden sie aber zur bequemeren Uebersicht ab, und lassen uns auch in dem Theile seiner verneinenden Thätigkeiten nicht so sehr von der Zeitrechnung leiten, die in der Literargeschichte weit geringere Bedeutung hat als in der politischen, weil Schriften nicht so sehr wie Handlungen ihre Wirkungen unmittelbar nach sich ziehen. Eine dritte Seite von Lessing's Wirksamkeit, seine theologische Polemik, schließt sich chronologisch diesen beiden an. Ueberall geht bei ihm Kritik und Dichtung Hand in Hand, wir werden hierzwischen also um so weniger scheiden, als seine Poesien am häufigsten kritische Muster sind.

Wir konnten es schon durch den ganzen Lauf unserer bisherigen Erzählung bemerken, wie bei allen nur irgend bedeutenden Anläßen unserer poetischen Fortschritte Lessing's Stimme laut ward. Seine Jugend traf gerade in die ersten Wirkungen des Messias, und dies Gedicht beschäftigte ihn außerordentlich. Mit seiner Natur stimmte es wenig. Es nahm ihn mit heiligen Schauern ein, es erschütterte ihn, aber belehrte ihn wenig; er fand es zu schön um wahr zu sein. Er erkannte die Gewalt der Empfindung, die darin herrscht; er bewunderte, wie Klopstock auf eine neue Weise die verborgensten Empfindungen anschaulich vorführt, wie er die Leidenschaften in die Tiefen der Seele verfolgt, wie er mit den feinsten Anspielungen, durch

ein einziges Wort ein Meer von Gedanken zurückläßt. Er schildert die musikalischen Wirkungen dieses Gedichtes, allein ihm misfällt diese Isolirung der Empfindungen, schon ehe es ihm klar war, daß sie auf einer Vermischung verschiedener Künste beruhe, der entgegen zu steuern nachher sein deutliches Streben ward. Ihm mishagt im Messias wie in den Oden Cramer's und den Liedern Klopstock's das Pathologische; er begreift, daß sie überall bei ihrer Dichtung im Stande lebhafter Empfindungen waren, aber nur zu sehr, so daß man vor lauter Empfindung nichts empfinde. Weil nämlich die Dichter blos diese Empfindungen ausdrücken wollten, den Reichthum deutlicher Vorstellungen und Gedanken aber, der dieselben veranlaßte, verschwiegen und nicht mittheilten, so sei es unmöglich, daß sich der Leser zu denselben Empfindungen erhebe, es sei denn, daß er vorbereitet sei. Es war allerdings eine bloße Neckerei, als Lessing jene Kritik der 16 ersten Verse schrieb, sie wird aber durch seinen Versuch aufgewogen den Messias mit seinem Bruder ins Lateinische zu übersetzen. Beide Bemühungen sagen nämlich das Entgegengesetzte: jener bewies wie unklar, dieser wie wohl verständlich das Gedicht sei. Auch wollte Lessing in der That mit seinem Tadel den Messias loben; er sagte dies selbst in den kritischen Briefen: man lobe Hannibal, indem man tadle, daß er Rom nicht belagert. Er sah zu vielen Schaden durch die elenden Anpreisungen und durch die elenden Anfechtungen gestiftet, als daß er sich nicht gegen Beide zugleich hätte setzen, und auch das Gedicht selbst, das zu all diesem Anlaß gab, von zwei Seiten hätte betrachten sollen. Wenn er Bodmer's schale Nachahmungen las, so zürnte er über diese Worte ohne Geist, diese Methode ohne innere Erleuchtung, diese Redensarten ohne Gefühl, die von dem Meister auf dummen Glauben angenommen waren. Wenn ein großer Geist, sagt er, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so ziehen hundert nachahmende Geister hinterher, die sich mit einzustehlen hoffen. Umsonst! er schlägt das Thor mit gleicher Stärke zu wie er es öffnete, und die Ausgeschlossenen haben das Nachsehen und den Spott. Wenn dann frei-

lich die Triller spotten wollten, so rüstete er sich wieder gegen diese mit schnöder Abfertigung; und als Gottsched seine Stimme erhob, so entwarf er mit Nicolai den Plan zu einem burlesken Gedichte gegen ihn. Darin sollte Gottsched mit seinem Schildknappen Schwabe gegen die Ungethüme von Seraphim und Engel auf ritterliche Abenteuer gehen; wie sie in Langensalza am Gregoriusfest einen Haufen festlich gekleideter Kinder anfallen, wie weiland Don Quixote die Schafheerde, so sollen sie als Besessene verbrannt werden, Klopstock aber rettet sie, da sie doch ihrer wässrigen Natur wegen unverbrennlich sein würden; nur wird der Eine unter die Vormundschaft seiner Frau, der andere unter die seines Vaters gesetzt. Durchaus grob und höhnisch fertigt Lessing Gottscheden überall ab, wo er auf ihn zu reden kommt, sei von seinen Gedichten oder Sprachlehren oder Bemühungen ums Theater die Rede. In diesem letzteren Gebiete war es Lessing allein, der zuerst seine Verdienste ums Theater dreist leugnete, die alle Welt als eine ausgemachte Sache annahm, und er allein schob ihn in diesem Gebiete ganz bei Seite. Keine Parteisucht leitete ihn dabei, sondern der Abscheu gegen Anmaßung bei Erbärmlichkeit, derselbe Abscheu, den Liscow gegen die elenden Schreiber empfand, und dem Lessing im Vademecum für Lange und ähnlichen Recensionen gegen Lieberkühn, Dusch u. A. mit vernichtender Ueberlegenheit seinen Lauf ließ. Er schonte die Gegenseite Gottsched's eben so wenig. Als Bodmer und Breitinger gleich Gottsched anfingen Regeln zu geben, empörte sich Lessing gegen ihre Schulmacherei schon in seinen Jugendgedichten. Die gröbsten Geister, sagte er, kritisiren und dichten auf ihre erschlichenen Regeln gestützt[185]. Ein Geist, den die Natur zum Mustergeiste bestimmte,

---

185) Dies geht alles zunächst gegen Bodmer. Es heißt an der Stelle weiter:

— Nun tadle mich, daß ich die Regeln schmäh'
und mehr auf das Gefühl als ihr Geschwätze seh.
Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke,
Kritiken ohne Zahl und wenig Meisterstücke,
seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift
und Regeln abstrahirt, und die mit Schlüssen steift. —

ist Alles durch sich, wird ohne Regeln groß, geht ohne Leiter, schöpft aus sich selbst, ist sich Schule und Buch, was ihn bewegt, bewegt wieder, was ihm gefällt, gefällt, und wenn er fehlt, ist selbst sein Fehler schön. Wer Lessing nur von fern kennt, dem können diese entschiedenen Ausfälle auf alle Regeln befremdend oder zufällig scheinen, sie gehen aber durch Lessing's ganze Ansichten der Kunst überall durch. Er war selbst kein dichterisches Genie, aber er suchte es mit Eifer; als die Zeit der Genialitäten kam, hielt er sich an Goethe und Jacobi, vernachlässigte Gleim über Leisewitz, tadelte Nicolai über seine Verfolgung des Volksliedes, zeigte für Hamann's panhistorische Schriften Sinn und hatte heimliche Freude daran, wie sich die kritischen Hunde über Gerstenberg's Ugolino zerreißen würden. Er räth den Kritikern die nachwachsenden guten Köpfe sich zu Freunden zu machen, damit sie statt in ihre Fußtapfen zu treten ihnen nicht die Schuhe austräten. Seine obigen Sätze gegen die Tyrannei der Regel sind so wenig Jugendbegeisterung bei ihm, daß sie noch die Dramaturgie überall durchdringen. Dort geht er so weit, daß er ganz im Sinne derer, die Shakespearen überall unbewußt schaffen sehen, behauptet, das Genie brauche tausend Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe weiß; nicht den erworbenen Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das was es aus sich selbst hervorbringe, mache seinen Reichthum aus. Er bezeichnet des ächten Genies Schöpfungen als kleine Nachahmungen der großen Welt des Schöpfers, und hundertmal ist ihm dieser Satz nachgesprochen worden von solchen, die nicht wußten, woher sie ihn hatten, und die sich vielleicht mit diesem Satze groß fühlten neben Lessing's regelrechten Stücken. Lessing wußte wohl was seiner Dichtung schadete; daß es grade die Regel sei, das gab er um so weniger zu, je elendere Stücke er in den 70er Jahren die Regellosen hervorbringen sah. Er verfocht nur, daß

Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
und Götter in der Brust sind Regeln jetzt genung.
Noch Einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
der jungen Dichter Hirn statt Geist und Feuer füllen.

die willkürliche Regel das Genie nicht mache; daß jede Regel es unterdrücke, wollte er nicht zugeben, denn er meinte ja wohl mit Recht, das Genie könne von nichts in der Welt unterdrückt werden, am wenigsten von der Regel, die nach der Lehre aller Genialitäten von dem Genie selbst gegeben wird! Ohne diese freie Ansicht von Dichtung hätte Lessing nie den Weg durch die Aftergattungen hindurch gefunden, mit denen die Zeit überladen war, und durch den falschen Geschmack, mit dem er selbst wie das ganze Geschlecht sich quälte.

Wer seine ersten Gedichte liest, der sollte freilich nicht ahnen, daß in diesen rohen Formen so helle Ideen lägen. Wer ihn über Lehrgedichten brüten sieht, den überrascht es, ihn plötzlich als Gegner dieser Gattung zu finden, die nach seinem Endurtheil darüber aus dem Gesichtskreis unserer wahren Dichter gerückt blieb. Die Abhandlung Pope ein Metaphysiker (1755), die er mit Mendelssohn verfertigte, machte auf den Widerspruch aufmerksam, der in jedem philosophischen Dichter, der in dem Unternehmen steckt, in einem Gedichte metaphysische Wahrheiten darlegen zu wollen, wo Worte erklärt und im erklärten Verstande gebraucht werden sollen, wogegen sich die dichterische Rede sträubt; wo Ordnung und Strenge der Begriffe beobachtet werden muß, die dem Dichter Sklavenketten anlegen. Lukrez wird hier geradezu für einen Versmacher, aber keinen Dichter erklärt; was wird aus Pope! was muß aus Haller und Dusch werden! Man leugnet nicht, daß man ein System in Reime bringen könne, aber daß diese Reime ein Gedicht seien. „Der Philosoph" heißt es „der auf den Parnaß hinaufsteigt, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie so zu sagen ihre Kleidung wechseln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Gestalt in seine Wohnungen mit, weiter aber auch nichts als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter, der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum kein Philosoph, und ein poetischer Weltweiser kein Poet." — Wie Lessing in dieser Schrift an

Pope lobt, daß er seine Philosophie selbst für einen falschen Bart erkannt habe, so im Laokoon, daß er auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit geringschätzig zurückgeblickt, und verlangt habe, der Dichter solle zeitig der Schilderungssucht entsagen: ein malendes Gedicht sei ein Gastgebot auf lauter Brühen. Dort ficht Lessing diese ganze Manier der poetischen Malerei an, die neben der didaktischen Poesie so vielfach unsere Literatur damals beherrschte[186]. Er sah aus den falschen Lehren von Uebereinstimmung der Malerei und Dichtkunst in der Einen die Allegorie, die Winckelmann so auffallend in Schutz nahm, in der Anderen die Schilderungsmanier entstanden, wo man dort die Dichtkunst zu redenden Gemälden und hier die Malerei zu stummen Gedichten machte. Lessing versicherte von Kleist, daß er sich auf seinen Frühling am wenigsten eingebildet habe, und daß er die Absicht gehabt einen Plan hineinzulegen. Er unterstützt dann seine Ansicht hauptsächlich mit Homer's Beschreibung des achilleischen Schildes. Auf die archäologischen Ansichten hat diese treffliche Belehrung, scheint es, noch nicht überzeugend gewirkt, da man noch neulich an der Existenz wirklicher Arbeiten dieser Art, die dem Homer vorgestanden haben könnten, darum zweifelte, weil auf dem Schilde Dinge geschildert wären, die sich nicht bilden ließen. Auf unsere späteren Dichter wirkte Lessing's Lehre schlagend: man darf nur Goethe's ganze Dichtung und Schiller's Spaziergang überdenken, oder Acht darauf haben, wie Wie-

186) In den Literaturbriefen führt Lessing I. p. 25 die Versuche zu vergnügen von Palthen an; die Probe zeigt wie es mit diesen Dichtereien bei uns stand. Sein Lenz, sagt er, scheint eine Sammlung von Allem dem, was er bei Uebersetzung des Thomson schlechteres gedacht hat. Er malt Mücken, und Gott gebe, daß uns nun bald auch Jemand Mückenfüße male. Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt, er scheint auch seine eigene Lust am Schmutzigen und Eklen zu haben. Die aufgeschürzte Bauermagd mit blutdurchströmten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen steht, mit zackigter Gabel den Mist darauf zu schlagen. Der erhitzte brüllende Stier — der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, — der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch lüftet, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervorzieht — die grunzende Sau mit den fleckigten sauberen Ferkeln, — der feurige Schmatz einer Galathee — zu viel, zu viel Ingredienzien für ein Vomitiv!

land in seinen Erzählungen aller Verführung zu Schildereien sorgsam aus dem Wege ging, ausdrücklich weil ihn Lessing „an dem Ohre zupfe". — Wie vortrefflich und epigrammatisch scharf Lessing's Untersuchung über das Epigramm sei, haben wir früher angeführt und wollen es hier nicht wiederholen. In dieser Gattung hatte er sich gegen nichts in seiner nächsten Umgebung zu stellen; er kritisirte nur gegen unsere entfernteren Epigrammatisten des 17. Jahrhs. Wir erkennen aber auch hier immer dasselbe Prinzip, das auf die Summe des Laokoon hinstrebte: Trennung und Reinhaltung der Gattung. Bei Klopstock fühlte er Musik und Dichtung vermischt, im Lehrgedicht sah er Philosophie und Poesie verbunden; in der Schilderung Malerei und Poesie; im Epigramm, wie es früher behandelt ward, Sinngedicht und Gnome. Auch hiergegen setzte er sich; und auch hier folgte ihm die Zeit. Weder er selbst noch alle anderen Epigrammatisten des 18. Jahrhunderts haben Gnomen unter ihre Sinngedichte gemischt. Unter ihnen wird Kästner mit Recht als Vertreter in diesen Zeiten genannt. Wenn wir von seinen Epigrammen[187]), die zur großen Mehrzahl nicht auf selbsterschaffene Fälle, sondern auf öffentliche Dinge und Charaktere gemacht sind, die unterdrückten besäßen, und von denen, die wir besitzen, eine Anzahl unterdrückten, so würden wir eine andere Xeniensammlung haben, die zwar viel Klatscherei und Scherz über zufällige Schwächen, aber auch zum Theil vortreffliche Dinge enthält, und von allen gnomischen, wie von allen friedlichen und zahmen Beigaben frei ist. Grade hier übrigens möchten wir das Bedenken beifügen, daß, wie richtig die Unterscheidung zwischen Spruch und Sinngedicht ist, doch die Zusammenstellung beider (nicht die Verwechslung) gar sehr in der Natur begründet scheint. Eine große Sammlung von lauter reinen Epigrammen, eine Reihe von bloßen negativen Ausfällen auf menschliche Verhältnisse und Personen, hat etwas beleidigendes und wehe thuendes in sich. Dies fühlt man eben bei Kästner am stärksten; und es war ein feiner

---

187) Vgl. zu denselben Gosche's Archiv f. Lit. Gesch. I. p. 494 ff.

Takt, der unseren Logau und andere Aeltere auf Entschädigung für den Spott in einem ernsten und positiven Theile ihrer Sammlung denken ließ. Sonderbar, daß Lessing ausübend im Epigramme grade so schlechtes leistete; wenn man selbst von seinen Fabeln und Liedern noch so gering denkt, so muß man doch von den geschmacklosen Witzen seiner Thrax und Stax, und Hinz und Kunz noch geringer denken. — Auch Lessing's Fabeltheorie (1753) haben wir zu häufig berührt, um hier weitläufig darauf zurückzukommen. Bei allen diesen glücklichen, beruhigenden Analysen springt jene Ueberlegenheit deutscher Gründlichkeit und Schärfe so hervor, die Lessing nachher im Laokoon und der Dramaturgie auf die höchste Spitze trieb. Mit wahrem Scharfsinn räumt er hier die Theorie der Batteux, La Motte, Breitinger u. A. hinweg; mit ächtem und strengem Geschmacke vertheidigte er die schlichte Fabel des Aesop gegen die Neuern, die dessen gerade Bahn gegen die blumenreichen Abwege der scherzhaften Gabe verließen. Obgleich es ihm dem Stoffe nach auf diesem gemischten, gemeinschaftlichen Raine der Moral und Poesie gefällt, so scheidet er doch auch hier der Form nach Erzählung und Fabel reinigend auseinander, und wie er Pope's selbstverleugnendes Urtheil über seine eigene Schilderungspoesie rühmend anerkennt, so findet er hier, daß Lafontainen seine lustig aufgestülpten Fabeln, die er auf's bestimmteste verwirft, nicht so viel Ehre gemacht, als seine Erklärung, er habe die zierliche Schärfe des Phädrus nicht erreichen können, eine Erklärung, über die Fontenelle und La Motte als über eine Dummheit lachten. — Zuletzt haben wir die Aufmerksamkeit Lessing's zu beachten, mit der er Wieland verfolgte. Die Scharfsichtigkeit, mit der er in dem ganz jungen Manne das Talent und die Irrthümer entdeckte, grenzt fast an's Räthselhafte; die Achtsamkeit mit der er ihn gleichsam gängelte, das genaue Abwägen von Lob und Tadel, und der komische Aerger und Gehorsam, mit dem ihm Wieland folgte, sind durchweg ergötzlich. Sobald Wieland sich von Bodmer verleiten ließ, den Weg zu verlassen, den er in der „Natur der Dinge“ und den „moralischen Briefen“ zuerst eingeschlagen hatte,

so faßte ihn Lessing an. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, durch den eignen Mechanismus der Seele erfolgt ist, schrieb er, so werde ich nie aufhören mich über Wieland zu — verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten, mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. — Zu einer Zeit, da Wieland verhältnißmäßig noch wenig von seinem Weltbürgerthum und seiner französischen Manier ausgelegt hatte, griff Lessing schon seine Verachtung der deutschen Nation und seine Gallicismen in der deutschen Rede an; und da er noch weniges in seiner späteren behaglichen und bequemen Darstellung geliefert hatte, fand Lessing in ihm einen erklärten Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, der alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätz verwandelt wissen wolle. Sobald sich Wieland auf das Schauspiel warf, erkannte ihn Lessing, immer mit dem gleichen Scharfblick, auf falschem Boden und schlug ihn heraus; lockte ihn aber zugleich an, auf dem von fern eingeschlagenen Wege von den oberen Sphären herab weiter zu wandeln. Als er den Shakespeare übersetzte, bekannte Lessing, daß er zum Trotze der Welt, die sehr viel Schlechtes davon sagte, Lust hätte, sehr viel Gutes davon zu sagen. Und wie er endlich mit Musarion und Agathon auftrat, erkannte dies Lessing sogleich als jene Gattungen, die uns von dem Joche der Moralpoesie befreien könnten; begrüßte sie feierlich, und verschwieg lieber die Ausstellung, die er allerdings zu machen hatte, um den talentvollen Verfasser hier nicht abzuschrecken, wo er endlich auf seiner eigenen Natur angelangt war.

So sehen wir Lessing gleichsam auf der Hochwacht stehen und Alles, was in dem Reiche der deutschen Literatur vorging mit wahrer Sorgfalt beobachten. Er sagte einmal in seinen Rettungen: Ich kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz Alles das im moralischen

Verstande zu thun, was der Aufseher eines Bildersaals physisch verrichtet. Dies bezeichnet seine ganze Stellung zu unsrer Literatur vortrefflich. Er lehrte gleichsam nur malen, er führte hier und da nur die Hand, er ließ Andere gewähren, die ihm auf dem rechten Wege schienen, er stellte seine eignen Sachen nur als Studien auf, „die man gern zur Hand hat". Er schob das Gleichgültige und Mittelmäßige in dem Bildersaale der Literatur in die Winkel, warf das Schlechte hinaus, und hängte die wenigen ächten Stücke in das beste Licht. Unter seiner Hand gab es Raum für gute Gemälde, unter seiner Leitung eine Schule für ächte Künstler. Die wohlthätigen Wirkungen blieben auch nicht aus, obgleich die Bilderstürmerei der 70er Jahre mancherlei verdarb. Wir können in verschiedenen Kreisen die Männer bemerken, die wie Gärtner in Leipzig, Bodmer anfangs in Zürich, Boie in Göttingen, Gleim in Halberstadt anregten mehr als dichteten: was sie im engen Bezirke waren, war Lessing für ganz Deutschland. Er war der große Wegweiser der Nation; er machte sich unentbehrlich, schaffte sich Ehre und Ruhm, aber er ging haushälterisch damit um und hielt ihn zu Rathe; die Klippe schneller und übermäßiger Gunst, an der so Viele gescheitert sind, war ihm nicht einen Augenblick gefährlich. Dadurch erhielt er, wie es Goethe nennt, das große Vertrauen der Nation. Er behielt unaufhörlich das große Ziel seiner ästhetischen Reformation im Auge, nachdem ihm Einmal das Bedürfniß klar geworden war. Luther hatte das nördliche Deutschland in eine moralische Poesie eingeführt, Lessing führte es jetzt wieder heraus. Wie Luther unsere Religion von dem Druck der italienischen Satzungen befreien wollte, so Lessing die Poesie von dem Zwang der willkürlichen Regel französischer Dogmatiker; wie jener auf die Reinheit der evangelischen Quelle zurückwies, so Lessing auf Aristoteles. Wie jener mit den römischen Erfindungen nicht jedes Dogma Preis geben wollte, bange vor den zügellosen Revolutionären und Bilderstürmern, so Lessing nicht mit der positiven Regel alle Naturregel, die die Originalgenies Lust zeigten zu leugnen. Wie jener die urchristlichen im Streit der Scholastik und Mystik vergessenen Patriarchen hervorzog,

so Lessing die großen und in der Zeit des Ungeschmacks zurückgestellten Muster ächter Dichtung. Hier ließ er sich von keiner Modebegeisterung blenden, und statt z. B. Ossian neben Homer zu stellen, so hat er ihn nirgends genannt, und hob dagegen Shakespeare hervor, den man kaum vor ihm hatte nennen hören. Diese Reinheit des Geschmacks, die sich Lessing mit der Zeit erwarb (denn auch hier kam er erst von der Einsicht des Falschen zur Kenntniß des Wahren), ist fast wunderbar, wenn man bedenkt, wie noch Goethe und Schiller in dieser Hinsicht hier und da irre gingen; wenn man bedenkt, in welche Finsterniß Deutschland durch die Lage der Verhältnisse damals verirrt war. Seit Jahrhunderten war unsere Literatur nur immer abhängig gewesen von den Mustern des Auslands; Italiens, Spaniens, Englands, Frankreichs Literatur hatten ihre Blüthen entfaltet und das arme Deutschland sah bewundernd zu und stammelte rohe Versuche nach. Die französische Poesie stand im unerschütterten Ansehen, die neueste englische stritt mit ihr, Alles schwur nicht höher als bei Pope und Thomson. Uns Spätern ist es nicht schwer, das Misliche dieser Lage zu übersehen. Wir hatten nichts als Nachahmungen, und darum schrieen Lessing und die Literaturbriefe zuerst so nach Originalen, und wandten ihren schärfsten Spott gegen die Nachahmer deutscher Nachahmungen. Das Schlimmere aber war, wir ahmten falsche Muster nach und hielten sie für das Höchste. Auch dies durchschaute Lessing schon damals mit dem schärfsten historischen Blicke. Andere Nationen, sagt er in den Literaturbriefen (1759—65), die eigentlich das Hauptwerkzeug seiner revolutionären Umtriebe werden sollten, sind vor uns an ihrem Ziele in der Literatur angelangt; spätere ihrer Genien wollten sich noch unter die Sieger eindrängen, und sind auf Nebenwege gerathen. (Hier hat er die nachzügelnde Periode der englischen Literatur besonders im Auge.) Zum Unglück sind die Deutschen Zeitgenossen dieser letzten; der zweideutige Geist der Nachahmungen pries sie als Muster an, und da unsere Periode erst auf der Hälfte ist, und mit der anderen schon vollendeten zusammenstößt, so lief man Gefahr, den guten Geschmack zu verlieren, noch ehe er stark geworden. Unter

diesen Umständen, sagt er selbst, fehlt uns die Hand, die uns führte. Er selber lieh sie seinem Volke. Er warf sich gegen diese falschen Muster auf, er behandelte mit kühnem Uebermuth die Götzen des Tages, und ganz Deutschland sah zuerst unwillig, dann achtsam, bald willig folgend auf, als er in der Dramaturgie den stolzen Bau der französischen Kritik und Bühne zusammenwarf. Er setzte die einfachsten und reinsten Gattungen als Zielpunkte auf, und die einfachsten und reinsten Dichter anderer Nationen als Muster. Simplifikation und Errettung von verwickelten Verhältnissen, Durchhauen unlösbarer Knoten, war der Weg, den er nahm, der Weg, den jede Revolution und Reformation nehmen muß. Er fühlte, wie schon die Sprache fehlte. Man hatte jetzt die Ahnung von einer Wahrheit, der Jacob Grimm vortreffliche Worte geliehen hat, daß nämlich keine Literatur eines kräftigen Wachsthums sich erfreuen kann, in der sich nicht Prosa und Poesie gegenseitig ausbildet und stützt. So fehlte unserer Dichtung im 13. Jahrhundert die Prosa, unsrer Prosa im 16. die Poesie; im 17. wiederholte sich dürftiger das Verhältniß des 13., erst im vorigen Jahrhundert reichten sich Beide die Hand. Wir haben bemerkt, wie noch die Gegensätze in Klopstock und Wieland so lagen, als ob sich Prosa und Poesie nicht gegenseitig wollten schützen und ertragen lernen, Lessing erst sah dies Misverhältniß ein, und ward der Begründer einer Prosa, die zuerst eine Niedersetzung des deutschen Stils verkündete. Er sah, daß es meist allen Dichtern wie ihm ging, daß sie nämlich von Reim und Numerus beherrscht seien; er schrieb seine Schauspiele in Prosa, und wir wissen aus Goethe's Zeugniß und übrigens aus fast allen Werken der 70er Jahre, daß dieses Beispiel schlagartig wirkte. Unsere arbeitsamen Schriftsteller, sagte Lessing, waren stets schon vom Nachschlagen müde, wenn sie zur Sprache kamen, und ließen dann die Hand sinken. Er lehrte sie in seinen kritischen Ausfällen Natur, Leidenschaft, Unmittelbarkeit der Empfindung in ihren Vortrag legen, und bildete sich zuletzt jenen merkwürdigen Stil, in dem der abstruseste Inhalt zur angenehmsten Lektüre, das Verwirrteste plan, das Trockenste pikant wird, in dem unter der

innigsten Verflechtung von Gedanken und Ausdruck jede Idee mit den vom Sprachgenius ihr vermählten Worten bekleidet ist. Das Schwerfällige, das man der deutschen Sprache vorwirft, ist bei Lessing nicht zu finden, und was wäre deutscher geschrieben als sein Laokoon und Antigoeze? Der Schreiber redet hier, und in der Rede gestikulirt er noch; er überläßt sich der Wärme und dem Feuer des Gesprächs, und behält die Ruhe und Selbstbeherrschung der überdachten Schrift; er wußte es selbst, daß sein Stil die ungewöhnlichsten „Kaskaden" machte, wenn er seiner Materie am besonnensten Meister war. So also lehrte er Deutschland die prosaische Rede; und zugleich zeigte er ihr die einzige zeitgemäße Gattung, an der sie sich poetisch steigern könnte. Er wies auf das Drama am entschiedensten mit Lehre und Beispiel hin, als nach dem Absterben der gottsched'schen Schule dies Gebiet fast verlassen war, und die ganze Folgezeit hat bewiesen, wie weise er gegen Klopstock und Wieland war, die das nicht zeitgemäße Epos erzwingen wollten, das zwar Lessing selbst theoretisch weit höher hielt als das Schauspiel. Ebenso kannte und schätzte er Aeschylus und Aristophanes, als er Sophokles, Plautus und Shakespeare hervorzog, er wollte aber nicht unpraktisch auf Muster zeigen, die uns nichts nützen könnten. Nachdem Lessing so der Nation die ächten Muster gezeigt, die falschen entfernt, den Stoff angewiesen hatte und die Sprache, so wies er auch im Laokoon noch den höchsten Grundsatz aller Poesie nach. Nun waren die Elemente alle gegeben, und nun zog er sich zurück. Er hatte auf dem Wege der Kritik und des Verstandes Alles angegeben, was die Zeit noch in seinen letzten Jahren anfing mit Phantasie und jugendlichen Sinnen neu aus sich zu erzeugen. Er führte die zeugenden Organe, die sich bei den Verirrungen und Verknorpelungen der Natur schwer fanden, zusammen, und nun ging Zeugung, Geburt, Wachsthum, Jugend unserer Literatur von selbst vor sich. Er war die Hebamme unserer Poesie, nicht selbst Poet. Der die Schwächen aller anderen Scheindichter so erkannt hatte, hätte nicht die seinigen erkennen sollen? aus Eitelkeit nicht erkennen sollen, Er, der so sehr über alle Kleinlichkeiten der mensch-

lichen Natur hinweg war? In dem Augenblicke, da ihn die Nation am höchsten feierte, da seine theologischen Streitigkeiten ihm noch nicht Feinde gemacht hatten, da sein Gleim und Ebert ihm ihr Shakespeare-Lessing zuriefen und keinen Widerspruch fanden, in diesem Augenblicke legte er jenes denkwürdige Geständniß ab[188], das ihn vielleicht mehr als seine Leistungen ehrt, eben wie er von Lafontaine und Pope bei ähnlichen kleineren Geständnissen meinte. Denn eigne Schwächen zu kennen und einzugestehen, da sie Niemand außer uns kennt, ist wahrscheinlich schwerer, als eigne Kräfte wirken zu lassen, zu deren Besitz wir nichts können.

Lessing brauchte sich nicht über sich zu täuschen. Man kann Gaben an ihm vermissen; aber der Gebrauch, den er von denen machte, die er hatte, ist ein ewiges Muster. So ist's bei Schiller, umgekehrt bei Goethe. Er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthusiasmus fehle, den er die ἀκμή, die Spitze und Blüthe der schönen Kunst nennt, den einem Dichter zu verdächtigen ihm eine Sünde an dessen Lebensberufe schien. Indem er dies Geständniß am Schlusse der Dramaturgie ablegte, beging er wieder einen Akt der Simplifikation und Reinigung; er wies den Verstand auf das Gebiet der Wissenschaft und Kritik, von der Dichtung hinweg. Daß doch niemals ein Aesthetiker und Literarhistoriker über Lessing's Dichtungen mit einem Weisheitsdünkel abspreche! und niemals anders darüber rede als mit Lessing's eignen unsterblichen Worten. „Ich bin" so lautet seine Erklärung „weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für das letztere zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel zur Hand nimmt und Farben

---

188) Er war der wahre große Mann,
der Lobeswort nicht hören kann.
Er sucht bescheiden auszuweichen,
und thut, als gäb' es seines Gleichen.

Goethe, von Chiron.

verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglicher ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, mich an fremdem Feuer zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücken unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich zu bewegen, aber nicht ihn zum Läufer machen kann, so auch die Kritik."

So bescheiden sich Lessing hier über sein Dichtertalent äußert, so voll Selbstgefühl war er dagegen auf seine Kritik. Vielleicht hat ihn kein Sterblicher von dieser Seite übertroffen. Wie wohl er sich in diesem Gebiete fühlte, sieht man an dem Tone jeder Kritik, die er geschrieben hat, wenn man sie gegen seine vorsichtig zusammengesetzten Schauspiele hält. Die bessere Einsicht, der Wahrheitseifer, der Ehrgeiz, unsere Literatur neben den ausländischen ebenbürtig zu machen, die Ueberzeugung, daß nur durch Reibung unsere Kräfte gereizt werden könnten, und daß nichts uns so sehr hemmte, als Schullob und Rücksichten, trieb ihn hier grundsätzlich zu einer Polemik gegen alle Mittelmäßigkeit, die eigentlich allein den Aufschwung in den 70er Jahren in Deutschland hervorrief. Er gab die Haltung der Literaturbriefe an, die seine Freunde selbst mit dem guten Willen dazu nicht behaupten konnten. Wie wenig man diesen zutraute, wie ganz man Lessing überall vermuthete, wo ein zuversichtlicher Ton mit

einiger Sachkenntniß gepaart erschien, beweist, daß man ihn für einen Hauptmitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek hielt, in die er so gut wie nichts schrieb; und daß man viel Lärm von einer berliner Schule machte, als deren Haupt man ihn verschrie. Nichts war dem wahrheitssinnigen Mann so zuwider, als für den Mittelpunkt einer literarischen Clique zu gelten, und auch dies mag ihn bewogen haben, bei keiner journalistischen Verbindung auszuhalten. Ihm und seinem Moses war es mit der Erforschung der Wahrheit an und für sich ein Ernst, dafür liegt das Zeugniß in Lessing's Korrespondenz, die von dieser Seite nur an Schiller's Briefen ihres Gleichen hat. Er war daher von aller Schulmacherei und literarischen Verschwörungen himmelweit entfernt. Schon bei Gottsched war ihm dies Schulpatronat so innerlich verhaßt, daß man hierher seinen Eifer gegen ihn miterklären muß. Nun ward er selbst so dargestellt, als ob er unter den Berlinern ein neuer Gottsched zu werden Lust trage. Der diese Ansichten am meisten auszubreiten bemüht war, war Klotz. Wir haben ihn oben in der Mitte seiner hallischen und halberstädter Freunde gesehen. Ein durch allerhand lateinische Gedichte (carmina omnia 1766) bekannter Philolog und Humanist, der sich zu den muthwilligen Spielereien der Anakreontiker herabließ und eine Geschichte des Amor in Gemmen schrieb, war damals etwas Nagelneues. Die Hallenser, die Erfurter (Riedel), die Wiener (Sonnenfels), die Breslauer (Flögel), und Alles, was einigen veralteten Ruhm noch retten oder einen schwankenden befestigen wollte, drängte sich mit Lobpreisungen an, und der gute Mann sah sich plötzlich eben zu dem gemacht, wozu er nun um so eifriger Lessing zu machen suchte. Er hatte vorher nur lateinische Sachen, und acta literaria (seit 1764) herausgegeben, in denen er sich schon seinem Hang zu verläumderischen Persönlichkeiten hingab, wie Lessing mit stachlichten Beispielen nachwies; geblendet vom Lob des Anhangs schrieb er nun deutsch über das Studium des Alterthums (1766), und über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine. Schon dies konnte Lessing ärgern, der sich in Breslau eifrig mit Winckelmann und der Archäologie

beschäftigte; der zuversichtliche Ton eines Mannes, der seine antiquarische Gelehrsamkeit aus zwei Heften von Christ und Heyne hatte, der Lippert den Bart strich und Winckelmann meisterte, reizte ihn. Nun vollends errichtete er nach Riedel's Plan in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1767, ein Tribunal, das Lessing berechtigte der persönlichen, verschwärzenden, klatschenden Kritik, die darin herrschte, den Namen Klotzianismus zu geben; dazu schien es, als ob in dem elenden kraftlosen Deutsch, das darin geschrieben ward, der Stil der alten Wochenschriften noch einmal auftauchen wollte. Mit Recht fürchtete Lessing den Nachtheil, wenn Leuten dieses Geschmacks erlaubt sein sollte, gegen Klopstock und Ramler einzusprechen, um ein Publikum, das sich gerade zu bilden anfing, irre zu leiten über die Männer, die allein unserer werdenden Literatur Charakter und Werth gaben. Ein einziger Zorn waffnete daher Lessing und Herder gegen Klotz. Lessingen ohnehin neckten seit der Erscheinung des Laokoon (1766) die dünkelhaften Antiquare und er ließ daher gleichzeitig mit der Dramaturgie die antiquarischen Briefe gegen Klotz (1768) los und die Abhandlung über den Tod der Alten (1769), zwei Bären, wie Herder sagt, die den Hauptgegner zerrissen und die Anhänger in ihre Winkel jagten. In der That verhallte der Nothruf und das Kampfgeschrei der erfurtischen Zeitung (von Riedel) und der literarischen Briefe (von Schirach) ohne Erfolg. Der Inhalt dieser Schriften Lessing's geht uns nicht an; ihre Tendenz aber ist für Lessing ungemein charakteristrend. Er fand das Publikum zu ekel gegen Streitschriften; er selbst war zu ekel gegen Lobtändeleien der Anakreontisten, die eben in jenen Jahren am besten im Gange waren. Es war ihm gerade Recht, den gelehrten Vertreter unter diesem Haufen aufgreifen zu können; und er griff ihn von Seiten der antiquarischen Gelehrsamkeit an, um seinem Gleim nicht wehe zu thun, obwohl er sich gelegentlich bitter genug über das äußerte, was diese Pedanten Grazie und Liebe nannten. Nicht in Hitze, sondern mit Vorbedacht und der langsamsten Ueberlegung sagte er Klotzen alles Spöttische, Bittere, Harte, was ihm die antiquarischen Federn recht schmerzlich ausrupfen

mußte, mit denen er sich geschmückt hatte. Er stellte jenen kritischen Kanon auf, dem in Zeiten lebhafter Bewegung immer wieder Gesetzkraft gegeben werden wird: gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Nicht Klotzens Zeitschrift wählte er aus anderen Zeitschriften, nicht seine Rotte mit einer anderen anzugreifen, sondern allein stellte er sich ihm wie ein Riese gegenüber, Keinem helfend, von Keinem Hülfe begehrend. Er vergleicht sich mit einer Windmühle, die mahlt so lange etwas aufgeschüttet ist; alle 32 Winde sind seine Freunde, er begehrt nichts als freien Umlauf. Mücken läßt er durchschwärmen, muthwillige Buben dürfen nicht durchjagen, keine Hand ihn hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der ihn treibt, sonst schleudert ihn sein Flügel in die Luft, und er kann ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt. In der Schrift über den Tod der Alten vertheidigt er diese tumultuarische Polemik mit Grundsätzen. Dem Widerspruche verdanke man so viele Wahrheiten, die Polemik sei der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich, dem erschlichenen Namen so gefährlich, daß jeder Streit der Wahrheit förderlich sei, den Geist der Prüfung nähre, Vorurtheil und Ansehen in beständiger Erschütterung halte. Wenn nicht Einmal gegen Stümperei und Zudringlichkeit ein positiver Ton angestimmt werde, wie sollten sie jemals aufhören!

Auch der Laokoon (1766) ist mitten unter dem wüsten Kunstgeschrei geschrieben, das seit Winckelmann, Mengs, Lippert, Hagedorn und Heyne die Welt erfüllte, als es Mode war, von geschnittenen Steinen sich zu unterhalten, und Lippert's Daktyliothek für den Schulunterricht zu empfehlen. Neben der Dramaturgie hat dieses Meisterstück von Analyse und Vortrag die größten Wirkungen unter Lessing's kritischen Schriften gemacht. Wer Schiller's und Goethe's Aussprüche, Theorien und praktische Folgeleistungen kennt, die sich an den Inhalt des Laokoon anreihen, der übersieht auf einmal den

Einfluß, den dieses Buch auf die Dichtung und Kritik der Folgezeit ausübte. Nur die Spitzen des Inhalts müssen wir einen Augenblick berühren. Der Kern auch dieses Werkes geht auf Reinhaltung der Kunst! die ungeschickte Vergleichung und Mischung von Malerei und Dichtung, die wir bei Breitinger auch in die deutsche Kritik eingedrungen fanden, gibt den Anhalt für die Untersuchungen, die Lessing auf den letzten Grundsatz und das höchste Prinzip aller Kunst führten, wodurch er, wie Goethe selbst bezeugt, ein Halt und Trost für Alle wurde, die nach einem sicheren Boden in ihrem Kunstwirken suchten und ihn in Sulzer's Moraltheorie nicht fanden. Den Gesichtspunkt der Reinhaltung der Künste, von dem Lessing nach reifem Nachdenken zwar und doch gleichsam noch divinatorisch ausging, und den die romantischen Neigungen der neuen Zeiten ungemein schwer zu finden oder zu behaupten machten, fand Goethe nach seiner vielfachen Kunsterfahrung einzig richtig. Vermischung der Kunstarten war auch ihm ein Zeichen des Verfalls. Er beobachtete wie Lessing, daß die Künste überall eine Neigung haben, sich zu vereinigen und in einander zu verlieren; daß aber gerade darin die Würde und das Verdienst des ächten Künstlers bestehe, daß er sein Kunst f a ch und jede Kunst a r t auf sich selbst zu stellen und aufs möglichste rein zu halten wisse. Lessing geht von einem Satze in Winckelmann's Schriftchen über Nachahmung der Alten aus, von dem dieser in der Kunstgeschichte selbst zurückkam, daß das Hauptkennzeichen der griechischen Skulpturwerke Einfalt und ruhige Größe sei. Winckelmann kam von Laokoon auf diesen Satz. Wie er den schönen Formen der griechischen Kunst wirklich schöne Natur unterliegen sah, so dachte er, noch nach den Vorstellungen vom Heroismus der französischen Tragödie, daß es innere Seelengröße sei, was den Ausdruck des Schmerzes im Laokoon ermäßigte. Lessing entwickelt hier zuerst seine eindringliche Kenntniß antiken Geistes, und beweist aus den alten Dichtern, daß in der Vorstellung des Griechen Schrei des Schmerzes und Seelengröße wohl verträglich seien. Wie wenig überflüssig damals dergleichen Nachweisungen waren, beweist sich daher, daß selbst Herder mit seinem

Glauben an eine heroische Menschheit trotz seiner Kenntniß der Alten noch dieser Auslegung widersprach, namentlich in so weit sie den Philoktet zum Beweise für sich anführt. Wie fruchtbar dagegen diese Sätze bei Andern für die Theorie der Tragödie wurden, können wir später bei Schiller erfahren. Lessing setzt also den von Winckelmann nachher selbst bestätigten Satz entgegen: daß das höchste Gesetz der alten Kunst Schönheit gewesen, daß sie daher alle Caricatur und alles Uebertriebene der Leidenschaften gemieden hätte, das an Häßlichkeit grenze. In den Fragmenten zum zweiten Theile des Laokoon bestimmt sich dieses Prinzip aller Kunst noch etwas näher. Die eigentliche Bestimmung einer Kunst kann nur das sein, was sie ohne Beihülfe einer anderen hervorzubringen im Stande ist. Dies ist in der plastischen Kunst die körperliche Schönheit. Die höchste körperliche Schönheit ist nur in dem Menschen, und auch in diesem nur vermöge des Ideals. Ideal der körperlichen Schönheit liegt hauptsächlich in der Form, wohl auch in der Karnation und im permanenten Ausdruck; die bloße Kolorirung (Gebrauch der Lokalfarben) und der transitorische Ausdruck entbehren des Ideals, weil die Natur sich nichts Bestimmtes darin vorgesetzt hat. Das Ideal in der Poesie nun muß Ideal der Handlungen sein, nicht Ideal moralischer Wesen; denn es würde Uebertreibung sein, von dem Dichter vollkommene moralische Wesen zu verlangen. In der gleichzeitigen Dramaturgie räumt Lessing ausdrücklich und zuerst, diesem entsprechend, die moralischen Anforderungen an den Dichter weg. Er will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn eine Dichtung zur Erläuterung oder Bestätigung einer moralischen Wahrheit dienen kann; aber er darf sagen, daß eine solche Einrichtung nichts weniger als nothwendig in einem Kunstwerke ist. Wir sehen hier den Grund, auf dem Goethe, Schiller und Humboldt nachher ihre ästhetischen Theorien ausbilden; zugleich sehen wir den ästhetischen Gegensatz Lessing's gegen Klopstock und Wieland aufs schärfste ausgedrückt. Jener hatte moralische Schönheit zum letzten Grundsatz der Kunst gemacht, Wieland die Natur und Wahrheit; vollkommen moralische Wesen hatte uns jener geschildert, der Wirklich-

keit nahe schilderte Wieland; Lessing's Figuren, denen er zwar nur trockene Form und keine Karnation geben konnte, erscheinen allerdings mehr als der wirklichen Natur entnommen, allein d e r Natur doch, die sich angestrengt hat, auch Lessing selbst zu schaffen, die also selbst einer idealen Bildung nahe gekommen ist. — Indem Lessing weiterhin auf die Vergleichung der Malerei und Dichtung kommt und die falschen Aehnlichkeiten beleuchtet, die die Spencer und Caylus aufgefunden hatten, setzt er dagegen seine scharfe Unterscheidung: die Malerei braucht Figuren und Farben im Raume, die Dichtkunst artikulirte Töne in der Zeit; der Gegenstand jener sind Körper und andeutungsweise durch Körper Bewegungen (so emendirt Lessing in den Fragmenten); der Gegenstand der Poesie Bewegungen und andeutungsweise durch Bewegungen auch Körper. Dieser schroffe Satz stieß bei Jedem an, dem das logische Denken nicht so geläufig war. Allerdings bedurfte er kleine Einschränkungen oder Verdeutlichungen, deren in den Fragmenent einige nachgetragen sind; allein auch ohne sie lag die Wahrheit in den ersten Sätzen im Laokoon kenntlich [189]. Herder wehrte sich gegen diese, wie gegen den ganzen

189) Lessing sagt unter Anderem: die Malerei habe nur einen einzigen Augenblick für ihre dargestellten Handlungen zu Gebote stehen; dieser könne nicht fruchtbar genug gewählt werden; er dürfe nichts enthalten, was sich als transitorisch denken lasse. Goethe in seinem Aufsatz über Laokoon scheint das Gegentheil zu fordern: es müsse in einer vorgestellten Handlung ein vorübergehender Moment gewählt sein, wie eben in Laokoon's Gruppe. Wer Lessing bis zu §. 16. verfolgt, der findet, daß sich dies nicht widerspricht. Lessing verlangt aufs deutlichste, der Maler solle aus der Reihe von Momenten, die eine Handlung bilden, den prägnantesten wählen, der am meisten die vorausgegangenen und folgenden errathen läßt, der in sofern, mit Goethe zu reden, immer nur ein vorübergehender Moment ist, mit Lessing zu reden aber ein Centrum, einen Ruhepunkt bildet, auf dem man weilen mag, weil er große Aussichten bietet. — Wie fein im alten Sinne Lessing's Ansicht ist, belegen auch die Tänzer, die die Alten ohne Boden bildeten. Sie sonderten gleichsam das Bild ab, das die Phantasie vom Tanze fest hält, die schwebende Bewegung, die von allen Bewegungen die ruhigste ist. Ich glaube, warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche. Goethe hat z. B. über Laokoon auch eine Ansicht mitgetheilt, und in ihm die Stellung gefunden, die uns einen Kitzel in der Seite annehmen macht. Ich möchte aber wissen, ob es nicht physiologisch wörtlich zu verstehen ist, wenn ich meine, in Laokoon's Lage müsse dem Menschen aller Kitzel vergehen.

Laokoon, ja wie er Alles, was Lessing scharf umschrieben hatte, mit seiner kritischen Phantasie wieder zu verwischen strebte. Er konnte so weit gehen, die in einander geschachtelten Gemälde, die auf Einem Blatte eine Reihe von Historien malen, in Schutz zu nehmen und zur Einrede gegen die Behauptung zu brauchen, daß das Successive der redenden Kunst nur zukomme; was würde er erst gesagt haben, wenn er jene Drehgläser gekannt hätte, die uns Gemälde in wirklicher Bewegung zeigen! Was freilich bei Herder'n den größten Anstoß erregte, war, daß in Folge dieser neuen Theorie die Malerei in der Poesie, wie wir oben gesehen haben, wegfiel, und daß nur Handlungen (Reihen von Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen) die große Aufgabe der Poesie blieben. Herder mag das Eine und das Andere nicht gelten lassen, weil ihm für seinen Ossian angst ist! und für ariostische Stellen, und für die ganze Lyrik. Er zittert vor dem Blutbade, den dieser letzte Satz, Handlungen seien der eigentliche Vorwurf der Poesie, unter den Dichtern aller Zeiten anrichten würde! Von Tyrtäus bis Gleim und Klopstock, fürchtet er, werde entsetzlich aufgeräumt werden! Und was weiter? So bleibt eben die Zahl der ächten und wahren Dichter und Dichtungsarten übrig, unter denen uns wohl ist. So sehen wir Lessing sich nach zweitausend Jahren an Aristoteles' Poetik anreihen, dem nur Epos und Drama die ächten und reinen Gattungen waren, d. h. eben diese, die nur Handlungen zum Gegenstand haben. Nur mit dem Unterschiede, daß Aristoteles dem Drama den Vorzug gibt, Lessing aber, wie wir schon einigemale anführten, seinem noch weiter getriebenen Purismus zufolge dem reinen gesprochenen Gedichte, dem Epos; obgleich er wohl fühlte und auch darin Beispiel und Muster ward, daß das Drama allein an der Tagesordnung war. An dessen Ausbildung setzte er seine besten Kräfte, und dorthin wollen wir ihn jetzt begleiten.

---

9. Schauspiel. (Lessing.)

Wir haben das Schauspiel bisher zur Seite liegen lassen, und stellen seine Schicksale in diesem Jahrhundert bis in die 70er Jahre hier in Eine Reihe zusammen, nicht allein um die Entwicklungen einfacher zu überschauen, auch nicht blos um Lessing's Verdienste um dasselbe in ein deutlicheres Licht zu stellen, sondern besonders um bemerkbar zu machen, daß das Drama die einzige Gattung war, in der unsere neuere Poesie zu einem Ziele kommen sollte, für die unsere größten Genien sich bildeten, und für die allein die große Theilnahme der Nation gewonnen ward. Wir haben es mehrfach wiederholt, daß die neuere Zeit, in der die Verstandesbildung in den Vorgrund trat, jene lebhafte Phantasie verlor, die sich den Inhalt der ruhigen Erzählung des Rhapsoden und Epikers zu vergegenwärtigen wußte, und daß, um diesen Verlust zu ersetzen, der Dichter die dramatischen Mittel ergreift, mit denen er lebendiger auf die stumpferen Organe wirkt: Gegenwart der Darstellung und die lebhaftere Schilderung des Dialogs; stärkere Wirkung auf die äußeren Sinne, und zugleich auf ein sympathetisches Interesse des Zuschauers, durch Erregung seiner Leidenschaften. Daher sahen wir nun durch mehrere Jahrhunderte die dramatische Form in Anwendung; und wenn es sich nicht so klar und einfach darstellt, daß das Schauspiel die naturgemäße Gattung der neueren Zeit, wie das Epos die der älteren ist, so liegt dies blos darin, daß das Epos in der ungestörten Periode des Allgemeingefühls der Völker als einzige Gattung allein besteht, das Schauspiel aber, das auf das Epos folgt, und das mühsam aus verschiedenen Nebengattungen und Unterarten der Poesie erwächst, nothwendig von diesen und den Resten des Epos umgeben und überdeckt liegt, so daß wir in unserer historischen Betrachtung eben so genöthigt waren, zur reineren Betrachtung des Dramas diesen Schutt erst wegzuräumen, wie Lessing bei seinen Bestrebungen für dessen Herstellung dieselbe Thätigkeit oblag.

Wo zu irgend einer Zeit das Drama lebendig aus der Geschichte aufsteht, wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo die Erregung der Gemüther auf dem Schauplatz leicht war, weil die große Bühne der Weltbegebenheiten selbst die weite Grundlage des Interesses für alle Nachahmungen derselben bildete, da bedarf der Schauspieldichter weniger materieller Mittel, um zu wirken, eben weil er der Hauptwirkung, der Gefangennahme der Gemüthsbewegungen, sicher ist. In solchen Zeiten öffentlicher Aufregung also stellte sich die höchste Leistung im Dramatischen, und die den Zuschauer am tiefsten in Anspruch nimmt, das Trauerspiel, von selbst ein. Schwindet diese Theilnahme wieder, verlieren die Menschen den Sinn für große Gegenstände und mit ihm die Geduld, sich durch diese aufreizen zu lassen zu Schmerz und Unlust, so bleibt dem Drama nichts übrig, als sich auf Convenienzstücke, auf bürgerliche Schau- und Lustspiele zu werfen, oder für jede allenfallsige Aufregung mit desto stärkerer Nahrung für die äußeren Sinne, mit der Oper und ähnlichen Schaustücken, zu entschädigen. Auf diesem Standpunkte haben wir früher unser Schauspiel verlassen, ja auf einem noch gesunkeneren. Denn der grobe Sinnenreiz selbst war in den Opern unmäßig übertrieben, und die gemeinste Lachlust schien in den Lustspielen nur noch mit Schmutz und Zoten befriedigt werden zu können.

Den öffentlichen Zustand der Schauspieldichtung, der Bühne und der Spieler um Gottsched's Zeit kann man sich nicht niedrig genug vorstellen. Eine Truppe von der Bedeutung, wie wir sie in Gryphius' Zeit fanden, existirte kaum mehr; dramatische Dichter wie Hallmann würden jetzt Epoche gemacht haben. Bis weit in das Jahrhundert hinein bildeten sich noch Schauspielertruppen aus Seiltänzerbanden, und auf ihren Buden wechselten Marionetten mit lebenden Personen ab; ein Kuniger machte sich mit einer solchen Bande noch um 1750 einen Namen, und aus des Schneiders Reibehand Marionettentheater ging der Komiker Franz Schuch hervor, der mit Schönemann, Koch und Ackermann die ersten Verdienste um die Wiedergeburt des Schauspiels theilt. Die Schauspieldichtung war

wie ausgegangen; die Spieler sorgten selbst für Staatsaktionen, Possen und Impromptus, und die konnten sich nicht einmal gestalten und ausbilden, weil sie die Unternehmer, in deren Truppe sie entstanden, aus Misgunst nicht veröffentlichten. Von den Schauspielern aus schien also so wenig etwas zu hoffen für eine Herstellung der Bühne, als von dem Volke selbst, dessen Theilnahme sehr gering geworden war. Die Höfe gaben noch weniger Trost. In Dresden, in Berlin, in Wien hielt man italienische Sänger und französische Schauspieler, und was war selbst von diesen zu lernen! Aus Berlin berichtet um 1735 Herr von Steinwehr, ein Mitglied der deutschen Gesellschaft, an Gottsched über den unsäglichen inneren und äußeren Schmutz der Darstellungen französischer Schauspieler, die selbst die Komödien des italienischen Theaters ins Unkenntliche entstellten. Briefe aus Wien, um 1750 an Gottsched geschrieben, berichten ihm zu seinem großen Ergötzen über das Spiel der dortigen französischen Schauspieler so, daß er sich allerdings freuen durfte über die Fortschritte, die man in Leipzig auf der deutschen Bühne gemacht hatte. Diese Beschreibung ist durchaus sprechend[190]. „Die Liebhaberin, heißt es darin, macht ihrem Liebhaber eine orientalisch-christlich-französische Reverenz, beide Hände kreuzweis auf der Brust, den Leib tief vorwärts gebogen; von jedem Schritte, den sie macht, zittert die Bühne. Der Liebhaber umarmt sie mit dem Haupte auf ihrer Brust, den linken Fuß über den ganzen Bauch — wer sollte nicht speien? Alle Schauspielerinnen machen Katzenbuckel, stellen sich sehr geil an, seufzen und heulen, vervielfachen das Affektirte und treiben das Bewegliche bis zum Kitzel. Die Hände fliegen über die Scheitel, die Stimme verliert sich in Seufzen. Der linke Fuß bleibt wie angenagelt, der rechte thut zuweilen einen Schritt, mit Erschütterung des Leibes, der Bühne und des Zuschauers; dann beugt sie sich vorwärts und zeiget ihre Fleischbank." Bei solchen Mustern war es kein Wunder, daß sich die besseren unserer spätern Schauspieler aus sich selbst und aus den rohesten Anfängen bilden mußten. Denn das Beste

190) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrs. II, p. 639.

war noch immer das, was sich aus der eigentlichen Volkskomödie hoffen ließ. Auch diese dauerte hier und da fort, am meisten in Oesterreich, Tyrol und Oberbayern, wo weder öffentliche Ereignisse noch die neue Bildung störten. Von Wien, wo das Impromptu, die Lokal- und Volkspoesie immer zu Hause war, ging jener Schuch aus, der bei schon anständigeren Verhältnissen die Stegreifspiele am längsten festhielt und sie zu einer gewissen Feinheit steigerte. Er selbst ist als der vortrefflichste Hanswurst bekannt und berühmt gewesen, von schnellem und treffendem Witz, dessen Lazzi überraschend und dessen Scherze nie unartig waren[191]. Er nahm die Entwürfe zu seinen Burlesken aus regelmäßigen Stücken alter und neuer Theater und hatte seine Spieler vortrefflich dazu eingeschult, so daß Lessing in Breslau diese raschen Possen lieber besuchte, als die lahmen und kranken regelmäßigen Stücke. In Tyrol dauert die Bauernkomödie bis auf den heutigen Tag, in der Gegend um Innsbruck und besonders im Dorfe Laatsch; und man schildert uns, was wir z. Th. als Augenzeuge bestätigen können, die ältesten Zustände noch als dauernd[192]. Man führt Legenden und Volkssagen auf mit Possen unterbrochen; die Theater sind leicht aus Holz gezimmert, der Schauplatz unter freiem Himmel, beim Wirthshause, der Wirth erscheint als Chorage. Diese Zustände waren unstreitig im Anfang des vorigen Jahrhs. noch lebendiger, als die Tyroler noch die Tragödien des Grafen Brandis aufführten, und die Jesuitenkomödien noch im Gange waren. Von diesen aus behielten die biblischen Stücke, Legenden und Passionen in jenen Gegenden langehin Nahrung im Volke, und auch diese Sitte hat in Oberbayern, in Oberammergau bis heute fortgedauert, wo unter einem einsamen Völkchen das lange Winter und keinen Ackerbau hat, von Zeit zu Zeit die Passion an Sonntagen im Sommer aufgeführt wird, mit großem Apparat und antik gekleideten Chören, die die Figuren aus dem alten Testamente, welche blos als Tableaux dargestellt sind, in Recitativen erklären.

191) Dies ist aus dem Leben von Brandes entnommen.

192) Vgl. Das Land Tyrol. 1837. I. p. 451.

Wie diese Aufführungen hiernach noch heute den Stil frühester Zeiten und den letzten Zuschnitt des 17. Jahrhs. an sich tragen, so behielten die Jesuitentheater in Bayern und Oesterreich den Prunk und das Maschinenwesen der Hofballette in ihren geistlichen Stücken bei. Ihre Aufführungen dauerten bis zur Aufhebung des Ordens; aus ihrer Schule und aus Klöstern sind sonderbarer Weise manche Schauspieler, wie Schuch, Stänzel, Josephi u. A. hervorgegangen. Gottsched und Nicolai haben nicht versäumt, uns von den Jesuitenstücken dieser Zeiten Proben zu geben, die allerdings noch immer auf oder vielmehr unter Ayrer's Standpunkt stehen, und gegen die Nicolai die Staatsaktionen Ludovici's, von denen Lessing noch eine besaß, Meisterstücke nennt. Auch in protestantischen Ländern waren übrigens die geistlichen Stücke noch nicht ausgegangen. In Quedlinburg gab es noch Passionen und Lebensläufe der Patriarchen, und auf allen Schulen in Sachsen und Schlesien spielten die Schüler noch weise'sche Stücke; ja in Breslau waren dramatische Aufführungen sogar durch milde Stiftungen auf den Gymnasien verordnet.

Gottsched, als er sich vornahm, die deutsche Bühne auf den Fuß der französischen zu bringen, unternahm unter diesen Umständen keine kleine Sache. Sie gelang ihm aber über Erwarten schnell. Er benutzte seinen Einfluß wie in allen übrigen Stücken, so auch in diesem Punkte anfangs vortrefflich, bis ihn der Uebermuth später zu falschen Schritten verleitete, die ihm auch hier seinen Fall bereiteten. Er setzte sich mit seinen sächsischen und schlesischen Schulmeistern; in Zittau, in Schweidnitz, in Breslau, in Annaberg und überall suchte er die weise'schen Stücke zu verleiden und neue, regelmäßige, übersetzte einzuführen. Er berichtet in seinen Zeitschriften fleißig über die Ausbreitung und den Fortgang dieses Geschmacks; er redet dann immer vornehm von den „Untergebenen“ der Rektoren, statt von ihren Jungen; und wenn ihm einer noch ein weise'sches Stück neben den seinigen oder denen seiner Frau unterlaufen läßt, so kleidet er fein sein Misfallen in Lob, indem er vermuthet, es geschehe dies blos, um den Unterschied zwischen schlecht und gut fühlbar zu machen.

Der Rektor Stief in Breslau († 1751), der mit Breßler, Lichnovsky, Tschammer und Aehnlichen zu Gottsched übergetreten war, ein allzeitfertiger Stadtpoet, ließ die Oper fallen und verfertigte über vierzig Schauspiele, alle auf den neuen Schlag, zu denen sich ein großer Zufluß von vornehmen Zuhörern drängte. Alles dergleichen versäumt Gottsched nie bekannt zu machen, und er läßt es Magistrate, Gelehrte und Vornehme bei jeder Gelegenheit empfinden, daß sie sich nicht genug für das Schauspielwesen interessiren und es nicht von der rechten Seite ansehen. Seitdem er den Horaz gelesen und gefunden hatte, daß bei den Alten die Chöre die Stelle unserer Predigten vertraten, sah er das Schauspiel für eine Schule des Volkes und ein Katheder der Tugendlehre an. Mit diesen moralischen Waffen vereinte er seine kritischen und ästhetischen, um für die Tragödie und das Lustspiel, und gegen die Oper und Burleske zu kämpfen. Er wollte für die Skrupulösen und für die Vernünftigen den Anstoß wegräumen, der in den „Hanswursten, den Petern und Kuchenfressern" der italienischen Possen lag; er ging darin so weit, daß ihm Molière's populäre Stücke und unnatürliche Witze zuwider waren; das cedo tertiam des plautinischen Geizhalses war ihm ein Gräuel; von dem „selbstgewachsenen" Witz des Weise und den Stümpeleien der improvisirenden Schauspieler gar nicht zu reden. Auch die Oper bestritt er mit ähnlichen moralischen Vorwürfen, aber mehr mit ästhetischen. St. Evremond und viele Andere liehen ihm hier Worte und Gründe. Die Hamburger widerstanden ihm eine Weile, aber Hudemann bekehrte sich und ging zur Tragödie über; Uffenbach gab ihm in den Augen der Gelehrten selbst Waffen in die Hand, da er in seiner Vertheidigung der Oper geradezu gegen die Einheiten und Regeln des Dramas zu Felde zog. Soll nicht alle Regel in der Dichtkunst über den Haufen fallen, schrie Gottsched, so müsse er mit St. Evremond verfechten, daß die Oper das ungereimteste Ding der Welt sei. Sie sei ohne Handlung, ohne Charakter, ohne Einheit, ohne Natur; man lache und weine, man huste und schnupfe nach Noten; wo denn das Vorbild in der Natur sei, das die Oper nachahme?

Das Hofleben sei das Original des Trauerspiels, das Stadtleben der Komödie, das Landleben des Schäferspiels. Die Oper gehe leer aus. Kein Meister ersten Ranges habe Opern gemacht. Als Racine vom König die Anmuthung gestellt ward, eine Oper zu machen, was gegen sein und Boileau's poetisches Gewissen ging, habe Apoll noch gnädig dieses Unheil abgewehrt. Zu seinem Glück kam ihm die Zeit selbst zu Hülfe; das leipziger Opernhaus ging ein, das hamburger auch, so auch das bremer, haller, weißenfelser, und endlich verschwand die Oper zuletzt in Danzig um 1741, zu einer Zeit, da sie auch in Paris im äußersten Verfall war, so daß ein Gottschedianer, der berufene Herr von Grimm, sogar den Parisern in einem Briefe über La Motte's Omphale die Wahrheit über die Opern eröffnen zu müssen glaubte.

So wenig als die Anfeindung der Oper ursprünglich von Gottsched ausgegangen ist, die vielmehr, wie wir früher schon sagten, in sich selbst zerfiel, so wenig war die Begünstigung des französischen Trauerspiels sein eigener Gedanke. Als im Jahre 1707 die ehemalige haak'sche oder hofmann'sche Schauspielertruppe unter die Leitung von Joh. Neuber kam, wandte sich dieser und seine Frau, geb. Weißenborn aus Zwickau [193], hauptsächlich auf Betrieb des braunschweig-blankenburgischen Hofs auf eine Verbesserung des Bühnenwesens und man machte den Beginn mit dem Cid, den schon lange vorher ein Kriegsrath Lange, ein Zeitgenosse Bressand's, diesem Hofe zu gefallen übersetzt hatte. Die Neuber war die erste Schauspielerin, die einen Begriff von Versen und tragischem Spiele hatte, die den Blick besaß, Schauspieler zu wählen, so daß in ihrer Truppe die ersten Namen eines Kohlhardt und Koch gefunden werden, die ein Andenken verdienen; und man muß es ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie sich über Gewinnsucht erhob und zu ihrem Schaden ein höheres Ziel ins Auge faßte. Als sie 1728 nach Leipzig kam, drängte

---

193) Geb. am 9. März 1697; sie ging 15 Jahre alt mit einem Stud. Zorn durch, vagabundirte mit demselben, wurde steckbrieflich verfolgt und in Zwickau gefangen gesetzt.

sich Gottsched zu ihr und bestimmte sie, den Staatsaktionen und Hanswurstiaden allmählig zu entsagen, und Uebersetzungen aufzuführen, wie sie schon mit vier französischen Stücken in Weißenfels gethan hatte. Sie versuchte es mit dem Regulus von Pradon. Man wandte alle Kunstgriffe an; man zog König in Dresden hinein, indem man ihn die alte Uebersetzung von Bressand verbessern ließ; er schaffte dafür eine kostbare Garderobe aus Dresden; und dies wieder stellte man so dar, als ob der Wunsch des Hofs diese neuen Stücke begleite. Der entschiedenste Beifall belohnte. Nun galt es vor Allem ein Repertoir. Gottsched bot seine ganze Mannschaft auf, französische Stücke um die Wette zu übersetzen. Schwabe, Ludwig, Pitschel, Gottsched's Frau, Müller, Behrmann, Quistorp, Straube, und wie viele Andere zeigten sich als die gelehrigsten und bereitwilligsten Schüler, und die Aussicht war bald da, daß es hier nicht fehlen würde. Aber nun sollten auch Originale entstehen. Gottsched nahm also Addison's Cato vor, zerlegte ihn, mischte Einiges von Deschamps und einiges Eigene hinzu, und so entstand 1731, wie die Schweizer sagten mit Kleister und Schere, sein sterbender Cato, der als das erste deutsche Original Epoche machen sollte, und wirklich in 25 Jahren zehn Auflagen erlebte, übersetzt und überall aufgeführt ward. Nun mußten sich die Jünger auch zu Originalen entschließen! Die Henrici und Pitschel, die Derschau und Schönaich wurden aufgeboten, die Unterstützung des Adels und der Schule. Aber dennoch ging es mit den Originalen nicht so flink, wie mit den Uebersetzungen; und wenn Gottsched von Zeit zu Zeit das Repertoir der deutschen Originale in seinen Zeitschriften zusammenstellte, wenn er hernach 1740 u. f. die Schaubühne seiner Schule, und zuletzt seinen nöthigen Vorrath, das Verzeichniß aller deutschen Schauspiele vom Uranfang an, herausgab, so deckte er jedesmal in anderer Weise die Schmach der deutschen Literatur in diesem Gebiete auf. Und dabei nahm er den ruhmredigsten Ton an. Seitdem die verkehrte Welt, eine Posse von König, die er als Vertreter der Burleske nannte, in Leipzig nicht mehr gegeben ward, seitdem 1737 der Harlekin feierlich

verbannt, seitdem endlich gar die Oper entwichen war, sah er sich als Monarchen über die deutsche Bühne und seine Stücke als Muster und seine Regeln als Gesetz an. Und wer jetzt einen Voltaire etwa als Hauptrichter in diesem Fache noch betrachtete, dem rückte er vor, er müsse weder Aristoteles, noch Hedelin, noch Dacier kennen, ja nicht einmal die kritische Dichtkunst! Und was waren seine Regeln anders, als die abgeschriebenen der Franzosen? und seine Muster, als travestirte Nachbildungen der französischen Originale, in denen alles Wunderbare getilgt war, bis auf die Charaktere? Lauter ungemeine Helden, unmenschliche Tyrannen und Bösewichter verlangte und lieferte er in seinen Trauerspielen; die tragische Schreibart, schreibt er vor, solle immer auf Stelzen, die komische barfuß gehen, und genau so ist's in seinen Tragödien, und in seinen und seiner Frau Schäferspielen oder Komödien gehalten. Wie gern verschanzte er sich später, als er sich thöricht und aus den eitelsten Gründen der Eitelkeit mit der Neuber überworfen hatte, als er den festen Fuß verlor, als Lessing den englischen Geschmack empfahl, wieder hinter seine französischen Kritiker und Autoritäten. Denn er übertrug seinen ganzen Haß gegen Milton auf Shakespeare und selbst auf Lee und Aehnliche, er sah die englische Bühne als eine gothische, als einen reinen Verderb und neue Barbarei an, und verfocht, hier müßten uns die Franzosen bleiben, was die Griechen den Römern waren.

Gottsched's Eifer für die Bühne hatte den unbestreitbaren Vortheil gebracht, daß endlich auf einen anständigen Weg geleitet ward, auf dem man hoffen durfte, die Einreden der Pastoren zum Schweigen zu bringen und die Kälte der Gebildeten aufzuthauen. Die Neuber'sche Gesellschaft spielte 1730 in Hannover, wo der Harlekin Müller und andere Truppen durch ihre Sitten und Stücke dem Publikum vorher die Theaterfreude verdorben hatten; aber Neuber's sogenannte Versekomödien stellten die Sache bald her; die Geheimenräthe fingen an, die Vorstellungen zu besuchen, der Adel folgte nach. Selbst in Nürnberg wurden 1731 die Vornehmen gewonnen, ein wenig die Leipziger Bücher und Darstellungen anzusehen. In Straßburg feierte

1736 die Gesellschaft den Triumph, eine französische Truppe zu überbieten und den französischen Cato mit dem Gottsched'schen zu schlagen. Endlich schien 1737 selbst die Gleichgültigkeit des sächsischen Hofes gebrochen zu werden; der König ließ die Neuber'sche Gesellschaft in Hubertusburg spielen und wollte sie sogar in seine Dienste nehmen. Damals war das Repertoire so weit gediehen, daß die Gesellschaft 50 bis 60 übersetzte französische Stücke aufführen konnte. Neue Coulissen und Kleider thaten das ihrige dazu. „Künftige Michaelismesse, schreibt Neuber 1731 an Gottsched, werden wir unsere Schaubühne mit lauter neuen Verwandlungen ausputzen. Kleider werden alle Tage noch mehr verfertigt, endlich wird doch was draus werden müssen!"[194]) Vorzüglich wichtig war auch, daß Leipzig eine Art Mittelpunkt der deutschen Bühne ward, nach dem sich selbst Lessing, wie wir oben hörten, wiederholt hinzog. Wie nützlich die Wanderungen der Schauspieler damals waren, um eine Volkstheilnahme an dem Theater auszubreiten, so hatten sie doch wieder den großen Nachtheil, daß unter dem steten Wechsel weder ein Ort zu wahrem, gediegenem Geschmacke gelangen, noch ein Unternehmer gute Spieler festhalten, noch ein guter Spieler sich ruhig ausbilden konnte. Neuber hielt doch eine Reihe Jahre in Leipzig aus, und als sich die Gesellschaft zu ihrem großen Nachtheile nach Petersburg berufen ließ, ersetzte sie Schönemann (1740), bei dem sich Eckhof zuerst zeigte. Nachher kehrte sie zurück, ohne die alte Stellung wieder einnehmen zu können; um 1750 gründete Koch eine neue Truppe in Leipzig mit der vorstechenden Neigung, sich stehender einzurichten. Sie blieb es bis zum Kriege; und Leipzig ward die Wiege unsers Theaters, ehe in Hamburg oder Wien nur Versuche gemacht wurden. Der Hof störte wenigstens nicht; Leipzig war in Sachsen, was Königsberg in Preußen; es war der Sitz einer Opposition gegen die Hauptstadt, die sich nur nicht so laut machen durfte wie die in Königsberg. Das Schauspiel wuchs hier frei aus sich selbst auf. Wie Gottsched seine Einflüsse auf die Neuber in ihrer ersten Periode geübt hatte, so übte

194) Danzel, Gottsched p. 133.

sie Lessing bei ihrer Rückkehr aus Petersburg auf sie, und dann auf Koch und Brückner. Koch's Vorstellungen regten die Cronegk, Weiße u. a. zum Dichten an, und um 1755 erschienen Schildereien der Koch'schen Bühne, die ersten Theaterkritiken, die bald Nachahmung fanden und nicht ohne Einfluß blieben. Privatleute unterstützten in Leipzig die Bühne aus reiner Theilnahme, wie früher und später in Hamburg geschah; Mag. Steinel, der dort unabhängig lebte, unterstützte Koch mit Rath und That, schrieb ihm Prologe, übersetzte ihm französische Lustspiele, und er und Koch bestimmten Romanus sich auf Verfertigung dramatischer Stücke zu legen. Wie Vieles an Koch hing, sieht man schon daraus, daß Lessing ganz frühe den Plan eines Trauerspiels fallen ließ, als er hörte, Koch wolle die Neuber verlassen.

Alles, was bis um 1750 hin einigen Namen unter den Bühnendichtern hatte, war von Leipzig ausgegangen und gehörte zu Gottsched's Schule. Der Fall war hier ganz umgekehrt als in anderen Verhältnissen anderer Personen aus dieser Schule. Viele von Gottsched's Anhängern, die ihm äußerlich treu blieben, verließen ihn, wie z. B. Küstner, in Richtungen und Gegenständen ihrer Schriftstellereien; beim Theater war es so, daß selbst alle die, die sich scheinbar von ihm losrissen, doch in seiner Manier und im französischen Geschmack arbeiteten. Wir wollen dies nur im Fluge übersehen, da in der That nichts von allen Leistungen im Drama vor Lessing das geringste Andenken verdient. Wir wollen von Allem, was in Gottsched's unmittelbarer Umgebung und Schule fabricirt ward, ganz schweigen; nur Joh. Elias Schlegel (aus Meißen 1718—49) verdient als allgemeiner Vertreter derselben und als der ausgezeichnetste herausgehoben zu werden. Als er in Pforta auf der Schule war, um 1735, als eben Gottsched's Siege sich häuften, drang schon dort unter die Jugend die Begeisterung für das Theater ein. Die Schüler machten Stücke um die Wette; so entstand Schlegel's Dido; sie lasen den Euripides und Gottsched's kritische Dichtkunst daneben: so entstanden Schlegel's Hekuba und Geschwister in Taurien, die er

später als Trojanerinnen und Orest und Pylades umarbeitete. Der Ehrgeiz des jungen Mannes war gefährlich gesteigert, als diese Stücke unter den Mitschülern den Preis erhielten, heimlich von ihnen aufgeführt, bald ans öffentliche Licht gezogen und auf Gottsched's Betrieb in Leipzig dargestellt wurden, einige als der Verfasser noch nicht die Schule verlassen hatte. Ein ungemeiner Produktionstrieb drängte in ihm hervor, der seine trägeren Brüder hinriß, der in Leipzig die Bremer Beiträger entzückte, die eigentlich in ihm den wahren dichterischen Enthusiasmus fanden, den er sogar auf seine Selbstkritik und Verbesserungen übertrug. Gottsched hielt diesen Lieblingsjünger mit beiden Armen fest, auch als er schon merken konnte, daß sich Schlegel mit den Schweizern auf guten Fuß setzte. Er pries die epischen Versuche, die er machte (Heinrich der Löwe 1742), er beeilte sich, seine Stücke aufs Theater zu bringen und in seine Schaubühne aufzunehmen, und noch lange nach seinem Tode pries er ihn als einen wahren klassischen Schriftsteller, ohne Schwulst und Gallimathias, ohne britische Sprachschnitzer und wilden miltonischen Geist; denn wie sollte er es ihm, trotz manchen Widersprüchen und Abweichungen, je vergessen, daß er in seinen kritischen Beiträgen Shakespeare mit Gryphius verglichen und die französische Regel gegen beide gerettet hatte. Was Gottsched und seine übrigen Freunde nicht thaten, ihn, der schon frühe altklug und über seine Jahre sich benahm, wie eine Treibhauspflanze zu übersteigern, das fügte Glück und Schicksal hinzu. Er war 1743 Gesandtschaftssekretair in Kopenhagen. Dort war schon früher die spiegelbergische Gesellschaft, nachher ein Herr von Quoten gewesen, die sich um Aufnahme des deutschen Theaters bemühten, aber Holberg stand entgegen. Dennoch wagte es auch Schlegel in seiner Wochenschrift der Fremde (1745—6), sich sogleich in die dänischen Verhältnisse einzumischen, und er schrieb Gedanken über die Aufnahme des dänischen Theaters, in denen er zwar Holberg sehr vorsichtig behandelt, aber doch leise die regelmäßigen Stücke der Franzosen überzuleiten sucht, indem er anräth, von den Komödien aus dem niederen Stande zum Mittelstand und

von da zum Hof, d. h. zum Trauerspiele allmählich aufzusteigen[195]. Nur die ganz blöde Nachahmerei und Uebersetzung wünschte er dabei vermieden zu haben, weil er in Deutschland die Erfahrung gemacht hatte, daß die fremdartigen Stoffe kalt ließen. Er war daher der Erste, der sich zwar nicht in den Formen, aber in den Materien seiner Trauer- und Lustspiele an das Vaterländische anzuschließen sucht. Unter seinen Trauerspielen sind darum Hermann und Kanut die merkwürdigsten, obgleich seine Freunde schon die Trojanerinnen weit vorgezogen, und mit so viel Recht, als man die übersetzte Elektra diesem nach alten Quellen bearbeiteten Stücke wieder vorziehen würde. Denn überall, wo sich diese Poeten nicht anlehnen konnten, mislang ihnen Alles, und Schlegel wußte recht wohl, wie viel mehr Verdienst sein Hermann für ihn hatte, der ihn unendlich mehr Mühe gekostet, als die Trojanerinnen. Er wollte später auf diesem Wege fortfahren und die alten Mythen verlassen; er hatte für Deutschland einen Otto von Wittelsbach, für Dänemark eine Gothrika in Aussicht. Die originalen Charaktere, die er sich in Hermann und Kanut zu bilden suchte, führten ihn etwas von den französischen Vorbildern ab; sie geriethen ihm nicht schwankend und gekünstelt wie Weiße'n, aber eher zu folgerichtig. Wie wenig Herz aber bei all diesen Dichtereien ist, zeigt auffallend die Beobachtung, wie dieser feurig schreibende Dichter, der sich selbst seine Hitze der Einbildungskraft vorwirft, kalt, phantasielos und leidenschaftlos ist, und wie der ruhige Weiße dagegen einen kühneren Flug versucht. Bei all dieser Vaterlandsliebe ist übrigens in diesen Stücken so wenig Deutsches und Eigenthümliches wie in Schlegel's Lustspielen. Auch hier stechen überall französische Charaktere und Sitten vor. Wie Schlegel überhaupt fortschritt und unter Umständen mancherlei hätte leisten können, so fand man auch hier seinen letzten Versuch, den Triumph der schönen Frauen, für weit den besten. Man wird aber erschrecken, wenn man sich die Mühe geben will nachzusehen, welche rohe Sitten hier in feiner Gesellschaft geschildert werden, und wie nachsichtig Lessing schonen mußte, der dies

195) El. Schlegel's Werke. 1761 ff. t. 3. p. 280.

Stück in der Dramaturgie auszeichnete, wenn er nur nicht Allen allen Muth nehmen wollte. Er setzt dieses Stück, und ganz mit Recht, über alle andern Lustspiele Schlegel's so weit, als alle diese übrigen wieder über den ganzen Praß deutscher Komödien sonst. Und was sagt er selbst von diesen übrigen Stücken Schlegel's! In seinem Müssiggänger herrsche das kälteste langweiligste Alltagsgewäsche, das nur in dem Haus eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne! Und in der That treten wir in Schlegel's ebenso wie in Gellert's Lustspielen nur sehr wenig aus dem elenden Tone heraus, der in den Lustspielen Picander's und des Gottsched'schen Ehepaares herrscht. Hatte sich ja Lessing sogar über die Stücke der Frau Gottsched zu beschweren, es sei ihm unbegreiflich, wie eine Dame so niedriges, plattes, selbst schmutziges Zeug hätte schreiben können, z. B. in der Hausfranzösin. Die gellert'schen Stücke sind zwar sauber und anständig, aber dann auch so von aller komischen Würze entblößt, wie man von dem Manne erwarten darf, dem der Vorwurf schön und lieb war, daß seine Betschwester, sein Lotterieloos und seine zärtlichen Schwestern eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter erregten. Was durfte man auch wagen in einer Zeit, da man Gellert's Betschwester verdammte und in seinen zärtlichen Schwestern ein Pasquill suchte! So mußte ja auch Schlegel seine Pracht zu Landheim unterdrücken, weil man sie für persönliche Satire gehalten hätte; so wurden Krüger's Landgeistliche confiscirt und blieben bei Herausgabe seiner Schriften weg, und es mußten schon Leute wie Mylius und Rost sein, die dergleichen pikantere und unmittelbar bezügliche Stoffe wählen sollten, oder Lessing und die Literaturbriefe, die unsere Komöden zu Holberg in die Schule zu schicken sich getrauten, über den sich die meisten unstreitig weit erhaben fühlten. Wer noch am meisten unter allen Komödiendichtern der leipziger Schule sich hervorhob, war K. Franz Romanus (aus Leipzig 1731—87), dessen Intriguenspiele Lessing auszeichnete, obgleich auch bei ihm das Entlehnte die Hauptsache blieb. Seine beliebte Farce Krispin als Vater[196]) entfernte sich

196) In seinen Komödien. 1761.

im Grunde nicht weit von den bisherigen Zuständen; und in seinen Brüdern wies ihm Lessing weitläufig nach, wie er das gute Stück des Terenz schlecht gemacht habe.

Noch ein anderer Zweig, außer dem Trauer- und Lustspiele, ging von Gottsched aus, um der alten Theorie, zufolge welcher alle drei Stände auf der Bühne ihr besonders Abbild haben sollten, zu genügen: das Schäferspiel. Rost's versteckter Hammel, Gärtner's geprüfte Treue, Gellert's Sylvia und das Band, das er selbst kassirte, fanden damals so viel Beifall, daß sie Gleim zum Schäferspiel entzückten, dessen blöder Schäfer wieder von Uhlich nachgeahmt ward. Pfeffel und Geßner setzten diesen Geschmack etwas veredelt noch in den 60er Jahren fort. Es war dies eine Art Ersatz für die Oper. Wie die Oper anfangs aus dem Schäferspiel hervorgegangen war, so versteckte sie sich jetzt wieder dahinter. Die Frau Neuber unterstützte diesen Geschmack sehr, weil sich hier Flitter und Putz, Glanz und Wunder anbringen ließen. Sie selbst schrieb solche Stücke, und empfahl sie Mylius, der auf ihr Anrathen die Schäferinsel schrieb, die Lessing ein pseudopastoralischmusikalisches Lust- und Wunderspiel nennt. Es war überhaupt ein Jammer, der unsere ganze Schauspielgeschichte von Anfang bis zu Ende begleitete, und der die Lebenskraft unserer dramatischen Dichtung untergrub und heimlich zerstörte, daß immer die Schauspieler selbst Dichter, und nicht selten tonangebende Dichter blieben. Die ausübende Gewalt maßte sich der Gesetzgebung an, und als die dramatischen Genialitäten der 70er Jahre erschienen, hatten diese selbst für Gesetz und Ordnung keinen Sinn. So dichtete damals schon die Neuber; in Schönemann's Truppe seit 1743 Joh. Chr. Krüger[197] (1722—50), der sein theologisches Studium aus Armuth aufgab und Schauspieler ward. Schon auf der Schule hatte er seine Geistlichen auf dem Lande geschrieben, eine aus persönlicher Rachsucht übertriebene Satire auf diesen Stand, die Mylius in den Aerzten aus Spekulation nachahmte. Man verargte es Beiden, und so auch Gottlieb Fuchs, daß sie das Theater zu

197) Poet. und theatral. Schriften hrsg. v. Löwen. 1763.

persönlichen Satiren misbrauchten; sie blieben in sich zerrissen, kämpften mit Armuth und schrieben oder übersetzten aus Noth[198]. Bei Schönemann war auch Martini, eines Buchhändlers Sohn aus Leipzig, der gleichfalls sich an Lustspielen versuchte. Aus der Neuberischen Schule ging Adam Gottfried Uhlich hervor, der aus gleichen Gründen wie Krüger den Studien entsagen mußte, das Spiel versuchte und erbärmliche Schäferstücke und Lustspiele schrieb, von denen er schon 1746 f. zwei Bände herausgeben konnte. Er starb 1753 in Frankfurt in Armuth und Wahnsinn, und die Geistlichen verweigerten ihm das Abendmahl. In Wien schrieben in den 40er und 50er Jahren Leute wie Weiskern, Stephanie der Aeltere, Brenner u. A. eine Menge elender Stücke noch ganz im alten Stile; und ehe noch Goethe, Klinger und Lenz aufgetreten waren, fingen schon seit 1760 die Brandes, Großmann, Bretzner u. A. an, die Bühne mit einem gewaltigen Vorrath platter Alltagsstücke zu überschwemmen.

Als Lessing nach Leipzig kam, so hörten wir schon oben, war sein Interesse für das Theater im Augenblick entschieden. Er ging erst mit der Neuber, später mit Brückner um, von dem er deklamiren lernen wollte, der aber bald von ihm lernte und ihm Vieles zu danken gestand. Voll vom ersten Eifer spornte damals Lessing die Mylius, Weiße, Fuchs, Kleist und was ihm vorkam, Schauspiele zu machen, theilte mit ihnen die Arbeit, und schrieb selbst seinen Damon in die hamburgischen Ermunterungen; die alte Jungfer war lange aus den Ausgaben ganz verschwunden und nur noch in Schmidt's Anthologie zu finden. Den jungen Gelehrten bewunderte die Neuber und gab ihn 1747; schnell folgten in den nächsten Jahren die Juden, der Freigeist und

198) Mit diesem Joh. Christian Krüger aus Berlin (s. Danzel's Gottsched p. 166) ist bisher, von mir und Anderen, der Trauerspieldichter Benjamin Ephraim Krüger aus Danzig in eine Person verschmolzen worden. Von dem Letzteren sind die Allemannischen Brüder, die er seiner Landsmännin Gottsched widmete, und auf die Kästner's Epigramm zielt:

> Das Lustspiel, das zum Weinen bringt,
> rühmt Gellert nur, weil er das Loos geschrieben;
> so weit hat Krüger nicht sein eigen Lob getrieben:
> preist er das Trauerspiel, das uns zum Lachen zwingt?

der Schatz. Wie immer diese Stücke beschaffen sein mögen, so ist doch die Richtung des 17jährigen Verfassers im jungen Gelehrten, den er schon auf der Schule begonnen hatte, merkwürdig genug, und unstreitig stellte schon das bloße Skelett der Juden alle Lustspiele der Zeit in Schatten, und das Vorbild des Schatzes (Trinummus von Plautus) zeigt schon an, daß der junge Mann ganz andere Wege wollte als Gottsched. Dies bestätigte sich, als er 1750 mit Mylius die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters herausgab. Sie hatten den großen Plan zur Geschichte eines Theaters aller Völker vorzuarbeiten; sie standen also schon ganz förmlich Gottsched entgegen, der sich mit Griechen und Franzosen begnügte. Hier erschien schon Lessing's Leben des Plautus und seine Uebersetzung der Gefangenen, die er für das vortrefflichste Stück erklärte, das je auf den Schauplatz gekommen. Er wies schon hier in ganz patriotischem Sinne auf Sophokles und Plautus, von den Franzosen, sogar von Seneca und Terenz weg. Nach dem 4. Stücke trat Lessing übrigens schon ab, weil ihm Mylius keine Genüge that. Dieser hatte in den Beiträgen die Clitia des Macchiavelli übersetzt und dabei geäußert, man möchte ihm doch Ein gutes italienisches Stück zeigen! Lessing, der ihn unstreitig schon von Gottsched geheilt zu haben meinte, entsetzte dieser Gottschedianismus so, daß er sogleich abbrach. Er schwärmte nun ein Paar Jahre in fremden Gebieten herum; sobald er aber vor Mylius' Mithelferschaft sicher war, der 1754 in London starb, trat er mit seiner theatralischen Bibliothek hervor (1754—58) ohne alle Mitarbeiter. Wie in seinen Produkten, so ist er hier auch in seiner Kritik durchaus noch Lehrling. Wenn dies Alles zwar über den Leistungen jener Jahre steht, so will das bei dem niedrigen Stande noch nicht viel sagen. Er billigt hier noch das rührende Lustspiel und schlägt sich also zu Gellert's Ansicht, der 1751 pro comoedia commovente geschrieben; er schreibt ein Leben Thomson's und stellt diesen ungemein hoch auch als Schauspieldichter; er regte eine Uebersetzung seiner Trauerspiele an, die er (1756) mit einer Vorrede begleitete; er gab hier einen Auszug des spanischen Trauer-

spiels Virginia, das er später verlachte; auch über Destouches urtheilte er noch sehr mild. Nicht Alles, was in diesen Urtheilen als Schwäche aussieht, ist es wirklich. Der Krieg gegen den französischen Geschmack glimmt hier schon unter der Asche und hält sich nur absichtlich zurück. Lessing erschüttert, ohne ein einziges Urtheil beizufügen, die Grundsäule des französischen Heroenspiels, indem er ein Paar Stücke von Seneca analysirt und blosstellt. Er will auf die Italiener, Spanier, besonders Engländer hinführen, er hebt Thomson heraus, den Regelmäßigsten unter den Regellosen; aber er braucht schon die stärksten Ausdrücke gegen die Regelmäßigkeit, zu Gunsten von Natur und Leben. Er erklärt, er wolle lieber den Kaufmann von Venedig gemacht haben als den sterbenden Cato, lieber das unregelmäßigste Stück des Peter Corneille als das regelrechteste seines Bruders; lieber einen misgestalteten Menschen lebendig geschaffen haben als die schönste todte Bildsäule des Praxiteles! Sprechender als seine Andeutungen hier war seine Miß Sara, die 1755 erschien. Nicht ohne Grund war das Trauerspiel in Prosa geschrieben, der Schauplatz nach England gelegt, und ein medeischer Charakter in die Gegenwart übertragen, wie später Virginius im Odoardo. Die tugendhaften Charaktere erhalten hier Theil an der bösen Natur des Menschen, die schlimmen an der guten; diese Miß Sara so gut und so schwach, diese Marwood so teuflisch und so edel, dieser getheilte Mellefont, der wie der Typus der Lieblingscharaktere Goethe's aussieht, Alles stellt sich keck dem französischen Geschmack entgegen, und Diderot wollte dieses Stück mit anderen englischen übersetzen. Sara Sampson ist nicht allein das erste deutsche Stück, das trotz seiner verhältnißmäßigen Ungelenkigkeit in Vortrag und Bau den Namen eines Trauerspiels verdient, sondern es wirft zuerst mit wahrer Originalität das französische Gewand ab, ohne einem andern zu verfallen; sie ward das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutschland, und eröffnete zugleich die tragischen Stoffe, die in den 70er Jahren vorzugsweise behandelt wurden. Wenn sich diese Wirkungen erst entfernter zeigen, so muß man bedenken, daß die näher liegenden Nach-

ahmungen von Pfeil, Lieberkühn, Martini (Lucie Woodwill, Rhynsolt, die Lissaboner) u. A. vergessen sind, und, was die Hauptsache ist, daß das Stück in die unglückliche Zeit fiel, wo der bisherige Mittelpunkt der Bühne, Leipzig, gerade gesprengt ward, wo der Krieg die Schauspielertruppen zerstreute und den Geschmack und die Aufmerksamkeit zertheilte. Dieser letztere Umstand ward noch dadurch erhöht, daß in diesen Zeiten gerade auch die geistlichen Stücke von Bodmer, Hudemann und Klopstock und die Wielandischen erschienen.

Dieses Stück hatte Lessing in Potsdam geschrieben; die Bekanntschaft mit Moses und Nicolai machte ihn vertrauensvoller und kühner in seinen theatralischen Reformen. Nicolai in seinen Briefen über die schönen Wissenschaften unterstützte ihn durch seine Empfehlung der britischen Schauspiele; in der theatralischen Bibliothek (3. und 4. Stück) wies Lessing auf den Reichthum der englischen Literatur in diesem Gebiete hin. Lessing kam 1755 wieder nach Leipzig, und es trafen nachher Kleist und Brawe zu ihm, der als ein eifriger Crusianer viel von ihm leiden mußte. 1757 ward die Bibliothek der schönen Wissenschaften von Nicolai eröffnet; sie setzte einen Preis aus für das beste Trauerspiel; da die Bühne in Leipzig nicht mehr blühte, schien eine theatralische Akademie entschädigen zu sollen. Zwei neue Talente traten hervor. Joh. W. von Brawe (1738—58) schickte den Freigeist ein, der 1767 mit seinem Brutus gedruckt wurde. Der junge Mann fiel in diesem letzten Stücke auf die Jamben, noch ehe Joh. H. Schlegel, ein Bruder des Elias, Thomson's Stücke in diesem Maße übersetzte; er neigte augenscheinlich zu den Engländern herüber, allein er starb in demselben Jahre, als er seinen Freigeist einlieferte, im 20. Jahre. Den Preis hatte der Kodrus von J. Fr. von Cronegk (aus Anspach 1731—58)[199] erhalten, obgleich Lessing so wenig damit zufrieden war, daß er selbst diesen Stoff behandeln wollte. Und was Wunder! Der Dichter hatte sich, im Eifer den gestorbenen Schlegel zu ersetzen, von seinem geliebten Lehrer Gellert und von dem ganzen Kreise der Bremer Beiträger so getrieben wie

199) Vgl. Anm. 110.

Schlegel vorher, mit zerstreuter Lektüre schon verdorben, und obgleich er das spanische, italienische und englische Theater kannte, sich in Paris selbst im französischen Stile festgefahren, so daß nun hier Kodrus als ein zärtlicher Held auftritt, ein zweiter Roman als Episode eingeschaltet ist, die die Haupthandlung überwiegt, und gehäufte Zufälle, rührende Lagen und Opernstreiche in Voltaire's Art angebracht sind. So ist auch in dem von Gotter vollendeten Fragment Olynt und Sophronia nach Tasso das christliche Heldenthum auf jene lächerliche und unnatürliche Höhe getrieben, wie es nur den Franzosen möglich ist auf der Bühne zu dulden, und Lessing hat in der Dramaturgie vortreffliche Sätze über das Märtyrerthum und die Wunder auf der Bühne an dieses Stück geknüpft. Wie ungemein der französische Geschmack im Trauerspiele bei uns eingenistet war und fast unvertilgbar haftete, lehrt Cronegk vortrefflich, der in seinen übrigen Gedichten, Satiren, Einsamkeiten u. s. w.[200] mit Klopstock, mit Young, mit Günther, mit allem Möglichen mehr Sympathie zeigt, als mit dem Kothurn der französischen Bühne. Seiner Selbstbeurtheilung des Kodrus nach sollte man glauben, daß auch er sich mit der Zeit von diesem Geschmack losgemacht haben würde, allein das Unglück wollte, daß auch Er starb, ehe er seine Krönung erlebte, in einem Alter von 27 Jahren. Sonderbar, welch ein Schicksal unsere junge Literatur damals verfolgte. Es ist Herder'n bei Gelegenheit von Abbt's, Heilmann's und Baumgarten's, Lessing bei Mylius' Tode aufgefallen, welch ein neidisches Geschick über unsern jungen Talenten zu herrschen schien; Michaelis ahnte bei dem frühen Tode Cronegk's sein eigenes Schicksal. In der That ist die Zahl der früh verblühenden Literaten in jenen ersten Zeiten unserer aufblühenden Dichtung ungemein groß; wir haben schon Gelegenheit gehabt, die Pyra, Rudnick, Jähns, Hartmann, Meinhard, Michaelis, Abbt u. A. zu nennen, zu denen später die Hölty, Unzer, Lenz, Lerse, Fr. Hahn, Hensler u. A. hinzukommen. Nirgends aber sind die Fälle auffallender und tragischer als bei unseren tragischen Dichtern:

200) Cronegk's Schriften herausg. von Uz. 2 Theile. Ansbach 1760 f.

Schlegel, Cronegk, Brawe, Krüger, Mylius, Uhlich, Schiebeler, Wagner starben so hin, ehe sie ihres Talents, ihres Lebens oder Ruhms froh wurden. Lessing klagte das Land darum an, das seine Genien verließ, sie mit Neid und unwürdigen Geschäften drückte; die Natur freue sich, in dem niedern Stande große Geister am liebsten hervorzubringen; Aufmunterung und Unterstützung sei bei uns ganz unbekannt, unter Schwierigkeiten jeder Art opfere die Jugend ihre Kräfte auf und erliege dann bei dem ersten Sturme. Unstreitig hatte er Recht, bei Mylius, Krüger und Uhlich diese Betrachtung anzustellen; bei den anderen würde er eine andere Quelle haben suchen müssen. Schlegel hat unstreitig seine geistigen Kräfte überboten, auch bei Cronegk mag dies der Fall sein. Im Allgemeinen aber hatte die neue geistige Anstrengung, die Erregung lange ungeübter Kräfte, die neuen Phantasiegenüsse und Schöpfungen in die Nation einen Nervenreiz und eine Hypochondrie geworfen, die in epidemischer Verbreitung den ganzen Literatenstand ergriff, ein Leiden, das durch Fleiß, Ehrgeiz, betrogene Erwartung, Selbsttäuschung, Ueberschätzung des eigenen Werths und Vermögens, nicht selten durch Einstürmen auf die Gesundheit und unmäßig ausschweifende Sinnlichkeit aufs höchste getrieben ward und bei Vielen zum Tode, bei vielen (Lenz, Hölderlin, Uhlich, Kuh, Zimmermann, Riedel) zu Wahnsinn oder ähnlicher Geisteszerrüttung führte. Neue Richtungen in der Geschichte einer schon gebildeten Nation, die nicht mehr dem sichern Zuge des Instinkts folgt, deren Glieder ihre Wege frei wählen, scheinen nicht ohne diese Schicksale Einzelner durchgesetzt werden zu können, die dem großen Gange des Ganzen zum Opfer fallen, und daher haben sich vielfach die ähnlichen Erscheinungen wiederholt, seitdem unsere dichterische Literatur in der romantischen Zeit anfing zurückzugehen und anderen Interessen Platz zu machen.

Viele Mühe hatte sich Lessing gegeben, in seinem Jugendumgang etwas aus Christian Felix Weiße (aus Annaberg 1726—1804) zu machen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Er starb ihm nicht weg wie Mylius, Michaelis und Cronegk, denn er nahm sich die Literatur

nicht so innig zu Herzen; er trat vielmehr nach seinem eigenen Geständniß nur in der Tragödie auf, weil Schlegel und seine jungen Freunde Cronegk und Brawe abgetreten waren. Er hatte zwar früher schon mit Lessing um die Wette Lustspiele gemacht und übersetzt; er hatte eine Matrone von Ephesus schon 1751 gedichtet, und Lessing, in seinem Eifer, Beispiel zu geben, hatte auch hier gleich sein Fragment über diesen Gegenstand hingeworfen, und Weiße's Freude an seinem Stücke damit verdorben. Koch hielt eine Weile Weiße's Feder fest; er bearbeitete ihm den devil to pay von Coffey, und die komische Oper machte der Neuheit der Sache wegen zu Gottsched's unendlichem Kummer große Wirkung. Seitdem wandten sich die Direktoren überallher an Weiße um Manuscripte, allein es mußte ihm behaglicher sein, an der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu arbeiten; zudem schwand mit der Entfernung Koch's aus Leipzig der dringliche Anlaß. Als aber 1758 die letzte Hoffnung der deutschen Tragödie ausstarb, und Lessing Jahre lang nichts als den Philotas ausgab, ein kriegathmendes kleines Stück ohne Liebschaft, das für die Deutschen ein todter Buchstabe war, da trat Weiße mit seinen Beiträgen zum Theater hervor (1759—66). Wir wollen seine Lustspiele übergehen, unter denen die Haushälterin und Amalie die bühnengerechtesten sind, die Poeten aber das meiste historische Interesse haben, da sie eine Satire auf die Klopstockianer enthalten und Weißen mit Bodmer verfeindeten. Seine Trauerspiele sind darum für uns wichtiger, weil auch sie uns beweisen, wie schwerfällig man sich anstellte, um das französische Joch von sich abzuschieben, und wie dabei der Verdacht sich aufdrängt, daß man es aus Bequemlichkeit und Gefühl der Schwäche gethan habe. Weiße fühlte den Zwang des Alexandriners, der fast alle Schuld trägt an der unendlichen Langweiligkeit und Eintönigkeit der Stücke jener Zeiten, allein wie sauer ward es ihm, bis er sich entschloß, die Befreiung von Theben in Jamben, den Romeo in Prosa zu schreiben. Und doch mußte er fühlen, daß bei ihm wie bei beiden Schlegeln, wo sie einmal den Versuch wagten, die Sprache unwillkürlich blühender und zwangloser ward. Wie

mechanisch ging aber auch Alles und wie schneckenmäßig auf den Brettern vorwärts. Weiße versichert, daß man damals auf eine Aufführung ohne Alexandriner gar nicht hätte rechnen dürfen. Die Schauspieler hatten zu Gottsched's Zeit sich gegen den Vers gesträubt, jetzt sträubten sie sich demnach ihn wieder abzulegen, denn sie mochten die Bequemlichkeit dieses Recitativs vor dem natürlichen Vortrag allmählig eingesehen haben. Weiße behielt also dieses Maß in der Mehrzahl seiner Tragödien noch bei. Dieser Eine Umstand machte schon all das, was er aus Lessing's Unterricht gelernt haben mochte, unnütz. Er hatte so viel von englischer Natur und Einfachheit reden hören, von den Charakteren der englischen Stücke, und er setzte sich je länger je mehr vor, die glänzende Deklamation zu verlassen, um eine Art Abkommen zwischen dem französischen und englischen Geschmack zu treffen. Ehe er aber nur deutlich zu diesem Entschlusse kam, mit dem es ihm nie recht Ernst ward, mußte ihm Lessing schon noch derber zugeredet haben. Sein Eduard III ist ganz voll von jenen abgeschmackten psychologischen Concepten im Geschmacke Corneille's. Die Königin Isabelle trägt eine Leidenschaft zu ihrem Minister, wie einen Mutterfleck, zu dem man nichts zu, nichts abthun kann; sie liebt ihn, obwohl sie ihn als Ungeheuer kennt, und läßt sich von ihm bestimmen, Schwager und Gatten, und ihren Gatten durch ihren Sohn zu ermorden! Und dieser Sohn unterschreibt das Todesurtheil seines Oheims, den er stets treu gefunden, und eines anderen Gefangenen, von dem man ihm sagt, es sei sein Vater, ohne daß er die zwei Schritte nach dem Thurme gehen möchte, um sich zu überzeugen! Richard III gab späterhin Lessing Gelegenheit, seine Erörterungen über die aristotelische Theorie, sowie einige Bemerkungen über Shakespeare anzuknüpfen, und deutlich muß der arme Weiße dafür büßen, daß er das grellste und letzte Beispiel des französischen Geschmacks gab, dem Lessing endlich um jeden Preis ein Ziel zu setzen strebte, nachdem seine Muster nichts halfen. Weiße kannte Shakespeare's Richard nicht, als er dies regelrechte Stück schrieb, in dem auf den unmotivirten Charakter die Züge des Nero gleichgültig übertragen

sind, und ein Ungethüm aus ihm gebildet wird, das von seiner „edlen Mordlust“ und seinen Missethaten wie von Pflichten und Tugenden spricht. Diese Bravaden lassen den Dichter offenbar zu gar keinem Gedanken und keiner Absicht kommen. Die Prinzessin Elisabeth z. B. entschließt sich, Richard ihre Hand zu geben, um ihre Brüder zu retten, ihn aber in der Brautnacht zu morden. Da er nun als Werber erscheint, so verführt sie und den Dichter plötzlich die Lust an großen Worten und die tugendhafte Wuth, alle Vorwürfe an den Bewerber loszulassen und ihn auf das Leben ihrer bedrohten Brüder zu hetzen. Krispus, Mustapha und Rosamunde sind alle auf diesen Schnitt; überall nicht gemischte Charaktere, die er vielleicht machen wollte, sondern schaukelnde, die zwischen Kraft und Schwäche, Tugend und Laster schweben, so wie auch die Intriguen meistens auf diese schaukelnde Weise von einem gesprochenen oder nicht gesprochenen, so oder so gewendeten und misverstandenen Worte abhängen. Calas und Romeo und Julie sind in Prosa. Hier kennt er Shakespeare, und bequemt sich der Manier des bürgerlichen Trauerspiels, nachdem Lessing's Minna erschienen war, und die nachdrücklicheren Anpreisungen der englischen Bühne in den Literaturbriefen. Allein er ist im neuen Kleid der alte Poet geblieben. Im Calas herrscht immer noch der hochgestimmte mit Metaphern gefüllte Dialog; die Charaktere sind immer noch unnatürlich gesteigert, grell gefärbt, ohne Disposition und dramatische Wirkung gewählt. Von Romeo wollen wir nichts sagen, als was Weiße selbst über den des Shakespeare bemerkt. Er hat eine bessere Quelle zu Romeo in der Novelle im Bandello entdeckt, und darauf bildet er sich nicht wenig ein. In dieser bessern Quelle nämlich sei die Hauptkatastrophe Juliens Erwachen bei Romeo's Leben, die Shakespeare nicht benutzt habe! Dafür sei das Stück mit vielen trivialen, überflüssigen, nicht zur Handlung gehörigen Dingen überladen, der Witz falle hier und da ins Kindische, die häufigen Reime schwächten die Wahrscheinlichkeit der natürlichen Unterredung! Wäre sein Romeo die einzige Sünde Weiße's gewesen, so wäre Lessing gerechtfertigt, daß er in der Dramaturgie seinen

alten Freund so anfuhr. Weiße ließ sich auch wirklich einschüchtern. Er zog sich von dem Trauerspiel zurück in die Oper; da die großen Schauspiele der Franzosen nicht mehr gelten sollten, so führte er ihre kleinen Ergötzlichkeiten und Vaudevilles ein. Dadurch ist er viel schädlicher geworden als durch seine erfolglosen Trauerspiele; die ganze Schaar der mittelmäßigen Talente, die sich, an gute Komponisten angerankt, wohlfeil einen Namen machen wollte, warf sich auf diese Tändeleien. Schon 1767 hatte sein Lottchen am Hofe, durch Hiller's Komposition gehoben, den Beifall seines früheren Versuchs in diesem Gebiete erhalten, die tändelnden und zärtlichen Arietten gefielen dem Publikum immer noch besser, als die alexandrinischen Rodomontaden im Schauspiel, und es ist bekannt, daß die Operetten von Hiller und Weiße für die damaligen Direktionen, wie Schmidt in der Chronologie des deutschen Theaters sagt, pièces de ressource wurden. In diesem Fache brauchte sich Weiße nicht von dem unbequemen Kritiker meistern zu lassen, hier spielte er selbst den Meister. Engel, Michaelis, Gotter, Schiebeler, Gerstenberg und viele Andere ahmten ihm hier nach. In Weimar fand dieser Geschmack sehr schnell Eingang. Hier war schon 1756 die Döbbelin'sche Truppe in Thätigkeit, die Brückner und die Mecour fanden sich hier ein, und schon damals hätte dort das Theater eine feste Stätte gefunden, wenn nicht der Herzog gestorben wäre. 1768 gab die Herzogin Amalie dem aus Leipzig verdrängten Koch eine Zufluchtstätte. Unter den dortigen Literaten schloß sich Musäus zuerst in seinem Gartenmädchen an Weiße an, das von Wolf komponirt war; bald wetteiferte Schweizer, den der hildburghäuser Hof in Italien hatte reisen lassen, mit Hiller; er verpflichtete sich bei der Seyler'schen Truppe, komponirte für diese einige kleine Stücke von Jacobi und kam mit ihr nach Weimar, wo auch dieser Operngeschmack schon vor Goethe's Zeit feststand, wo ein Rath Heermann schon für Wolf und nun auch für Schweizer Operetten schrieb, wo Wieland gleich mit seiner Aurora, später mit seiner Alceste und seinen Opern in Metastasio's Geschmack auftrat, und wo selbst Goethe sich zu Vaudevilles hergeben mußte. Nach dem Brande

des Schlosses in Weimar (1774) trug die Seyler'sche Truppe diesen Geschmack nach Gotha, das gleich anfangs mit dem Weimarer Hofe schien wetteifern zu wollen. Der Gothaer Reichard begann hier bereits seine schriftstellerische Laufbahn; Gotter hatte die Seyler'sche Truppe schon in Wetzlar kennen gelernt und hatte für sie französische Stücke bearbeitet; Gerstenberg's Ariadne, wie sie Brandes umarbeitete, ward von Benda komponirt und in Gotha zuerst gegeben, und Gotter ward jetzt der eifrigste Nachfolger Weiße's im Fache der Operette; für ihn war Benda, was Hiller für jenen. Der Operettengeschmack dieser Jahre liegt durchaus auf Einer Linie mit den Tändeleien der halberstädter Dichter, mit denen auch Weiße und Gotter vielfach Beziehungen haben. Nicht zufällig berührten sich Beide hier mit Wieland, Jacobi und Pfeffel. Mit beiden Letzteren theilt Weiße vollkommen den Rückzug aus den ersten Reihen und den Vorkämpfern der deutschen Dichtung in stets bescheidenere und verstecktere Linien, als er anfing Adelung's Wochenblatt für Kinder fortzusetzen und für Basedow Fibeln zu schreiben, dessen pädagogische Absichten er ungefähr ebenso verfehlte wie Lessing's dramatische. In seinem Kinderfreund und in seinen Kinderkomödien wird es immer deutlicher, wohin dieser Dichter gehört; hier sehen wir ihn ganz die Verweichlichung jener laxen Hauspoeten unterstützen. Vielleicht sind Andere erbauter von seiner Pädagogik; wir wollen uns hier nur an ihre theatralische Seite halten und darüber Jean Paul's Worte anführen, der gewiß kein pädagogischer Rigorist und noch dazu Weiße's Freund war. Komödien, die sich die Kinder selbst machen, sagt er, sind weit nützlicher, als die sie spielen, und wären sie aus Weiße's Schreibtisch. In unsern Tagen, wo ohnehin der ganze Mensch Figurant, seine Tugend Gastrolle und seine Empfindung lyrisches Gedicht wird, ist die Verrenkung der Kinderseele vollends gefährlich.

Solchen Männern gegenüber und solch einem eingewurzelten Geschmacke an französischer Manier, wie ihn Weiße in der ganzen Reihe seiner Tragödien bewies, konnte Lessing freilich nicht anders:

er mußte den Franzosen den Krieg erklären und um jeden Preis ein Gebiet zu gewinnen suchen, das von ihren Einflüssen frei wäre. Als daher die Literaturbriefe 1759 eröffnet wurden, griff er zuerst den Hauptverbündeten der Franzosen an, Gottsched. Noch die Leipziger Bibliothek hat um jene Zeit gesagt, Niemand werde leugnen, daß Gottsched wesentliche Verdienste um die deutsche Bühne habe. Er sei der Niemand, kündigt Lessing hier an. Die Staatsaktionen zu verbannen und die Possenspiele, habe eben keines feinen und großen Geistes bedurft. Er sei der Schöpfer des französirenden Geschmacks geworden, indem er übersetzt hätte und Alles aufgefordert zu übersetzen, was nur reimen und Oui Monsieur verstehen konnte; er habe sich nie gefragt, ob dies französische Theater auch zur deutschen Denkart passe. Wir begehren mehr zu sehen und zu denken, als uns die furchtsamen französischen Schauspiele geben; das Große, Schreckliche, Melancholische wirke besser auf uns, als das Artige, Zärtliche und Verliebte; die zu große Einfalt ermüde uns mehr, als die zu große Verwickelung. Er weist auf Shakespeare hin, der als Genie uns andere Genien erwecken werde als Racine und Corneille. Dem Wesen nach sei Shakespeare dem antiken Drama näher als die Franzosen; er erreiche den Zweck der Tragödie fast immer auf dem sonderbarsten Wege, die Franzosen auf dem Wege der Alten fast nie! Ohne diese Winke hätte Wieland schwerlich gleich darauf seinen Shakespeare zu übersetzen angefangen. Gleich im folgenden Jahre, 1760, griffen die Literaturbriefe Weiße's ersten Beitrag zum Theater an, und darin die trockene Redekunst, die schulmäßige Steifheit, die Gedankenleere, mit Einem Worte den Bau der französischen Stücke, an dem wenig auszusetzen und selten viel zu rühmen ist. Bei Gelegenheit der wielandischen Clementine erklären sie sich gegen die vollkommenen Charaktere, und Lessing's Philotas, der 1759 erschienen war, hatte offenbar die Absicht, einmal antike und dazu heroische Charaktere zu zeichnen, die nicht den senecaischen Klopffechtern im Kothurne glichen. Wir merken hier freilich, daß die Langsamkeit der Wirkungen der lessingischen Ansichten mit der Langsamkeit seines Hervorbringens

zusammenhing. Fünf, sechs dramatische Versuche rasch aufeinander hätten unstreitig die Gestalt unsers Theaters schneller geändert als alle Kritiken. Aber freilich schien es nicht möglich zu sein, solche Stücke zu machen ehe die Kritik ihnen Raum geschafft, und Shakespeare zu finden, ehe ihn Lessing entdeckt hatte. Um eben diese Zeit erschien (1761) Möser's Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, eine Schrift, deren Inhalt noch Kretschmann entsetzte! Möser vertheidigte die Oper, das Reich der Grillen, und die Harlekinade, d. h. das Groteske, die Caricatur in der Dichtung „wenn nur nach Hogarth's Anleitung die Uebertreibung der Gestalt gezeigt werde, wie sie von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweiche". Möser war auch so ganz der Mann, wie er sich jeder Volkssitte annahm und ihren Sinn und Werth aufdeckte, sich gegen den Reinigungseifer auf der Bühne zu setzen, dem Harlekin seinen Familienzug und seine ideale Bedeutung zu bestimmen, seinem stehenden Charakter denselben Vortheil zuzusprechen wie den Thiergestalten in der Fabel, und ihm aus dem Tag des Weisen Eine närrische Stunde vorzuhalten. Diese Abhandlung ist in der Geschichte unserer Literatur in eben solchem Ansehen gewesen, wie später Möser's Schrift gegen Friedrich II. Der Verfasser war bald, ungefähr wie Merck und Aehnliche, der Freund aller Parteien; die Berliner knüpften auf diesen Harlekin hin Freundschaft mit ihm; Nicolai ward sein Lobredner, aber auch Goethe. Der gesunde Menschenverstand redete so plan und eben aus ihm, den die Literaturbriefe so in Schutz nahmen, aber auch die höhere Kunstansicht, die in Merck's Kreise geltend war. Er setzte sich in diesem Aufsatze schon gegen die Einheitsregeln der Franzosen; er sprach schon den Satz aus, daß uns nicht das Moralische zur Kunst treibt, daß Keiner Musik, Tanz und Trauerspiele sucht, um sich zu bessern, sondern um sein Gemüth zu beruhigen, zu erheitern, zu sammeln, und „dadurch den ermüdeten Geist zu ernsthaften Pflichten vorzubereiten". Zugleich sieht man aus diesem Schriftchen, wie damals schon Lessing als die Hauptautorität im Theaterwesen galt, indem ihn Möser's Harlekin geradezu darin auffordert, sein

Lobredner zu werden[201]. Wir wollen nicht weiter verfolgen, wie die Literaturbriefe den gebahnten Weg weitergingen, um dem französischen Drama entgegen zu treten, und dagegen bei Lessing verharren. 1760 übersetzte er Diderot. Die Uebersetzung dramatischer Dichter in Masse lag in der Zeit. Wir erhielten in diesen Jahren den ganzen Molière, Destouches, Favart, Goldoni übersetzt, und 1762 begann Wieland's Shakespeare, der wie unvollständig und mangelhaft er war, immer eine Vorarbeit für Eschenburg ward, und weiterhin nicht mehr die Unbekanntschaft mit dem englischen Tragöden für entschuldigt gelten ließ. Lessing übersetzte Diderot sowohl aus Neigung als aus Politik. Er setzte dem deutschen Gottsched und seinem Geschmack den Franzosen Diderot entgegen, der in seinen bijoux indiscrets und in den angehängten Unterredungen zu seinem natürlichen Sohne die Unnatur und Ueberladung der französischen Bühne angegriffen hatte. Es war wohl natürlich, daß Lessing in dem Kampfe, den er jetzt systematisch führte, einen solchen Kriegsvortheil nicht unbenutzt ließ, sich in Feindeslanden einen Bundesgenossen zu schaffen. Diderot hatte zum bürgerlichen Trauerspiel übergeführt, und Gottsched's Schule gegenüber, die wie Racine noch immer am Hofe das Vorbild der Tragödie suchte, war es wohl nöthig, daß dieses andere Extrem einmal versucht ward, um zur einfachen Natur des Menschen und zur Natürlichkeit des Dialogs zurückzuführen. Diderot's Dramen, unter denen Lessing übrigens nur auf den Hausvater etwas hält, hatten auch wirklich nach Lessing's Erfahrung das Spiel unserer Schauspieler zuerst geändert, und hatten den Verständigen zu erkennen gegeben, was ihnen das

201) Lessing antwortete in der Dramaturgie N. 18., er sei das stets gewesen. Auch habe es nur geschienen, als sei der Harlekin wirklich verbannt gewesen. Die Neuber hätte blos das Kleid und den Namen verbannt, hätte ihn weiß angezogen statt scheckig, und Hänschen genannt. „Ein großer Triumph für den guten Geschmack! fährt er fort. Die Neuber ist todt, Gottsched auch; ich dächte, wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an. Er ist ein ausländisches Geschöpf, sagt man. Was thut das? ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten, es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine."

Theater noch einmal so theuer machen müsse als vorher. Was ferner Lessing's Neigung für Diderot erklärte, war, daß dessen Schauspiele als kritische Muster eben auf den Schlag waren, wie er selbst sie zu erreichen und zu übertreffen hoffen durfte. Aus seinem Fragmente zum Leben des Sophokles, aus gelegentlichen Urtheilen über Euripides und Aeschylus sieht man wohl, daß ihm der höhere Stil des Trauerspiels nicht eben verschlossen war, aber doch in einer solchen Ferne lag, wie er der Nation selbst liegen mußte, die damals bei jedem Versuch, den antiken Ton zu treffen, wieder in den französischen verfallen wäre. Lessing selbst bekannte den Einfluß, den Diderot auf ihn geübt hatte, und daß sein Geschmack ohne ihn eine ganz andere Richtung bekommen haben würde; vielleicht eine eigenere, aber schwerlich eine, mit der sein Verstand zufriedener gewesen wäre. Offenbar erkannte er das Zeitgemäße des diderot'schen Gegensatzes, wenn er auch weiterhin nicht mehr die Achtung weder vor Diderot's Poesie noch Kritik behielt. Er hatte sie in der Dramaturgie schon nicht mehr so, wie bei der Uebersetzung seiner Werke, und aus dem, was er dort an ihm ausstellt, bemerkt man wohl, daß es schon das Bedürfniß nach einer höheren Gattung des Dramas war, was ihn jetzt entfremdete. Die Entdeckung französischer Reste bei diesem Gegner des französischen Geschmacks selbst, die vollkommenen Charaktere, die er nicht ganz vermeiden konnte, brachten ihn ab. Noch mehr: Diderot behauptete in seiner Theorie von den Charakteren, das Trauerspiel zeichne Individuen, das Lustspiel Arten. Lessing widersetzt sich dem, und stellt, sogar gegen die Praxis der Engländer, fest, die Charaktere des Trauerspiels müßten eben so allgemein sein, wie die der Komödie; er nähert sich also dem antiken Geschmacke und entfernt sich hierin theoretisch genau so weit von Shakespeare wie Schiller zuletzt ausübend gethan hat, oder wie die Charaktere im Nathan sich gegen die der früheren Stücke Lessing's verallgemeinern.

Als Diderot und Shakespeare, nach Deutschland verpflanzt, allmählig ihre ersten Wirkungen thaten, war gerade Friedrich's Sieg bei Roßbach erfochten, und mußte bei allen Neidern und Gegnern

der französischen Nationalität in Politik oder Literatur eine große Heiterkeit verbreiten, die Lessing zu benutzen nicht faul war. Er schrieb mitten unter der Armee in Breslau seine Minna. Die komische Rolle, die der Franzose darin spielt, der Gegensatz der ächt deutschen Charaktere, die man hier zum erstenmale, und nachher vielleicht nie wieder mit solcher Liebe und in so ungekünstelter Gestalt auf die Bühne gebracht sah; der glückliche Griff in das Nationalleben, die Ansprache an die Begeisterung für jene siegreiche Armee, an das Mitleid mit jenen abgedankten Offizieren der Freibataillone, die z. Th. nach einer rühmlichen Laufbahn in eine ärmliche Existenz zurückkehren sollten, alles dies neben der geschickten dramatischen Behandlung, die Goethe so auszeichnete, wirkte schlagartig im Volke. Kein Werk außer dem Messias hatte vor Goethe's Erstlingsdichtungen eine solche Theilnahme gefunden. Wie später Werther, so erschien Minna auf allen Punschnäpfen abgebildet. Nach Berlin warf das Stück das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfang die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte", so drang es doch späterhin durch und konnte monatelang fast täglich gespielt werden. Wie auf den Götz die Ritterspiele folgten, so damals eine Fluth von Soldatenstücken, die uns meist entfremdet sind; bei Stephanie dem Jüngeren übrigens kann der neugierige Leser eine ganze Reihe von Stücken finden, die den soldatischen Geschmack des damaligen Publikums ausbeuten. Selbst nach Wien also, wo der Adel den französischen Geschmack festzuhalten strebte, gelang es Lessing, zwischen das Possenspiel und die Heroenstücke eine mittlere Gattung zu bringen, und auf seine diderot'sche Reform ging Herr von Gebler ein. Der letzte Nachahmer des französischen Geschmacks im Reiche, Weiße, fand sich durch Minna veranlaßt, endlich vom Alexandriner zur Prosa überzugehen und sich den englischen Stücken etwas zu nähern. Dies Alles waren Wirkungen, die sich freilich nicht blos mit dem Verstande berechnen und mit der Kritik erreichen ließen. Die Uebereinstimmung mit dem Nationalleben und

den Volksgesinnungen, die uns Schiller so lieb machten, verschafften, trotz der mangelnden poetischen Gabe, auch Lessing jenen großen Beifall, der ja eigentlich bis heute dauert, wo man noch so oft dieses Stück als das einzige deutsche Lustspiel anführen hört, das wir besitzen. Wie Schade, daß unsere Dichter so selten von diesem zwar materialistischen Interesse des Volkes Vortheil zu ziehen suchten! oder daß unsere Nationalität auf so allgemeiner Grundlage ruhte, daß die Wenigsten Lessing's Feinblick hatten, sie zu erkennen, die Meisten, die auf sie zu wirken suchten, in eine wunderliche Ueberspannung verfielen. Vergessen wir nicht, daß dies gerade die Zeit der Bardendichtung und des hereinbrechenden ossianischen Geschmacks war. Sie ließ uns nicht auf der patriotischen Freude an unserer Gegenwart weilen; Klopstock's und Ayrenhoff's Hermann traten in verschiedener Weise wieder aus der Natur und Nähe bei uns selbst, in der uns Lessing's und Stephanie's Stücke hielten, in das Uralterthum und auf den Kothurn zurück. Bei all dem war der Schrei nach Nationalität damals allgemein, und sprach sich bei Sonnenfels und Denis, bei Moser und Klopstock, bei Abbt und Gleim in Prosa und Versen aus. Der Gedanke an eine Nationalbühne faßte im Volke Wurzel, und Lessing war nicht so kaltverständig, einem solchen Rufe zu widerstehen. Zwei Städte waren damals, nachdem Leipzig seine Bedeutung für die Bühne verloren hatte, das Augenmerk aller Welt, Wien und Hamburg. In beiden brütete man über Reformen des Theaters; von Wien aus war das Geschrei besonders stark, Hamburg aber gewann Lessing, von dessen kritischem Verständniß des Bühnenwesens es Vortheil ziehen wollte. Er ließ sich von der schönen Aussicht täuschen und ging. Ehe wir ihn aber dorthin begleiten, wollen wir erst einen Blick auf Wien werfen, um recht deutlich zu machen, was Lessing unternahm, als er die Reform der Bühne so eifrig betrieb in einer Zeit, wo Klopstock, Ossian, Young, Wieland, Yorick ihre volle Wirkung noch übten, von Dramatikern unterstützt, unter denen Weiße ein Stern erster Größe war, mit Schauspielern, unter denen Eckhof so allein stand wie Lessing unter den Dichtern, unter Verhält=

nissen der Bildung, die noch eine unglaubliche Geschmacksroheit in den ersten Hauptstädten verriethen, die noch so wenig Urtheil zuließen, daß bei Vielen immer noch Gottsched neben Lessing etwas galt, die noch so moralisch befangen waren, daß 1768 noch in Leipzig die Professoren das Theater als eine sittengefährliche Anstalt einschränken konnten!

Wir finden keine andere Hauptstadt in Deutschland erwähnenswerth für unsere Bühnengeschichte, als Wien. Wir müssen an Berlin vorbeigehen, wo bis nach dem siebenjährigen Kriege noch nicht einmal ein Haus für deutsche Spieler bestand, und wo unter den wechselnden Truppen des Schönemann, Ackermann, Schuch, Döbbelin u. A. sich lange kein bestimmter Geschmack bildete; in Dresden fand das deutsche Theater in dieser Periode noch keinen Raum; in München spielte man noch Kreuzerkomödien. Wollen wir nicht nach Petersburg übergreifen, wo seit 1737 eine deutsche Gesellschaft beständig war, und wo ja später sogar die Kaiserinnen deutsche Komödien dichteten, so können wir unsere Aufmerksamkeit nur auf Wien richten, die einzige Stadt, wo das Theatervergnügen nicht aussetzte. Auch schickt sich diese Betrachtung um so mehr an diesen Ort, weil man in Wien damals über den gottschedisch-französischen Stil, wenigstens des Trauerspiels, nicht hinauskam. Oesterreich war, wie wir schon oben bemerkten, das einzige Land, wo der freiere Charakter des süddeutschen Lebens und die Vergnügungslust im Volke einen Geschmack am Schauspiel bis in die unteren Stände selbst in mittleren Orten verbreitete, während in Berlin noch in dem Anfang der 80er Jahre der Mittelstand der Bühne wenig achtete[202]. In Linz, Neustadt, St. Pölten, Krems trieben Truppen sich um, in Prag, Preßburg, Grätz, Brünn gab es früher als irgendwo sonst im Reiche stehende Theater. Hier waren fast alle Elemente, die man nur begehren konnte, Volkstheilnahme, guter Wille am Hofe und unter einzelnen Gebildeten, äußere Mittel, um die besten Schauspieler anzuziehen. Nur leider das Beste fehlte: Bildung und Bildungstrieb. Keine

202) Vgl. die Briefe eines reisenden Franzosen von K. Riesbeck. 1783.

Verordnungen und keine Summen konnten diesen Erbfeind der rein katholischen Theile von Deutschland tilgen, und so kam es, daß Hamburg und die kleinen Höfe in Weimar, Gotha und Mannheim wohlthätiger für die deutsche Bühne mit den kleinsten Mitteln wirkten, als Wien mit den ungeheuersten. Als Gottsched die Wiedergeburt des Schauspiels unternahm, hatten in Wien Italiener die Impresa des deutschen Theaters; und als jener seines Sieges sicher den Hanswurst in Leipzig vertrieb, verpflanzte Weiskern nach Wien die Burlesken und Hanswurstiaden zu Hunderten, aus allen Sprachen für den wiener Geschmack zubereitet. Um 1748 verirrte sich einmal Koch hierher, kehrte aber bald zurück, da er merkte, daß hier an kein regelmäßiges Stück zu denken war. Stranitzky's Nachfolger war hier noch weit zu sehr im sicheren Besitze des Nationalbeifalls, Prehauser lebte bis 1769 und verlor sein Ansehn als Hanswurst nie. Mit ihm wetteiferte Joseph Kurz als Bernardon, in einem Charakter, der zwischen Schelmerei und Tölpelei schwankt, und so wie Stranitzky und Prehauser vor ihm thaten, so verfertigte er eine Reihe von Possen auf dieses Urbild, Stücke, die Schmutz, Unsinn, Maschinerie und Flitterstaat so häuften, daß die Welt davon voll ward. Die Kaiserin selbst sah den Bernardon ungemein gern, der Adel suchte die Gesellschaft des Künstlers, das Volk nannte ihn Vater Bernardon, und noch heute trägt man wohl Personen seiner Stücke, die Prinzessin Pumphia u. s., im Munde, ohne zu wissen woher und warum. Seit den 50er Jahren ward Goldoni massenweise nach Wien eingeführt, und langehin beschäftigten sich Laudes und Andere, dessen Stücke elend zugerichtet auf die deutsche Bühne zu bringen. Dies berechtigte den schlechten Geschmack am Niedrigsten, oder adelte ihn ein wenig und setzte ihn dafür desto fester. So waren die Zustände bis um 1761, wo ein Gottschedianer, Magister Heyden, zuerst zufällige Gedanken über die wiener Bühne schrieb und darin wagte, im Sinne seines Meisters den Hanswurst zu misbilligen, als Lessing und Möser schon im Reiche anfingen, zu seiner Zurückführung zu rathen. Dies traf ungefähr gleichzeitig mit den Stichen der berliner Literatur-

briefe über den Stand der wiener Cultur. Nicolai hatte dort geäußert (1761), die Literatur stünde jetzt hier wie in Sachsen um 1730. Gottsched, Schönaich, Scheybe, die man hier auspfeife, hießen in Wien noch große Dichter. Dies reizte die literarische Welt in Wien, und jetzt begannen die Elemente zu gähren, die der unsterbliche van Swieten, der eines besseren Stoffes für seine große Arbeit werth gewesen wäre, allmählig versammelt hatte. Er hatte unter vielen anderen Männern, die er aus dem Reiche nach Wien zog, auch den Professor Martini hingerufen, dessen Schüler die Riegger, Sonnenfels, Bob u. A. waren, die sich nun zu einer deutschen Gesellschaft vereinten, protestantische Lektüre nicht scheuten, Gellert über Alles ehrten, und dafür allerdings erleben mußten, daß man sie lutherisch schalt. Die Einbildung, die gleich beim Entstehen dieser Gesellschaft in die Köpfe fuhr, die Ideale und Muster, die sie sich stellten, die Verbindungen, die sie suchten, mit Klotz, Riedel, Schirach und Aehnlichen, zeigten freilich, daß Nicolai den Stand ihrer Bildung nicht unrecht charakterisirt hatte, wenn man nicht einmal auf die Schriften von Joseph von Sonnenfels[203]) (aus Nikolsburg 1733—1817) zurückgehen wollte, des Hauptorgans der jungen wiener Literatur, die nun anfing laut zu werden in Wochenschriften, Pasquillen und Theaterstücken. Wie wenig man auf Schulen, deutsche Gesellschaften und Schulschriften halten mag, doch wird man zugeben, daß es für Wien der geeignetste Weg gewesen wäre, wenn man so vorsichtig wie van Swieten wollte, und wie Sonnenfels es begriff und angriff, aus einer bestimmten Ansicht, mit allmähligen Fortschritten, mit Wahrung sittlicher Interessen das Werk der Bildung geleitet und leitend gefördert hätte. Leider aber zerschlug sich die Aussicht auf einen solchen Fortgang der wiener Aufklärung, fast noch ehe sie geöffnet war. Ein par nobile fratrum, Christian Klemm, ein Sachse aus Freiberg, und Heufeld, vereinten sich schon 1752 zu einer Wochenschrift, die Welt, worin sie das Werk der Reform auf sich nahmen. Da das Schreiben anfing in Wien ein einträgliches

203) Gesammelte Schriften. 1783—86. 10 Bde.

Geschäft zu werden, so stellten sie sich nun auf alle Weise neben oder gegen Jeden, der nur Miene zu irgend einem Plane machte, der Aussicht hätte. Schrieb Sonnenfels Schauspiele, so thaten sie es auch; schrieb er Wochenschriften, so setzten sie andere dagegen; sobald Lessing seine Dramaturgie begann, äfften sie sie nach; als der Schauspieler Müller seine Nachrichten und Anzeigen vom wiener Theater (1771) entwarf, schnappten sie ihm sogleich die Idee weg und gaben ihren Theateralmanach heraus. Sonnenfels hatte sich von den Vorwürfen Nicolai's spornen lassen und trat 1765 zuerst mit theatralischen Versuchen, dann mit seinen vermischten Schriften heraus; 1766 begann er den Mann ohne Vorurtheil, eine Wochenschrift, worin er Unwissenheit, Geschmacklosigkeit, Vorurtheil, die Sittenlosigkeit des Schauspiels, selbst die Gewalt der Geistlichkeit angriff. Er that dies aber mit solcher Vorsicht, daß er in Bezug auf das Schauspiel selbst eine Censur der aufzuführenden Stücke empfahl. Dem plebejischen Tribunenpaar war eine Reform dieser Art nicht genügend von einer Seite, und von der andern zu weit gehend; sie nahmen sich des Hanswurstes an und schrieben theatralische Satiren zu Gunsten des grünen Huts (Hanswursts) gegen Sonnenfels; und auch als Klemm in seiner Dramaturgie Abbitte that, hörte er und sein Freund nicht auf, Sonnenfels fernerhin zu necken. Weit gefährlicher als diese war aber Sonnenfels die Partei des rothen Huts (die Geistlichen), die ihn als des Antichrists Vorläufer ansahen; selbst der Hofrath rüstete sich gegen ihn, als er gegen Tortur, Todesstrafe und Kirchenbuße gefallener Mädchen schrieb; er trug auf seine Entsetzung an. Allein Kaunitz und van Swieten schützten ihn. Die Regsamkeit der aufklärenden Partei war jetzt gerade auf ihrer Spitze, und eben dies macht begreifen, wie im Anfange der 70er Jahre alle großen Männer in Deutschland ihre Augen auf Wien gerichtet hatten. Man erinnere sich, daß dies eben die Zeit war, als der Bischof von Ruremont, Joh. H. von Kerens, das Dichtertalent in dem Jesuiten Denis weckte, als dieser eine ganze Schule um sich sammelte, den Fortschritt von Gottsched's Standpunkt auf Klopstock's machte und die freudige

Theilnahme des ganzen protestantischen Deutschlands erregte, und nothwendig erregen mußte, da er mit seinem Ossian einen so glücklichen Griff in das allgemeine deutsche Leben that. Man erinnere sich, daß 1773 der Jesuitenorden aufgehoben ward, und daß nun Hoffnung war, ein neues System der Volkserziehung durchzusetzen. Unglücklicherweise begann man hier, wie neuerdings in Athen, von oben herab; man dachte immer an Akademien und glänzende Anstalten; der Kaiser war immer bereit auf das Blendende einzugehen; van Swieten wollte erst an Schulen denken, ehe er an Akademien die Hand legte; und hier leider geschah nicht, was geschehen sollte, und konnte gegen die Macht der Gewohnheit auch das nicht durchgesetzt werden, was man wünschte. Die Studienplane von Heß und Birkenstoß ließ man fallen, und betrieb lieber die Frage der Akademie, die Lösung des Censurzwangs, die Aufnahme der Bühne, und was alles dergleichen strahlende Entwürfe mehr waren. Wie man die erste Hand änlegte, die deutsche Bildung nach Wien zu verpflanzen, machte man den wunderbaren Misgriff, Riedel aus Erfurt zu berufen, wodurch gleich alle Vernünftigen in ihren feurigen Hoffnungen abgekühlt wurden; und selbst Riedel war dem Neide und den Verleumdungen der Wiener nicht zu unbedeutend. Was einzig volksthümlich war, was wirklich Bedeutung für das deutsche Leben erhielt, war die Musik. Haydn bildete den Geschmack der Wiener zuerst um, Vanhall und Leopold Hofmann folgten ihm, dann trat Gluck auf, dessen Alceste schon 1768 in Wien aufgeführt ward. Eben in diese Zeit fallen dann auch die Reformen der wiener Bühne, die so viel versprachen. Schon 1766 unter Hilverding's Leitung hatte Sonnenfels Einflüsse erhalten; 1769 starb Prehauser, und nun sollten lauter regelmäßige Stücke gegeben werden. Es begannen nun Ränke; Bernardon kam nach langer Abwesenheit zurück, man wollte die extemporirten Stücke von neuem in Schwung bringen, allein auf Sonnenfels' Vorstellung ward das Extemporiren förmlich verboten, der Staatsrath von Gebler, ein großer Gönner der Bühne, bewirkte, daß Sonnenfels Theatercensor ward, die Schauspieler machten ihn zu

ihrem Director, und nahmen statt Klemm den Herrn von Brahm zum Theatersekretair. Der Geschmack der Wiener änderte sich jetzt auf diesen allerhöchsten Befehl dergestalt, daß uns versichert wird, schon 1771 hätte der Hanswurst selbst dem Pöbel nicht mehr gefallen! Allein wie schön sich dies Alles ausnimmt, und so schöner es sich in den wiener Dramaturgien ausnahm, die voll der pomphaftesten Ankündigungen und Aussichten waren, so war doch Alles hohl, und um so hohler, da es auf keinen Grund im Volke gebaut war, da kein Mittelstand existirte, der einem gediegenen Geschmacke hätte Verbreitung und Bestand geben können. Alles theilt sich daher jetzt wieder, wie schon in der früheren Literatur Oesterreichs überall der Fall war, in die zwei Extreme des adeligen und plebejischen Geschmacks; man sieht immer den Herren die Knechte gegenüber, und nur Angehörige dieser beiden Stände oder doch Bildungsstufen machten sich in der Literatur Oesterreichs laut. Während die adeligen Theaterdirektoren Freiherr von Benda und Sonnenfels ihre puristischen und moralischen Absichten verfolgten, mußten sie doch mit Noverre'schen Balletten die Gebildeten födern, und das Volk, das den Bernardon nicht mehr sehen wollte, weil es der Hof nicht gerne sah, freute sich noch an scheuslichen Thierhetzen und Feuerwerken. Man zog die besten Schauspieler an; die Hensel aber war 1764 zum zweitenmal nach Wien gekommen und von der Geschmacklosigkeit vertrieben worden; erst 1776 gelang es der Sacco, leise mit einem natürlichen Spiele zu versöhnen. Dem Rufe Schröder's wagte man nicht zu widersprechen, aber man sah doch immer einen Bergopzoomer mit eben so vielem Beifalle, der die großen Uebertreibungen des 17. Jhrhs. noch festgehalten haben muß. Man milderte die Censur, aber man gab kein größeres Schauspiel unverhunzt, man verbot die unschuldigsten Bücher aus den albernsten Gründen, man untersagte 1777 den catalogum librorum prohibitorum selbst, damit Niemand die gefährlichen Werke sollte kennen lernen! Was die Schauspieldichtung betrifft, so standen seit der Bühnenreform die Dramatiker wie Pilze aus der Erde auf, unter Adel und Volk. Sonnenfels hatte das Verdienst, die Bahn

gebrochen zu haben, ein wohlgesinnter guter Mensch, aber durchaus dürftig und arm, wie sehr er sich vor seinen Gefährten aushebt; neben ihm stand der Herr von Gebler (1726—86)[204], dessen Stücke sich über ganz Deutschland verbreiteten und mit Beifall gegeben wurden, und ihm am ähnlichsten der Geh. Rath Joh. L. Schlosser[205]. Gebler machte damals allen Literaten in Deutschland den Hof, und brauchte alle Mittel seiner Stellung, und in seinen Stücken alle Fügsamkeit bald in den antiken Geschmack, bald in den diderotischen im bürgerlichen Trauerspiel, und immer in die moralische Delikatesse jener Zeiten, um seine Schreibereien zu empfehlen, deren er von 1770—73 alle Jahre drei bis vier Stücke lieferte. Eine ganze Reihe wiener Adeliger folgte seinem Beispiele. Die Herren v. Gugler, v. Otternwolf, v. Pauersbach, v. Pufendorf, v. Brahm, v. Sternschütz, Alles schrieb Schauspiele aller Art und entfaltete eine Fruchtbarkeit, die des ganzen Deutschlands spottete. Herr von Ayrenhoff (1733—1819)[206] betrieb es am systematischsten (schon seit 1766, wo er zuerst mit seinem Aurelius auftrat), den Racine'schen Geschmack herzustellen. Ihm war Shakespeare ein Ungeheuer, Götz von Berlichingen ein Greuel; er schien es für ein Leichtes zu nehmen, den Kampf gegen die neuen Genialitäten aus Shakespeare's Schule mit den alten verrosteten Waffen der Corneille und Racine zu führen, und er suchte Wieland noch spät in der Widmung seines Antonius für sich zu gewinnen. Diese adelige Literatur, wie werthlos sie an und für sich war, ward aber ganz überboten von der ihr gegenüber gelagerten popularen. Die Herren Klemm und Heufeld gaben sich alle Mühe, die alten Lokalpossen, die Schilderung wiener Sitten, in der geordneteren Gestalt des Lustspiels festzuhalten und die Hanswurstiaden verfeinert zu bewahren. Dies wäre an sich nicht übel gewesen, wenn nur die guten Komöden erst an ihre eigene Verfei-

---

204) Theatralische Werke. 1772 f.

205) Er gab unter demselben Titel wie Gebler in demselben Jahre seine Schauspiele heraus. [Vgl. jedoch Gödeke's Grundriß p. 599.]

206) Werke. 1789. 4 Theile.

nerung gedacht hätten. Ehe man sich umsah, fielen der Sekretär Pelzel, die Schauspieler Müller und Stephanie (der Jüngere) wieder ganz ins Possenhafte zurück, und gaben dem durstenden Pöbel Maschinenkomödien und Harlekinaden wieder; und wo sie öffentliche Sitten auffaßten, waren es immer nur die niedrigsten in der gemeinsten Behandlung. Und diesen nämlichen Schreibern blieb es überlassen, die Stücke von Shakespeare für die Bühne zuzurichten! Immer in der guten Meinung, das Volk mit dem Besseren auszusöhnen, söhnten sie sich selbst mit dem Elenden aus; immer unter der Maske, die Reform zu unterstützen, griffen sie die ersten und ernstesten Reformatoren, Sonnenfels u. A., an, die ohnehin unter sich selbst zerfielen. Diese Klasse plebejischer Schreiber überwand in Wien, bis später wieder die Romantik ein Gegengewicht bildete. Als Joseph um 1781 die Presse befreite, deckte sich der Zustand der wiener Literatur Jedem auf, der sich bisher noch getäuscht haben könnte. Innerhalb zweier Jahre sollen sich in Wien allein 1100 Autoren aufgethan haben, und in 18 Monaten zählte Blumauer[207]) 1172 erschienene Schriften. Aber diese ungeheuere Schreibwuth erschuf nichts als örtliche Verhandlungen; man las und schrieb nichts, als was die Klatschsucht der größesten Kleinstadt befriedigte; und braucht es zur Charakterisirung der damaligen wiener Literatur noch einer anderen Andeutung, als daß Blumauer der Vertreter derselben in Deutschland geworden ist, und daß Blumauer in den 80er Jahren sagen durfte, wenn die deutsche Literatur noch vorschreiten wolle, so müsse es von Wien aus geschehen? Diese Aeußerung aber ist nicht die zufällige Stimme eines Einzelnen, sondern die komische Wirkung, die sie, verglichen mit den Leistungen der Wiener, macht, ist im Ungeheuern bestätigt, wenn man in den Dramaturgien damals die großen Erwartungen und Versprechungen, die vertrauensvolle Sicherheit in schwärmerischen Träumen liest und vergleicht mit den dramatischen Erzeugnissen, die in den Sammlungen der wiener Schaubühne als ein ewiges Denkmal

207) Ueber Oestreichs Aufklärung und Literatur. 1783.

literarischer Schmach aufgestapelt sind[208]. Daher kam es denn, daß in den schönsten Jahren unserer Literatur unsere großen Dichter und Schriftsteller alle mit gleicher Verachtung und schnödem Spotte bald wie Goethe über das Publikum losfuhren, bei dem die Gebler und Stephanie schreiben durften und gelobt wurden, bald wie Schiller über das dürftige Vergnügen, das sich an dem schmutzigen Witze Blumauer's erbaute, bald wie Nicolai über die ganze Verdumpfung des dortigen geistigen und die Entartung des geselligen und moralischen Lebens. Wieland duldete; Jean Paul aber, der ihm in Allem entgegen war, empfand aufs tiefste, wie entfernt die ganze wiener Welt und Literatur von allem Seelenadel, von aller Verschmähung der Erde, von aller Achtung für Tugend, Schönheit, Freiheit und höhere Liebe sei, die in allen Dichtern Deutschlands hervorquoll. Er beruft sich auf den Bierhauswitz jener „gemeinen Lachseele" Blumauer's (auch Goethe erschrak, als er um 1820 wieder auf Blumauer stieß, „wie eine so gränzenlose Nüchternheit und Plattheit auch einmal dem Tage willkommen und gemäß sein konnte"), auf die wiener Skizzen, auf Faustin, den wiener Musenalmanach, auf den man setzen könne: mit Approbation des Bordels; auf die berüchtigte wiener Zeitschrift von Hoffmann, von der er im Traume dachte, sein Hund schriebe daran. Auch ihn machte der thörichte Dünkel der guten Wiener vollends so bitter. Hundert Maulwürfe von Broschüristen, sagte er irgendwo, stießen Duodezparnäßchen auf, und die darauf stehenden Wiener meinten, der Neid blicke hinauf, weil der Hochmuth herunter guckte.

In Hamburg waren die Hemmungen und Irrungen, die das Theater von oben herab zu erfahren hatte, anderer Art, die dichtende

208) Wer nicht Einmal in diese Sammlungen hineingesehen hat, dem mögen unsere Aeußerungen vielleicht stark, und unser stummes Vorbeigehen an der dramatischen Literatur der Wiener unbillig scheinen. Wir müssen also darauf verweisen. Schon 1749 soll die erste Sammlung der wiener Schaubühne erschienen sein, zufolge Schmidt's Chronologie des deutschen Theaters. Diese Sammlung kenne ich nicht. Von 1754 an aber geht eine ununterbrochene Reihe lange Zeit fort, in der ein Geschichtschreiber der Spezialhistorie der österreichischen Literatur alle kleinsten Veränderungen des Theatergeschmacks verfolgen kann.

Klasse verschieden von der in Wien, das empfangende Publikum ruhiger und geduldiger. Das Theater war hier nicht eine Anstalt, die so unentbehrlich geworden war wie in Wien; es hatte die Theilnahme der Stadt nicht aus Gewohnheit, sondern weil von der Blüte der Oper her noch ein Zauber auf der Bühne lag, und weil fortwährende Kämpfe zwischen dieser weltlichen Sittenschule und der geistlichen Seelenpflege das Publikum wach hielten. Nicht Censurdruck der Obrigkeit oder Ungebundenheit schadete hier der Gestaltung der Bühne, sondern die Geistlichkeit; nicht adelige Dichter führten einen falschen Geschmack ein, sondern Liebhaber und Gelehrte, die sich der Bühnenpoesie annahmen; nicht Rohheit der Volksklasse verleitete hier auf den Abweg der Niedrigkeit, eher war es Gleichgültigkeit und vielleicht eine Sättigung von der Oper her, was das Publikum stumpfer machte. Trotz aller dieser Mißstände ward Hamburg die Wiege des neuen Theaters dadurch, daß es eine Schule für Schauspieler ward, und zunächst das leistete, was Leipzig versprochen hatte. Auch hier nämlich ging mit dem neuen Leben des Bühnenwesens der Schauplatz von Ober- nach Niedersachsen über. Dorther stammten die Neuber, Koch, die Hensel, die den ersten Anstoß zu einer Schauspielkunst gaben; aber Hannover gebar Schönemann und Iffland, und in Hamburg waren Eckhof und Borchers geboren, Schröder gebildet, und zweimal gingen von Hamburg die Männer aus, die allein unsere Schauspielkunst zu etwas Besserem gestaltet haben. Als die Neuber in ihrer besten Periode stand, spielte sie zuweilen in Hamburg; und bei dem ersten Aufschwung der dramatischen Dichtung durch Gottsched übersetzten und schrieben dort Stüven, Behrmann, v. Creuz u. A. Schauspiele mit Gottsched's Schule um die Wette. Privatleute ließen sich von dem allgemeinen Wetteifer hinreißen, wie wir in Leipzig bei Steinel fanden. Ein Kaufmann Merz und ein Buchhalter Borkenstein schilderten die hamburger örtlichen Sitten in Lustspielen, und des letzteren Posse: der Bocksbeutel (1742), ein Spott auf die unfeine Sitte und das lächerliche steife Wesen in Deutschland, in der Art wie Holberg's Wochen- und Weihnachtsstube (sonst ein plattes Machwerk), machte eine Art Epoche und

erlebte unzählige Nachahmungen. In die hamburgischen Wochenschriften gaben noch in den 40er Jahren Lessing, Mylius und Fuchs ihre Beiträge. Schönemann spielte seit 1741 häufig in Hamburg, der Direktor, in dessen Gesellschaft zuerst eine Art von Bildung erstrebt und mitgetheilt ward. 1758 kam Koch, aus Sachsen vertrieben, an die Spitze der alten schönemann'schen Truppe, unter der sich Eckhof und die Hensel befand; dies ward die Glanzperiode seiner Gesellschaft, die Hamburg ganz genoß. Er blieb von 1759—63 unverrückt in Hamburg, und als er 1764 nach Leipzig ging, blieb Eckhof unter Ackermann zurück. Wir haben schon in Leipzig bemerkt, wie ungemein anregend Koch für das Werk der Bühne war; auch hier erneute sich dies. An der Stelle der Behrmann und Stüven traten, durch ihn angeregt, Joh. Fr. Löwen aus Klausthal, Daniel Schiebeler, Joh. Joachim Eschenburg und der Pastor Joh. L. Schlosser in Bergedorf, alle in Hamburg geboren, als Theaterdichter auf, und 1767 erfolgte dann die Reorganisation der hamburger Bühne, durch eine Direktion von Kaufleuten betrieben. Auch hier zielte man auf ein deutsches Nationaltheater, im Geiste des Patriotismus, der in den 60er Jahren durch ganz Deutschland fuhr, ehe, durch einige Worte Lessing's in der Dramaturgie gleichsam hervorbeschworen, das Weltbürgerthum in den 70er Jahren und später den überwältigenden Rückschlag gegen diese vaterländischen Richtungen hervorbrachte. Diese merkwürdigen Worte waren durch das Scheitern der vielversprechenden Anstalten in Hamburg veranlaßt, zu deren Unterstützung auch Lessing berufen ward. Man ernannte damals Löwen zum Direktor und gab ihm zugleich auf, Vorlesungen über Schauspielkunst und Mimik zu halten, und Lessing sollte erst als Theaterdichter angestellt werden. Da er seine Unfähigkeit fühlte, die Rolle eines Goldoni zu spielen, der in Einem Jahre 13 Stücke schrieb, und da er diese Rolle, auch wenn er gekonnt hätte, nicht spielen wollte, so lehnte er dies ab, und man wollte nun seine Kritik nutzen und berief ihn, Schauspieler und Publikum durch seine Beurtheilung der neuen Bühne zu unterrichten. Dieser Beschäftigung danken wir Lessing's Dramaturgie, die Mutter

aller zahllosen Theaterkritiken freilich, aber auch neben Laokoon die Urheberin aller ächten Aesthetik in Deutschland. Leider dauerte diese Schrift wie die ganze Herrlichkeit in Hamburg nur Ein Jahr. Löwen stellte seine Vorlesungen ein, weil er die Schauspieler zu ungelehrig fand, und freilich auch nicht der rechte Lehrer war. Lessing unterließ gleich anfangs seine Beurtheilung, weil die Schauspieler zu empfindlich waren und das Publikum keine Spur von Urtheil zeigte. Bei der Unternehmung wurden ökonomische Fehler begangen, die Einnahme war gering, Privatneid arbeitete entgegen, eine französische Gesellschaft konnte, noch während Lessing die Dramaturgie schrieb, dem deutschen Theater Abbruch thun, alle die glänzenden Plane gingen zu Grunde[209], und Lessing ward so grimmig über das deutsche Publikum, daß er nach Italien wollte, und hinfort trotz der lockendsten Anerbietungen nie mehr mit einer Bühne sich einließ. Er schloß seine Dramaturgie mit dem bitteren Ausfall: „Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, daß etwas geschehen könne? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen."

In dem Augenblick, da Lessing in seiner Wirksamkeit für die Bühne nachließ, bereiteten sich seine großen Nachwirkungen in diesem Gebiete vor; und Hamburg selbst blieb hier nicht ohne die wesentlichsten Verdienste. Zwar für die Theaterdichtung war hier so wenig Heil zu suchen, als in Wien. Löwen[210] (1729—71), der sich in allerhand Gattungen versuchte, griff auch das Schauspiel an; allein was

209) Schmidt's Chronologie des deutschen Theaters S. 257.

210) Löwen's Schriften. Hamb. 1765 f. 4 Thle.

war von solchen Leuten zu erwarten, die sich als Schüler und Nachahmer von Lessing stellten, und so roh und plump bleiben konnten! Die Herren Schiebeler und Eschenburg aber wußten nichts Besseres zu thun, als gleich während der Reform der hamburger Bühne französische Stücke zu übersetzen, Weiße's Operngeschmacke zu huldigen und sich in Verbindung mit Hiller zu setzen! Auch Joh. Christian Bock aus Dresden, der 1771 nach Hamburg als Theaterdichter gerufen ward und sich williger finden ließ, ein Goldoni zu werden, und der wirklich einige goldonische Stücke bearbeitet hat, war nicht der Mann, der mit seinen Stücken der Bühne hätte Ansehn geben können. Das einzige Gute, was von den Männern ausging, die sich um das hamburger Theater interessirten, war Eschenburg's Uebersetzung des Shakespeare (1775). Viel wichtiger aber waren in Hamburg die Nachwirkungen Lessing's auf die Schauspielkunst, Beides, durch seine persönlichen Verbindungen mit großen Schauspielern, wie durch seine Stücke und sein Studium der dramatischen Kunst überhaupt. Lessing's Stücke sind für die Aufführung geschrieben wie keine anderen in Deutschland. Was man bei uns bühnengerechte Stücke nennt, das hat gewöhnlich an Poesie keinen Theil, und was an Poesie keinen Theil hat, ist nicht bühnengerecht in dem Sinne, wie Shakespeare's Stücke es sind, und Lessing's zu sein strebten. Nie hat ein Mann auch nur entfernt wieder die Einsicht Shakespeare's gehabt in das Verhältniß eines Schauspieltextes zu den Leistungen des Spielers. Seine Zeit kannte noch nichts von der Unnatur, Schauspiele für die Lektüre zu schreiben; und wer Shakespeare liest ohne die Blindheit des Vorurtheils, das Alles vortrefflich findet, ohne zu wissen warum, wird überall beobachten können, daß die Schroffheiten der Zeichnung, die Trockenheit der Umrisse, eine gewisse grelle Symmetrie in der Vertheilung und Wahl der Charaktere und Handlungen häufig verursachen, daß in seinen Stücken das Gerippe aus dem poetischen Körper vorscheint, was nur durch die Darstellung vergütet, durch eine gute Darstellung aber auch ganz und völlig vergütet wird. Shakespeare's Stücke sind viel zu reich an Weltkenntniß, fesselnden Charakteren und

mannichfaltiger Weisheit, als daß sie bei der Lektüre nicht im Einzelnen verweilen, zerstreuen und durch die Beschäftigung des Kopfes die volle Wirkung des Ganzen auf das Gemüth stören sollten. Der fortschreitende Gang der Aufführung hindert dies Ausruhen auf dem Einzelnen, ihre Lebendigkeit läßt nicht zu, daß es verloren werde, die Arbeitstheilung der Schauspieler, von denen Jeder seine Rolle vorbedacht hat, hilft uns über alles Kopfbrechen hinweg, und die Darstellung befriedigt unsere Einbildungskraft ohne Anstrengung. Ein shakespeare'sches Stück ist wie eine Zeichnung ohne Farbe; es verhält sich ähnlich zu der Darstellung wie ein Operntext zur musikalischen Ausführung. Abgesehen von dem poetischen Werthe der Textdichtung an sich, von den weiten und großen Verhältnissen der Geschichte und geschichtlichen Sage, in die uns Shakespeare einführt, während uns Lessing in engeren bürgerlichen Kreisen hält, so ist in dessen Stücken der ähnliche Fall. Auch er dachte noch nicht an gelesene Stücke; und als er seinen Nathan schrieb, in der ausgesprochenen Furcht, daß er vielleicht in einem Jahrhundert noch nicht werde aufgeführt werden, wählte er sogleich eine behagliche wärmere Manier, und selbst in dieser Gestalt und bei diesem Stoffe ist dennoch selbst Nathan ein Bühnenstück des ersten Ranges geblieben, wie denn Lessing's Stücke nicht aufhören werden, gespielt zu werden, so lange irgend ein Begriff von Schauspielkunst übrig ist. Denn unseren größten Künstlern ist nur Er und Shakespeare eine Schule gewesen; nur ihm ist es eigen, dem Schauspieler zu denken zu geben, ohne ihm mit glatten Versen und Theaterstreichen das Spiel zu erleichtern; nur ihm ist der Reichthum psychologischer Erfahrungen gegeben, der im Nathan eine Gruppe von reizenden und fesselnden, und zugleich ächten, wahren und typischen Charakterformen auslegen konnte, wie wir sie in keinem deutschen Stücke weiter besitzen. Daher denn war Lessing jedem Schauspieler von Bedeutung damals so lieb. Die Umformung des deutschen Spiels ging zuerst von Eckhof aus, ohne den vielleicht Lessing seine Stücke nicht so geschrieben hätte, wie sie sind, der aber auch seinerseits ohne Lessing nicht geleistet haben würde, was er that; denn die Veränderun-

gen, die er hervorbrachte, ruhen ganz auf Einer Grundlage mit Lessing's Bestrebungen gegen die französische Bühne. Das Spiel unserer Schauspieler vor Eckhof war den gottschedischen Trauerspielen analog. Nicolai[211]), der als Physiognom und als Reisender außer Lichtenberg vielleicht der trefflichste Beurtheiler über das Schauspielwesen jener Zeit ist, fand die wiener Schauspieler, die am längsten jenen alten Stil beibehielten, pomphaft und anständig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, Ausdruck und Gestikulation, ohne Einsicht in die Charaktere und oft selbst in den gemeinen Sinn der Worte. Corneille's heroische Sentenzen, sagt er, Racine's Tiraden, Destouches' feine Hofrepartien, Marivaux's quintessenzirter Witz krümmten und quetschten sich in dem Munde deutscher Schauspieler, zumal da Alles ehrenfest und lahm übersetzt war. Daher herrschte ein langsamer, eintöniger predigender Ton, mit dem nur ruckweise ein krampfhaftes Aufbrausen abwechselte; im Lustspiele aber ein gedehntes, ängstliches unsicheres Wesen, das den Sinn des Stückes nie traf. Sitten und Gesinnungen der fremden Stücke waren den Schauspielern so fremd wie den Zuschauern. Ackermann und Koch fingen an einigen Sinn dafür zu zeigen, wie man einem Stücke sein Recht thue. Erst Eckhof aber war der Erste, der die feinen Schwierigkeiten dieser Art ganz einsah, erleuchtet durch Lessing's Umgang. Er erschöpfte den Umfang seiner Kunst, und spielte in seinen besten Jahren von den heftigsten oder innigsten tragischen Rollen bis zur feinsten oder niedrigsten komischen Alles in gleicher Vollkommenheit. Er sah zuerst ein, welche unermeßliche Forderung an den deutschen Schauspieler gestellt ward, daß er französische, englische, spanische, italienische Stücke und auch deutsche, die aus all diesem zusammengestoppelt waren, spielen solle. Er studirte aber, behandelte und spielte alle fremden Stücke je nach ihren Sitten; und in jedem Charakter war er bis zur vollen Täuschung ein Anderer. In seinem Odoardo fand Nicolai jede höchste Anforderung übertroffen. Er sagte es ihm, und Eckhof erwiederte: Wenn

211) Vergl. den 4. Thl. seiner Reise in Deutschland und der Schweiz.

der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften hinabtaucht, so muß der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing. Man kann die Anderen leicht haschen, sie schwimmen oben auf wie Baumrinde. — Eckhof verschmähte allen Flitterstaat der Deklamation, er suchte die wahren Töne der Natur, führte ins Trauerspiel den einfachen Ton ein, der der Würde und Zärtlichkeit gleich fähig ist, und wußte ihn von der einfachsten Sentenz bis zum feurigsten und wüthendsten Ausdruck zu steigern; und ebenso traf er im Lustspiel zuerst den ungezwungenen Unterhaltungston. Er war es, der die Direktorschaften immer verschmähte, der, ganz seiner Kunst hingegeben, in Hamburg eine neue Zeit für die Schauspielkunst schuf und vortreffliche Spieler zog. Schröder's Genie zündete an seinem Stiefvater Ackermann und an Eckhof. Er stand als Schauspieler auf, als Eckhof Hamburg verließ, und war gleich groß. Auch er sammelte emsig an allen Kenntnissen für das Bühnenwesen wie Eckhof. Er wieder bildete Brockmann, und diese Männer trugen zuerst die neue Kunst nach Wien, das später die Künstler gern aufnahm, die Hamburg dagegen erzogen hatte. Wir haben leider keine Quellen, um Lessing's persönlichen Antheil und Einfluß bei der Umgestaltung der Schauspielkunst genau angeben zu können, doch merkt man wohl aus den Andeutungen seiner Beziehungen zu der Neuber und zu Koch, zu Brückner und Eckhof, zu Brandes und Großmann, und aus dem Tone, in dem all diese von ihm reden, daß er nicht unbedeutend war. Eben diesen Ton der unbedingten Hingabe an Lessing's Autorität finden wir bei allen Männern, die sich damals, auch außerhalb des Standes für das Schauspielwesen interessirten, wie Gotter, Schmidt, Schatz, Engel u. A.; und ebenso huldigen ihm alle die Unzähligen, die für die Bereicherung der Bühne leichtere Stücke schrieben, ein Anhang, um den der treffliche Mann am wenigsten zu beneiden ist. Seine Klage über den Mangel einer Grundlage der Schauspielkunst und seine

eigenen Fragmente zu einem Werke[212], das diesem Mangel abhelfen sollte, regten nachher Engel an, nachdem die physiognomische Seuche einen neuen Schwung in die Kunst der Bühne gebracht hatte, und dieser ward nachher mit Ramler für das berliner Theater, was Lessing in Hamburg, Goethe in Weimar, Gotter in Gotha.

Ein Vermächtniß für Deutschland und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie ward Lessing's Dramaturgie[213]. Hier endlich brach die ganze lang drohende Wetterwolke seines Zorns gegen die französische Poesie los, und ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Wiederschein ächt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden dürfte. Dies ist das Werk, das uns auf Einen Schlag von dem Joch der Literatur der großen Nation befreite. In dem Jahre, da es erschien, trat Gerstenberg mit dem Ugolino auf, und hinfort verdrängte, wie es Lessing wollte, Shakespeare des Ansehn der Corneille und Voltaire ganz. Die Dichtung Goethe's und Schiller's, die Kritik der späteren Romantiker führte praktisch und theoretisch weiter aus, was Lessing umschrieben hatte, und gab mehr Nachdruck hinzu; und endlich gelang es den Einflüssen der deutschen Literatur, den alten Perückenstil in Frankreich selbst zu untergraben. Schon gleich nach ihrer Erscheinung führten schadenfrohe Neider des Voltaire die Dramaturgie in Frankreich ein. Kein schmähsüchtiger Bouhours redete hier eitle Vorwürfe gegen nichtsbedeutende Männer, sondern der Tadel traf die Ersten unter den Lebenden und Todten, die Corneille und Voltaire; er war mit allem Aufgebot der Gründlichkeit belegt, mit aller Gerechtigkeit auf den Maßstab der Angegriffenen selbst, wiewohl mit „eigenem Ekel" gestellt; er ging mit der möglichsten Kurz-

---

212) Der Schauspieler (in dem die Grundsätze der körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden sollten), und: über die Pantomimen der Alten.

213) Sie ward schon in den 70er Jahren von Lacoult in's Französische übersetzt; dann von Mercier mit den Anmerkungen herausgegeben, mit denen er die französischen Trauerspielschreiber alle niederschlagen wollte.

weiligkeit auf alle Langweiligkeiten und Kleinigkeiten der französischen dramatischen Kritik ein, die den guten Deutschen bis dahinter lauter Evangelien waren. Nicht aus blinder Nationaleitelkeit ist den fremden Mustern und Meistern widersprochen, sondern die Unparteilichkeit des Kunstrichters springt grell in die Augen, wenn er gleich anfangs die Cronegk und Gottsched, und später die Schlegel, Romanus und Weiße wegwirft und seine eigenen Versuche nicht schont; wenn er den Vorfechtern unserer Originaldichtung die Hand führend zeigt, wie große Stümper sie sind, und selbst unsere bloßen Uebersetzer französischer Stücke verachtet, welche in unserer Sprache (die doch wie die griechische schon durch den Rhythmus die Leidenschaften anzudeuten vermöge), jene französischen Verse sogar nicht nachbilden konnten, in denen das Metrische blos Kitzelung der Ohren ist, ohne zur Verstärkung des Ausdrucks beizutragen, und die keinen anderen als den elenden Werth der überstandenen Schwierigkeit haben. Die kühne Manier, in der die Dramaturgie geschrieben ist, und die bald von Herder und den Kraftmännern der 70er Jahre ins Rohe übertrieben war, veranlaßt leicht, die vortrefflichen Ergebnisse, die oft in entlegenen Ecken versteckt liegen, zu übersehen, sich an der polemischen Seite zu unterhalten und an der einzigen, siegessicheren Kriegführung zu ergötzen, mit der er die Meisterstücke der französischen Bühne aufreibt und den großen Anführern Corneille und Voltaire die Lorbeeren zerpflückt. Besonders an dem Letzteren übt er sein Spiel, ich würde sagen zu übermüthig und muthwillig, wenn nicht des Mannes poetischer und kritischer Dünkel eine solche Behandlung herausgefordert hätte. Ich führe, sagt er, den Herrn von Voltaire so gern an. Es ist aus ihm allezeit etwas zu lernen, wenn auch nicht das, was er sagt, doch was er hätte sagen sollen. Ich wüßte keinen Schriftsteller der Welt, an dem man so gut versuchen könnte, ob man auf der ersten Stufe der Weisheit (falsa intelligere) steht, als an Voltaire, aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen (vera cognoscere) weniger behülflich sein könnte. Ein kritischer Schriftsteller suche sich daher nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach

in die Materie, und das Uebrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Skribenten gewählt und unter diesen besonders Herrn von Voltaire. — Wirklich knüpfen sich an die Beurtheilung voltaire'scher Stücke hauptsächlich die verneinenden Theile der Dramaturgie und die Gegenüberstellung und Empfehlung der englischen Literatur an. Zuerst hat er mit der Semiramis zu thun, bei der Voltaire selbst an Shakespeare erinnerte, durch den in Frankreich neuen Einfall, einen Geist erscheinen zu lassen. Lessing charakterisirt vortrefflich die Maschine dieses Gespenstes bei Voltaire gegen die handelnde Figur im Hamlet. Gleich darauf setzt er die Schottländerin gegen die englische Bearbeitung derselben von Colman und lobt diese in einigen Stücken vor dem Original. Er kommt auf die Zayre. Ein artiger Kunstrichter habe gesagt, die Liebe selbst hätte sie eingegeben. Besser hätte er gesagt, meint Lessing, die Galanterie. Nur Ein Stück habe die Liebe eingegeben: Romeo und Julie. Voltaire verstehe den Kanzleistil der Liebe trefflich, aber der beste Kanzlist wisse oft wenig von der Regierung. Seine Künste seien nichts „gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinen geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit der sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird". Ebenso verhalte sich der eifersüchtige Orosman zu seinem Vorbild, Othello, wie der Brand aus einem Scheiterhaufen zu diesem selbst, und zwar ein mehr rauchender als leuchtender Brand. Bei dieser Gelegenheit weist Lessing nachdrücklich auf Wieland's Uebersetzung des englischen Tragikers hin; und überall sucht er auf diesen zurückzukommen, in dem er jedes Theilchen nach dem großen Maße des historischen Schauspiels zugeschnitten nannte, das sich zu der französischen Tragödie verhalte wie ein weitläufiges Freskogemälde zu einem Miniaturbildchen für einen Ring. Aus einzelnen Gedanken bei Shakespeare würden ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge bei den Franzosen werden; denn

wenn man die Aermel aus dem Kleide eines Riesen, für einen Zwerg recht nutzen wolle, so müsse man ihm aus dem Aermel einen Rock machen. Nicht allein begnügt sich Lessing, Voltaire gegen die Engländer zu halten, er hält ihn auch gegen seines Gleichen, gegen Italiener, gegen Griechen; er beurtheilt ihn nicht allein als Dichter, auch als Kritiker, als Historiker, als Charakter. Mit dem feinsten Spotte, der den Franzosen in dem plumpen Deutschen nicht wenig überraschen mochte, zog er bei Gelegenheit des Essex von Thomas Corneille Voltaire's Schwachheit durch, den „profunden Historiker zu spielen". Bei Erörterung der Merope gießt er über die eitle Selbstgefälligkeit, über die dreisten Diebstähle aus Maffei's Stück dieses Namens, über die kleinlichen Hülfsmittelchen, mit denen Voltaire seinem Stücke den Weg bahnte, über die hämischen Höflichkeiten, die maskirten Grobheiten, die Lügen und Verfälschungen, mit denen er sich gegen die Italiener, und den französischen Geschmack gegen italienischen stellte, über die Armseligkeit der Kritik und Dichtung, die den Maffei à la Ballhorn behandelte und mit Euripides wetteifern wollte, den allerbeißendsten und bittersten Hohn aus. Er stellt dabei alle Ungereimtheiten, die aus der französischen Einheitsregel fließen, in ein schlagendes Licht, und hebt mit einigen Zügen die Größe des Euripides hervor, um den eitlen Stolz der Franzosen zu demüthigen, die die griechische Bühne gern im Stande der Kindheit sahen, wie die britische in dem der Rohheit. Dabei ist es so schön, das feine Gefühl und Gemüth des Deutschen überall auftauchen zu sehen, das den Kannibalismus der französischen Theaterheroen verabscheut mit Allen, die daran Gefallen finden können. Dies trit besonders auch bei der meisterhaften Beurtheilung der Rhodogune von Corneille heraus, eines Stückes, das der Dichter selbst und gelegentlich ganz Europa für sein größtes Meisterstück erklärt hatte. Er entblößt hier jene abenteuerlichen Charakter, jene hirnlosen Verwickelungen, die Miskennung aller menschlichen Natur im thörichten Streben nach Außerordentlichem und Ungewöhnlichem, er folgt mit ätzendem Witze der Schlingung jener unsinnigen Intriguen, hält daneben den einfachen

Weg, den ein gesundes Herz und ein einfältiges Gemüth dem wahren Genius gezeigt hätte, zertrümmert so diese Stücke von hundertjährigem Ansehn, reißt diese Dichter des ersten Ranges in Frankreich von ihrer angemaßten Höhe herab, und wagt, dicht hinter dem Bekenntniß, daß Er kein Dichter sei, den großen Trumpf auszuspielen und zu sagen: „Ich wage es, eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“ Ueber Corneille war Lessing nächst Voltaire am meisten ergrimmt, weil er nicht allein wie Racine mit Mustern, sondern auch mit Lehren, und mit der falschen Auslegung des Aristoteles, die er ihm umständlich nachweist, schädlich gewirkt hat.

Dieser Art sind die Negationen in der Dramaturgie; vortrefflich aber sind auch die einzelnen positiven Andeutungen, die darin zerstreut liegen. Am Soliman II, der nach einer Erzählung Marmontel's von Favart bearbeitet ist, entwickelt er, vielleicht mit absichtlicher Urparteilichkeit, wie darin die dramatische Behandlung eines epischen Stoffs durchaus unterrichtend und trefflich sei, und dringt auf jene Regeln vor, die, weit entfernt von der Willkür positiver Vorschriften, aus der Natur der Dinge, aus dem Quell des Lebens, aus dem Wesen der dramatischen Form entspringen. Er stellt neben die ungereimten Regeln von der physischen Einheit der Zeit und des Ortes mit ihren lächerlichen Folgerungen die Regel der moralischen Einheit der Handlung, die das aristotelische Grundgesetz jedes Dichtungswerks ist, und aus der die äußerlichen Einheiten allenfalls folgen können. Die Griechen ließen sich diese moralische Einheit einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu vereinfachen, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte. Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, betrachteten die

Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren verwickelteren Handlungen ebenso anpassen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern konnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Lessing widmet den Hauptsätzen der aristotelischen Poetik über das Drama weitläufige Erörterungen, die ich hier nicht ausziehen will, da ich keine Geschichte der Aesthetik schreibe, und da Lessing selbst ihr Ergebniß so plan angegeben hat: Er hätte mit der Autorität des Aristoteles bald fertig werden wollen, wenn er es nur eben so bald mit seinen Gründen gekonnt hätte; er fand aber nach seinem eifrigsten Studium der dramatischen Dichtkunst, daß dessen Poetik ein so unfehlbares Werk sei, wie die Elemente des Euklid, besonders in Bezug auf das, was sie über das Trauerspiel lehrt. Er verstand aber den Aristoteles so, daß er weit entfernt war, die Oekonomie der griechischen Stücke oder gar der französischen als die einzige Folge der angewandten Regel desselben zu betrachten. Und da er nicht allein die alten, sondern auch, wie Schiller, sogar seinen Shakespeare dabei bestehen sah, so misfiel ihm bei seinem tiefgründenden Verständniß und bei seiner eifrigen Verehrung dieses kritischen Genies, daß damals gerade (1766) Gerstenberg in einem Aufsatze über Shakespeare, der auch in seine Werke aufgenommen ist, indem er gegen die Einheiten schrieb, die ganze Poetik des Aristoteles schnell fertig ein obenhingedachtes Werk nannte, und daß man in den burschikosen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur anfing, nach Genie zu schreien, und alle Regel und Kritik zu verachten, nur weil man an den englischen Stücken die französischen Regeln vermißt, und deshalb unverständiger Weise überhaupt gar keine darin vermuthet hatte. Was Lessing über die regellosen Stücke dachte, die nun alsbald in Deutschland folgen sollten, deutete er trefflich bei Gelegenheit des spanischen Esser an, und er nimmt dort die Stellung ein, die für die Gestaltung unseres Dramas durchaus bedeutungsvoll ist. Er hebt die Lope und Calderon hervor, freut sich, auf ihre Regellosigkeit zu weisen, und führt Lope's Lehrgedicht von

der Kunst neue Komödien zu machen an, in dem bekanntlich alle Regeln grundsätzlich verachtet werden. Er scheint mit Lope's eigenen Sätzen und mit einer entsprechenden Stelle in Wieland's Agathon der Verschmelzung des Pathetischen und Komischen in diesen spanischen Stücken das Wort zu reden, als welche die Mannichfaltigkeit der Natur nachnahme. Er wirft aber sogleich einige einschränkende Gedanken über diese gothischen Dichtungen andeutend hin. Es ist wahr und nicht wahr, sagt er, daß die komische Tragödie die Natur getreu nachahmt; sie thut es in den Erscheinungen, aber ohne auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte zu achten. In der Natur durchkreuzt sich Alles, aber in dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für den unendlichen Geist. Um an dem Genusse daran Theil zu nehmen, mußten wir endlichen Geister das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, das Vermögen abzusondern, das wir jeden Augenblick üben, ohne das wir ein steter Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein würden. Die Kunst soll uns im Reiche des Schönen dieser Absonderung überheben; Alles was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung mehrerer Gegenstände abzusondern wünschen, sondert sie wirklich ab, und weicht nichtigen Zerstreuungen aus. Nur wenn eine Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesses annimmt, und eine nothwendig aus der anderen entspringt, wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des Einen und des Andern unmöglich fällt, nur alsdann verlangen wir diese auch in der Kunst nicht. Er bricht ab, und hofft, man sehe, wohin er wolle. Er will dahin, daß er diese Mischspiele gern neckend den Franzosen entgegenhalten, aber zugleich mit den ächten Begränzungen begleiten möchte gegen die stümperhaften Nachahmer, die die platte Natur platt kopiren, die von keiner Natur wissen wollen, die man zu getreu nachahmen könne, die die Verschönerung der Natur für eine Grille halten, von denen Jene nichts in der Natur zu vermeiden, Diese ihr nichts zuzusetzen finden, von denen Jene das Mischspiel völlig mit allen Freiheiten

vertheidigen würden, wie es nachher Lenz behandelt hat, Diese Mühe haben müßten, das griechische Schauspiel schön zu finden. Er will die Spanier nicht überall gut heißen, aber Shakespeare in seinen Meisterstücken retten; er will die Natur retten, aber auch die Kunst, die Wirklichkeit sicher stellen, aber auch das Ideal. Er söhnt Shakespeare und Aristoteles aus, er stellt sich in die Mitte des gothischen und antiken Geschmacks, und dies ist eben die Stelle, auf der das deutsche Drama seinen Gipfel erreichte. Goethe trat im Götz dem Shakespeare nahe, in der Iphigenie den Alten, Schiller trat scharf in die Mitte. So waren wir in aller plastischen und redenden Kunst immer zwischen Nord und Süd, zwischen Niederland und Griechenland, zwischen Natur und Ideal gestellt. Und es ist wahrlich wieder mehr als blos kritischer Verstand, was auch hier Lessing die Natur seines Volkes mit einem einzigen Takte finden und bestimmen lehrte.

Die praktische Anwendung seiner letztgewonnenen dramatischen Einsicht machte Lessing in der Emilie Galotti (1772), kurz ehe mit Goethe's Götz der große Sturm der shakespearischen Stücke hereinbrach. Sie war zunächst gegen Gerstenberg gerichtet, der schon 1765 die Braut von Beaumont und Fletcher übersetzt, und mit einem Briefe an Weiße mit literarischen Nachrichten über die drei größten englischen Dramatiker begleitet hatte, der dann in seinen Literaturbriefen die ersten speciellen Vertheidigungen für Shakespeare schrieb und 1768 seinen Ugolino herausgab, eine fünfaktige höchst einförmige Qual, ein Stück ohne Plan, mit der Phantasie eines Henkers entworfen von dem Verfasser der Tändeleien, die in Wieland's läppischer Grazienmanier (1759) geschrieben sind. So erreglich war die Zeit damals, so gesättigt an den Weichheiten der sinnlichen Dichtungen, daß sie plötzlich zu dem entgegengesetzten Extrem des Blutigen und Wilden überspringen konnte, und daß Beides bei Goethe's erstem Auftreten nebeneinander erschien. Lessing erkannte das Jugendliche und Eigene in diesem Stücke und schonte es; er setzte ihm aber schweigend das Stück entgegen, das mehr Tragisches hat, aber nicht

das Schreckende, was gegen Lessing's Aristoteles fälschlich statt dem Furchterregenden in die Tragödie gerathen war; das Stück, das eben so viel Plan und Verwickelung hat als Ugolino keine, eine eben so reiche und natürliche Charaktergruppe, als dieser eine kleine und abenteuerliche. Die Emilie Galotti konnte den Sturm- und Drangstücken keinen Einhalt thun, sie wirkte aber auf ruhigere Stücke dieser Zeit dennoch fort[214], auf Clavigo und Stella, in denen Lessing's Prosa hier und da deutlich durchlautet, auf Leisewitz und Aehnliche. Das Thema des Verwandtenmords griff tief in die Zeit ein, obwohl anders gefaßt; die Charakterformen wirkten am wenigsten weiter, weil sie nirgends auf ähnliche Energien in den Dichtern trafen, sie waren den Leidenschaftlichen zu natürlich, und den Schwachen wie Claudius u. A. unheimlich und hart. Besonders seine Frauen wollte man nicht leiden, bei denen freilich der Mangel der romanhaften Schminke am meisten auffällt. Ueber die tragische Katastrophe selbst hat man mit dem rechnenden Dichter nie aufgehört zu rechnen; einem sentimentaleren hätte man viel mehr vergeben. Wenn man nur zugibt, daß es dem Stücke an jener abrundenden Fülle des Thatsächlichen weniger als der Gefühle und Leidenschaften fehlt, ein Mangel, den das fehlende Dichtertalent mit sich brachte, und den übrigens der ächte Schauspieler erstaunlich weit ersetzen kann, wenn man erlaubt, das hinzuzudenken, was ungezwungen aus der Anlage des Stückes folgt, so kann man es psychologisch und tragisch gegen jede Einwendung sicher stellen. Schon das ist ein Meistergriff, daß Lessing in dem einmal gegebenen Stoffe das Kind zur tragischen Figur machte, da es in der alten Fabel der Vater ist, was nach den neuen Begriffen, die dem Vater nicht so viel Macht über die Tochter geben, zu ungeheuer ausgefallen sein würde. Was aber das Stück vielleicht zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele macht, ist der Gebrauch des

---

214) „Emilie Galotti stieg aus der Wasserflut wie die Insel Delos auf, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing viel schuldig." Goethe.

Schicksals nach den christlichsten Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschicke selbst knüpfen, bis an der verborgensten Stelle das unsichtbarste Fädchen, zu plump geschlungen, reißt, und das Gewebe unter den Händen jener dämonischen Orsina sich auflöst, die auf eine treffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstellt, als die Margarete in Shakespeare's Richard. Ebenso meisterhaft ist die Fabel in Nathan angelegt, wo eine Reihe dunkler, verschlungener, zufällig scheinender, unbegreiflicher Begebenheiten, zuletzt in Einem lichten Punkt zusammenfallen, die, indem sie alle Schicksalsmaschinerie, alle unmittelbaren Eingriffe der Gottheit, alle Wunder kühn leugnen und aufheben, der Wunder größtes, eine Vorsehung, preisvoll verkünden, die die Menschen als ihre Kinder lenkt und keinen Sperling ohne ihren Willen fallen läßt.

Der Nathan ist das letzte Werk Lessing's (1779), die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten, in die er gleich nach seiner Entfernung von den theatralischen Interessen verwickelt ward. Der Plan zu diesem Werke war schon Jahre lang gemacht, jetzt erhielt er nur eine andere Wendung, wie sie eben dieser Polemik gemäß war. Wir wollen vorübergehend einen Blick auf diese Kämpfe werfen, obwohl sie uns streng genommen nicht angehen[215]. Sie sind aber in ihren Folgen auch für die Geschichte der Poesie zu bedeutend geworden, theils durch Förderung einzelner dichterischer Werke, theils durch Hemmung der poetischen Richtungen überhaupt, als daß wir sie doch ganz liegen lassen dürften, auch wenn es uns nicht darum zu thun wäre, diesen Schlußstein zu Lessing's Wirksamkeit und Charakter nicht zu vernachlässigen. Lessing, dem es Grundsatz war, seine allgemeine Bildung nie zu Gunsten eines einzelnen Zweiges zu lange zu versäumen, hatte sich noch lange nach seinen Studienjahren — ein Zeugniß sind seine Rettungen — nicht allein mit theologischen

215) Diese Seite Lessing's ist ausführlich behandelt und sehr in unserem Sinne von C. Schwarz, Lessing als Theologe. Halle 1854; vgl. auch Heinr. Ritter, über Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze, in den Göttinger Studien 1847.

Studien beschäftigt, sondern auch durch seine schroffe Unparteilichkeit bei orthodoxen Lutheranern einen schlimmen Namen gemacht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er gleich anfangs den Berengar von Tours, nachher gab er (1774) die viel berufenen Fragmente heraus, die einen Hauptsturm gegen das Christenthum unternahmen, und als deren Verfasser man erst spät Reimarus kennen lernte. Im Anfang machte dies Werk gar so viel Aufsehen nicht; erst nach Jahren, als Lessing gegen den Pastor Goeze in Hamburg eine bibliothekarische Ungefälligkeit beging, griff ihn dieser Mann mit der heillosen Beschuldigung an, daß er ein heimlicher Feind der christlichen Religion und ein katholisirender Lutheraner sei, und er suchte ihn dem Hofe durch die Bemerkung zu verdächtigen, daß der Herausgeber solcher Schriften wohl auch andere veröffentlichen könnte, die den Gerechtsamen und der Ehre des herzoglichen Hauses gefährlich sein könnten. Bald sagte auch das Gerücht, Lessing habe von den hamburger Juden 1000 Dukaten für die Herausgabe der Fragmente erhalten. Lessing hatte den Hauptpastor in Hamburg gekannt; er wußte, daß er eifrig war, aber er hielt ihn für gutmüthig; er besuchte ihn, weil es ganz zu Lessing's Eigenthümlichkeit gehörte, daß er sich, wie er immer die Partei des Schwächeren zu nehmen liebte, in dem damaligen Streite Goeze's mit dem aufgeklärteren Alberti, neckend auf die Seite des Orthodoxen schlug; seine Feinde gaben freilich den andern Grund an, weil Goeze gute Rheinweine geführt habe. Lessing hatte die Fragmente in dem Drang jener Wahrheitsliebe herausgegeben, die alle Ketzerei und Freigeisterei für wohlthätige Mittel ansah, um zu lauteren Einsichten und Begriffen zu gelangen, und Herder und viele Theologen der Zeit erkannten dies völlig an. Er hatte den Zweifeln gegen die christliche Religion, die darin niedergelegt waren, Gegensätze beigefügt, die Claudius ohne Arg gegen Lessing Maulkörbe nennt; nur Goeze nannte sie einen strohernen Schild. Lessing hielt mit Hieronymus für Gottlosigkeit, sich ruhig verketzern zu lassen, und er schrieb jene kleinen Flugblätter gegen Goeze, die als ein herrliches Denkmal der ehrenhaftesten Denkart dastehen und

seines Gegners Namen zum Ekelnamen gemacht haben. Wenn man auf den Kern dieser Schriften zurückgeht, so sieht man, daß Lessing ein Großhändler war, der nur gelegentlich, wo man gerade Markt hielt, einzelne Musterstücke auslegte, die auf unendliche Schätze im Innern schließen lassen. Wenn er länger gelebt hätte, wenn noch Kraft und Trieb in der Nation gewesen wäre, Religionsdinge in demselben Eifer wie 200 Jahre vorher zu betreiben, und wenn dann nicht politische und andere Entwickelungen störend hereingetreten wären, so hätte Lessing dem Protestantismus nicht allein von wissenschaftlicher Seite, sondern vielleicht sogar von popularer constitutiver Seite eine neue Entwicklung gegeben. Das ganze humanistische Christenthum Herder's ruht auf Lessing's Schultern, die ganze Behandlung der Kirchengeschichte seit Spittler und Planck auf ihm, und im ganzen Jahrhundert ist schwerlich ein geistesverwandterer Mann als Spittler, den Lessing noch gekannt hat. Lessing, der nicht bei Luther's Schriften, sondern bei Luther's Geiste geschützt sein wollte, welcher ihm zu verlangen schien, daß kein Mensch am Fortschritt in Erkenntniß der Wahrheit gehindert werde, der gegen die Stockorthodoxen dieselbe Freiheit der Prüfung in Anspruch nahm, wie Luther gegen die katholische Kirche, der, ehe er die Goeze wollte Päpste werden sehen, lieber die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht hätte, Lessing stellte sich in allen Theilen eine Stufe höher als Luther und redete in jenem Tone der Ueberzeugung, der dem Herzen und Kopfe gleich genug thut, wie es ein Reformator des 18. Jahrhs. wohl mußte. Er erklärte die Evangelien für bloße historische Quellen, an denen man sich mit der gewöhnlichen historischen Kritik versuchen muß, und er hielt eine solche Behandlung derselben für eine achtungsvollere als die Art, wie die Theologen unverantwortlich leichtsinnig mit dem Texte umgingen, den sie vom heiligen Geist herleiten. Ihm, der die christliche Religion im Herzen suchte, nicht im Kopfe, der mit Unwillen das beschauende Christenthum durch phantastische Grillen zu einer Höhe gestiegen sah, zu welcher der Aberglaube nie eine andere Religion gebracht, während das ausübende immer abgenommen hatte,

ihm schien es, als ob noch ein Christenthum bestehen müsse, selbst wenn die Evangelien ganz verloren seien. Er legte also den streng lutherischen Glauben ab, daß die Bibel der einzige Lehrgrund der christlichen Religion sei; er erklärte, daß er lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatz der römischen Kirche nehmen würde [216]), als die ganze christliche Religion unter den Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen. Nicht daß er darum diese Einwürfe unbeachtet ließ, und daß er es sich so bequem machte, diese Einwürfe wie die Bibel, die sie treffen, gleichgültig zu finden. Er begann vielmehr jene philosophische Dogmatik zu begründen, die dem Freidenker reine Begriffe hinter den scheinbar sinnlosen Dogmen eröffnen sollte. In diesem Sinne ist schon (1770) der Aufsatz: Leibnitz von den ewigen Strafen, gegen Eberhard's Apologie des Sokrates geschrieben, und weiterhin die Erziehung des Menschengeschlechts [217]) und das kleine Fragment: Christenthum der Vernunft. Diese Stücke sind Muster von philosophischer Geschichtsauffassung und von spekulativer Tiefe und Klarheit zugleich; sie haben in Theologie und Kirchengeschichte ungemeine Anregungen gebracht; sie sind für eine künftige Philosophie der Geschichte neben einigen historischen Gesetzen, die Macchiavelli auffand, eine wichtigere Vorarbeit, als alle Bücher, die diesen Titel führen; in ihnen steckt der Keim und der Kern der ganzen neuesten Philosophie, wie uns Solche gestehen, die

---

216) Lessing äußerte sich über den Katholicismus mit Leibnitzens Unbefangenheit und war auch hierin über die Kleinlichkeiten der Sektenmacher weg. Was man aber nicht Alles aus ihm herausgelesen oder in ihn hineingelesen hat, zeigt Fr. Schlegel. Er meint, Lessingen habe die Kühnheit seines Forschergeistes zur ältesten Philosophie und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche zurückgeführt. Er hofft ganz deutlich, daß durch Lessing die (lutherischen) Surrogate der Wahrheiten im Laufe der Zeiten ganz zerstört werden, und sich die Rückkehr der Wahrheit hierauf bauen würde. So nährte sich Jeder von dem Abfall von Lessing's Tafel nach seinem Geschmack. Dieser fischte sich das Krümchen Unparteilichkeit gegen die Lutheraner heraus und hielt es für das ächte Waizenkorn, aus dem eine allgemeine Apostasie aufschießen würde.

217) Wir mögen kaum die Behauptung Körte's erwähnen, daß diese Schrift von Thaer herrühre. Uebrigens ist es ein Verdienst von Guhrauer, diesen Gegenstand ein für allemal beseitigt zu haben.

wir für die nächsten Kenner derselben halten dürfen. So lieb Lessing durch diese Tiefe der intellektuellen Einsicht dem philosophischen Betrachter der menschlichen Dinge wird, so wird er dem historischen noch lieber durch seine Schonung der Volksbegriffe und Alles dessen, was in dem Glauben der Menschen heilig geworden war. Sein Bruder Karl und Moses hätten ihn gern zu einem Sektenhaupte gemacht, hätten gern gesehen, daß er gleich bei Herausgabe der Fragmente sich auf ihre Seite gestellt, statt daß er der Orthodoxie das Wort zu reden schien. Allein Lessing haßte aus Herzensgrund alles Sektenmachen, und wandte sich daher von Lavater, Basedow, und selbst von Goethe, als seine theatralische Schule ihren Unfug trieb, ab; er würde seine Göttin selbst, die Wahrheit, verlassen haben, wenn sie eine Sekte hätte stiften wollen, und aus diesem Grunde fließt seine paradoxe Widersetzlichkeit gegen alles Ausschließende. Er konnte daher auch der Aufklärungssucht des Nicolai nicht genug thun, mit dem er in seinen letzten Jahren deshalb nicht mehr viel verkehrte. Er wollte der Welt nicht misgönnen, sich aufzuklären, schrieb er an seinen Bruder, er würde sich verabscheuen, wenn seine Schriften ein Anderes bezweckten, als diese große Absicht zu befördern. Er wollte aber nur nicht das unreine Wasser weggießen, ehe er wisse, woher anderes nehmen. Zwischen der alten Orthodoxie und der Philosophie war eine Scheidewand gezogen; jetzt reißt man diese nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. An die Stelle des scharfsinnigen alten Religionssystems setzte sich ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßte. „Meines Nachbars Haus drohte ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder — ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen." Man erkennt doch auch hier seine reinhaltende und

simplificirende Tendenz? die so wenig Religion und Philosophie vermischt wissen will, als früher Philosophie und Poesie! Er philosophirt zwar selbst über Religion und Religionsbegriffe, aber nur in der Hoffnung, den Freigeistern tolerante Achtung gegen die sinnvollen Dogmen der Religion einzuflößen, in denen er philosophische Wahrheiten nachweist, nicht in dem thörichten Bestreben, dem Religionsbedürftigen zuzumuthen, seine andächtige Achtung von jenen Dogmen auf diese Wahrheiten zu übertragen, oder hinter der neuen philosophischen Maske die alte Religion zu suchen. Wie viel weiser, wie viel edler und menschlicher, wie ganz Herz und Gemüth erscheint hier der schroffe, strenge Mann gegen die heutigen philosophischen Theologen, bei denen eben die von Lessing gefundenen Wahrheiten anfangen sektirerisch zu werden! Er hätte in seinem reinerhaltenden Sinne, wenn ihm vergönnt gewesen wäre weiter zu schreiten, den Philosophen sein Christenthum der Vernunft gegeben, dem Volke aber, das der Religion bedurfte, seine „Religion Christi". Er fand das Stichwort, das die Losung eines neuen religiösen Propheten werden mußte, indem er zwischen der Religion Christi unterschied, die dieser als Mensch gedacht und geübt, die nur Eine klar in seinem Wandel und seinen Lehren vorliegende ist, und zwischen der christlichen Religion, die mit den vielfach bestrittenen und unendlichfach verschieden ausgelegten apostolischen Lehren anfängt. Er geht also auch hier auf das Reinste und Einfachste zurück; er zeigt, wie es unmöglich ist, daß diese beiden Religionen in Christus selbst hätten zusammen bestehen können. Und ist die Unterscheidung richtig, so ist auch die Wahl nicht streitig. Diese Religion Christi fand er in dem Testamente Johannes: Kindlein, liebet euch unter einander. Das gemüthvolle Gespräch von Lessing, das diesen Namen führt, schien Goezen unmöglich von ihm herzurühren. Ihn hatte der Zelotismus blind gemacht. Aber wie Viele drücken auch jetzt noch bei all dem das Auge gegen ihn gewaltsam zu. Gegen diese Christomanen, denen dieses Testament nicht Genüge thut, und denen es nur um Buchstaben und Namen zu thun ist, müßte man wieder aus diesem Aufsatze als Lessing's Testa-

ment die Frage richten: Also ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion? O der schwachmüthigen Wortfechter, die diesem Manne, trotz seiner Freigeisterei, nicht mit Rührung und Wärme nachrufen, was sein Klosterbruder dem Nathan sagt: Bei Gott, er war ein Christ, ein bess'rer Christ war nie! Und o der Aengstlichen, die sich aus Furcht vor Uebernahme unbekannter Schulden weigern wollen, dies Vermächtniß Lessing's anzunehmen! Und doch! Ist nicht dieses Legat im Nathan der Nation schon zugeflossen? haben nicht schon Tausende an diesem Schatze Theil gehabt, an dem noch tausendmal Tausende theilen können? Schade was um die schlechten Verse oder um die freie Form. Auch so ist das Buch neben Goethe's Faust das eigenthümlichste und deutscheste, was unsere neuere Poesie geschaffen hat. Wem hat nicht bei dieser freien, sicheren Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der späteren Zeiten wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten, und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus worden wäre? Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres wünschen, als was auch schon Goethe ungefähr gewünscht hat: daß dieser reizende Kodex religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte, dem es so vorzüglich gegeben schien, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken ohne frivol zu handeln.

XI.

Umsturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies.

Das Jahr 1768 bedeutet für die Geschichte der Umwälzungen in unserer Poesie ungefähr das, was das Jahr 1789 für die politische

Revolution in Frankreich war. Wie hier schon die Vorgänge zwei bis drei Jahre vorher einen Ausbruch erwarten ließen, so war auch seit den Literaturbriefen, seit der Erscheinung von Winckelmann's Kunstgeschichte und Lessing's Laokoon (1766) wohl vorauszusehen, daß bei uns der ganze Stand aller Künste bald mächtig verändert werden würde. Noch näher kündigte sich dies an, als 1767 die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur von Gerstenberg und Anderen aus Klopstock's Kreise erschienen, und Herder's Fragmente, die sich an die Literaturbriefe anschlossen, und einen ganz neuen Ton der Kritik und einen neuen Geschmack verriethen. Dann kamen 1768 auf Einen Haufen die verschiedenartigsten Werke, die ganz neue Anregungen mit sich führten: Lessing's Dramaturgie und antiquarische Briefe, die die Strenge der Kritik noch schärften; Wieland's Musarion, die, wie sein Agathon, den Blick auf Griechenland öffnete und eine neue Sinnlichkeit athmete; Bode's übersetzter Yorik und Denis' Ossian, die der langeher gepflegten Empfindsamkeit frische und gesündere Nahrung boten; Gerstenberg's Ugolino und die Barden, die dieser weiblichen Empfindsamkeit eine neue Kraft und Männlichkeit entgegenwarfen. In andern Gebieten brach die nämliche Gährung gleichzeitig aus. Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, die des Mannes künftige Gestalt ankündigten, erschienen in demselben Jahre, und 1769 Basedow's erster Aufruf an die Menschheit zur Reform des Schulwesens, der auch Solchen, denen er lächerlich schien, doch Antheil und Nachdenken einflößte, und eine Revolution der Geister andeutete. Eine Pause von mehreren Jahren schien dann nöthig, um sich mit diesen blendenden Erscheinungen erst zu verständigen; 1773 erfolgte dann der eigentliche poetische Ausbruch durch Göz und Werther, als ob er durch die Bewegungen in anderen Gebieten etwas wäre zurückgehalten worden; ihn nachdrücklicher zu machen, halfen nicht wenig die physiognomischen Studien von Lavater mit. Dieser bildete bald mit Herder und Goethe ein Triumvirat, das die Blicke der Nation von den bisherigen Häuptern der Literatur hinweg und auf sich lenkte. Beide letztere weisen uns auf ganz neue Orte, von

wo aus junge Kräfte sich der schwankenden Literatur mittheilten. Auf Beide hat Lessing entschiedene Wirkungen geübt, doch war für Goethe Winckelmann, für Herder Hamann von ungefähr gleicher Bedeutung. Diese letzten drei Namen weisen uns nach dem eigentlichen Preußen, wo Königsberg besonders anfing außerordentliche Einflüsse auf die Literatur, und von sehr verschiedenen Seiten her, auszuüben. Goethe aber führt uns an den Rhein, wo wir seit lange nichts Bedeutendes in der Literatur erlebt haben. Von Zürich bis Düsseldorf und von da bis zu den klopstock'schen Kreisen in Niedersachsen schlingt Goethe eine Zeit lang ein einziges Band um die Lavater, Schlosser, Jung, Jacobi, Lenz, Klinger, Herder, Stolberg und Andere, die in den 70er Jahren nicht mehr die bisherige empfindsame Freundschaft, sondern ein begeisterter Trieb nach Bildung, geistigem Leben und Dichtung aneinander kettete. Die neuen Gruppen von meist jungen bisher unbekannten Männern, die plötzlich wie aus der Erde Schoos entsprangen, und den herrischen Ton der gereiftesten Richter und berechtigtsten Machtsprecher anstimmten, hat Goethe in seinem Leben zusammengestellt und einzelne treffliche Winke über die sehr verschiedenen Charaktere gegeben. Doch schrieb er dies in einer Zeit, wo er lange schon den Empfindungen und Ideen jener Geschlechter ganz entfremdet war, und ein lebhaftes Bild dieser neuen Generation, deren Auftreten so tumultuarisch war, erhalten wir bei ihm weniger, als bei Lavater, der, selbst einer der brennendsten Köpfe dieses Schlags, in der Zeit der ersten Aufregung selbst, in seiner Physiognomik einige dieser jungen Freunde mit allem Enthusiasmus für ihre Personen und ihre Bestrebungen portraitirte, und ihnen, wie ihm Merck schrieb, Monumente setzte, ehe sie noch etwas gethan hatten. Die Zeichnung der Charaktere ist bei Goethe so treffend, als bei Lavater nichtssagend; die Färbung der Zeit hingegen ist bei Goethe verblaßt, bei Lavater aber in aller Frische zu finden.

Wie der Ton, in dem der Physiognom seine Freunde ankündigte, neu und unerhört war, so war das ein neues und bisher nicht gesehenes Geschlecht von Menschen, das er schildert. In der Generation,

die seit dem siebenjährigen Kriege, seit Klopstock's und Lessing's Auftreten ihre Jugendbildung gemacht hatte, fingen die Wirkungen, zu denen die bisherigen Dichter und Literaten die stillen Keime gelegt hatten, plötzlich an auszuschlagen. Ein frisches Jugendleben theilte sich durch sie dem Körper der Nation mit; wir erlebten, was Macchiavelli nennt die Rückkehr zum Zeichen, den Wiederanfang einer neuen Entwickelung mit bisher ungebrauchten Kräften. Alles, was wir früher erlebt hatten, war die verkündende Lehre dieser Erlösung und Verjüngung, die nun selber ins Leben trat. Wir haben gesehen, wie den äußeren Sinnen neue Kraft gegeben ward durch die Freude an der todten Natur, die man vorher nicht kannte: Brockes, Drollinger, Kleist, Geßner hatten sie uns eröffnet und lieb gemacht. Anderes reihte sich an, was dem kindlichen Begriffe angehört: die Thierwelt war Gegenstand von Fabel und Mährchen. Wir gingen zu dem Urstand der Menschen über und verpflanzten Milton, Klopstock dichtete den großen Gesang von der Kindschaft der Menschheit; die Zeiten des Patriarchen und Hirten, die Anfänge der Völker und unserer deutschen Urzeit wurden uns dichterisch belebt. Die Urfreundschaft griechischer Mythen, die reizende Unschuld der Urstaaten, die Regungen der natürlichen, ungekünstelten Liebe trafen wir bald im Leben schwärmerischer Dichter, bald in den Dichtungen nüchterner Beobachter. Es kam hinzu, daß Ossian und Homer die Nation anfingen zu beschäftigen, und ein Begriff von der Urdichtung einfacher Zeiten sich bildete, den bald die Aufdeckung deutscher Volkslieder und englischer Romanzen (Percy's reliques 1765) erweiterte. In der Religion kam man auf doppelten Seiten von Dogma und Convention zu Natur und Einfachheit zurück. Die Einen verwarfen alle positive Religion und verfochten die natürliche, Lavater aber wollte zum ächten Prophetenthume und zu dem Glauben zurück, der Berge versetzte: er nahm für die altgewordene Zeit, die die Luftschifffahrt erfand und mechanische Wunder verrichtete, die Wundergabe des Geistes und Gebets in Anspruch. Basedow verjüngte die Schule, den Zwang und das Herkommen brechend; er wollte die deutsche

Jugend frei machen von dem Eigensinne pedantischer Orbile, und das Leben und die Erfahrung sollte den Unterricht gestalten. Alles sollte sich der neuen Jugend erfreuen. Nur das politische Leben, den Staat und die Staatsformen überließen wir Frankreich umzubilden und zogen dorther wirklich in dieser Hinsicht gewisse Vortheile ohne gewisse Schäden. Dort sprang man von verkünstelten Formen des Staates und Lebens zu einfachen und natürlichen auf dem kürzesten Wege zurück, in der falschen Hoffnung, Natur und Wesen mit ihnen zu ändern; bei uns nahm man den weiten Umweg, den Geist zu verjüngen, in der ungewissen Aussicht, ob ihm auch noch die Energie eigen bliebe, die Formen nach sich zu bilden.

Unsere jungen Dichter, die wir nun im Vordergrunde der Geschichte haben, nahmen aus den früheren Zeiten mit dem richtigsten Instinkt Alles herüber, was zu den neuen Richtungen taugte, und ließen alles Andere mit der größten Entschiedenheit fallen. Sie stellten sich gegen alles Greisenhafte, Pedantische, Veraltete, gegen alle Verstandesdürre und Trockenheit, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit, gegen alle beengende Schranken in Schule, Haus und selbst im Staate[218]. Die Freude an der Natur, die Wärme der Mittheilung und Geselligkeit hielten sie fest, auch die ganze Empfindsamkeit der bisherigen Jahre, der sich aber eine neue Starkgeisterei theilweise gesellte, theilweise entgegenwarf. Zwischen den bisherigen Werken der Empfindung und des Verstandes hindurch schoß in neuer Kraft das Einbildungsvermögen auf, das gleichmäßig das weichliche Verweilen auf einerlei Gefühlen und das anstrengende Festhaften auf folgerichtigen Gedanken verscheuchte. Daher trat im Anfange jede Wahrheit der Wissenschaft und jede Handlung des Willens im Kleide der Poesie als Ahnung und Instinkt auf. Die lebhaftere Einbildung

---

218) Denn wenn sich Alles vor Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgestreift;
Berghoher Irrthum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt.

Shakespeare.

verbreitete eine neue Erreglichkeit und Reizbarkeit in dem Geschlechte: Sinnlichkeit, lebhafte Eindrücke, scharfe Sinne, reizbare Gemüther, ungestüme Leidenschaften, hochfliegende Ideen, Körperkräfte mit Geisteskräften in unnatürlicher Anspannung, daher Ueberreizung der Nerven, Hypochondrie, frühzeitiger Tod und Wahnsinn begegnen uns bei jedem Schritte unter diesen Kreisen. Freidenkend zwar, waren doch alle Freunde um Goethe her allen dunklen Kräften der Natur und des Geistes geneigt; Lavater und Jung stehen weiterhin allein, im Anfang aber theilten Alle die Duldung gegen den blindesten Glauben, die Neugierde für Magie und Magnetismus; ein Mann wie Forster bewegte sich in seiner Jugend in alchymistischen Gesellschaften, und der Geist der Zeit riß selbst den nüchternen Lichtenberg mit, einmal einer Nachricht von Goldmacherei Glauben zu schenken. Welch eine Revolution stellte nicht allein die Physiognomik an, mit der sich der trockene Nicolai so gut in seiner Weise abgab, wie der schwärmerische Lavater in der seinen. Wie man in den Gegenständen, denen man jetzt seine Aufmerksamkeit schenkte, auf alles Urmäßige, Einfache, Unmittelbarste, Unverkünstelte der Natur zurückstrebte, so suchten diese Tiefglühenden und Schauenden auch in dem menschlichen Wesen die unmittelbarsten und ursprünglichsten Kräfte auf: man handelte nach Allgemeingefühl und Instinkt, man griff mit dem Ahnungsvermögen und der Divination in das Reich des Wissens, man suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame Werke baute, sondern mit dem allmächtigen Werde des Schöpfers auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen. Zu dieser Gabe genügte nicht der innigste Verein von Phantasie und Verstand, von Empfindung und Vernunft: ohne jene Disposition sinnlicher Empfindbarkeiten, sagte Herder, ohne jenen heiligen Trieb, jene stille Geisteswärme, die Enthusiasmus ist, ohne die Stimme eines heiligen Orakels, und ohne das Eigenste innenwirkender Kräfte werden Deukalion's und Pyrrha's Steine nie leben! Diese Gabe nannte man Genie[219]; und wie sie selbst,

219) Wir wollen hier in der Note zwei charakteristische Stellen aus Lavater's

diese Gabe, schon dem Worte nach angeborene Naturart, schaffend und zeugend, ist, so sollte ihr Produkt eigenthümlich, sich selbst gehörig, original sein, und wie eine freie Schöpfung sich den übrigen

---

Fragmenten (4. Thl.) anführen, die das Genie kennzeichnen wollen und die zugleich einen Begriff von dem übersichtigen Wesen dieser Zeit und dem Selbstgefühl des jungen Geschlechts geben. „Wer bemerkt (lautet die Eine Stelle), wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, schafft, vergleicht, sondert, vereinigt, folgert, ahndet, gibt, nimmt, als wenn's ihm ein Genius, ein Wesen höherer Art dictirt und angegeben hätte, der hat Genie; als wenn er selbst ein Wesen höherer Art wäre, der ist Genie. Der Charakter des Genies ist Apparition — wie Engelserscheinung nicht kommt, sondern da steht, wie sie ins innerste Mark trifft, unsterblich ins Unsterbliche der Menschheit wirkt, und verschwindet, und fortwirkt nach dem Verschwinden, und süße Schauer und Schreckenthränen und Freudenblässe zurückläßt, so Werk und Wirkung des Genies. Oder nenn' es, beschreib es, wie du willst! Nenn's Fruchtbarkeit des Geistes, Unerschöpflichkeit, Quellgeist, Kraft ohne ihres Gleichen, Urkraft, Elastizität der Seele, nenn' es Centralgeist, Centralfeuer, dem nichts widersteht — oder nenn' es schlechtweg nur Erfindungsgabe, Instinkt, allemal bleibt das gewiß: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche, ist Genie, das Inspirationsmäßige ist Genie. Genie blitzt, Genie schafft, veranstaltet nicht, wie es selbst nicht veranstaltet werden kann, sondern ist. Ueber kurz oder lang wird's erkannt, über kurz oder lang wird Alles herabgewürdigt, was schwachen Köpfen Genie schien, aber nicht war, nur Talent, nur gelernt, nachgeahmt, nicht Geist aus dem Geist, nicht Quell aus unlernbarem Drang der Seele. Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies, Momentaneität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, wenn ich so sagen darf, was wohl geahnt, aber nicht gewollt und begehrt werden kann, oder was man im Augenblick des Wollens und Begehrens hat, ohne zu wissen wie, was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott oder vom Satan. — Alles Genie ist Uebernatur, Ueberkunst, Uebergelehrsamkeit, Uebertalent, Selbstleben. Sein Weg ist immer Weg des Blitzes oder des Sturmwinds oder des Adlers — man staunt seinem wehenden Schweben nach, hört sein Brausen, sieht seine Herrlichkeit — aber wohin und woher, weiß man nicht, und seine Fußtapfen findet man nicht." — Die andere Stelle ist folgende: „Genie! tausendmal, und wenn mehr als in unserer Aftergeniezeit weggeworfenes Wort — aber der Name bleibt nicht — jeder Hauch des Windes weht ihn weg — jedes kleine Talentmännchen nennt noch ein Kleineres Genie, damit dasselbe hinwiederum zu Kleineren herabrufe: seht an die Höhe hinan! Aber, Flieger, Rufer und Stauner, die sich einander hinauf und herab räucherten und vor — genierten, die Sonne geht auf, und wenn sie aufgegangen ist, wer seid ihr? Genien, Lichter der Welt, Salz der Erde, Substantive in der Grammatik der Menschheit, Ebenbilder der Gottheit, Menschengötter, Schöpfer, Zerstörer, Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, Dolmetscher der Natur, Propheten, Priester, Könige der Welt, von euch reden wir, euch fragen wir, wie hat euch die Gottheit bezeichnet?"

Werken der Natur anreihen. Der Schrei der Zeit war Genialität und Originalität; und wie in der Ritterzeit die Liebe, im 17. Jahrhundert die Ehre, so ward jetzt Natur der Losungsruf einer kurzen Durchgangsperiode, während Cultur und Humanität das große Ziel der Bestrebungen des Jahrhunderts und das Stichwort der größten Männer blieben, die sich nicht von dem ersten Eindrucke ganz hinreißen ließen.

Mit Hülfe dieser dämonischen Gabe stürmte man nun siegreich den alten Parnaß! Mismuthig hatte die nordische Sibylle in Königsberg (Hamann), an besseren Mustern einsam geschult, der Abgötterei mit unsern Dichtern zugesehen; er flößte diesen Mismuth Herder'n ein, und dieser, durch Lessing's Vorgang muthig gemacht, fing an in seinen Fragmenten aufzuräumen, und er zerstörte schonungslos die falschen Götter seiner Freunde. Aus den verschiedensten Orten, aus Zürich, Frankfurt, dem Harz und Dänemark hörte man die Stimmen der Füßli, Goethe, Unzer und Gerstenberg, die den wegmüden Alten unter unsern Dichtern ganz andere Höhen der Kunst weit über ihrem Standorte zeigten und weit über ihren Kräften. Den Gellert, Haller, Rabener und Aehnlichen nützte ihr altes Ansehen nicht weiter, und gegen die Art von Kritik, die dies Veraltete vertheidigte, gegen Nicolai's deutsche Bibliothek, gegen Wieland's neu errichteten Merkur warf sich die ganze Jugend mit der heftigsten Bitterkeit auf. Klopstock's Republik, und Herder's Winke, das war jetzt die Aesthetik, die man suchte; Genies suchte man, die alle Kritik entbehrlich machten, deren Fehlern sogar sich die Kritik ehrfürchtig beugen mußte. Man war der Kritik und der Regel müde, und so auch der Muster, die von dieser Kritik und Regel angepriesen wurden. Man blieb nicht bei Lessing's Verwerfung der französischen Muster stehen, man fing an auch die antiken schief anzusehen, wie wir schon des Aristoteles Regel haben anfechten hören. Klopstock widersprach Winckelmann, daß der einzige Weg unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten sei. Jedes Genie, meinte er, müsse vor diesem Satze erschrecken. Er erschrak auch schon als Christ darüber. Und

Beides hatte ihm schon Young vorgemacht. Young hatte Gedanken über die Originalwerke geschrieben, die unserer Originalitätsperiode vorausliegen, die aber lauten, als ob sie daraus abgezogen, oder aus den Ansichten jener Zeit gesammelt wären. Er unterscheidet darin Originale und Nachahmungen, die ersteren bringe das Genie hervor. Sie sind selten, weil die Beispiele der Alten uns mit Vorurtheilen befangen und zaghaft gemacht haben. Die Originalität der Alten rechnet er ihnen für kein Verdienst an, weil sie nicht Nachahmer sein konnten; wir werden ihnen desto ähnlicher sein, je weniger wir sie nachahmen. Die allzu große Ehrfurcht vor den Alten fesselt das Genie; dieses ist Meister der Werke, die Gelehrsamkeit ist nur Werkzeug. Schönheiten, die man noch nicht in Regeln gebracht, von denen man kein Beispiel hat, eben solche Schönheiten, wie sie das Genie liefert, liegen außer den Grenzen der Gelehrsamkeit. Diese Grenzen muß das Genie überspringen, um zu jenen Schönheiten zu gelangen. Regeln sind wie Krücken, Hülfe für den Kranken, Hemmung für den Gesunden. Oft bewundert man das Genie am meisten, wenn es getadelt wird, wenn es so hoch steigt, daß es vor schwachen Augen verschwindet. Der Geist der Nachahmung beraubt die schönen Künste eines Vortheils, den die mechanischen haben, in denen man stets weiter geht. Wir Menschen selbst sind original von Natur, keine zwei Gesichter gleichen sich ganz; wir werden als Originale geboren und sterben als Copien. Zwei Regeln empfiehlt Young, das schlummernde Genie zu wecken, die im Leben wie in der Dichtung golden seien: Erkenne dich selbst, und habe vor dir selbst Ehrfurcht! Man sieht wohl, wie all dies unseren Regelstürmern, unseren Verächtern aller Muster, unseren auf sich selbst stolzen, in aller Individualität keck hervortretenden Genies das Wort redet, wie es einen Wink gibt, die Bedeutung der physiognomischen Manie zu erklären, wie es Shakespeare empfiehlt, der das Muster und die Regel dieser Regellosen ward. Der Inhalt dieser young'schen Schrift ward durch Klopstock zeitig bekannt. Sonderbar, daß der Begriff des Originalgenies nicht einmal original bei uns ist, und daß der große englische Tragöde, der

so fern von Nachahmungen war, so vielfach von unseren Originalen nachgeahmt ward.

Man hätte denken sollen, die lebhaftere Bewunderung des Genies, die größere Reinheit des Geschmackes und Beweglichkeit der Geister, die sinnliche Empfänglichkeit dieser Jugend hätte der Dichtung erstaunlich günstig werden müssen. Die Naturpoesie, die sie suchten, Homer, Ossian, Shakespeare, die Lieder des Volkes, die einfache Dichtung des Orients verbreiteten auch wirklich einen Hauch von Einfachheit und Frische; und es stellt sich in der That eine ungeheuere, höchst versprechende Bewegung ein. Gleichwohl war es nur der Eine Goethe, der eigentlich das leistete, was man erwartete. Vielen, die sich für große Genies hielten, mangelte sogar das bloße poetische Talent; die meisten waren bloße Dilettanten; unfruchtbar von Natur, brachten sie höchstens dürftige Bruchstücke zu Stande. So haben wir die Merck, Möser, Schlosser, Fr. Jacobi u. A., die sich alle gern an Poesien versucht hätten, ohne das Vermögen in sich zu spüren. Sie gehörten zum Theile, neben Anderen, mehr der Wissenschaft an, und Herder steht hier als der große Vertreter jenes Theils dieser Literaten, die einen neuen Schwung in die Wissenschaft mehr als die Kunst brachten. Er war es, der gegen die ganze frühere Zeit auch für die Wissenschaft das Genie in Anspruch nahm, das selbst Kant noch blos auf die Dichtung bezog, das man bisher immer als die eigentliche Dichtergabe betrachtet hatte. Wieder Andere vertobten, sich selbst überbietend, frühzeitig ihre Kräfte und gingen zu Grunde. Diese strebten über alle Natur, die kaum erreicht war, wieder hinaus und wußten das wilde Spiel ihrer Einbildung nicht zu zügeln, die erst als Einbildungs*kraft* zu poetischer Gabe wird. So kam es, daß unter allen den neuen Dichtergruppen, als Massen betrachtet, noch diejenige am meisten leistete, die an den Mustern der Alten und der Natur festhielt, und nicht so kühn der regellosen Genialität sich überließ: die Göttinger. Es kam so, daß der Eine Goethe zeitig aus diesen Umgebungen, Sitten und Ansichten heraustrat, und er schien sich und seine Dichtergabe erst ganz ins Sichere gerettet zu haben, als

er sich von dem nordischen Boden, der nie einer reinen Dichtung günstig war, nach Süden gerettet hatte, wo Winckelmann aufthaute, wohin Lessing strebte, wohin bald ein instinktartiger Zug jeden Deutschen trug, der in Kunst und Bildung frei von der Scholle werden wollte.

Goethe schien die Aufgabe gelöst zu haben, um die man damals in Leben und Dichtung wetteiferte. Er stellte das Ei des Columbus, an dem Klopstock und Wieland gekünstelt hatten, um es nothdürftig für einen Augenblick zu halten, wie Columbus fest; aber seine ganze Schule um ihn her zerbrach mit plumper Faust die Schale und verschüttete Weißes und Gelbes. Man wollte Natur und griff nach Rohheit, für Einfalt nahm man Gemeinheit, den feinen Luxus des Verstandes gab man auf und fiel auf den der Leidenschaften und sinnlichen Genüsse. Des Dämons Einflüsterung sollte große Schöpfungen eingeben, aber man hörte gleichgültig auf die bösen Geister wie auf die guten. Oft gebrach die Materie, aus der etwas zu schaffen wäre, und aus Nichts zu gebären wollte die Allmacht des Genies nicht hinreichen. Man führte immer Ossian und Homer im Munde, und die ersten Eindrücke, die wir dorther empfangen, Kindlichkeit, Unschuld, Einfalt, Maß und Zucht müssen diese Kraftgenies nie empfunden haben, die uns dafür Unzucht, Unnatur und Bombast gaben. Man schrie immer von Shakespeare, und am vordersten die Leute, die nie die Welt gesehen hatten, die, in dunkler Einsamkeit begraben, bacchantische Anfälle hatten von Dichterbegeisterung, aber noch mehr von selbstischen Einbildungen über ihre Gaben und Kräfte. Daher denn kamen in den Menschen jene wunderbaren Täuschungen, die einen Wezel zum Wahnsinn trieben; daher in den Dichtungen die sonderbare poetische Verzerrung, jener Unsinn, der mehr an Wahnsinn als an Dummheit grenzt, ein Zug, der, nach dem höchst treffenden Ausspruch eines jener Kraftmänner selbst, den deutschen Unsinn vor allem andern Unsinn der Welt unterscheidet. In dem Streben nach Natur und Wahrheit rückte man die Kunst aus ihrer idealen Höhe in die Tiefe der Wirklichkeit hinab, und weil man doch empfand, daß die Dichtung nicht

des Ideals entbehren konnte, so suchte man nun Leben und Wirklichkeit poetisch zu bilden, und man rüttelte an der alten hergebrachten Tracht, Sitte, Empfindung und Anschauung, und suchte Alles zu heben und zu steigern. Die Forderung des Genies vergriff sich im Stoff, und statt dem Geiste Freiheit zu geben zu edlen Schöpfungen, schlug diese Wendung ihn in die Fesseln blinder Leidenschaftlichkeit; Sinnlichkeit sollte Schönheit, Genredichtung sollte Original, Karrikatur sollte Kraft und Ausdruck sein. Wie in der Dichtung die Regel, so ward im Leben das sittliche Gesetz geleugnet. Jacobi suchte das moralische Genie, das Urbild jenes Geschlechts zu schildern, das sich selbst als sittliches Gesetz ansah, und seine Gesetzgebung in Aufhebung aller Gesetzlichkeit begründete. Mit diesem Zuge verwandt ist eine Erscheinung, die damals vorüberzog, und die in dem deutschen Volke außerordentlich fremd steht; wir meinen die Liberalitäten gegen Fürsten und gegen den politischen Druck der Regierungen. Wie selten haben wir in Deutschland den Ton anstimmen hören, der aus den Liedern der Klopstock, Voß und Bürger klang! Ein so frommer Mann wie Cronegk fragte sich, ob er unter allerlei Tugenden auch die der Verachtung der Könige habe! Und der sanfte Claudius sang: „Der König sei der beſſ're Mann, sonst sei der Beſſ're König!" Der späterhin der loyalste Mann in Deutschland war, Goethe schrieb in jenen Jahren an Lavater: „Beschreibe mir ohne Bescheidenheit (Gerechtigkeit ist gegen diese, was Gesundheit gegen Kränklichkeit) Deine That gegen Grebel, damit ich Dich mit Deiner That messe, Du braver Geistlicher! Eine solche That gilt 100 Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, so wollte ich mich mit der Welt wieder aussöhnen!" Später schüttelte Goethe ganz ministeriell das Haupt über diese nämliche That, weil in einem geordneten Staate auch das Recht nicht auf unrechte Weise geschehen solle, und gewiß hätte er diesen Brief in den 90er Jahren mit noch größerem Misbehagen angesehen, als Stolberg seinen dithyrambischen Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert, in dem er den Freiheitstod zweier Stolberge

besang [220]. „Damals, so schildert Jean Paul dieses kraftgenialische Zeitalter, war ächter Stolz häufig und gemein und ich erinnere mich, daß ich mir aus dem schrift- und amtssässigen Adel nichts machte, wenn er mir vorbeiritt. Die meisten setzten aus Virtuosenlaune nicht eher einen Vers auf, als bis sie nichts mehr anzuziehen hatten. Verse und Poesien waren hart, aber die Herzen weich, obwohl grob — ja die Meisten liebten alle Menschen und Thiere, und nahmen nur die Recensenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf der Straße Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier. Kein Geist von einigem Gehalte setzte einen Fuß in eine Universitätsbibliothek. — Das Publikum las und labte sich an dem ästhetischen Schnepfendrecke dieser cynischen Dichter, da es für ächten Bombast vielleicht mehr wahren Geschmack besitzt als ganz Paris; denn wenn der ungekünstelte, einfältige, natürlich rohe Geschmack nicht nur der richtigste, sondern auch der ist, der brennende dicke Farbe, Quodlibetsbilder und mäßige Uebertreibung zu genießen weiß, so muß er doch wahrhaftig in einem Lesepublikum zu finden sein, das größtentheils aus jungen Leuten, Studenten, Kaufmannsdienern und ungebildeten Geschäftsleuten besteht. — Jetzt ist der Parnaß ein ausgebrannter Vulkan; und wo haben wohl jene Männer, die aus Goethe's Esse funkelnd stoben, ihren Glanz und ihre Wärme gelassen?" Eben dies, was Jean Paul in dem letzten Satze zurückschauend überdenkt, hatte Nicolai schon 1776 voraussehend geweissagt: „In vier, fünf Jahren, schrieb er an Höpfner, wird das wilde Wesen verraucht sein, und dann wird man ein Paar Tropfen Geist im Helm, und im Tigel ein großes caput mortuum treffen."

Die Uebertreibungen dieser Jugend verdienten ihr diesen Spott und verursachten gleich anfangs, daß sich ein Gegengewicht in die

---

220) Darin lautet eine Stelle: „Wir sahen dich einst, rauschender Strom, mitten im Lauf gehemmt. Bebend und bleich, wehend das Haar, stürzte der Tyrannen Flucht sich in deine wilden Wellen, in die Felsen wälzenden Wellen stürzten sich die Freien nach; sanfter wallten deine Wellen. Der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut färbte deine blauen Wellen!!"

Schale legte. Ueberall in den neuen Lagern selbst zeigten sich die Feinde dieser Genieseuche, oder gar die Abtrünnigen. In Königsberg, oder in Preußen überhaupt, stellten sich Herder'n und Hamann die Nicolai, Hermes, Hippel und Aehnliche entgegen, und selbst Kant zweifelte noch, mit einem Stiche auf die junge Literatur, ob der Welt mehr mit kühnen, bahnbrechenden Genies gedient wäre, als mit mechanischen Köpfen, die mit ihrem alltäglichen, langsam am Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande vielleicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beitrügen. Goethe bezeichnete Merck als seinen mephistophelischen Freund, weil dieser durchweg verneinend gegen das romantische Unmaß dieser neuen Emporkömmlinge stand. In Zürich bildete sich gegen Lavater eine feindliche Partei. In Weimar nahm Wieland mehr die Seite der Nüchternen und ärgerte sich bitter über „die lausichten Gelbschnäbel, die sich airs geben, als ob sie mit Shakespeare Blindekuh zu spielen gewohnt wären". In Göttingen waren Kästner und Lichtenberg die Vertheidiger des alten Parnasses und des gesunden Menschenverstandes, und der Letztere besonders hörte nicht auf, die Leute zu verfolgen, „die zu dem Namen Genies wie die Kelleresel zum Namen Tausendfuß kämen, nicht weil sie so viel Füße hätten, sondern weil die Meisten nicht bis auf 14 zählen wollen". Eine ganze Reihe praktischer und pragmatischer Romane vertritt diese Gegenseite, die sich gegen die Neuerungen der Genies, der Physiognomen, der Propheten, der Geheimgesellschaften, der Philosophen setzten. Wezel, Nicolai, Hippel, Musäus[221], Thümmel, Knigge und Andere sind die Vertreter dieser Poesie der Wirklichkeit, dieser Genrekunst, die sich jener hyperbolischen entgegenwarf. Auch sie aber war insofern ein Kind der Zeit, als auch sie die Natur und Wahrheit zum Maßstab der Dichtung machte, auch sie auf Originalwerke und auf Zeichnungen originaler Charaktere ausging, die Ausnahmen in der Wirklichkeit suchte, wie die Regellosigkeit in der Kunst, und dies Alles mit demselben Unvermögen,

221) Mor. Müller, J. K. A. Musäus. Ein Lebens- und Schriftstellercharakter-Bild. Jena 1867.

da auf dieser Seite Sterne das Vorbild gerade so ward, wie auf der andern Shakespeare. Trugen diese Sternianer und Swiftianer nicht ihre Poesie ins Leben, so nahmen sie sie unmittelbar daher, denn die meisten dieser Schriftsteller waren im Leben selbst Originale, nach dem Begriffe der englischen Humoristen [222], und bildeten sich selbst vielfach in ihren Helden ab. Eine andere Einseitigkeit riß hier die Dichtung aber so tief herab, als sie dort war hinaufgeschroben worden; auf jener Seite bereitete man uns auf den Nihilismus der Romantik, auf dieser für den platten Materialismus der Unterhaltungsschreiberei vor. Was die Einbildung dort verdarb, das machte der praktische Verstand hier nicht besser; so schädlich sich der trunkene Schwung dort erwies, so nachtheilig hier die nüchterne Trockenheit. Und nicht einmal vor ähnlichen Verirrungen und Ausschweifungen schützte diese Verständigkeit; die übertriebene Empfindsamkeit jener schmachtenden Zeit der Regenmonate unserer Literatur fand hier auch Zuflucht, so gut wie bei der Starkgeisterei. Nicht allein dort lag Werther neben Götz, sondern auch auf dieser Seite Yorick neben Tristram. Die Stelle neben der Empfindsamkeit nahm hier der Humor ein, und dies ist am sichtbarsten bei Jean Paul geworden, der die gegensätzlichen Eigenschaften dieser beiden poetischen Schulen, von denen wir reden, der Kraftgenies und der Humoristen, der Starkgeister und Originale, auf eine merkwürdige Weise vereinigt. Diesem Humor glückte es fast nirgends, ästhetische Würde und einen tieferen Gehalt zu behaupten; den Nachahmern schien es genug, wenn sie, wie Sterne, in Spirallinien meilenweite Reisen machten nach den nächsten Punkten und über Kleinigkeiten grundtiefe Empfindungen heraufseufzten.

Während so die Poesie bei ihren ersten Anstrengungen nach Selbstständigkeit und Größe sich in inneren Spaltungen durch Einsei-

---

222) Wie Ben Jonson den ächten Humor definirt:

As when some one peculiar quality
doth so possess a man, that it doth draw
all his affects, his spirits and his powers,
in their constructions all to run one way,
this may be truly said to be a homour.

tigkeit und Uebertreibung aufreiben zu wollen schien, kamen noch andere Hemmnisse von außen hinzu, die ihr noch gefährlicher zu werden drohten. Die Wissenschaften wurden in den Strom der jugendlichen Begeisterung mit hineingerissen, und sie zogen manche Kräfte von der Poesie ab, und überflutheten mit neuen und leidenschaftlichen Interessen die kaum erwachte Theilnahme an der Dichtung und Kunst. Die Physiognomik, der Magnetismus, Geheimlehre und geheime Gesellschaften aller Art machten ein ungemeines Aufsehen, und um so mehr, je mehr sie wissenschaftliche und Lebensverhältnisse zugleich umfaßten. Die Religionsstreitigkeiten, die sich aus den reimarischen Fragmenten und sonsther entwickelten, füllten ein großes Gebiet unserer Literatur aus, und Männer wie Lavater und Herder wurden der Dichtung dadurch ganz entrückt. Die Pädagogik ward eine ganz neue Wissenschaft und brachte eine ganz neue Bewegung in das Leben; sie riß eine ganze Masse von Romanschreibern in ihren gemeinnützigen Dienst. Die Geschichte ward seit Herder's Anregungen ganz neu begründet und zog sehr schöne Talente ausschließlich an sich. Die Philosophie ward 1781 hergestellt und ergriff mit einer ungeheueren Bewegung ganz Deutschland, sogar den katholischen Süden; und wer sich nur eine statistische Tabelle unserer literarischen Erzeugnisse entwerfen wollte, der würde erstaunen über den Abfall an poetischen Werken seit den 80er Jahren, wo die philosophischen an die Stelle traten. Zu diesen außerordentlichen Gegenwirkungen gegen unsere Poesie kam endlich noch die französische Revolution, die die Staaten erschütterte, das Hausleben störte und tausend Geister irrte. Zwischen all diesen feindlichen Elementen und Stürmen sollte sich das leichte und zarte Fahrzeug unserer Dichtung erhalten, und wahrlich es ist ein Zeichen einer natürlichen Bauart, daß es nicht größere Lecke davontrug und sich mit Ehre und Ruhm, wenn auch nicht unversehrt, in einen sichern Hafen rettete. Goethe zwar, den die politischen Begebenheiten drückten, den die wissenschaftlichen Reizungen abzogen, und der, was die Hauptsache war, seine schönsten Kräfte bereits gebraucht hatte, Goethe ließ das Steuer sinken und übergab es neidlos in

Schiller's Hände. Auch dieser war von seinen Kämpfen mit Wissenschaft und Politik, mit Philosophie und Geschichte ermüdet und hatte die erste Jugendkraft darangesetzt; aber er bewältigte Alles und zwang es zum Dienste der Dichtung zurück, in klarer und ausgesprochener Ueberzeugung, daß uns für unser Nationalleben nicht politische Revolutionen frommten, ehe wir unsere geistige Natur gereinigt hätten. Da er seine Dichtung mitten durch jene Klippeu und Wellen hindurchsteuerte, so litt freilich unter seiner Hand Steuer und Schiff zugleich, allein nur um diesen Preis war unsere Dichtung überhaupt zu retten. Glücklich, daß diese Hand so lange ausdauerte. Jean Paul versuchte ja auch, allen jenen Elementen mit noch größerer Kühnheit zu trotzen; er wollte Wirklichkeit und Ideal, alle Wissenschaften, Politik, Philosophie, Pädagogik und Dichtung an Bord behalten, aber dafür liegen ihm auch die Trümmer von Allem umher. Und was wollte es vollends bedeuten, daß die Romantiker und Lyriker nachher den von Anderen geretteten Kahn mit eitler Selbstgefälligkeit auf dem ebenen Wasser des Portes schaukelten? Aufs hohe Meer hat sich seitdem Keiner hinausgewagt, wie viele Matrosenkünste auch an dem alten Tauwerk versucht wurden.

---

1. Preußen. (Herder.)

Nach dieser allgemeinen Aussicht treten wir nun den Gegenständen, den Personen und Werken näher, durch welche die außerordentliche Bewegung in unsere Literatur kam, die sich uns ankündigt. Wir haben uns zunächst nach Preußen zu wenden, um dem neuen Geiste unter diesem revolutionären Geschlechte auf die Spur zu kommen, der nachher zwar am Rheine erst greller ans Licht trat. Im 17. Jahrhundert zog Schlesien den Vortheil von den vorhergehenden Regungen am Rhein und im Südwesten von Deutschland; diesmal blieb der Nordosten mehr im Hintergrunde und im Nachtheile gegen die westlichen Gegenden, obwohl mit die größten Persönlichkeiten von

dort ausgingen. Es kam hier ganz anders, als Friedrich II noch als Kronprinz gemeint hatte, der damals Königsberg und Preußen mehr tauglich fand, Bären zu ziehen, als die Wissenschaft zu pflegen; er behauptete, die Künste hätten dort nie geblüht und es werde auch wohl nie geschehen. Gleichwohl schien es gerade, als ob er selbst und die Wirkungen seines Regiments hier alle außerordentlichen Kräfte, die im Volke schlummerten, hervorgerufen hätte. Welch eine Reihe von Namen bildeten nur die Herder, Winckelmann, Hamann, die beiden Forster und Kant, die Preußen in jenen Zeiten geboren hat! Unter ihnen hat Herder, den wir schon mehrfach andeuteten, das Verdienst, den ersten großen Anstoß zu einer freieren Hervorbringung im Reiche der Dichtung gegeben zu haben. Dies geschah nicht durch eigene dichterische Gabe, durch Muster und Beispiel, sondern dadurch, daß er die ästhetische Kritik mehr mit Phantasieschwung als nüchternem Geiste betrieb und dadurch eine Brücke von ihr zur dichterischen Schöpfung schlug. Hatte Lessing durch Reinhaltung der Kritik und künstlerische Betrachtung seinen eigenen Dichtungen geschadet, indem er seine wissenschaftlichen Grundsätze aufs Höchste förderte, so nützte dagegen Herder durch Verwirrung und Vermischung dieser Grundsätze, durch eine Masse von neuen Winken, Ideen, Anregungen und Gedankenblitzen, den Dichtungen Anderer, indem er seine eigene Kritik, wie seinen Geschmack unsicher und launenhaft machte. Ueberall steht Herder bei seinem ersten Auftreten, soweit er sich der schönen Literatur annahm, auf Lessing's kritischen Leistungen, als auf dem Fundament seiner eigenen Schriften, in deren Aufbau er jedoch dem ersten Plan fast immer auswich, und daher ganz gewöhnlich auf lockeren Boden baute. Was uns diese eben so entschiedene Anlehnung an Lessing, als Abweichung von ihm erklärt, ist, daß Herder in der Literatur fast kein anderes Vorbild hatte als Lessing, und in Einigem Winckelmann, daß dagegen sein persönlicher Umgang mit Hamann den Eindrücken, die er dort aus dem Buche empfing, ein Gegengewicht hielt, das, wenn nicht durch die größere Lebhaftigkeit des mündlichen Verkehrs, so gewiß durch die größere Verwandtschaft von Hamann's

Geiste zu Herder's ein Uebergewicht ward. Wenn wir uns daher Herder erklären wollen, müssen wir nothwendig zuerst einen Blick auf Hamann werfen, sowie wir Winckelmann hinzuziehen müssen, der in einigen Zügen für Herder, in nicht wenigen für Goethe ein Vorbild war. Beide Männer gehören Preußen an; Beide haben in ganz verschiedener Weise, der Eine so mittelbar wie der Andere unmittelbar, große Einflüsse auf die Umgestaltung von Kunst und Wissenschaft geübt. Sie gehen die Geschichte der Dichtung nicht eigentlich an, sind aber ihrer Anregungen wegen einer wenigstens allgemeinen Betrachtung nicht zu entziehen. Und namentlich sind uns ihre persönlichen Charaktere, die in den reichlichsten Briefen in größter Unbefangenheit uns abgebildet vorliegen, ganz unentbehrlich, wenn wir die Art und Natur, die geänderten Gesinnungen und Lebensweisen des jungen Schriftstellergeschlechts im 8. und 9. Jahrzehnt verstehen und es in seinen ersten Anfängen betrachten wollen. Auf diesen Charakteren werden wir daher in den folgenden Skizzen mehr verweilen, als auf ihren Werken, die bei Winckelmann unserem Gegenstande zu entfernt liegen, bei Hamann überhaupt zu unbedeutend sind.

Joh. Joachim Winckelmann (aus Stendal 1717—68)[223], ist neben Lessing und Klopstock unstreitig der Mann, der den alten Lebensansichten und engherzigen Beschränktheiten der deutschen Gelehrten den ersten Stoß geben half durch Entwickelung eines ganz eigenthümlichen Charakters, den feindlich anzutasten das ungemeine Verdienst des Mannes wehrte, der für ganz Europa ein Kunstlehrer ward. Was Klopstock der Nation an größerer Freiheit darbot, nahm er wieder durch überspannte Würde zurück, Lessing schritt mit einer beneidenswerthen Sicherheit auf der Grenze hin, wo sich Würde und Freiheit berühren, Winckelmann verlor vielleicht in dem Maße an Würde des Charakters, als Klopstock an Freiheit einbüßte. Allein die äußerste Naivetät und Unbefangenheit des Mannes, die vollkom-

223) K. Justi, Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Bd. 1. 2. Leipzig 1866—72. O. Jahn, Winckelmann. Eine Rede. Greifswald 1844.

mensste Sicherheit, mit der er dem Triebe seiner Natur folgte, die ihn nicht irre führte, die Befriedigung und das innere Glück, das sein späteres Leben ausfüllte, und das seine Denkart und Handlungsart zu rechtfertigen schien, die ungeheueren Wirkungen seines Strebens in ganz Europa, wohin so leicht damals kein Ruhm eines deutschen Gelehrten drang, dies Alles machte, daß man die Individualität von so scharfem Gepräge trug, und bald liebte und bewunderte, wie ungewöhnlich und neu auch dies Gepräge war. In diesem Manne mischte sich Gutes und Böses, wie in der Natur, und besser zu sein als diese, war in ihm wie in Goethe kein Begehr, ja sogar eine Abneigung. Einsamkeit und inneres Unglück hatten ihm durch dreißig Jahre eine Spannkraft des Geistes gegeben, die ihn zur Aufopferung, Selbstverleugnung und den schwersten Tugenden, aber auch zu den feinsten Nachgiebigkeiten gegen die Schlechtigkeit der Menschen und den Druck der Umstände fähig machte. Diese seine Jugendzeit hatte ihn frühe altern gemacht, aber die Gegenwirkung seines Geistes warf den alten Druck nachher ab; er sagte selbst, daß er seine Jugend wieder erhalten habe in dem Lande der Künste, und daß er nicht mehr zu veraltern scheine. So haben wir in seinem Leben ein kleines Bild, wie die deutsche Welt, unter welchen Opfern und auf welchen Wegen sie aus der alten Zeit in eine neue hinübertrat. Winckelmann war arm und mühselig durch die Schule gegangen, aber gestützt durch wahre und ächte Liebe zu den Alten, deren treue Bewahrung im deutschen Unterricht nun endlich nach zwei Jahrhunderten ihre besseren Früchte tragen sollte. Wie Lessing sollte er Theologie studiren, allein „die akademische Speise blieb ihm zwischen den Zähnen hängen (wie er selbst erzählt), er ward was man nennt lüderlich, und bekam mit sehr großer Noth ein sehr kahles Theologenzeugniß". Ihn trieb es frühe zu Antiquitäten und schönen Wissenschaften, und als er 1738 in Halle studirte, stand ihm schon Italien vor. Er faßte mit ungemeiner Lebendigkeit die alten Zustände und Verhältnisse auf, zusammengefaßter auf diesen Einen Gegenstand, das Alterthum, als ein anderer Deutscher jener Zeit war, so daß in ihm, wie in jenen Italienern des 16.

Jahrhunderts, das antike Leben mit all seinen Sitten und Neigungen wiedererwachte. Als er den Herodot übersetzte, schrieb Boysen an Gleim, war es, als ob ihn ein Genius begeisterte; als er Cäsar's Gallica las, wollte er zu Fuß nach Frankreich reisen; und so ist es wahrscheinlich genug, daß er schon so frühe den Gedanken hatte römisch zu werden, um Rom zu sehen. Daß solche Naturen wie er und Lessing, von angeborner Raschheit und Lebendigkeit, von dem Schicksale etwas gehemmt wurden, war vielleicht heilsam; der Druck konnte sie doch nicht beugen. Gleichwohl haben wir die Nachwehen der Unterdrückung bei Winckelmann zu bedauern. Bis zum 30. Jahre seufzte er unter der Last eines Schulamts, die er nie ganz verwand; über seiner Kunstgeschichte empfand er später, daß ein gewisser feiner Geist schon anfing zu verrauchen, mit dem er sich früher auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung der Schönheit hob. Er sollte in jenen Jahren, wie er im Unmuth schrieb, grindige Kinder das ABC lehren, während er sehnlich wünschte zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus Homer betete. Wie Lessing suchte er äußerlich anständiger zu erscheinen, als seiner Armuth gemäß war. Als er seinen Sophokles und Juvenal erläuterte, ahnte noch Niemand den Wiedererwecker der Kunst in ihm, so wenig als in Lessing den Retter der deutschen Bühne, wie er seine ersten Komödien schrieb. Erst 1748 ward ihm eine dürftige Erlösung geboten; er gab seine Schulstelle gegen eine vorübergehende und uneinträgliche Stelle bei dem Grafen von Bünau auf, und drückte die rettende Zuschrift an Mund und Brust. Er sah nun Dresden, wo die alte Prunkliebe der Könige werthvolle Kunstschätze gesammelt hatte; der Anblick dieser Gallerie, der Umgang mit Künstlern und Kunstkennern, wie Oeser und Hagedorn, war für ihn, was für Lessing die Bekanntschaft mit seinen Schauspielern. Als er seine Unterhandlungen begann, katholisch zu werden, um das gelobte Land der Kunst zu sehen, klagte sein Freund Berends, wie Moses bei Lessing, über Unstetigkeit, und suchte ihn auf ebenem Wege zu halten. Aber in ihm war der Trieb nach einem

zusagenden Berufe noch mächtiger als bei Lessing. Er schrieb: „Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae. Man muß die gemeine Bahn verlassen, um sich zu erheben. Die Liebe zu den Wissenschaften ist's allein, die mich bewegen konnte, diesem Anschlag Gehör zu geben. Gott und die Natur haben wollen einen großen Maler aus mir machen, und Beiden zum Trotz sollte ich Pfarrer werden. Nun ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer und die Munterkeit, die ich durch heftiges Studium verloren, so würde ich weiter in der Kunst gehen; nun habe ich nichts vor mir als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und, wenn es sein könnte, aufs Höchste zu treiben. In Bezug auf die conditio sine qua non bei dem Antrag des Pater Rauch, so streiten sich Eusebia und die Musen bei mir, aber die Partei der Letzteren ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Falle thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien wegsehen, der wahre Gottesdienst sei überall nur bei wenigen Auserwählten zu suchen. Ich glaube, daß ich berechtigt bin, das Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten. Ich glaube nicht den Pater durch meine reservationes mentales zu betrügen, ich kann dieselben durch der Jesuiten eigene Lehren in diesem Punkte vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen. Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt; ihm mußte ich aller Widersetzlichkeit ungeachtet folgen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte.“ Den Absichten, die er hier vor dem Schritte aussprach, blieb er stets treu. Er sagt selbst, daß er keine Religion

habe[224]). Ihm blieben wie Goethen die Jugendgefühle theuer und der Genuß, den Religionsgefühle dem Herzen geben; er sang seine lutherischen Lieder, die allen Preußen jener Zeiten ans Herz gewachsen sind, in Rom fort und konnte in Unglücksfällen seinen Freunden religiöse Tröstungen geben und lang verleugnete Empfindungen wecken. Aber was ihm in aller Religion als die letzte Wahrheit übrig blieb, das nannte er Philosophie; sonst zweifelte und dachte er nicht viel über heilige Dinge, da er ganz andere Sachen zu denken habe, und hätte er in Griechenland sein können, so wäre er auch ein Priester der Cybele geworden. Zu der Begeisterung für seine Musen, die ihn nicht bedenklich über diesen Schritt werden ließ, kam noch eine weitere Schwärmerei, die ihn zu dieser Reise antrieb, „die keiner seiner theueren Märker vielleicht in zwei Säculis gemacht", und die sein für die damalige Zeit ungeheueres und nur in Dresden mögliches Projekt des Religionswechsels noch mehr in ihm nährte. Er trug das Ideal einer heroischen Freundschaft mit sich, das er aus dem Alterthum nahm; er zürnte der christlichen Religion, weil sie keine Lehre und kein Beispiel der Freundschaft gebe, die ihm die erhabenste aller Tugenden war. Er verschwendete damals seine Neigung an einen Lamprecht, der ihn zurückstieß, betrog, enttäuschte; er wollte diesen unterstützen, und sich in Rom eine Stellung schaffen, die ihm erlaubte dieses Freundes ganz zu genießen. So bitter ihn dieser, so bitter ihn Mengs täuschte, dennoch konnte er nie eines Freundes entbehren, und er wähnte bald in Stosch, bald in v. Berg, bald in Franke oder Riedesel den treuen und wahren gefunden zu haben. Seine Freund-

224) Er schreibt unter Anderem: „Mein Vater hatte mich zu keinem Katholiken machen wollen, er hatte mir ein gar zu dünnes, empfindliches Knieleder gemacht. Ich merke, es fehlt mir noch viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand das Kreuz machen soll, so meldet sich die Linke. Den Aschermittwoch bin ich eingeäschert worden; ich zuckte, aus Furcht es unrecht zu machen, mit dem Kopfe, der geheiligte Dreck wäre mir beinahe ins Maul geschmiert worden. Ich habe auch gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein, als in der Fraumuttersprache sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave soll ich beten; zum Unglück kann ich das Ave nicht, Paternoster brauche ich nicht. — Sollte ich Dir nicht bald Lust machen, ein Katholik zu werden?"

schaft war ganz anderer Art, als die der Gleim und Jacobi; hier scheiden sich die Sitten und die Geschlechter. Seine Freunde waren meist schöne und junge Männer; er „sprach mit ihnen von Liebe"; er hielt die männliche Schönheit höher als die weibliche; die Frau Mengs, auf die ihm sein Frennd alle Rechte abtrat, war ihm nicht gefährlich; man deutete seine Freundesliebe ihm wie dem Sokrates und Joh. von Müller übel. Wir erkennen die Züge der freieren, genialen Lebensweise, die uns nun bald in mannichfaltiger Art begegnen werden; wir erkennen einen Mann von antiker Gesinnung, zum Theil von anderen Seiten her, als wir bei Lessing fanden. So hat Goethe dies heidnische Element in ihm hervorgehoben, der überhaupt keine bessere Charakteristik geschrieben hat als die von Winckelmann[225]. Er deutete auf jenen Sinn, der sich auf diese Welt richtet, auf jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, jene Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, auf die Liebe des Nachruhms, der selbst die Zukunft wieder auf diese Welt anweist, auf jenes sichere Ausgehen von einem gewissen Punkte zu ungewissen Zielen. Wirklich war ihm Unsterblichkeit und künftige Bestimmung gleichgültig; er setzte in die Unruhe des Lebens selbst sein Ziel, in stete Wirksamkeit und Thätigkeit seinen Beruf, und nicht der Glaube allein, auch der Wille schien ihm Alles möglich zu machen. Ganz antik war Winckelmann in der Aufrichtigkeit und Naivetät, mit der er seine Natur nie zu verhüllen suchte, mit der er sich allen Neigungen überließ, in ihnen aber haushälterisch war und mäßig. Er war es selbst in seinem Glücke und Behagen, und im Sinne jenes alten Weisen wünschte er nicht zu glücklich zu werden. So war seine Derbheit und Geradheit durch Klugheit geregelt, seine Heftigkeit durch zeitgemäße Demuth, Bescheidenheit und Stille gezügelt. Diese Gaben lernte er in Italien ausbilden. Er legte dort das Schwärmerische, was er in Deutschland den Grafen Bünau und seine nüchternen Freunde offen sehen ließ, ab, er lernte die schlauen Wälschen schlau beobachten und behandeln, und daran hinderte ihn seine Heftigkeit in Liebe und Haß nicht. Wie

225) Winckelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805.

so viele fremde Künstler in Rom, ward er auf sein Treiben stolz und auf seinen Namen; wie so viele deutsche Italianizzati liebte er sein Vaterland nur dann, wenn es seiner Eitelkeit opferte, haßte es bitter, wenn es ihr entgegentrat, und es sind die unwohlthuendsten Stellen in seinen Briefen, wenn er sich über einen schlechten Recensenten, oder über das Lob eines schlechten Archäologen und dergleichen Albernheiten glühend ärgerte, die weit unter ihm hätten sein müssen. In seiner heiteren und lustigen Natur spottete er der Ernsthaftigkeit und Schwerfälligkeit der deutschen Universitätsprofessoren, aber hier in dieser Reizbarkeit und äußersten Empfindlichkeit benahm er sich ganz wie ein deutscher Professor. Besonders gegen Lessing war sein Verhältniß eigenthümlicher Art; beide Männer standen sich so gegenüber, daß unter Umständen das innigste Verhältniß, oder auch, besonders wenn Lessing nach Italien gegangen und seinen Kunststudien gefolgt wäre, die bitterste Feindschaft hätte entstehen können. An diesen Faden reihen wir, was Winckelmann's Hauptschriften für unsere poetische Literatur bedeuteten, an.

Unmittelbare Wirkung hatte seine Jugendarbeit über die Nachahmung der Alten (1755) dadurch, daß sie Lessing, wenn nicht den Anlaß, so doch die Anknüpfung zu dem Laokoon darbot. Er schrieb sie noch in Dresden, unter den Einflüssen der Künstler und Kunstkenner, der Lippert, Hagedorn u. A., unter denen Oeser ihm, wie Goethen, das Meiste war, obgleich er gerade an diesem auch gelernt haben wollte, wie wenig ein Künstler außerhalb Italien sein könne; diese Männer des alten Stils hatten Einfluß auf dieses Werkchen und theilweise auch auf dauernde Ansichten Winckelmann's, wie bildsam und fortschreitend er übrigens war. Daß er schon hier mit entschiedener Stimme des französischen Geschmackes in Dresden spottete, daß hier schon der Haß gegen die Franzosen durchdrang, die ihm, seit er Rom sah, die schlechtesten zweifüßigen Kreaturen heißen, so wie alle neueren Bildhauer Esel und der Kunstverderber Bernini der größte unter allen, daß er hier schon auf den fein bürgerlichen Anstand der Deutschen herabsah, der aller Freiheit der Sitte Eintrag thut und alle

schöne Natur verhüllt, dies Alles und die sinnliche Gluth, die über dieser Schrift liegt, die reine Auffassung des hellenischen Alterthums und der Schönheitssinn, der aus ihr athmet, gehört Winckelmann's eigener Natur und dem erwachenden Geiste der neuen Zeit in Deutschland an, und mochte für Lessing erstaunlich anregend sein. Dagegen erscheint er in Anderem wieder ganz noch als ein Schüler der schweizer Aesthetiker. Auch reichten ihm diese bereitwillig die Hand, zogen ihn in ihren freundschaftlichen Kreis und schickten ihm ihren Heinrich Füßli, diesen Kraftgeist und Shakespearianer unter den deutschen Malern jener Zeit, dessen kindliche Natur bei großen Talenten Winckelmann ungemein anzog, und dem er Rom zeigte, wie es kein Deutscher vorher gesehen hatte. Wie die Schweizer, so spricht Winckelmann in jener Schrift noch der Vermischung der Künste das Wort; er will, daß der Maler Dichter werde, und Figuren durch Bilder, d. h. allegorisch male, daß er seine Kunst auf das Unsinnliche, auf den Gedanken richte, was ihr höchstes Ziel sei; ein historisches Gemälde ohne Allegorie war ihm wie ein historisches Gedicht, ein Epos ohne Dichtung. Die Allegorie ist ihm in der Malerei, was die Fabel in der Poesie. Diese Ansichten, die er nie aufgab, die er vielmehr in einer späteren besonderen Schrift über die Allegorie [226]) noch mit mehr Nachdruck lehrte, stammen unmittelbar aus Breitinger's Lehren, und man sieht leicht, wie deßhalb Lessing's Laokoon sich gerade ihnen entgegenwirft. Auf die erste Nachricht von dieser Schrift, die böswillige Aufhetzer als Feindseligkeit gegen Winckelmann auslegten, nannte Winckelmann den Verfasser einen Bärenführer, sprach aber dann mit Achtung davon und nahm sein Urtheil zurück, doch so, daß er auch späterhin Lessingen einen Menschen von wenig Kenntniß und einigem Universitätswitz nannte, der sich in Paradoxen gefiele. Wie schön und edel stand dagegen Lessing ihm gegenüber. Als Winckelmann „wie ein armes Schlachtopfer ermordet gefallen war auf der Grenze zweier Nationen", für die er sein ganzes Wirken einsetzte, erklärte

226) Versuch einer Allegorie. Dresden 1766. Säcularausgabe aus des Verfassers Handexemplar von A. Dressel. Leipzig 1866.

Lessing, daß er ihm gern ein paar Jahre von seinem Leben geschenkt hätte. Er hatte die Briefe zur Durchsicht in den Händen, in denen Winckelmann leidenschaftlich gegen ihn schrieb; Stosch wollte die Stellen tilgen, aber er litt es nicht. „Niemand, sagte er, kann den Mann höher schätzen als ich, doch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin." Lessing konnte bei seinem ästhetischen Richteramt nicht anders, er mußte die Unsicherheit von Winckelmann's ersten Kunstansichten auswittern und durfte nicht dazu schweigen. Wie vieles blieb nicht durch sein ganzes Leben an Winckelmann dieser Art hängen. Wie einseitig ist sein Urtheil über Malerwerke geblieben! wie einseitig sein streng-antiker Geschmack, der die schönsten Reste gothischer Kunst bespottete, den er auf Goethe und Meyer vererbte, dem zuerst Heinse, freilich in jener vagen Weise entgegentrat, wie etwa, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen soll, Herder sich mit seinem romantischen Geschmacke gegen Lessing stellte. Wie ließ er sich von Mengs bethören, den er über Raphael setzte, der ihn mit seinem antiken Anstrich so bestach, wie sich die Christologen, die Lavater und Jung von jedem Manne bethören ließen, der ihnen eine christliche Miene entgegenbrachte. Aber all diese Mängel werden so reichlich überwogen durch die Werke, die ihn unsterblich gemacht haben, die Kunstgeschichte, die er trotz dem Andringen des Kardinals Albano seiner Nation in Italien deutsch schrieb (1764), und die Monumenti (1767), „in denen er als ein armer Privatmann leistete, was akademischen Kräften Ehre machen würde", und sich ein Denkmal seiner edlen Uneigennützigkeit für immer gegründet hat. Hier warf er nicht allein das Ansehen der Hagedorn in Deutschland, sondern auch der Gori und Caylus, der Montfaucon und Maffei, und wer sonst im Ausland für Kunstbeurtheiler galt, völlig darnieder, und räumte die gemeine Betrachtungsweise der Kunst ebenso hinweg, wie Herder nachher die der Geschichte. Er öffnete das griechische Alterthum zu so freier und objektiver Betrachtung, wie Herder den Orient; es war bei Herder eine erklärte Eifersucht, den Tempel griechischer Weisheit und Dichtung den Deutschen so zu öffnen, wie Winckelmann den der

Kunst, und es lassen sich bei Beiden als völlig gleiche Mißgriffe die Vorliebe für Allegorie in der Kunst, für Didaxis in der Poesie bezeichnen. Aus wenigen Winken des Vellejus Paterculus und Quintilian faßte Winckelmann die Idee einer geschichtlichen Entwickelung der Kunst, von der seitdem Niemand eine Ahnung gehabt hatte, er schied die Epochen, er wies den Werken Stelle und Werth an, und bei keinem Deutschen als bei ihm konnte Herder Nahrung für seine philosophische Betrachtung der Geschichte holen. Von Winckelmann wie von Herder läßt sich sagen, was Goethe von dem Ersteren allein bemerkte: sie werden Dichter, wenn sie unaussprechliche Werke (der Skulptur oder der Musik) umschreiben, um auch dem, der sie nicht sah oder hörte, einen passenden Eindruck zu machen. Wie beschämte Winckelmann die, die den Nichtkünstlern nicht gestatten wollen, über Kunstwerke zu reden! welcher schweigende Genuß wäre dem seinen zu vergleichen, der sich so enthusiastisch zu äußern wußte! Die Falconets und die Künstler, die gegen Winckelmann und Lessing widerbellten, müssen wohl alle ihre Ursachen haben, daß sie ihre Werke der Rede und der Geschichte wollen entzogen haben. Wie vor seinen Kunsturtheilen die Künstler, so mag vor seiner genetischen Geschichte die archäologische Anatomie und Mikrologie schweigen, die seitdem unendlich viel Material zugetragen hat, ohne daß, wie sich Winckelmann ganz richtig voraussagte, in diesen hundert Jahren Einer gekommen sei, „dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen, und dem das Herz auf dem Flecke säße, wo es ihm saß". Seit diesen Werken schien erst das Reich des Schönen für Deutschland geöffnet; und jeder Künstler nicht nur, auch jeder Dichter und Alle, die eine Ahnung von den mächtigen Anregungen einer Kunstwelt und der Natur eines südlichen Himmels hatten, wanderten seit Winckelmann nach Italien. Dort, sagte Goethe, beginnt für jeden Empfänglichen die eigentliche Bildungsepoche; und wer zur Vervollständigung dieser Winke über Winckelmann's historische Stellung zu unserer Literatur Goethe's Charakteristik nachlesen will, wird ohne unser Zuthun finden, von welcher Bedeutung dieses Land für Beide, und

von welcher Wichtigkeit der Vorgang Winckelmann's für unseren größten Dichter gewesen ist. Sollte ein plastisches Element in unsere Dichtung zurückgeführt werden, so war es durchaus nöthig, daß sich neben der wiedergebornen Musik, die so schwer auf Klopstock wirkte, die bildende Kunst gleichfalls neu belebte, und der Geschmack an ihr zurückgerufen wurde, um in einer anschauenden Dichternatur, wie Goethe war, die entsprechende Gegenwirkung zu schaffen.

Wenn Goethe zu Winckelmann neigte, so that er es aus seiner ganzen Natur; seine Sympathie mit Joh. Georg Hamann (aus Königsberg 1730—88)[227] dagegen müssen die Einflüsse Herder's und die besonderen Verhältnisse einer gewissen Periode erklären. Zwei entgegengesetztere Naturen, als Winckelmann und Hamann, kann es nicht geben, und die wunderlichen und grellen Abstiche und Gegensätze, die scharfen Individualitäten unter unseren Literaten jener Zeit und die große Verschiedenheit und Selbstigkeit deutscher Bildungen zu veranschaulichen, ist nichts tauglicher, als die gleichzeitige Betrachtung dieser beiden Männer. Winckelmann, von der glücklichsten körperlichen Bildung, gab in selbstgefälligem Schönheitsgefühl Hamilton Recht, der keinen schöneren Kopf gesehen haben wollte, als in seinem Bilde; die Kunst, meinte er selbst, habe keine höhere Grenze. Hamann dagegen schleppte sich mit einem mastigen Körper, den der Stock gegen Schwindel aufrecht halten mußte, er hatte eine stammelnde Zunge und ein kahles Haupt von Jugend auf, und imbecillitas gab er sich selbst zum Namen. Jener hielt äußerlich auf sich, Hamann aber war in seinem ganzen Leben zu keinem ordentlichen Anzuge gekommen. Beide waren von Noth gedrückt, und Hamann kam bis zum 50. Jahre nicht aus Nahrungssorgen; aber der Eine entriß sich mit der außerordentlichsten Willenskraft, der Andere duldete mit Leichtsinn, kraft- und willenlos, und oft mit Verzagen; und

---

227) Carvacchi, Biographische Erinnerungen an J. G. Hamann, den Magus im Norden. Münster 1855. Gildemeister, J. G. Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. 5 Bde. Gotha 1856—68. Brömel, J. G. Hamann. Berlin 1870.

wenn dort der Moralist über den Heiden seufzen möchte, so wird er hier bei dem Christen nicht erbaut werden. Jenem war Alles in der Welt Stoff zur Arbeit und Beschäftigung, in der er sein Glück und seine Lust fand, dieser wollte Alles zum Genusse haben, verdarb sich aber den Genuß mit nutzloser Grübelei, und war gelangweilt in der unersättlichsten Leselust. Jener wucherte mit seinem Pfunde als ein treuer Knecht, dieser verscherzte und misbrauchte, was ihm Gott verliehen hatte. Jener zielte mit seiner ganzen Thätigkeit auf ein großes Ganze, und schrieb daher das Eine Werk, das den Mittelpunkt seines Strebens bildete, in einem edlen Tone, der das κτῆμα ἐς ἀεί würdig auf die Nachwelt bringen sollte; dieser ließ sich zu hundert Flugblättern durch die unwürdigsten Kleinigkeiten des Privatlebens zerstreuen und zersplittern, und durch verwirrte Erinnerungen aus einer bunten Belesenheit zu jenem springenden Stil in seinen Fragmentchen verführen, den er seinen Heuschreckenstil taufte. Dieser Weise ihrer literarischen Natur entsprach ihre menschliche. Der Eine ging mit festem Fuße durch die schwierigsten Verhältnisse, die den Kräftigsten wankend machen konnten, der Andere war im einfachsten Gleise des Lebens stets im Labyrinthe verirrt und rathlos, und diese Zerrissenheit würde das Christenthum weniger empfehlen, als jene Befriedigung den Weg des Unchristen. Beide waren sich gleich in der großen Naivetät, mit der sie ihr Leben in Gutem und Bösem Jedem aufhüllten; gleich auch in den Genialitäten der Lebensweise, denn Hamann lebte in einer Gewissensehe, die ihn drückte, die er aber nicht auflösen und nicht zu einer bürgerlichen Ehe umgestalten wollte. Beide waren in Eitelkeit gleich, nur daß bei Hamann die Reizbarkeit bis zu weit ärgeren Ausbrüchen kam. Sie ging so weit, daß sie auch das Freundessüchtige, das in Beiden lag, ganz anders bei Hamann erscheinen läßt; der neue Sokrates sehnte sich immer nach einem alcibiadischen Freunde, aber er war gegen alle seine Freunde aus Selbstgefälligkeit grob, neckisch, tyrannisch, weil keiner ihm so viel Ehre und Schmeichelei entgegentrug, als er verlangte. Winckelmann war heiter, auch in drückenden Lagen, Hamann traurig in

selbstersonnenem Jammer, von hypochondrischen Anfällen zerquält; jener ein Jüngling geworden, als er die Altersbürde seines Schulamts abgeschüttelt hatte, Hamann, wie er selbst sagte, schon in seiner Jugend ein gekünstelter Greis. Jener hatte sich am Marke des Alterthums kräftig gesogen, dieser sich „an den heiligen Büchern bis zum Misbrauche überrauscht". Ueber seinen heidnischen Lehrern war jener zu edlen und großen Gesinnungen begeistert worden, denen es nicht schadete, wenn die Schwäche der menschlichen Natur zuweilen dahinter zurückblieb; dieser schien den alten Vorwurf zu rechtfertigen, daß das Christenthum eine Religion für Schwache sei, denn sie schien ihm „so sehr für unsere Schwachheiten und Mängel eingerichtet, daß sie alle diese zu Wohlthaten und Schönheiten umwandelt". Und dies sind nicht blos Worte, sondern sein ganzes Thun und Leben ist in Wirklichkeit nicht allein schwach und fehlervoll, sondern macht auch den Anspruch, für wohlthätig und schön angesehen zu werden. Keine Größe der Denkungsart oder Handlungsweise bricht aus den breiten Denkwürdigkeiten seines inneren Lebens[228]) hervor, aber desto mehr Unschönes und Kleines, bei der größten Einbildung auf sein eigenes Selbst.

Dieses harte Urtheil wollen wir insofern mildern, daß wir, wenn wir blos auf den Mann selbst blicken, der sein ganzes Leben hindurch sich mit einem ungesunden Körper zu plagen hatte und seine Vernunft dem Fleische untergeben sah, weit entfernt sind, mit der Grausamkeit ungeduldiger Krankenwärter ihm jene hypochonderen Wechselfieber von Uebertreibung und Erschlaffung vorzuwerfen, an denen er litt, und ihm die Handlungen und Aeußerungen anzurechnen, zu denen er sich in den Anfällen von Verzagtheit, des Unmuths und schwermüthiger Menschenfeindschaft hinreißen ließ. Wir können dann den unglücklichen Mann nur bedauern und beklagen, und von dieser Seite her würde man sein Bild nur entwerfen, um den menschlichen Dünkel mit dem

---

228) Den zahlreichen Briefen in der Ausgabe seiner Werke von Fr. Roth. 1821. Neue Ausgabe seiner Schriften und Briefe von Petri. 1. Bd. Hannover 1872.

Gemälde des menschlichen Elends zu dämpfen. Wenden wir uns aber von ihm selbst ab zu den thörichten Bewunderern, die ein Leben voll Irrungen, eine Schriftstellerei voll Barbarismen, einen Charakter voll Blößen, als ein Muster bestaunen, so können wir nicht anders als vor dem falschen Götzen warnen, vor dem die gutmüthigen Deutschen wie vor Allem knieen, an dessen Verständniß sie verzweifeln, und zu diesem Zwecke müssen wir unser hartes Urtheil erhärten. Wir lassen den Mann so viel als möglich selbst reden, damit ein Jeder mit eigenen Augen sehe, der sich nicht mit Willen blind machen mag. Denn Niemand hat Hamann besser gekannt und gezeichnet, als er sich selber, Niemand seine Verirrungen in Lehre und Leben so oft genannt, Niemand seine embryonische Ausbildung so durchschaut, wie Er; nur daß er „seinen Fehlern vielfach die rechte Stelle zu geben verstand, wo sie sich verlieren", so in seinen Schriften wie in seinen Briefen.

Die Quelle des ganz eigenthümlichen Mangels an allem Begriffe von Ordnung, der durch sein Leben und Schreiben durchgeht, suchte Hamann selbst schon in dem unnützen und gehäuften Schulfleiße, der verwirrenden Schulmethode, die jene Seuche auf alle seine Handlungen und auf all sein Wissen ausgebreitet habe. Psychologische Aerzte mögen es ausmachen, ob nicht mehr als dies die geheimen Jugendsünden, zu denen er sich in den Gedanken über seinen Lebenslauf bekannte, die Unfruchtbarkeit seines Geistes und die Zerstreutheit seiner Gedanken veranlaßt haben. Er haftete in seinen Studien auf nichts fest; Theologie, Rechtswissenschaft, Alterthümer, schöne Wissenschaften, Kaufmannschaft und Alles versuchte er ohne Bestand. Gescheitert an solchen Versuchen, warf er sich dann gelegentlich in „misanthropischen Fleiß, in Ausschweifungen der Lüste und des Müssiggangs". In Riga war die berens'sche Familie seine Wohlthäterin, sie unterstützte ihn und ließ ihn nach London reisen, in das Land seiner Neigungen. In dieser Familie war Joh. Christoph Berens der Wecker fast aller Talente Ostpreußens: er wirkte auf Kant und Herder, er bezauberte Hamann mit Aussichten in die neueren Wissenschaften und den herrschen=

den Geschmack des Jahrhunderts. Er ist auch schriftstellerisch in den „Bonhommien, geschrieben bei Eröffnung der neuerbauten **schen Stadtbibliothek", aufgetreten und gibt sich darin als einen jener ehrenfesten Männer kund, die wie Möser, von wahrem Gemeingeiste beseelt, ihren praktischen Sinn auf diese Welt und die nächste Umgebung richten, gleichgültiger gegen die Weltbürgerschaft und die Brüderschaft im Himmel. Er suchte unter seinen excentrischen jungen Freunden zu wirken, wie Merck unter den seinen; er hielt sie in den untern Regionen, wenn sie sich überfliegen wollten. Eine brennende Freundschaft war um 1755 zwischen ihm, Hamann und J. G. Lindner in Mitau; aber Hamann fühlte sich sogleich in dem Kreise von Berens' Familie gedrückt, als ob er nicht verdiene und nicht verstünde, daß man eine unzeitige Frucht so im Preise hielt. Als er nach England kam, blickte er noch grundtief in die Cloake des londoner Lebens, ward, nach Freundschaft durstig, bitter getäuscht, führte ein lüderliches Leben, und schlug dann plötzlich um zum Bibellesen und Beten, nannte sich den Brudermörder des eingeborenen Sohnes Gottes, und bezog nun Alles auf die Erlösung, deren er sich bedürftig fühlte. Der königsberger Pietismus, der dort uralt ist, und von dem wir unlängst noch die eklen Wirkungen erlebten, steckte auch ihn wie eine Pest an; und es ist die Frage, was widerlicher ist, die Entartung des physischen Triebes oder des metaphysischen, wenn sie ein gebildetes und edles Wesen ergreift, wie Hamann war. Hinfort bediente er sich des wunderlichen Ausdrucks und der Betrachtungsweise dieser Sekte, die das Heiligste entwürdigt, indem sie es überhebt. Wenn sich der schwache Mann durch Biertrinken krank und durch Wassergrütze gesund macht, so hat's Alles der gnädige Gott gethan; er fand, wie Jung Stilling, der ihm neben Kaufmann (!) [229]) ein ecce homo ward, „individuelle Beweise göttlicher Herablassung zu unseren Bedürfnissen in Masse, sie waren ihm feurige Kohlen, die ihm tiefer in die Seele brannten, als all das faule Holz scholastischer Begriffe von Substanz, Attribut,

229) Düntzer, Ch. Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit, in Raumers historischem Taschenbuch 1859.

modus und ens absolute finitum"; selbst wenn ihm nur die allgemeine Bibliothek fehlt, wenn ihm ein Urlaub geweigert wird, so sieht er darinnen immer Gottes Finger, wird aber dennoch wüthend darüber und beneidet dem guten Claudius seine christliche Fassung, die Er nicht besaß. Er redete sich sein Christenthum im Laufe der Zeit so ein, daß ihm sehr spät einfiel, seine ganze Schriftstellerei, die sich um die kleinlichsten Dinge gelegentlich gekümmert hatte, drehe sich um Christenthum und Lutherthum und deren Erneuerung und Herstellung zur Reinheit herum. So wollte er seinen Fr. Jacobi in die Einfalt des Evangeliums aus dem Spinoza und der Philosophie zurückversetzen, während er sich gleichwohl selbst nicht von dem Grübeln über Spinoza los machen kann, und die zeitweilige Freundschaft mit Jacobi erklärt sich überhaupt sehr wohl dadurch, daß jener mit ähnlicher Unbefriedigung nach Religion und Glauben, zu dem er sich unfähig fühlte, aus dem Standpunkte des Philosophen rang, Hamann aber auf der Stelle des Religiosen nicht von der Philosophie lassen konnte, für die er sich eben so untauglich erklärte. Als Berens seinen Freund anfangs in diese frommen Verirrungen übergehen sah, warnte er ihn schriftlich und mündlich, und mit dem Beistande Kant's; Hamann aber, stumpf gegen den guten Rath, und stumpf gegen die gute Absicht, und stumpf gegen das kleinste Gefühl von Dankbarkeit, stieß Beide hochfahrend zurück, und suchte selbst unter ihnen Mistrauen und Unfrieden zu stiften[230]. Alle seine Freunde, die er von Lindner an bis auf Jacobi nach der Reihe besaß, behandelt er in dem schnödesten Tone der Neckerei

230) Wir berufen uns nicht gern auf Autoritäten, wenn es das Gesammturtheil über einen Mann unserer Literatur gilt; da es sich aber hier um die moralische Seite dieses Charakters handelt, so unterstützen wir gern die obige Ansicht mit Niebuhr's. Die Lossagung von aller Dankbarkeit gegen die berens'sche Familie, die despotischen Ansprüche und die grausame Petulanz Hamann's schienen ihm nur andere Phasen der dämonischen Natur, die auch in Goethe furchtbar erscheine: „Wir sehen ihn sich ganz gehen lassen, auf die leichtsinnigste und gewissenloseste Weise seine Verpflichtungen gegen liebende Freunde versäumend, ganz in den Strom seiner Neigungen schwimmend, und da die Beklommenheit seiner verzweiflungsvollen Lage ihn auf seine früheren pietistischen Gefühle zurückführte, doch nicht im Geringsten zu seiner menschlichen Pflicht zurückgebracht. Wir sehen ihn diese Freude mit Religionsstolz höhnen, ihre Wohlthaten annehmen, sie aber doch

und der Anmaßung, gleich empfindlich gegen einen Tadel, wie gegen ein mäßiges Lob; und seinen Briefen an diese Freunde ist sein schriftstellerisches Auftreten gegen die verschiedensten Literaten ganz entsprechend. Blickt man auf die Quellen seiner Freundschaften und Feindschaften zurück, so findet man Eigennutz und Stolz, wenn nicht noch schlimmere Triebfedern. Gegen Moser war er eine Zeitlang literarisch und sogar moralisch feindlich gesinnt; als ihm dieser aber eine Stelle in Darmstadt verschaffen wollte, da war er ganz begeistert von dem treuherzigen Laienbruder, unter welcher Maske ihm Moser entgegentrat und ihn vor seiner prismatischen Schreibart gewarnt hatte. Umgekehrt hatte er Mendelssohn entschieden lieb gewonnen, als er ihn persönlich in Berlin sah, als ihn die Literaturbriefe lobten, als ihm Moses aus Verlegenheiten half; weiterhin aber, als ihm dieser die Wahrheit sagte und sich nicht zum Schmeichler hergab, und als Hamann schon eifriger der Freund Lavater's und Goeze's Vertheidiger gegen Lessing geworden war, spielte er mit Jacobi ein ganz schmähliches Spiel gegen den alten Freund. Er hatte in seinem Golgatha und Scheblimini den ehrlichen Juden, den er früher ein Salz und Licht unter den Seinen genannt hatte, „zum Atheisten gemacht", zu gleicher Zeit als Jacobi Lessing zum Spinozisten machte. Moses entgegnete in einer Recension, die Hamann so fein, giftig und politisch nennt, daß ihm dadurch die Hände gebunden seien; und dies eben scheint ihn zu ärgern. Ich bin überzeugt, schreibt er an Jacobi, daß man in Berlin empfindlich ist beleidigt worden, Moses zum Atheisten gemacht zu haben. Vielleicht bin ich der Erste gewesen, der ihn auf die Sprünge gebracht, mit seinen Vorlesungen (über Gott — zur Rechtfertigung) auszurücken.

———

hassen und verdammen, dennoch sich vorbehaltend, wenn ihn die Noth treibe, zu ihnen zurückzukehren. Auf seine Handlungen hatte die vermeinte Heiligung keinen Einfluß" u. s. w. Darin weichen wir natürlich von Niebuhr ganz ab, daß er die Bekanntmachung der Briefe an Lindner misbilligt, und das Entkleiden dieses dämonischen Mannes. Wir meinen durch die Zerstreuung dieser Nebel nichts zu verlieren, sondern zu gewinnen. Wir fürchten auch nicht die „unseligen Eindrücke, die dies auf verkehrte Gemüther machen kann", denn wir meinen, die übelste Wirkung müßte es auf das geradeste Gemüth machen, und dies sei eben die belehrendste und wohlthätigste.

Dadurch wurde die Beschuldigung ipso facto widerlegt, und ihm zugleich die Arbeit erleichtert, den todten Freund vom Verdachte des Spinozismus zu reinigen, und so frohlockt er über uns Beide. Wir können also unserem beiderseitigen Erbfeinde gar nicht einräumen, ihn seine Lection zu Ende lesen zu lassen, sondern müssen die Epistel darüber lesen. Dazu sehe ich kein anderes Mittel, als einen Hirtenbrief an den Prediger in der Wüste zu entwerfen, und ihm alles das in die Nase zu reiben, was der allgemeine Bibliothekar gerne gethan hätte, wenn er es nur gedurft, und durch diesen Umweg könnte ich den stummen tückischen Hunden auf das Fell kommen." Und nun stiftet er Kant und Stolberg auf, wehrt mit Händen und Füßen, daß ihn Jacobi gewähren lasse, damit jener, der eifrig und in seinem Eifer ehrlich war, nicht Alles verderbe, und selbst Moses' Tod, der darüber einfällt, kann ihm kaum einen Augenblick ein Gefühl für den verfolgten Mann zurückrufen. In welche elende und gemeine Kabalen läßt dieser Briefwechsel, läßt nur diese Eine Stelle hineinblicken! Und das sind die wackeren Leute, die so eifrig über die pia fraus der berliner Freunde schalten, indem sie die fraudulenteste Pietät gegen sie ausübten.

Geht man Hamann's kleinen Schriftchen auf den Grund, so trifft man durch alle verhüllenden Nebel auf denselben Menschen, der die Briefe schrieb, in dessen Geiste, nur in anderer Art wie bei Winckelmann, die alte und neue Zeit ineinanderspielte, Mikrologien und Pedantereien mit genialen Blicken in die Wissenschaften und die Verhältnisse des Jahrhunderts wechselten. Der erste Eindruck, den wir von der formellen Einkleidung empfangen, ist gewöhnlich der, bei dem die Beurtheilungen dieser Schriften stehen blieben. In seiner Schreibart scheinen sich die physischen Uebel abzuspiegeln, an denen er litt, und er selbst nahm seine Metaphern, in denen er sich über sich selbst und seinen Stil lustig machte, dorther. Er wußte recht gut, daß er die zahllosen Büchermassen, die er las, mehr verschlang, als verdaute, daß er mehr Betäubung als Kultur daher empfing, daß er in die jedesmaligen Blätter, die er unter der Feder hatte, tausend

Beziehungen aus seiner jedesmaligen Lektüre füllte, die er sehr bald selbst vergaß, so daß Er selber eben so wenig über jedes einzelne seiner Räthsel Aufschluß zu geben vermochte, wie dies einem Anderen weiter möglich ist, als zufällige Gegenwart des Wissens, die Notizen seiner Briefe und etwa einige Divination und Phantasie reichen. Diese letztere ist besonders dort erforderlich, wo er seine dürftig ausgedrückten abstrakten Sätze auf fremde Gegenstände überträgt und allegorisch umschreibt. „Der Wurststil nun, der von Verstopfung herkam, und von Lavater's Durchfall ein Gegensatz ist, machte ihm selbst Ekel und Grauen"; fortgesetztes Lesen seiner Stücke versetzt fast in seine physischen Zustände: wenn Lessing heiteren Sinn macht und Goethe ruhige Harmonie des Gemüthes, so verursacht Hamann Schwindel. Moses wenigstens empfand so, dem die Sinne vor Spleen vergingen über die Entzifferung dieser kleinlichen Räthsel, und der die treffende Frage unserem Abälardus Virbius stellte, ob er nur mikroskopische Augen ergötzen wolle und die Natur keine würdigeren Gegenstände der Nachahmung habe, als den Schimmel. Diese mikroskopische Manier mag in den humoristischen Romanen der Originalautoren, die sich um die Kleinlichkeiten des Alltagslebens drehen, in der Natur des Gegenstandes begründet sein, und man wird sie daher, mit Maß angewandt, bei Hippel, J. Paul und den Aehnlichen, als deren Vater und Vorgänger Hamann von dieser Seite erscheint, billigen; nur in wissenschaftlichen Dingen sollte sie nicht, und nicht aus Grillen und Launen, nicht aus „Feigheit und Furcht vor dem Lichte" gebraucht werden. Und wie oft scheint sie bei Hamann aus jenem hohlen Uebermuthe geflossen zu sein, der den Anderen kaum einer deutlicheren Mittheilung würdigt, und doch des eitlen Kitzels sich nicht enthalten kann, sich mitzutheilen. Denn wie sehr er die Ruhmsucht, die Vielgeschäftigkeit und Vielschreiberei Lavater's verwarf, dennoch klingt es gelegentlich aus seinem räthselhaften Schweigen und räthselvollen wie ein lavater'sches Orakel heraus: Man solle nicht so pochen, daß er aus Licht treten solle! Wenn seine Stunde kommen werde, so werde seine Gerechtigkeit hell leuchten, und Mancher

Augen würden es fühlen. Er lasse mit Fleiß Vieles schlafen, weil die Zeit nicht gekommen sei; unterdessen die Athener von dem schwanzlosen Hunde schwatzten, habe Alcibiades mit ihnen gemacht, was er wollte. Aber wie sollte die Stunde eines Mannes je kommen, der in demselben Augenblicke, wo er in der größesten Anmaßung die Meisterstücke rühmt, die er gegen die Berliner, seine Philister und Feinde, schleudern wollte, plötzlich in der größten Verzweiflung von denselben Werken wie von Wechselbälgen spricht! der mit Jacobi wichtigthuend philosophische Weisheit wechselt, und bald im voraus weissagt, er werde ihn nicht verstehen, bald, nicht verstanden, hinterher wie Sancho Pansa seufzt, der liebe Gott verstehe uns schon!

Man hat die Eigenheiten dieser Schreibweise auf die orientalischen Muster geschoben, die, auf nordischen Boden verpflanzt, die Köpfe gewöhnlich verderben, in denen die klassische Literatur nicht aufgeräumt hat, welche Hamann zwar zu Zeiten in sich aufnahm, aber, nach seiner Weise, nur verschlang, nicht verdaute. Vielfach übrigens erinnert auch seine Schriftstellerei an die alten Wochenschriften und deren verschrobenen Humor, der in manchen Provinzialblättern noch heute spurweise zu finden ist. Hamann schrieb in die königsberger Zeitung, und sein Freund Buchholz in einem ähnlichen „barbarischen Kauderwelsch" in das münster'sche Wochenblatt; Claudius und Möser haben diesen Humor gezügelt und veredelt. Ganz an die Stoffe und Materien dieser alten Wochenblätter erinnern noch Hamann's polemische Schriften. Blickt man oberflächlich auf die Reihe seiner Artikel hin, so scheint es, man habe nichts als einen schadenfrohen Necker vor sich, der bald in Theologie und Sprachkunde, bald in Philosophie und Kritik sich an Allem zu reiben sucht, worauf er gerade zufällig fiel. Jetzt hat er mit den Größten, jetzt mit den Kleinsten, in Personen und Sachen, zu thun; er sticht auf Lessing und Kant, er läßt Hippel und seinen Freund Herder nicht ungerupft; Schlözer und Campe, Moser und Stark, Hagedorn und Damm und die hamburger Nachrichten, Alles ist seiner polemischen Reizbarkeit wichtig genug. Nun eben glaubt man ihn über einen großen Gegen=

stand tiefe Weisheit predigen zu hören, da entschlüpft er hinter Nebensachen und macht sie mit seinen Räthseln wichtig. Ein andermal spannt uns Jacobi auf ein Schriftchen, dem wir an Tiefsinn, Witz, Laune, an Reichthum von Genie nichts zu vergleichen hätten; zum Glücke ist's das einzige Schriftchen, das klar und deutlich abgefaßt ist — aber es enthält leider nichts als eine Vertheidigung des Buchstabens H gegen die alberne Orthographie eines geistlichen Herrn. Am heftigsten ist seine Polemik gegen Berlin, das ihm Babel war, das er nicht weniger haßte, als Friedrich II Königsberg verachtete. Regierung, Nation, König, Alles war ihm zuwider, besonders seitdem man ihm ungerecht gewisse Emolumente entzogen hatte: da war ihm der König, dessen Schriften ihn ohnehin enttäuscht hatten, ein Metamachiavell, und seitdem ließ er seinem Zorn gegen die Propheten von Bömischbroda und den Vetter Nabal, gegen die Aufklärer und Rationalisten in Berlin und gegen Nicolai seinen Lauf, und empfand Irion's Wollust und Rad zugleich, wenn er seine Rache an ihnen ausüben konnte. Früher hatte er sich mit den Literaturbriefen schon immer geneckt, aber gehalten, nun gerieth er mit den alten Verfassern derselben in offenen Krieg. Diese auffallende Stellung des Königsbergers gegen Berlin bahne uns den Weg in die Mysterien des hamann'schen Wesens. Er selbst nannte ja auch seinen Haß gegen Babel den eigentlichen Schlüssel seiner Schriftstellerei; und er wollte „die skandalöse Geschichte der Pfuy (der Emolumente, fooi, die ihm 1782 genommen wurden), und der wälschen Herrschaft, den Staat, der alle seine Unterthanen unfähig erklärt sein Finanzwesen zu verwalten, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraut, das tolle Geschrei über Pabstthum, kurz alle locos communes des berliner Wahnsinns in Literatur und Religion, Alles wollte er mit seiner Kralle erreichen". Sein christlicher Gegensatz gegen die französische Atheisterei, sein deutscher gegen den französirenden König, sein wissenschaftlicher gegen die berliner Literatur und Akademie, sein universalistischer gegen die einseitige Philosophie, Alles hängt innerlichst zusammen, und zeigt ihn

als Feind alles dessen, was wir in der preußischen Literatur vorherrschend fanden, obgleich er sich bei all seinem Spiritualismus nicht von gewissen verwandten Trockenheiten, nicht von dem religiösen Realism losmachen konnte, der seinem Vaterlande natürlich war. Jener neuen Aufklärerei gegenüber geräth er eben so wohl, wie über den alten Schlendrian unserer Gelehrtenwelt in einen Aufruhr, wie Lavater Voltairen und der französischen Literatur gegenüber. Ihn ärgerte die Schwäche und Schiefheit der Kritik selbst noch in den Literaturbriefen, und er schrieb seine Briefe über die Heloise, nicht weil er einer anderen Meinung darüber als Moses in jenen Blättern gewesen wäre, sondern weil ihm die Begründung der Ansicht nicht genügte. Der Zorn benahm ihm alle Ueberlegung, wenn er bedachte, wie die Wissenschaften in Deutschland verwüstet seien, und wie es möglich wäre, daß junge Leute in die alte Fee Gelehrsamkeit ohne Zähne und Haare verliebt sein könnten. Er suchte den Geist und lebendigen Hauch in Geschichte, Kritik, Philosophie und Philologie, und fand ihn nicht; mismuthig blickte er auf die Bequemlichkeit unter den Gelehrten, die sich auf der weiten Oberfläche der Materialien genügten, während Er, das erste Vorbild jener prometheischen Titanennaturen und Fauste, in den Schacht hinunterstrebte, der die Quellen des Wissens enthielte, in den fernsten Orient zurückging, um die Anfänge der Humanität zu suchen, in die Tiefen der Sprachen sich eingrub, um von da erst auf die Philosophie zu gelangen. Gegen das Federlesen unserer Pedanten empörte sich sein „Adlerblick", der nach „Sonnenflug" aussah, vielleicht um so mehr, je mehr er sich die Flügel selbst gebunden fühlte, und er nahm nachher Antheil an dem Aufschwung seines Herder, dem die Fittige kühner wuchsen. Wie dieser steht er daher feindlich gegen alle die geistlosen Gelehrten aller Fächer, und gibt in seinen sokratischen Denkwürdigkeiten (1759) Winke zu einer fruchtbareren Betrachtung der Geschichte der Philosophie, einem Brucker entgegen, stellt sich in Aristobuli Versuch über den Einfluß der Sprache auf die Meinungen gegen die Michaelis und Gottsched, und über Anderes gegen Andere, immer in dem gleichen Widerwillen gegen ein Gelehrtsein, das von

Eingebung und Geist entblößt war. Hundert wichtige und unwichtige Fragen berührt er so, ohne im Geringsten selbst etwas zu einer Lösung beizutragen, als daß er zeigt, wie wenig die Anderen beigetragen hatten; immer zurückhaltend im gleichen Gefühle der Ueberlegenheit und Schwäche, weil der extreme Mann lieber Nichts sein wollte, wenn er nicht Alles sein konnte; immer voll zerstreuter Gedanken und Anregungen, die oft wie Blitze ein blendendes Licht, niemals Wärme und Helle gaben, oft sogar nur wie Irrwische ein Scheinlicht warfen. Er ist das eigentliche negative Princip unserer alten Literatur gegenüber; seine Freunde gaben ihm auf, die Rolle des Pan und Satyr zu spielen; seine Schriften sind wie ein Sauerteig in die Nation geworfen, ungenießbar an sich, eine nöthige Gährung im Ganzen. Man muß warnen, wenn Er und Jacobi ihr Eines, was noth ist, predigen und ihr εὕρηκα rufen; denn aller Weisheit Prüfstein ist doch nur der reine Abschluß mit dem Leben, und hier verzagt der Eine und verzweifelt der Andere. Für die Befriedigung des inneren Lebens bietet diese „Furie der dithyrambischen Einbildungskraft, die Wälder von Grillen aufschließen macht", so wenig, wie der systematische Verstand, der alles Grün des Waldes ausdörren möchte. Aber wie er in dem Körper der Wissenschaften die Seele, wie er in jeder das punctum saliens sucht, dies dürfen sich die deutschen Sammelgeister mit allen hamann'schen Sarkasmen noch manchmal merken. In Reception und Produktion ist dies der Mittelpunkt von Hamann's ganzer Natur. Sein Gedächtniß war ganz wie zerbröckelt, „Alles, was er las, ward beinahe zur Asche, worin ein granum salis übrig blieb, das beim Elaboriren spagirisch-hermetisch-palingenetische Wundergestalten hervorbrachte". Dies sagte er selbst, wenn er auf seine Lektüre blickte; wenn er auf seine Schriften sah, so drückte eine andere Metapher dasselbe aus. Er verstand sich da selbst nicht, und begriff nicht, wie er „diese Misthaufen aufwerfen konnte — aber den Samen von Allem, was er im Sinne hatte, fand er allenthalben". Gelang es uns, dieses Korn aus dem Wuste zu sichern, so war die Summe seines Wesens eben das, was das Ferment in die ganze Geschichte

32 *

aller deutschen Bildung warf, das macchiavelli'sche ritornar al segno, was Hamann die petitio principii nannte. Er stand allen verwickelten Verhältnissen, allen unnatürlich gesteigerten Wissenschaften entgegen, und wollte zu einem kindlichen, instinktmäßigen, ganzen Leben zurück. Er fand, daß der Baum der Erkenntniß den Baum des Lebens zerstört habe. Er sah nirgends Rath unter dem ewigen Trennen und Theilen von Berufen, von Wissen und Kunst; ihm war es ein Greuel, das Ganze des Lebens zerlegt zu sehen, das Schulgeschrei von Realism und Idealism zu hören, die Begriffe des Seins, des Glaubens, der Vernunft einzeln behandelt zu finden, als Schulbegriffe, da sie ihm lebendige Verhältnisse waren und höchstens Hülfsmittel, unsere Betrachtung zu wecken. Er sah die Verfeinerung und den Misbrauch der Wissenschaft, der Religion, des Staats aufs Aeußerste getrieben, konnte sich mit diesem Luxus nicht versöhnen, und setzte mit einem natürlichen Sprung auf das andere Extrem kindlicher Verhältnisse zurück, und wüthete dann gegen seinen alten Adam. Die petitio principii, die Revolution schien ihm unter solchen Verhältnissen der Uebertreibung, der Unnatur und Ausartung das wahre Gegengift zu sein. Daher sein Haß gegen die fremde Verwaltung seines Landes, gegen die autokratische Willkür seines Königs; daher sein eifriges Lutherthum, weil auch Luther die Anfänge der christlichen Kirche herstellen wollte; daher sein Abhängigkeitsgefühl, seine Religiosität überhaupt, die überall am Anfange der Dinge liegt; daher seine Vorliebe für die Schrift der Kinder, das alte Testament, und für den Orient, die Wiege der Menschheit; daher sein Haß gegen alle Philosophie, der so weit ging, daß er den Spinoza einen Mörder und Räuber der gesunden Vernunft nannte, und seine Neugierde dagegen für die albernsten Prophezeihungen und Wundergerüchte; daher auch seine Sichtung des Studiums der Sprache, die er verbildet und misbraucht fand, und als die Verführerin von Verstand und Vernunft ansah. Auf diesem Gesichtspunkte wird seine ausgeartete Manier und Ueberkühnheit im Vortrage selbst ein Spott auf die gekünstelten Verhältnisse des Jahrhunderts, ohne dadurch entschuldigt zu werden.

Ganz auf dieser Linie liegen auch seine zerstreuten Urtheile über die poetische Literatur, die uns hier eigentlich allein angehen. Ihn ekelte Alles, was im alten Stile steif und gelenklos war, er hatte sich an den Trescho (in Morungen) und Gottsched gesättigt, er schien die übrigen alternden Poeten keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, die nichts von Sinnlichkeit, nichts von Schönheit, Natur, Wahrheit, die nur die konventionellen Züge der alten Witzpoesie an sich trugen; „unter jeder Schminke des guten Tons und Witzes dachte er sich eine sieche, gelbe, ekle Haut, die sein ganzes Gefühl empörte". Einzelne Misgriffe seines Geschmacks fehlen nicht; im Ganzen aber schätzte er von allen unseren Poeten nur Klopstock, und von ihm nur die Oden; aus der übrigen Welt verleidet ihm Homer jedes Epos, den Milton nicht ausgenommen, und Shakespeare alles neuere Drama. Gegen den italienischen Witz, gegen den Geschmack der Franzosen, die ihm die Kunst verrathen zu haben schienen, und über die er ganz wie Winckelmann dachte, erklärte er sich gelegentlich bei der Lektüre der Heloise, in der ihm „jene Schwärmerei der Sinne, die Spitzfindigkeiten der Leidenschaften, das sonderbare Amalgam des Witzes misfiel, worin die römische Größe zerschmolzen ist wie korinthisches Erz". Im strengsten Sinne des Originalgenies ist er ein Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muster. Als sich die Literaturbriefe gegen das Schuldrama erklärten, neckte er sie mit dem Paradoron, das Theater müsse sich gerade nach Kindern richten; vor ihnen würden die Einheiten und alle die Possen, die man Grundgesetze nenne, zerscheitern; ohne Verleugnung der Regeln sei kein Genie, kein Schuldrama noch Urbild desselben möglich; Kinder müßten wir werden, um den Zweck der Poesie an Schülern zu erreichen. Der Natur gegenüber waren ihm die Alten selbst, die er sonst schätzte, wie Scholien zum Text; das Urkundliche der Natur zu treffen, sind ihm Römer und Griechen nur durchlöcherte Brunnen; er mag daher auch von Lessing's und Diderot's Theorien nichts hören. In der aesthetica in nuce stellte er seine Naturtheorie dagegen. Poesie ist ihm die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, älter als Prosa.

Sinne und Leidenschaften verstehen nichts zu reden, als Bilder. Wir haben an der Natur nichts als disjecta membra poetae zu unserem Gebrauche übrig; sie zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen, oder kühner, sie in Geschick zu bringen, des Poeten Theil. Man kann ein Mensch sein, ohne ein Schriftsteller zu sein. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstraktionen aufgelegt. Niemand soll sich in die Metaphysik der schönen Künste wagen, ohne in den Orgien und Geheimnissen der Leidenschaften vollendet zu sein. Eben wie Merck, wie Winckelmann der ängstlichen Moral der Deutschen ihren Mangel an Kunstsinn zuschrieben, wie Goethe gelegentlich dem Lyriker Blum ein schönes Mädchen wünscht, so spottet auch Hamann an anderen Orten der moralischen Heiligkeit der schwachmüthigen schönen Geister, die kein Mädchen anzugreifen wagten; und dies fügt sich in diese Theorie hinein. Die Sinne sind Ceres, und Bacchus die Leidenschaften, alte Pflegeältern der schönen Natur. Die Natur wirkt durch die Sinne und Leidenschaften! wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Eine mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß man sie nachahmen soll? Fragt euch, wodurch ihr sie weggeräumt! Baco beschuldigt euch, daß ihr sie doch nur durch euere Abstraktionen schindet! und er sagt wahr. Eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds, wie die Seife der Wäscher, soll den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen der Abstraktionen läutern. Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehren sind, hören sie darum auf, Waffen der Mannheit zu sein? Leidenschaft allein gibt Abstraktionen Hände und Füße und Flügel, Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zug. Wo sind schnellere Schlüsse? wo wird der rollende Donner der Beredtsamkeit erzeugt, und sein Geselle, der einsylbige Blitz? Natur und Schrift sind die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes. Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache

der Natur erwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, durch Wiederherstellung ihrer Magie!

Hier hören wir Herder's Ton; wir hören eine Vorschrift, die bei Herder nicht verloren war, der die Poesie des Orients neu belebte, dorther die Morgensterne einer anderen Epoche unserer Literatur heraufzaubern wollte, und dorther seinen Geschmack an Naturpoesie bildete. Wie er den Geist des Orients und seiner Poesie schilderte, that er Hamann am meisten Genüge. Auf allen Wegen und Stegen sehen wir Herder von Hamann angeregt, aufgemuntert, unterstützt. Er war sein Lieblingsschüler und Freund; er hatte ihn gleich anfangs durch seine jungfräuliche Seele und die Reizbarkeit des Gefühls (die Hamann an jungen Liefländern häufig gefunden haben wollte), angezogen, und unter all den vielen Freunden, die Hamann versuchte, hielt nicht Lindner, Berens, Kant, Hippel, Scheffner, nicht Penzel, Kraus, Kreuzfeld, Reichardt, so aus, wie Herder, der ihm Liebe durch Liebe, und durch seine kühnen Flüge Achtung abnöthigte, der seinen scharfen und bittern Ton ertrug, der ihm Süßigkeiten streute unter die Neckereien, die er, von Hamann oder seiner eigenen Natur gelehrt, erwiederte, der sich übrigens auch nicht scheute, ihn geradezu aufzufordern, ihn öffentlich mit seinen nachtheilbringenden Kritiken zu verschonen. Jene Empfindlichkeit, jenes starke Selbstgefühl, jener Hang, Andere zu hudeln, jene Begeisterung neben universaler Gelehrsamkeit, jenes Bestreben, Fleiß mit Enthusiasmus zu paaren, jene Ahnungs- und Witterungsgabe und jener feinere Geschmack, der aus den gebildeteren Organen des Auges wie des Ohres sich herschrieb, jene ausgebreitete Lektüre im Orient und im Alterthum, jene glühende Einbildung, jener „rothwälsche Stil“, dem Hamann auch bei Herder anfangs mit Verwunderung und wenig Wohlgefallen zusah, jene strebende und reformatorische Kühnheit, das Alles liegt bei Beiden gleichmäßig, nur nicht in gleichen Graden vor. Ganz denselben Gang schlug Herder bei seinen aufrühreriscchen Schriften ein, wie Hamann. Wie dieser halb freundlich, halb feindlich gegen die

Literaturbriefe, gegen Moses und Nicolai stand, so Herder gegen Lessing. In den Fragmenten, mit denen Herder zuerst auftrat, meinte Hamann alte verblichene Ideen wieder aufleben zu sehen, nur mahnt er ihn, caute et sobrie zu verfahren, warnt ihn vor Klippen, an denen er selbst gescheitert, will es mit ihm gegen seine Feinde, und mit seinen Freunden gegen ihn halten. Er versprach, seine Stallmeisterdienste dem spanischen Rittergeiste Herder's gegen alle Schlözer und Aehnliche zu widmen; er fand, daß dessen romantische animalcula und die Räder seiner Sprichwörter für einander gemacht seien. Bei der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes fand Hamann, die Polonii würden vielleicht sagen, daß Herder ihn aushamanisirt habe; und gewiß behaupteten sie, daß in Herder's Metakritik die auffallendsten Gedanken aus einem gleich betitelten Aufsatze Hamann's stammten. Hamann selbst aber fand so viel wahr, daß einige seiner Samenkörner durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüten verwandelt seien; nur wünscht er lieber Früchte, und zwar reife.

Joh. Gottfr. Herder[231] (aus Morungen 1744—1803) pflanzte in der That die neuen Ideen Hamann's in die Nation, die dieser selbst kaum als Privatgut sein eigen nennen konnte. Denn darin war Herder verschieden, daß ihn frühe, statt des persönlichen Ehrenkitzels, den Hamann besaß, ein öffentlicher Ehrgeiz ergriff, der Welt etwas sein zu wollen, und eben dieses laute Auftreten, diese erklärte Ruhmsucht war es, was Hamann weder in Herder noch in Lavater leiden konnte. Er mochte es durchfühlen, daß Beiden für eine Wirksamkeit auf dem offenen Markte der Nation nicht einmal die Muskulatur und physische Kraft gegeben war, die zu ersetzen ihre zärteren Seelen widernatürliche Mittel anwenden mußten, was dann nothwendig die Verzerrungen bei Lavater hervorbrachte, denen Her-

231) Sehr schätzbare Materialien zu Herder's Biographie enthält: J. G. von Herder's Lebensbild, von Dr. Emil Gottfr. von Herder. Erlangen 1846 (unvollendet). Dazu: Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe herausg. von Düntzer und F. G. von Herder. 3 Bde. Frankf. 1856 f. Herder's Briefwechsel mit seiner Braut, herausg. von Düntzer, Frankf. 1858. Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin (1788—89), herausg. von Düntzer. Gießen 1859.

der vielleicht eben so wenig entgangen wäre, wenn ihn nicht bessere Umgebungen und eben das warnende Beispiel Lavater's selbst bewahrt hätte. Herder's Natur und Jugend schien ihn auch in der That für nichts weniger zu bestimmen, als für die tumultuarische Weise, in der er in seiner ersten Periode in die deutsche Literatur eingriff. Er war in seiner Kinderzeit durch Schulzwang gedrückt, verschlossen und schüchtern geworden; seine gute fromme Mutter hatte ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, verwöhnt und mütterlich gemacht; sein späterer Lehrer Trescho fand ihn immer still, eingezogen, in blöder Haltung, stets allein und entfernt von anderen Kindern, und hörte und sah ihn nie laufen, springen oder laut schreien. Seine zarten Nerven machten ihn zum Mediciner untauglich, zu dem er bestimmt war; er ward Theolog, und dies schien seiner sittsamen und züchtigen Art angemessener, die immer auf Anstand hielt und frühe den Sittenrichter und Lehrer verrieth. Etwas Verschlossenes und Mistrauisches mischte sich in diese Sanftheit seines Wesens, und seine Freunde fanden ihn bald empfindlich, reizbar und leicht beleidigt. Die Einsamkeit seiner Jugend äußerte sich ganz frühzeitig in dunklen, nebelhaften, visionsartigen Gedichten, in Reden von entschiedener Richtung auf das, was Schauder und Rührung erregen konnte; seine große Empfindbarkeit sprach sich darin aus, daß er sich aus seiner Jugend an nichts erinnerte, als an empfindsame und rührende Scenen, oder einsame Gedankenträume voll von Planen des Ehrgeizes. Von der Geselligkeit Lessing's, von Winckelmann's Freundschaftsdurste ist bei ihm keine Spur, er war sich ganz früh selbst genug, und behielt diesen Zug durch sein ganzes Leben. In Riga, wo er mit 20 Jahren eine Schulstelle erhielt, bildete er den Sinn für Familie, Provinz und Staat aus, was sich aber schon damals bei ihm mit weltbürgerlichen Ideen vertrug. Aus seiner Einsamkeit und Verschlossenheit heraus schickte er seine ersten Schriften anonym von dort in die Welt, und ihr kecker, niederwerfender Ton schien ganz dem blöden Jüngling fremd, auf den auch im Anfang Niemand rieth. Der Geist der Zeit riß ihn mit, der Eifer, neben Lessing und die Literaturbriefe zu treten, die so vernehm-

lich sprachen, und neben denen ein demüthiger Redner nicht mehr gehört worden wäre. Hamann's starkes Selbstgefühl und seine absprechenden Urtheile mochten ihn auch irregeführt haben, wenn es dessen erst bedurfte; denn die Vereinsamung macht zwar zurückhaltend und blöde, aber auch stolz, weil sie nicht vergleicht. Dazu kam, daß seine Schicksale ganz anders waren, als die eines Lessing oder Winckelmann. Auf diesen lastete lange der Druck der Umstände, und ihre strebende Natur war gezügelt von Noth, ihr Geist vor Ausschweifung gewahrt, weil er sich aus der Bürde der alten Schule und Gelehrsamkeit erst herauszuarbeiten hatte. Aber Herder'n ward diese Freiheit gleich anfangs von Lehrern wie Kant und Hamann, durch die Schriften Winckelmann's und Lessing's als eine Errungenschaft dargeboten, und in ganz jungen Jahren kam er über Nahrungssorgen hinweg und zu frühen Ehren. Dies Alles gab seinem zwar zarten, aber zähen Wesen eine außerordentliche Spannkraft; es lieh seinem Ehrgeize Flügel und machte, daß seine Art öffentlich in Schriften aufzutreten, gleich anfangs seiner Persönlichkeit zu widersprechen schien. Seine Schüchternheit hätte Niemand in dem anmaßenden Tone gefunden, in dem er Lessing und Klotz befehdete. Seine Sittlichkeit hätte leicht ein Theolog bezweifelt, der ihn über die ängstliche Moralität der Poeten spotten hörte. Seine Grämlichkeit schien ganz verloren unter dem Enthusiasmus, mit dem er sich über die Zeit und Literatur ausließ. Seine Bescheidenheit würde Niemand haben anerkennen wollen, der sein Verfahren gegen Spalding kannte. Sein anständiges Benehmen hätte Mancher vermißt, der ihn in der Laune einer übermüthigen Lustigkeit und Freiheit des Betragens gesehen hätte. Die „Etourderie" vollends, deren er sich beschuldigte, den Mangel an Umgang und Welt, schien er ganz ablegen zu wollen, als er den großen Beruf sich vorsetzte, mehr durch persönliche Bildung, äußere Wirksamkeit und Kenntniß der Welt wirken zu wollen, als durch Bücher, sich mehr zum Menschen und Lehrer, als zum Gelehrten und Schreiber zu bilden. Diese Zweiseitigkeit seines Wesens verlor sich in seinem ganzen Leben und all seinen Schriften nicht, und sie

theilt die Geschichte seiner Wirksamkeit in zwei große Perioden, wo er der Starkgeisterei und Genialität angehörte, und wo er sich von ihr entfernte; wo er auf die Welt mit Jugendeifer und schwärmerischem Feuer zu wirken hoffte, und dann über ihre Kälte wehmüthig ward bis zum gebrochenen Herzen; wo er von der Literatur erwartete, daß sie unser Vaterland auf eine ehrfurchtgebietende Höhe stellen werde, und wo er nachher meinte, die kantische Philosophie und die Revolution haben uns um ein Jahrhundert zurückgeworfen; wo er erst sich an alle große Genies anreihte, dann sich auf die Wieland und Gleim zurückzog; wo er erst die freie Poesie der Natur verfocht und zurückführte, dann die Dichtung in den Zwang der Moral und Lehre geben wollte. In beiden Perioden übrigens fehlt nicht, was in der ersten die zweite ankündigt, in der zweiten die erste fortsetzt. Die Empfindlichkeit seiner Jugend weist schon auf die Unverträglichkeit hin, über die alle seine Freunde einstimmig und oft bittere Klage geführt haben; und dieser Fehler war vielleicht für die ganze Wirksamkeit Herder's von unberechenbarem Nachtheil. Er verstand sich nicht mit dem Ungleichartigen zu stellen, er unterstützte nicht das schöne Beispiel, das die Vereinigung zwischen Schiller und Goethe der Nation gab, er wich den meisten unserer großen Geister aus, mit anderen, wie mit Goethe und Kant, verfehdete er sich und machte Lessing's Wort wahr, daß zu nahe gepflanzt sich das Große die Aeste zerschlägt. Umgekehrt blieb sein spätestes häusliches Leben der gemüthlichen Sanftheit seiner ersten Jugend gleich, ja seine Gattin war es sogar, deren sanfter Einfluß ihn zuerst bestimmte, aus der Starkgeisterei zu seiner Natur zurückzukehren, und mäßiger und weniger beleidigend zu schreiben; sie war eine jener schönen Naturen von ächter Weiblichkeit und sittlicher Liebenswürdigkeit, die in ihrer Geburtsstadt (Darmstadt) nicht selten sind, deren sich selbst aus der öffentlichen Geschichte eine kleine Gallerie auszeichnen ließen.

Herder's erste Schriften zeigen ihn ganz den schönen Wissenschaften und der Kunst zugeneigt, die auch im 7. Jahrzehend bei weitem alle anderen Zweige der Literatur überragten, und noch sieht man

darin nichts von jener Universalität, an die er später seine besten Kräfte setzte. Die Literaturbriefe hatten ihn, schon als er in Königsberg studirte, gereizt, Zusätze dazu zu schreiben; Lessing und Winckelmann waren die beiden Vorbilder, die ihn beschäftigten. Diesem nachfolgend trug er sich schon um 1768 mit der Idee zu einer Plastik, die zehn Jahre später unvollendet erschien; an jenen angelehnt widmete er seinen meisten Fleiß der schönen Literatur und dem Studium der heimischen und fremden Dichter. Kein Schriftsteller hatte auf Herder's Gemüth einen so tiefen Eindruck machen können, als Klopstock; an ihm bildete er sein Ohr und seinen Geschmack, bei ihm holte er den Anstoß zu jener Fertigkeit, sich in fremde Natur, Dichtung und Zeit zu versetzen, an ihm sagte ihm die Erhabenheit und der prophetische Dichterschwung und die Reinheit des Charakters zu. Allein da er frühe empfunden haben mochte, daß er zum Dichter nicht geboren sei, so ward Lessing auf seine Schriftstellerei einflußreicher, und er trat zuerst als Kritiker auf. Herder schrieb es selbst an Hamann, daß der Einzige, der ihn interessire, wohin er sich auch schlage, Lessing sei. Und dies ist in solchem Umfange wahr, daß Lessing fast nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder frühe, billigend oder polemisch Rücksicht genommen habe. Lessing schrieb Rettungen, auch Herder schrieb Rettungen des Horaz; Lessing theoretisirte über das Epigramm, auch Herder in seiner Anthologie 1785; über die Fabel stellte Lessing seine scharfen Sätze auf, und Herder entgegnete über Bild, Dichtung und Fabel 1767, und in den Früchten 1801. Lessing's Religionsgrundsätze haben Herder'n sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, und er setzte auf theologischem Wege im Grunde ganz fort, was Lessing als Laie nur etwas anders betrieben haben würde; er kam Lessing's Deismus so nahe, als er als Geistlicher nur irgend konnte, er nahm ihn gegen Jacobi, der ihn zum Spinozisten machte, mit sammt Spinoza in Schutz, und seine Schrift über Gott (1787) würde ihn mit Hamann verfeindet haben, wenn dieser länger gelebt hätte. Einzelne Sätze Lessing's über die Unsterblichkeit und Kunde der Zukunft, über den Traum von der

wachsenden Vollkommenheit des Menschengeschlechts, seine wenigen Worte über die Erziehung des Menschengeschlechts, seine Freimaurergespräche Ernst und Falk, gaben Herder'n Stoff zu einer Reihe von Schriftchen (vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft 1797; Blicke in die Zukunft der Menschheit 1793; Palingenesie 1797; Humanitätsbriefe). So gaben denn auch die Literaturbriefe Anlaß zu den Fragmenten zur deutschen Literatur (1767); Laokoon und die antiquarischen Briefe aber zu den kritischen Wäldern (1769), den Erstlingen, die Herder unserer Literatur darbrachte.

Die Fragmente sind ein Beitrag zu den Literaturbriefen, denen Herder das Zeugniß gibt, sie hätten Deutschlands Auge bis zum Ende auf sich gezogen, hätten den Geschmack verbessern wollen, und wirklich verbessert. Er sammelt hier ihre Anmerkungen, erweitert, beschränkt, und lenkt sie andershin. Er hat dabei überall das große Bild einer literarischen Zeitschrift im Auge, der eine Geschichte der Literatur zu Grunde liegen müßte, und die ein Leitstern in der babylonischen Verwirrung unserer Literatur werden sollte, in der nichts als Parteien und Schulen, keine Hauptstadt, kein allgemeines Interesse, kein gesetzgebendes Genie sei; und muß den Briefen das Zeugniß geben, daß sie diesem Ideal am nächsten gekommen seien. Was den Geist und Sinn angeht, der aus Herder in dieser Schrift redet, so ist das Wesentliche, daß er die Alten, wie Lessing, in ihr wahres Licht stellt, daß er sie gelesen hat mit der Begeisterung Winckelmann's, und in der Ausdehnung wie Hamann, und daß er, ihre Schönheiten zu zeigen, abzubilden, für sie anzuregen geschickter war als Alle zusammen[232]. Er ärgerte sich über die, die das Alterthum mit fremden Augen ansahen[233], rohe Uebersetzungen fertigten und mit barbarischer Zunge

---

232) Vgl. A. Kohut, J. G. Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. 1. Heft. Berlin 1870.

233) Er sagt daher von Wieland's Sokrates voll Grimm: „Wie, dies ist Sokrates? Dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheits- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf der neueren Zeit, ein Weiser aus der schweizerischen Republik!"

von hellenischen Heiligthümern schwatzten. Hamann hatte ihn gelehrt auf die Sprache als auf das Vehikel der menschlichen Gedanken, den Inhalt aller Weisheit und Kunst zu achten; er läßt sich daher zuerst über die deutsche Sprache aus. Das Ohr gefüllt mit der edlen Größe der Alten, die Seele überschwellend von der Ahnung einer größeren Dichtung, die Klopstock uns eröffnet hatte, verglich er mit diesem erhabenen Stoffe die rohe Form der deutschen Verse, die kahle Kritik des ramler'schen Batteur, den steifen Alexandriner, und dann jene verketteten Predigtperioden, den plappernden Paragraphenstil, den aufgeblähten Schulvortrag, die ganze pedantische Weitschweifigkeit unserer Prosa. Er sprang hier zu dem anderen Extreme über, spottete des sogenannten Klassischen unserer Schreiber, bei denen Alles im langsamen Schritt wie ein beladener Maulesel trabe, verlachte diese Pedanten der Reinigkeit, die Großsiegelbewahrer der Sprachkeuschheit, rief die idiotistischen Schriftsteller hervor, und vertheidigte die Ausdrücke des gemeinen Lebens, den Eigensinn der Sprache, die niegewagten Freiheiten, das Regellose und Eigenthümliche gegen das Klassische und Musterhafte, den Ton der Welt gegen den der Schule, — Alles aus dem Grunde, weil unsere Sprache noch in der Zeit der Bildung, des Versuchs, der Bearbeitung stehe. Er denkt nach, von Klopstock's Oden und der Poesie der Hebräer und unserer Barden angeregt, ob nicht der polymetrische Numerus die natürlichste und ursprünglichste Poesie genannt werden könne, ob er nicht ein Schatz für unsere Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik werden, und uns als ein Maß sich empfehlen müßte, das der Phantasie keine Fesseln anlegt. Und anderswo rechtfertigte er zu anderer Zeit in der Prosa den Schwung der Poesie, und verwirrte theoretisch den Begriff der Redearten, wie er ihn praktisch in Prosa und Versen gleich von Anfang verwirrt hat. Denn er nahm sich sogleich die vertheidigten Freiheiten vornweg, verwarf die „süßtönende, lammartige Stimme, und den gebückten Ton Derer, die gern wieder geschmeichelt sein wollten, er sprach in dem bitteren Tone des patriotischen Ernstes", den er später selbst misbilligte, schrieb in einer dithyrambischen Prosa und in einem

springenden Stile, der die Schule Hamann's eben so sehr, wie ein eigenes innerliches Feuer verräth. Und die Schreibweise der neuen Jugend, die Keckheit der Genialitäten, die Anmaßungen ihres Vortrags, die Mishandlung der Sprache im übermüthigen Trotz auf die Schöpferkraft, der es gestattet sein müßte, den Thon nach Willkür zu kneten, all das, was die regellosen Köpfe im 8. Jahrzehend nachmachten, die regelmäßigen verabscheuten, schrieb sich eigentlich von Herder zuerst her. Hamann selbst entsetzte sich, als er die Folgen seiner Lehren bemerkte. Er schrieb an Herder: „Die Greuel der Verwüstung unserer Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monströsen Wortkuppeleien, die dithyrambische Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahnung. Dieser Misbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Stils ansehen muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich und unerklärlich ist. Liegt hier auch eine Satire auf den Libertinismus unseres ganzen Jahrhunderts zu Grunde? Bei Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß der Muttersprache hat man Mühe, hier und da einen deutschen Perioden zu finden, der eine so rara avis ist, daß man sich wie ein blindes Huhn über ein gefundenes Korn freut.“ — Nachdem Herder also in dieser neuen Redeweise unsere alte verworfen, und originale Sprache in Anspruch genommen hat, verlangt er in der zweiten Sammlung auch Originaldichtung und keine Nachahmer. Er kommt auf die Thorheit jener Vergleichungen neuerer Dichter mit alten, er deutet an, welche undankbare Mühe die Nachahmung ist, er räth, lieber treu und im Geiste zu übersetzen, als ungelenk nachzustammeln. Er beurtheilt Klopstock gegen Homer, und zeigt schon die Lächerlichkeit dieser anmaßlichen Zusammenstellungen daran, daß in Betracht dessen, was Homer für die Nationalbildung der Griechen war, eher Gellert unser Homer heißen müßte. Er wirft dann Willamov gegen Pindar in Schatten, Geßner gegen Theokrit, die Karschin gegen Sappho; aber noch fehlt es nicht an Misgriffen, wenn er z. B. in Gleim gern mehr als im Tyrtäus sehen möchte. — In der dritten Sammlung folgt eine beredte Abschweifung über die

Herrschaft der lateinischen Sprache und Literatur über unsere ganze Bildung, und diese Sätze müssen für die Aufnahme der griechischen Sprache auf unseren Schulen und die dadurch ganz veränderte Gestalt unserer Philologie von großer Anregung gewesen sein. Er wünscht, wir wären lieber Sklaven des griechischen Constantinopels geworden, als des lateinischen Roms; es wäre uns besser in Religion, Wissenschaft und Sprache geworden. Wieder nach lessingischen Winken weist er von den Römern weg auf die hellenischen ächten Muster und schiebt Virgil gegen Homer, nach Klopstock's Ansicht, weit zurück. Es verdient immer wieder gelesen zu werden, was hier Herder vortrefflich, eindringlich, mit der Geschichte zur Seite, über unsere Schulbildung, über unsere Behandlung der lateinischen Sprache als Zweck zu klagen hat, denn es spricht hier ein für die Alten Begeisterter gegen den Misbrauch der Alten, und ein solcher ist immer zu hören.

In diesen Fragmenten hat Herder überall seine Belesenheit in den Alten und besonders im Homer, und das Bewußtsein der geistigen Auffassung dieses seines Lieblings, auf den er auch später immer gern zurückkam, im Hintergrunde; er urtheilt mit einem gebildeten Geschmack über Geschmackssachen, und ist überall voll anregender Beobachtungen, die damals nothwendig großes Aufsehen machen mußten. In den kritischen Wäldern ist's wieder hauptsächlich die Kenntniß des Homer, die ihm seine Waffen leiht, mit denen er aber diesmal gegen die Kritik, nicht gegen die Dichtung zu Felde zieht; und in diesem Kampfe bewährt sich das Rüstzeug der Phantasie und Empfindung nicht immer von der gleichen Festigkeit. Man wird ihn mit Beifall hören, wenn er den epistolae homericae von Klotz (1764) gegenüber, die sich ungefähr zu Homer verhalten wie Wieland's Noten über Shakespeare zu diesem, das gerechte Verlangen abermals stellt, daß man bei Beurtheilung des Homer sich in dessen Zeit versetze. Mein Homer, sagt er in der vertraulichsten Sprache der befreundetsten Kenntniß, soll sich nicht nach meiner Zeit Sitten richten; und er reiht sich hier in der Bekämpfung der französischen modernen Auslegungen der Alten, im Verwerfen der Mäkeleien eines d'Argenson und

Voltaire, ganz an Lessing's Befehdung des gallisch-antiken Dramas an. Er nimmt die Ursitte jenes Zeitalters in Schutz, und die unschuldigen Dichter gegen die „Ehrbarkeitspedanten unserer Zeit", er will nicht die Gesetze der Politesse an die Schamhaftigkeit des Homer gehalten haben; auch hier erkennt sich ganz sein Sinn für die Ursitten der Völker, der mit ihm aufgewachsen war über seinem Studium der Bibel, des Homer und Ossian. Nur in Einigem versah er es, als er Lessing entgegentrat, der ihn mit Gründen und Thatsachen zu streiten nöthigte, und der ihm in der Auffassung der Alten vielleicht überlegen war, wenn er auch nicht die Gabe hatte, in Uebersetzungen, Analysen und feinen Auseinandersetzungen das Aufgefaßte so wiederzugeben, wie Herder. Er wendet sich in diesen Wäldern auch gegen den Laokoon, und es ist in der That peinlich, zu verfolgen, wie er nach seinem eigenen Gefühle „auf seinem träumerischen Pfade manche richtige und irrige Gedanken denkt", und mit seiner kritischen Phantasie gleich wieder verwirrt, was der reinste Verstand eben gelöst hatte, mit der eifrigsten und fertigsten Ueberredungsgabe wieder umwerfen will, was wir uns eben zur Ueberzeugung gesetzt haben. Wir wandeln bei Lessing in lauter Licht und Klarheit; Herder wirft uns in ein Meer von Dunkelheit zurück, wohin zuweilen eine einzelne Beleuchtung ihr Licht wirft, um gleich darauf wieder ärgere Finsterniß zu verbreiten. Wir stehen bei Lessing in einem fertigen Bau und freuen uns reiner Verhältnisse; Herder aber beschäftigt uns, wie er selbst sagt, mit kritischem Schutt. Lessing hatte über die Kunst und ihre Gesetze gedacht, Herder aber nur empfunden, und seine Empfindungskritik hängt sich ohne Methode, ohne Plan, ohne Uebersicht, ohne Rechenschaft an jeden lessingischen Satz, der seinen Gefühlen widerspricht, und sucht ihn mit Gefühlen wegzuräumen. Und hier mischt sich seine persönliche Natur sogar in die Auffassung fremden Geistes, in der er sonst die gerühmte Objektivität der Deutschen beginnt: er weiß sich in den Geist der lessingischen Kritik und Denkungsart nicht zu versetzen, was ihm selbst sein Freund Müller einmal vorgeworfen hat; und er verliert ihr gegenüber sogar den Geist des Homer. So treffen wir ihn gleich anfangs auf der

Behauptung Lessing's, das Schreien bei körperlichen Schmerzen bestehe nach griechischer Denkart wohl mit einer großen Seele. Dies ist dem schwungreichen Manne nicht erhaben genug, es verdirbt ihm seinen Homer und seine Achäer, es stimmt ihm nicht mit seinem — Ossian, dessen nordische Helden sammt dem Stumpfsinne ihres Heroismus er mit den menschlichen Achäern verwechselt. Alle Mittel bietet er nun auf, diesem beleidigten Gefühle Recht zu schaffen, und der Leser darf sogar vor Entstellungen der lessingischen Ansichten auf der Hut sein. Er wirft ihm z. B. vor, Lessing mache die Idee des körperlichen Schmerzes zur Hauptidee des Philoktet, und dies ist so wenig richtig, daß sogar Stellen im Laokoon sind, die gerade dagegen anzuwenden wären. Wenn er nachher die lessingischen Sätze über das Räumliche und Successive bestreitet, schleicht eine ähnliche Fälschung ein. Lessing sagte zur scharfen Unterscheidung, der Maler wirke im Raume, der Dichter in der Zeit: „die Zeitfolge sei das Gebiet des Dichters, der Raum das Gebiet des Malers"; Herder schiebt ihm aber unter: durch Zeit und Raum! Als ob es einerlei Ding sei, zu sagen, der Luftschiffer treibe sein Wesen in der Luft, der Matrose auf dem Wasser, oder jener schiffe mittelst der Luft, und mittelst des Wassers dieser! als ob Grund und Boden und Bedingung einer Kunst einerlei sei mit ihren Mitteln! Auch bei Befehdung dieser Sätze aber leitet Herder'n blos ein peinliches Gefühl bei den Folgerungen, die sich daraus ergeben. Wir haben es schon früher angeführt, daß es ihm graute vor dem Schreckenswort: nur Handlungen solle die Poesie darstellen! Wo blieben seine Didaktiker und Lyriker! Die Poesie solle nicht malen! Wo blieb sein Ossian und seine Orientalen! Und wo, bei der bloßen Hinsicht auf den plastischen Homer, wo blieben die romantischen Italiener, Ariost und Tasso! — Auch anderswo, wo er über Fabel und Epigramm sich ausließ, läßt sich dieselbe Beobachtung machen, wie schwankend die kritischen Ansichten Herder's gegen Lessing sind, wie er sich ebenso in Poesie versteigt bei Untersuchungen, als er sich bei seinen Poesien wohl in Untersuchungen herabläßt. Und keine schärferen Denkübungen kann man sich machen,

als wenn man den labyrinthischen Irrgängen seiner immer durch Gefühle und Phantasien gestörten Urtheile prüfend, z. B. in den Anmerkungen über das griechische Epigramm[234]) nachgehen will; sowie man die Unterschiede der dialektischen lessingischen und der deklamatorischen herder'schen Schreib- und Denkart nirgends schroffer und interessanter finden wird, als in dem 23sten der Humanitätsbriefe, wo er Lessing's Freimaurergespräche abdruckt und fortsetzt. Wer diese Unterschiede noch auf kürzerem Wege kennen lernen will, der lese die Beleuchtung der lessingischen Sätze über die Erziehung des Menschengeschlechts, die Palingenesie. Dies ist eben die Schrift, von der Joh. v. Müller sagt, es bedürfe keines Erweises, daß Lessing die Lehre der Seelenwanderung, gegen die sich Herder richtet, nicht in dem Pfaffen- und Brachmanensinn anpreisen wollte, gegen den Herder hier ein Scheingefecht hält. Er hat für die kühnen, anregenden Sätze Lessing's gar keinen Sinn; wie es mit ihnen gemeint sei, scheint er kaum zu fühlen. Weil Niemand mehr an die Seelenwanderung glaubt, so zeigt Lessing einmal in dem so geglaubten Unsinne den Sinn; weil Alles an der Dreieinigkeit zweifelt, so zeigt er auch hierin Verstand und symbolische Weisheit. Herder macht aber aus allen diesen kecken Spielen und gymnastischen Uebungen bitteren Ernst und apodiktische Lehre. Er fühlte es selbst, daß sich Lessing über seine Behandlung beschweren werde. Unhöflicher, läßt er ihn sagen, ich erzählte dir ein Märchen, und du nennest es Unwahrheit? Nur Märchen, entschuldigt er sich. Aber Lessing würde vielleicht auch so gesagt haben: Ich gab dir tiefe Blicke in die Geschichte, und du setztest moralische Gemeinplätze dagegen; ich sprach zu dir als zu einem Eingeweihten in die menschlichen Dinge, berathend, du aber antwortest mir predigend, wie vor einem Kirchenpublikum. Und hätte Herder vollends eine geordnete, feste, scharfe Entgegnung, eine gediegene Gegenansicht aufgestellt, so hätte ihn Lessing vielleicht gar mit der Antwort überrascht: Du hast ganz Recht; ich meinte gerade das Gegentheil von dem, was ich sagte!

234) In den Werken im 10ten Theile der literarischen Abtheilung.

Lessing und Herder liegen sich einander so entschieden gegenüber, wie Schiller und Goethe: in großen Fragen waren sie einig, im allgemeinen Streben ungleich, und grundverschieden in Natur und Lebensweise, in Beruf und Schriftstellerei. Beschäftigt sich Herder mit Lessing, so hören wir einen vagen Scholiasten zu dem klarsten Schriftsteller, Exkurse der Empfindungen über die schärfsten Begriffe über die vierlöthigsten Sätze runde Bemerkungen, und wie Herder selbst einigemal sagt: Träume. Bei Lessing's Beweisführung würde mit Einem Satze Alles zusammenfallen, in Herder's Reden ist vieles Vortreffliche und Herrliche mit vielem Falschen und Schiefen gemischt; dort darf man nicht wählen, hier darf man nichts anders als wählen. Wo Lessing anregt und auffordert, verschließt Herder und stumpft ab: jener will nur Funken schlagen, dieser nur selbst leuchten; jener trifft überall den Nagel auf den Kopf, der dann wohl haftet, Herder aber braucht selbst hier und da den Ausdruck, wenn er am Ziele seiner Untersuchung angelangt ist: jetzt stehe die Zunge der Wage inne! Dabei aber ist dem Zuschauer immer schwankend zu Muthe, wie geschickt die Handhabung ist. Herder versteht diese vortrefflich: sie besteht in den Kunstgriffen der Ueberredung, auf die die Theologen vor allen Menschen angewiesen sind. Dem mathematischen Lessing gegenüber wirkt er mit musikalischen Eindrücken; den knappen Heischesätzen entgegen mit umstellender Rede. Aus allen seinen Schriften blickt der glänzende Redner, der gewohnt ist, an Stellen zu predigen, wo kein Widerspruch erlaubt ist, und so schildert W. von Humboldt auch die einzige Redegabe des Mannes im persönlichen Umgang als eine unnahbare. So vielen Verhalt Lessing auf eine Strecke zu den Verfechtern des gesunden Menschenverstandes hatte, so vielen hatte Herder mit den Genialitäten; Beide hielten bei näherem Zusehen inne, wie es zum Aeußersten kam. Von den Genialitäten zog sich Lessing schweigend zurück, achtungsvoll vor dem Zeichen der Zeit; aber Herder lehnte sich gegen die kantische Philosophie feindlich auf, die kein geringeres Zeichen der Zeit war. So viel Lessing Verhalt und Liebe zu den bildenden Künsten hatte, so viel hatte Herder zur Musik. Beide

waren nicht Dichter, aber aus ganz verschiedenen Gründen: den Einen hemmte das Ueberwiegende des Verstandes, den Anderen das der Empfindung; die Wissenschaft und Kritik jenen, diesen die Theologie und Redekunst; die zurückgebliebene Zeit jenen, und diesen die sich selbst überfliegende. Doch stellte jenen die sichere Einsicht besser, als diesen das sicherste und feinste Gefühl: Herder's eigene Poesien sind sämmtlich vergessen, aber Lessing's dauerten aus; Herder selbst bewunderte gegen die Stimme der ganzen Welt den Dichter Lessing mehr als den Kritiker und hielt der gleißenden Theaterliteratur Nathan und Emilie als die Muster- und Meisterstücke entgegen. Im Genusse der Dichtungswerke aller Zeiten und Völker aber, in der Empfänglichkeit für den Ausdruck jedes Schönen und Edlen, im offenen Sinne für alle fremde Natur war Herder über alle Zeitgenossen weg, und hat in dieser Hinsicht an einen Fels geschlagen, aus dem uns der Strom der Poesie aller Zeiten zugeflossen ist. Hier steht er unter den Eltern der Romantik obenan, und etwa wie sich Schlegel zu Goethe, den plastischen Dichter, verhalten, so Er sich gegen Lessing, den Lobredner der plastischen Kunst. Nicht wenig auf sich selbst anwendbar schildert er diesen Charakter des Romantischen, Genialen und Neuen gegen das Alte: Es scheine, als ob wir jenen sanften Umriß des menschlichen Daseins ganz aus den Augen verloren hätten, indem wir, statt dieser Schranken, so gern das Unendliche in den Sinn faßten; unsere Philosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kenne keine Schranken, und so sänken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt hätten, im Alter wie Asche zusammen, ohne Feuer des Geistes und Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten. Diese Gefahr, uns selbst zu verlieren, ist leider hereingebrochen durch die Vertheilung unserer Natur und unseres Antheils über alle Dinge der Welt, was Herder nicht wenig unterstützte. Sein Weltbürgerthum liegt auf einer Linie mit seiner Empfänglichkeit für aller Welt Werke und Menschen. Lessing hatte, ermüdet von seinen schweren

Anstrengungen für die Nationalbühne, verlassen von der Nation, jenes Wort gegen unsere Nationalität fallen lassen, der vaterländischste Mann sich für das Weltbürgerthum erklärt; dies griff Herder auf und machte mit vielen Anderen System aus dem Kosmopolitismus, obwohl er zu Zeiten die Ideale einer Provinzialwirksamkeit mit glühendem Eifer ergriff. Mit diesem Streben ins Weite hängt auch das Fragmentarische und Dilettantische in Herder zusammen, das bei Lessing ganz anders liegt. Bei diesem drängt es gegen den Anfang, wo er, unsicher in seinem eigenen Berufe und in dem der Nation, tastend die Zeit versuchte, was ihr wohl passend wäre; gegen das Ende faßte sich seine Thätigkeit mehr zusammen; er fing mit Bruchstücken an und hörte mit Werken auf. Ganz umgekehrt bei Herder: bei ihm drängt sich dies Fragmentenwesen ans Ende hin; seine zerstreuten Briefe und Blätter häufen sich in den spätesten Jahren am meisten. Er, wie Lessing, ganz auf das Zeitgemäße gerichtet, hat unendlich viele Anregung gebracht, hat im Ganzen mit richtigem Takte das, was noth that, getroffen, aber im Besondern oft wieder die Wirkung aufgehoben. Lessing erledigte, wo er ernsthaft zugriff, Herder hat auch in seinen vollendetsten Werken nur Keime gelegt; jedes Fragmentchen ist bei jenem ein Ganzes, bei diesem sein größtes abgeschlossenes Werk nur Fragment; und dabei war Herder viel ernster und gewissenhafter, Lessing aber leicht und sorglos. Lessing's Universalismus hatte die Quelle, daß es ihm gleichgültig war, mit welchem Gegenstande der Erkenntniß er sich beschäftigte, weil es ihm immer nur um Wahrheit zu thun war, die in jedem Gebiete zu finden ist. Herder'n aber war Alles wichtig, und Alles suchte er zu umfassen, und er griff Lessing darüber an, daß er einmal sagte, er habe am Markte müßig gestanden und gewartet, wer ihn dinge. Wie viel mehr, meinte er, hätte dieser rüstige Geist leisten und vollenden können, wenn er einer unter ihm werdenden Gesellschaft vorgestanden hätte! Man sieht, daß Herder zu Klopstock und seinen reinhaltenden Gesellschaften zurückkehrte, sowie er auch späterhin Akademien und dergleichen lobpries. Aber Schiller und Goethe blieben bei

Lessing, der dem Volke freie Erziehung vorbehielt, und die aristokratische Ruthe nicht für nöthig achtete, der alle Ueberanstrengung und Alles mied, was der Natur Zwang anthat, wohin Tagebücher und Gesellschaften im öffentlichen und Privatleben gleichmäßig gehören. Lessing ist, wie Luther, mit seiner Zeit etwas geworden, Herder wollte aus der seinen etwas machen; wie er selbst eine individuellere Charakterform trug, so erkennen sich seine Anhänger unter Theologen und Orientalen (Jos. v. Hammer) noch heute in ihm, sein Anhang ward eine Schule in einem Sinne, in der Lessing keine gehabt hat. Vor Lessing bestand nichts, was sich nicht bei Verstand und Vernunft rechtfertigen konnte, Herder aber gab auf Weissagungen der inneren Seele und prophetische Stimmen. Er lauschte nicht allein auf den sokratischen Dämon mehr, als auf die kalte Berathung der Vernunft, auf Ahnungen des Gemüths, auf Träume und Erscheinungen, er ließ sich auch die Bibel aufschlagen in Stimmungen des Kummers, der Sehnsucht und Wünsche. Des prophetischen Geistes voll, setzte er sich gegen Lessing, der vor dem Forschen in der Zukunft warnte, er sprach von einer Wissenschaft der Zukunft[235]: „nicht allein die Raben sollten schreien über die Begebenheiten in der Natur, auch der weissagende Schwan Apolls sollte seine Stimme heben und ein Lied singen von dem, was sein wird, weil das Jetzige so ist und das Vorige so war. Entweder müsse unser Studium der Geschichte und Philosophie nichts sein, oder es gebe eine Wissenschaft der näheren und ferneren Zukunft." Aber vorsichtiger hat Goethe vor dem Pochen auf unser Wissen gewarnt: „W e r das Vergangene w ü ß t e, d e r wüßte das Zukünftige." Mit seiner Gabe zu errathen und zu ahnen war Herder mehr als Einer geeignet, Wege zu brechen, um große Aussichten zu öffnen, wenn auch nicht wie Lessing des Wegs geduldig zu führen: das Ziel der Wahrheit hieß ihm immer e i n P u n k t, oft fand er ihn deutend mit glücklichem Auge aus; er suchte sich der gefundenen und geahnten Wahrheit mit Bildern und Symbolen zu nähern; sie zu rechtfertigen und faktisch zu belegen, war er weniger geduldig. Denn er war für

235) In den zerstreuten Blättern: Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft.

alles Mechanische ohne Beharrlichkeit, für alles Besondere so langsam, als begeistert für das Allgemeine: er liebte Religion, aber nicht Theologie, Musik, aber nicht das Spielen, Poesie, aber nicht klare Rechenschaft darüber, Philosophie, nicht Speculation, Universalität, nicht Gelehrsamkeit, Geschichte, ohne Sinn für Thatsachen. So kann man selbst von seinem Verhältniß zu Lessing sagen: er liebte diesen Mann wahrhaft, als er ihn in seiner Charakteristik im Ganzen überschlug; im Einzelnen hörte er nie auf an ihm zu kritteln. Er betete nicht wie Goethe den heiligen Geist der fünf Sinne allein an, er stand nicht zufrieden und glücklich wie Lessing in der Gegenwart, wie sie war; er sehnte sich — was seinem Jean Paul sehr interessant schien — Geister zu sehen und im Mittelalter geboren zu sein. Wäre er dort geboren gewesen, so hätte er sich wieder nach seinem Jahrhundert der Humanität gesehnt. Denn er kam nicht zu einem reinen Abschlusse zwischen der Natur, die er in seiner Jugend, und der Cultur, die er im Alter in Aussicht nahm; Beides in der Art zu versöhnen, wie es Lessing gelang, schien ihm nicht so leicht zu werden. Daher sehen wir ihn immer in einer so eigenthümlichen Mitte zwischen diesem und Hamann stehen; wir sehen ihn in jenem Schwanken, das allen sogenannten Gefühlsmenschen natürlich ist; wir gewahren in seinen Schriften aus verschiedener Zeit erstaunliche Widersprüche, zwischen denen man sich entscheiden muß, so daß man, bei aller Liebe und Achtung für ihn, oft nicht sein Anhänger sein kann, ohne zugleich mit ihm selbst sein Gegner zu werden.

Wenn wir diese Gegensätze neben einander stellen, so werden wir sogleich gewahren, wie sich hier wieder die Elemente einer alten und neuen Zeit streiten, wie man eine errungene Cultur erhalten wollte, ohne die verjüngenden Naturregungen in der Nation zu verscherzen. Herder stellt in sich dasselbe Schauspiel streitender Elemente vor, wie die damalige schöne Literatur seines Vaterlandes im Großen, wie es Preußen in politischer Hinsicht damals darstellt: ein junger Staat in alten Formen, Verwesung, wie Mirabeau fand, vor der Reife, ein Metamachiavell, wie Hamann sagte, auf dem Thron, der gegen

den Macchiavelli schrieb, und Freigeist und Despot zugleich war. Herder überkam völlig die Mission seines Hamann, die dieser selber nicht erfüllen konnte, er ging als ein Bote der Erlösung von alten Satzungen, Schulmeinungen und Kleingeistereien in alle Welt und lehrte alle Völker. Hamann hatte das Reich der Literatur den Kindern verheißen, und so predigte Herder. Mehr noch als Homer und Ossian war die Bibel die Freude seiner Jugend und das Buch seines Lebens. Seine Freude daran nannte er selbst kindlich und angeboren; nur ihr zu Liebe ward er Theolog, und wie er in seinen Kinderjahren Hiob und den Prediger, Jesaias und die Evangelien las, hat er kein Buch sonst in der Welt gelesen. Sein ganzes Leben, schrieb er, entwickelte ihm nur, was ihm seine Kindheit sagte. Er klagte sich selbst an, daß er in seiner Natur leidenschaftlich war, wie ein Kind; er ließ sich gehen, er fiel in schwere Strafe, er kehrte in sich und ging liebenswürdiger hervor. Der Mensch in seiner Kindheit, sagte er, ist ganz Sinn und Gefühl. Und so blieb er immer. Er faßte mit dem reinen Glauben der jugendlichen Phantasie, unbeschadet der Aufklärung, die Religion, die Sage, die Dichtung der Kindheit des Menschengeschlechts auf, und kam niemals aus dieser Hingebung heraus. Er drehte der grauen Zeit der Ueberbildung den Rücken, grub sich in die Natur, in die Jugend der Welt ein, suchte sie zu bemeistern und zu schildern mit sinnlichen Bildern und lebhaften Gefühlen, und alle seine Neigungen schwebten um die Wiege der Menschheit oder der Völker. In Shakespeare forschte er heraus, was der Naturpoesie des Volkes gehörte, gleichgültiger gegen das, was den Menschenkenner als Shakespeare's Eigenthum lockt; in seinen Ideen zu der Philosophie der Geschichte rang er sich von den Anfängen der Menschheit nicht los. Ganz wie Hamann den ungetheilten Menschen des Instinkts suchte, so bewunderte er die Periode der Völker, wo noch die Vernunft am wenigsten in die vielseitige gelehrte Form gegossen ist, wo noch Sinnlichkeit und roher Scharfsinn, Schlauheit und muthige Wirksamkeit, Leidenschaft und Erfindungsgeist, wo die ganze Seele ungetrennt und am lebhaftesten wirkt, weil sie, noch auf keine lang=

weilige Regel gebracht, immer in einem Kreise von Bedürfnissen, Erfordernissen ganz lebt, und sich immer neu und ganz fühlt. Er fand es unbegreiflich, daß sich sein Jahrhundert so sehr in die Schatten und dunklen Werkstätten des Kunstmäßigen verloren hatte, um das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur in andern Jahrhunderten nicht erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten, fand er, machten wir Schulübungen im Staube unserer Lehrkerker, aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst seien Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrasen lernten und Regeln klaubten. Er suchte daher, was uns hier am meisten angeht, eben wie Hamann, nach einer Naturpoesie, die des lebendigen Hauches voll sei, und so wenig er in der Sprache die späten und stumpfen Gesetze der Grammatiker verehren wollte, so wenig Ramler's Verbesserungen und die Grillen der Aesthetik. Er legte das Gemüth als Maßstab an die Gedichte, nicht die Regeln des Kopfes, und hier genügte ihm oft der rohe Gesang der Wilden mehr, als die zierliche Idylle Geßner's. In den Fragmenten untersucht er daher die Natur einer jungen Sprache, und findet darin am besten die Elemente poetischen Vortrags. Er setzt sich gegen den modernen Lieblingsgedanken, daß eine Sprache, so lange sie nur Eigenthum des sinnlichen Volkes ist, eingeschlossen und unvollkommen sei, daß erst Wissenschaft und Philosophie sie vollkommen mache. Zur Philosophie vollkommen, gibt er zu, aber die Poesie athme in einem anderen Elemente. Er stellte über allen Zweifel weg, wie Hamann, daß die Poesie vor der Prosa sei, und die ersten Dichter die besten. Er wußte, daß Alles in der Welt seine Stunde hat, und die Poesie die ihrige in der Jugend. Zur Zeit der schönen Prosa wachse in den Dichtungen nichts als die Kunst, später gäbe es nur versificirte Philosophie oder mittelmäßige Poesie. Die Sprache einer Zeit, wo die Stände noch nicht geschieden, wo es, wie in der Gesellschaft, noch keinen Adel, Mittelstand und Pöbel unter den Worten gegeben, wo die Prosa noch nicht ausgesiebt war, diese war die reichste zur Poesie. Gegen die alte wilde Sprache sei die unsere mehr für die Ueberlegung als für Sinne und

Einbildungskraft. Diese Sätze befremdeten in der ersten Ausgabe das ganze damalige Geschlecht, die Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie, die nachher allgemein ward, die Schiller aufnahm, Herder aber später gerne wieder verwischt hätte, begann hier; die Trennung ächter und jugendlicher Dichtung griff ein, und Herder ließ langehin nicht nach, der blinden Nation den Staar zu stechen, wie schmerzlich ihr die Operation auch sein mochte. Der Natursinn, der Geschmack für die kindliche Poesie der Urzeiten, den Herder aus Bibel, Homer und Ossian sich angeeignet und in seinen erwähnten Jugendschriften schon kund gegeben hatte, stieg bei ihm zu einer neuen Lebendigkeit, als er Riga verließ und auf der Seereise den Ossian las. Ein Tagebuch, das er über diese Reise schrieb, ein merkwürdiges Aktenstück zu Herder's innerer Geschichte, spricht die gesteigerte Empfänglichkeit mit einer heftigen Glut aus. Aus den Geschäften und Possen der bürgerlichen Welt entnommen, vom Stuhle des Gelehrten weg auf dem Elemente jener Helden, verstand er den Ossian ganz anders, und er verlor nicht das „Gefühl jener Nacht, da er auf scheiterndem Schiff, mit Meer bespült und mit Mitternachtwind überschauert, den Fingal las". In dieser Schrift sind in ganzer Unmittelbarkeit alle seine jugendlichen Organe in Thätigkeit, die damals gleichsam in ihm erwachten, als er auf den Natursinn der Seeleute achtete, die auf die große Natur allein beschränkt sind, in der Natur scharf beobachten, und dann auch einen Schritt über die Natur hinaus ins Geisterhafte und Wunderbare thun. Hagel, Blitz, Mond und Sterne machten hier ganz andere Wirkung auf ihn, als auf dem Lande; hier sehnt er sich Orpheus und Homer zur See zu lesen, hier sprach ihm „das Frappante der ersten Dämmerungsgeschichte und Poesie" noch weit anders zu als sonst. Die Eindrücke dieser Reise wurden dem Publikum bald kund, in Bezug auf Poesie zunächst in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst (1773), die er mit Goethe herausgab, und die gewöhnlich als das Zeichen zu der neuen Kunstkritik angesehen werden, wie Goethe's Erstlingswerke als das der neuen Naturdichtung. Hier schrieb Herder über Ossian

und Shakespeare; er verglich Ossian's Lieder mit den Gesängen der nordamerikanischen Wilden, deren lebendigen Eindruck die Reisenden schilderten, er sprach seine Freude an diesem wilden Gesange unverholen und in einer Sprache voll neuer sinnlicher Glut aus, und diese Begeisterung wird damals nicht dem Correspondenten allein, den Herder fingirt, so aufgefallen sein, wie Voltaire'n, daß Rousseau das Gehen auf Vieren so wohl gefiel. Denn dies war damals unser Rückgang auf den Urzustand, daß wir nicht den Staat und die Gesellschaft auf die erste Ursprünglichkeit zurückführen wollten, sondern die Poesie, das Reich der Einbildung. Herder hält hier das Todte aller unserer Poesiestücke gegen dieses dramatische Leben, diese Scenen, Bilder und Gestalten. Den rohen, einfältigen Geist, die große Manier, die Tiefe des Eindrucks, den jedes so starkgesagte Wort macht, den freien Wurf, mit dem der Eindruck gemacht wird, das Alles hebt er hervor, nicht als Muster, sondern als Natur. Er rühmt jene Sinnlichkeit dieser Gesänge ohne Begriffsworte und symbolischen Letternverstand, ohne Künstelei und Ueberlegung, diese Schwächungen des Geistes; er wagt es zu sagen, unsere Pedanten, die Alles zusammenplapperten um methodisch zu stammeln, unsere Schulmeister und Küster wären nichts gegen diese Wilden! Kinder, Frauen, Männer von einfachem Naturverstande, die seien die besten Redner unserer Zeit. Er rückt die Stegreifdichtungen der alten Zeit und Natur weit vor unsere Kunstgedichte über Gegenstände, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger einbilden läßt, in denen man Leidenschaft nachahmt und erkünstelt, die man nicht hat. Die Dichtkunst, die die stürmischste, sicherste Tochter der Seele sein sollte, sei die lahmste und wankendste geworden; die Gedichte corrigirte Schulexercitien. Wir dichten nicht in der lebendigen Welt, wir erkünsteln uns Aufgabe und Stil, und daher fehlt uns der runde Contour, den uns der erste Hinwurf verleiht. Nur Klopstock ist von dieser Kriegserklärung ausgenommen; von allen unseren übrigen feilenden Dichtern wendet er sich weg zu den lebhaften Sprüngen und der sinnlichen Verständlichkeit des Volksliedes. Er schämt sich seines Handwerks

nicht, Lieder zu sammeln; er empfiehlt die Elisionen, die Knittelverse, die Idiotismen, ohne Furcht vor den skandirenden Kunstrichtern; er stellt sich keck gegen alles Dogmatische, Lehrhafte, Abgezogene in der lyrischen Poesie und ruft nach Natur und Einfalt. Gleim hat er als den einzigen zu nennen, der den Volkston angestimmt; aber nicht lange, so folgten Goethe und Bürger seinem Rufe in verschiedener Weise, und der Sinn für das Volkslied griff weit um sich, so daß sich Nicolai mit seinem kleinen feinen Almanach (1777) gegen diese Manie wie gegen alles stellte, was aus dieser neuen Schule kam. Allein man achtete ihn nicht, man verstand wohl gar seine satirisch gemeinte Sammlung ernsthaft, obwohl Herder „vor dieser Schüssel voll Schlamm warnte, die uns die Lust am Besseren verderben sollte, als ob sie das Gold wäre, das wir besäßen"; Lessing selbst begriff Nicolai's Eifer nicht und nahm sich dieser Naturkinder an. In dem Aufsatze über Shakespeare stellte sich Herder neben Lessing gegen die Franzosen. Er belacht Corneille's Helden, die außer dem Theater Narren sein würden, und Racine's geschminkte Empfindungen; Voltaire's Vers sei Zuschnitt, Inhalt, Bilderwirthschaft, Glanz, Witz, Philosophie, ein schöner Vers, aber kein Vers für Handlung, Sprache, Sitte, Leidenschaft; ewige Schulchrie, Lüge und Gallimathias. Der Charakter und Vortrag: schön gekleidete Herren und Damen, schöne Reden und nützliche Philosophie, Schauspieler, die auf Deklamation, Stelzengang der Sentenzen und Außenwerke der Empfindung Wohlgefallen anwenden. Dann bereitet der rhapsodische Ausleger Shakespeare seine Stelle, und einige Stücke werden in der fliegenden, hastigen Manier des Enthusiasmus durchgestürmt mehr, als in Lessing's Art analysirt.

Herder blieb in den 70er Jahren und noch weiter hin aufs lebhafteste mit der Volkspoesie beschäftigt und gab dieser ersten Erschütterung noch lange den nöthigen Nachdruck. Um 1772 war er tief vergraben in Zoroaster und den Schuking, in Percy's reliques, diese Sammlung von englischen Volksliedern, die außerordentlich anregend in Deutschland ward; er las Jones über orientalische Poesie, und

was alles in diese Gattung einschlug. Schon 1774 wollte er seine Stimmen der Völker geben, es verschob sich aber. Im deutschen Museum schrieb er 1777 über die Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst; er sprach von Percy, er schmähte die Deutschen, die den verlornen Bardengesängen nachjagten, aber die gefundenen Minnelieder liegen ließen. Auch hier gab es Seitenhiebe auf die „liebe Moral", denn damals folgte Herder ganz dem neuen Begehren nach dem rein Schönen, er war auch hier den radicalen Genies gleich, und hätte schwerlich die Clausel Lessing's gelten lassen, der zwar nicht die ästhetische Schönheit von der moralischen abhängig machte, aber doch es nicht unbillig fand, wenn einer jenes Schöne ohne dieses Gute verachtete. So hatte er in den Fragmenten mit Klopstock ausdrücklich gestritten, weil dieser für den letzten Zweck der Poesie die moralische Schönheit hielt, und nicht die Bewegung unserer sinnlichen Kräfte, weil er das Kennzeichen der Güte zu dem der Schönheit machte. Und so hatte er sich auch gegen Klotz in den literarischen Wäldern verwahrt, daß der Kunstrichter nicht überall auf die Ehrbarkeit des Dichters aussehen und zuerst den Zuchtrichter machen solle. In einem Aufsatze über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten (1778) wiederholte er seine oft gesagte Ansicht, daß die Poesie ihren lebendigsten Ausdruck in der Jugendzeit der Völker erhalte. In eben diesem Jahre fing er nun an, diese bisher blos kritisch ausgesprochenen Sätze mit Mustern zu belegen. Salomon's Lieder der Liebe nebst 44 alten Minneliedern erschienen gleichzeitig mit den Stimmen der Völker (1778). Dort eiferte er gegen die, die an jenen jüdischen Gesängen blos Hebräisch lernen wollten, und für den weltlichen Inhalt gegen jene, die aus der Bibel blos eine Spreutenne kahler Moralen und trockener Akroame machten. Was die Auslegung der poetischen Schönheiten betrifft, so ist es keine Frage, daß die Wärme der Erfassung orientalischer und aller Naturpoesie nirgends in dem Grade gefunden wird, wie bei Herder. Die Stimmen der Völker hatten den Zweck, das rohe Geschrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen,

was er unter und an den Volksliedern preise. Und da es ihm arm schien, ein deutscher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn versuchte), so zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu lassen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Belesenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie sie damals in Deutschland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luther's zurück bis zu Harmodius und Aristogiton, aus Esthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraschenden Treue und Einfalt auf, und schickt sich mit der feinsten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die spanische Grandezza, die Düsterheit des Ossian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grausame Gewalt des nordischen Kriegers, das sanfte Gemüth des Deutschen, das Schaurige schottischer Balladen, der kühne Gang der historischen Volksromanzen in Deutschland, Laune und Schreck, Ernst und Tändelei, Alles bewegt sich nebeneinander, ohne Geziertheit und ohne Zwang, als ob die divergirendsten Strahlen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in dem weiten Busen des Deutschen koncentrirten. Wodurch erreichte Herder diese überraschende Wahrheit und Wandlungsgabe in diesen Liedern, die er in seinem sonstigen Vortrage so wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Empfängniß als Erzeugung ankam; nicht allein daher, daß Herder, vielseitig in sich an dem Allerverschiedensten, an griechischer Lebensfrische und indischer Beschaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens Theil hatte; sondern auch ganz besonders daher, daß er das Wesen des lyrischen Liedes nicht im Worte, sondern im Tone suchte, nicht im Gedichte, sondern in Musik und Melodie. Das Wesen des Liedes, sagt er, ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, ohne Ton und poetische Modulation ist es trotz Bild und Farbe kein Lied. Ist in einem Liede lyrische Weise, so ist selbst sein geringer Inhalt der Dauer

nicht entgegen, man schiebt einen andern unter, man stößt die schlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden soll, so suche er auch beim Uebersetzen des Textes den Gesangton vor Allem zu treffen, um ängstliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die gescheiterten Uebersetzungen so vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwischen zwei Sprech- und Singarten, des Verfassers und Uebersetzers, war ihm unausstehlich, sein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu sagen noch zu schweigen wußte. Herder leistete hier für das Volkslied, was Klopstock für die Ode geleistet hatte; wie sich dieser zu den Compositionen seines Bach verhielt, so Herder zu Gluck, der damals auf den einfachen und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenschaft zurückwies. Noch im Zuge derselben Thätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herder's Buch vom Geiste der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wetteifer am Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Theile der Bibel. Dies Buch stellte sich gegen Michaelis' Uebersetzungen und das Aehnliche so, wie Herder's historische Neuerungen gegen die Schlözer und seine poetischen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verständniß orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dies Werk so einzig anregend und bahnbrechend, wie Winckelmann's Schriften für das Kunststudinm, wie für die Poesie überhaupt Herder's Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herder'n so nahe lag, fand er sich noch heimlicher als bei Homer und Ossian: gegen diese kindliche Einfalt im Hiob, in den Psalmen u. s. w. war ihm wie Klopstock die künstliche Poesie der Griechen lauter Schmuck, und bei der celtischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter

einem bewölkten Abendhimmel wandle. Diese theuere Poesie entriß er mit diesem Werke den pedantischen Grammatikern und gab sie der Jugend anheim, die sie empfand; und es ist, als ob diese prophetische Dichtung ein Ableiter gegen seine eigenen Ekstasen sei: er wird vor diesem Dunkel klar und fesselt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieses Werk eines der erfolgreichsten, die Herder schrieb, und seine ganze Natur und Richtung erklärt es, daß es sein Lieblingsgeschäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeschäft erhoben hätte.

Herder machte mit diesen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetischen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden, so doch die ersten Versuche, die man klassisch und musterhaft nennen durfte, und die erstaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantischen Schule über, von der diese bei weitem am wohlthätigsten und verdienstlichsten gewirkt hat. Mehrere hierin einschlägige spätere Arbeiten geben uns diesen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutschen Merkur und in den zerstreuten Blättern eine Reihe von morgenländischen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüten morgenländischer Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beispielen höhere, edlere Tugenden des Menschen zu lehren, als die Fabel that, von dieser in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die diese feinere Aufgabe mit ähnlicher Einfachheit lösen, wie er mit seinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechischen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Uebersetzung des edlen Forster (1791) einführte, wie er in der Terpsichore (1795) den Balde übertrug, wie er endlich (1801) den Cid besang, dies Alles liegt auf diesem Wege. Und dieses letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Besitz geworden ist[236]), erklärt sich schon ganz aus

---

236) Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Goethe.

den romantischen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unserer vorliebenden Neigungen von der nordischen Poesie zur südlichen, der in Herder sehr deutlich nachzuweisen ist. Zu allen diesen Uebertragungen drängte Herder'n seine innerste Natur, die der Poesie überall bedurfte und nicht selbst poetisch war, die ihre Genüsse suchte, aber nicht selbständig erschuf. Diesem Triebe gab er Grundsätze hinzu. Er meinte, wir müßten das Fremde erst schätzen lernen, um uns selbst die richtige Stelle anzuweisen; um das Fremde zu schätzen, müßten wir es richtig fassen und verstehen. Las er daher einen Dichter, so suchte er jedesmal ihn und seine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit seinem Volke und seiner Umgebung und mit verwandten Erscheinungen, und kam zum Verständniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literarhistorischen Verhältnisse. Er meinte die Geschichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauschen, der sich in ihren Poesien am reinsten und frischesten ausspricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unserer deutschen Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen, und bei jedem seine eigenthümliche Weise zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärtesten Nation brechen durften". Wirklich ist dies Herder's großartigste Seite, wie er den Geist der Zeiten und Völker ergreift, das Verschiedenartigste versteht und genießt und wiedergibt: in unserem Volke, das diese Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade besitzt, hat sie Keiner so ausgezeichnet besessen wie Er. Bedenkt man, was diese Eigenschaft in sich begreift, so weist nur sie allein Herdern eine hervorragende Stelle in unserer Kulturgeschichte an, so vielfache Nachtheile sich auch an sie anschließen. Es ist wahr, das Umsichgreifen dieser Genußsucht, diese Selbstverleugnung, diese Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbstgefühl, an Volkssinn, an originaler Schöpfungskraft, mit jener Unersättlichkeit an allem Fremden zusammen, die ein

uralter Charakterzug unserer Nation ist. Die romantische Schule hat damit der Pflanze unserer Dichtung das Herz abgebrochen und sie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf diesem Wege haben wir unserer Nachahmungssucht den Zügel schießen lassen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen, nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein einmal wird es zu allen Zeiten eine Streitfrage bleiben, ob nicht diese Hingebung an alles Menschliche in sich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeschlossenheit, jene Lockerung des Kosmopolitismus eine schönere Geltung, als alle volksmäßige Festigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unserer Nation, sondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwischt ward; und nur das ist ein Merkmal unseres Charakters, daß die Blüte unserer Literatur beidemal in diesen Zeiten sich aufschloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel stand. Wer möchte in der englischen und französischen, selbst in der italienischen Literatur der neuesten Zeit die altnationalen Eigenthümlichkeiten wieder suchen? Die Eröffnung der Kultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreise bedingte diese Eigenheit der heutigen Literatur, daß sie nicht in dem Grade selbständig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten anderen möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer konnte es verleugnen? Vor diesen gehäuften Schätzen schwand das Selbstvertrauen und die Schöpfungslust der Menschen, dies läßt sich bei unseren Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, so das ganze Mittelalter den Römern nach, so die Deutschen der ganzen Welt. Mußte also Nachahmung der Charakter unserer Literatur werden, das hat Herder selbst gesagt, so sei es Ehre, wenn wir uns nur besonnen das Beste zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus bester Ueberzeugung geben, daß wir dies so lange thaten, bis das Beste erschöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche über-

gleiten mußte. Unsere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dies, die nicht wie die französische gebunden ist, Alles in ihrer eigenen Weise zu sagen. Und bei alle dem ist es ihm doch nicht schwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweisen, der durch alle unsere Dichtungen durchgeht, wie abhängig sie sind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verstand- und lehrreicher Genius, Sitte, Bescheidenheit, bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dies eben sind diese allgemeinen menschlichen Eigenschaften, die uns wieder in jene weite Beziehung mit aller Welt setzten. Gewiß ist, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das eine erinnern, daß eigentliches Verständniß der Geschichte ohne diese Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich ist. Wir haben vor Herder nur Nationalgeschichten gehabt; was Engländer und Franzosen in der Geschichte anderer Völker geleistet haben, ist kaum der Rede werth. Vielleicht ist es nicht anmaßend, zu sagen, daß noch heute eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich ist, und auch bei uns erst möglich ist, seit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Uebersetzungen fremder Werke die „Physiognomie der Komposition und die Seele des Originals" erscheinen zu lassen, und uns in jeder Art mit allem Fremden vertraut zu machen. Diese Gabe ist ganz von seinem entschiedenen Kosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte, auf die wir anderswo noch zurückkommen.

Der Cid liegt ganz auf der Grenze, wo sich Herder's Uebersetzungskunst mit seiner eigenen Dichtergabe ohne Nachtheil berühren konnte. Diese Romanzen gehören in das Gebiet der Naturgesänge, wo er zu Hause war, und in den Süden, dessen Poesie er in späteren Jahren so bevorzugte; sie haben eine historische Haltung von wenig Schwung, selbst von einer trockenen Färbung, der nur so durch die spanische Würde aufgeholfen wird, wie vielen deutschen Dichtungen durch Gemüth und Melancholie. Es kam hier mehr auf Situationen an, als auf epische Darstellung in großem Zusammenhange, mehr

auf Andeutungen in der Erzählung, auf Winke in der Charakteristik, und dies lag ganz in Herder's Sphäre und lockte seine springende, der Phantasie Raum lassende Art des Vortrags. Dazu kam jene moralische Etikette, jene einfältige Großheit, die Gelegenheit zur Lehre u. A., was Alles einlud, hier von dem Seinigen dazuzugeben, die scharfen Kanten der oft dürren spanischen Romanze mit deutschem Gemüth abzuschleifen und der Empfindung mehr Bahn zu machen[237]. Weiter hätte sich Herder auch nicht wagen dürfen; selbst Dichter war er nicht. Auch hat er im Grunde nur weniges Dichterische selbst bekannt gemacht und schien es zu fühlen, daß dies nicht seine Stärke war, wiewohl er zu Zeiten doch in seinen Oden mit Klopstock siegreich zu wetteifern meinte, und die Mischung von Philosophie und Empfindung in seinen Gedichten für etwas mehr hielt, als den bloßen „Dämmerungton der Empfindung", den Klopstock in der Seele zurücklasse. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er in der Prosa Poet, in der Poesie prosaisch war, und er selbst hat in den zerstreuten Blättern geäußert, daß sich nach seiner Meinung die Prosa viel mehr Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe, als die Poesie, die ihrerseits Schmuck in hoher Einfalt und tief eingreifender Bildung der Gedanken suchen müsse. Diesem Satze entspricht mehr seine Prosa als seine Poesie. In dieser ist eine formelle Einfalt wohl insoweit, daß sie meist hart, ungelenk und schwerfällig erscheint; allein sie ward dadurch dunkel und unverständlich, und treibt sich in jener „Dämmerung" herum, in der sich Herder immer so glücklich fühlte. Sieht man sich in seinen Gedichten um, so findet man, daß keine feste Gattung ihm in der Ausführung gelingt, so wenig als ihm ihre ästhetischen Definitionen geglückt waren. Das Kirchenlied ist bei ihm bald minnesängerisch, bald dithyrambisch und psalmodisch, bald liederhaft, aber nie schlecht und recht, vielfach gesucht in Gedanken und

237) Dies Urtheil wird auch jetzt nicht umgestoßen, seit nachgewiesen ist, daß Herder nicht unmittelbar nach den spanischen Texten, sondern nach einer französischen Prosabearbeitung gearbeitet hat, vgl. R. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle. Leipzig 1867.

einzelnen Worten. Seine Fabeln[238]) in neuen Anwendungen erzählen nicht plan, sie springen in unfertigen Sätzen, winken blos, geben eine epigrammatische Moral, oft nur, was seine Lieblingsfigur ist, einen Ausruf, einen Gedankenstrich! Seine Gnomen sind gegen Goethe's lebensvolle Weisheit dämmerig, ohne psychologischen Werth, ohne nahes Verhältniß zu den Bedingungen, unter denen gerade das heutige Geschlecht in die Welt gesetzt ist. In den lyrischen Gedichten ist nicht Heiterkeit, nichts von den ewigen Gegenständen der Lyrik; die lydische Flöte verdammt er; seine Gesänge sind melancholisch gefärbt, oft aus einer trüben Ansicht der menschlichen Dinge. Dem Inhalte nach ist die Mehrzahl aller seiner poetischen Erzeugnisse lehrhaft und philosophisch, ja metaphysisch; der einkleidenden Form nach häufig allegorisch. Eine Reihe Legenden[239]) hat Herder erneut und, wie er sagt, dem lehrenden Idyll nahe zu bringen gesucht; allein er konnte diese andächtige Poesie, für die er mehr ästhetische Ehrfurcht hat, als wir theilen würden, nicht durch seine Feder gehen lassen, ohne sie mit seiner mislaunigen Stimmung anzustecken, und sie zu satirischen Ausfällen zu misbrauchen. Er erzählt sie wie Fabeln, mit didaktischen Prologen und Epilogen, in denen nicht selten kritische Seitenblicke und bittere Satiren die allenfalls mögliche Wirkung dieser einfachen Stoffe aufheben. Wie er also diese Legenden entstellt und ihrer reinen Gattung entnimmt, wie er das geistliche Lied verändert, die Fabel zum Epigramm spitzt, das Epigramm zur Gnome stumpft, die Gnome zum sibyllinischen Spruch verdunkelt, so brauchte er in den Paramythien (ein sehr bezeichnender Ausdruck!) griechische Mythen zu Parabeln und parabolischen Anwendungen, jene Dichtungen, die so ganz nur Ein Körper für Eine Seele sind. In seinen drama-

---

238) Eine Reihe bisher noch ungedruckter Fabeln von Herder sind mitgetheilt in den „Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck" von K. Wagner. p. 27. Der Geniedrang ist hier an die planste und schlichteste aller Dichtungsarten gerathen und die Wirkung ist wahrhaft komisch. In den Nutzanwendungen der Fabeln selbst ist einmal die Lehre niedergelegt, daß alle Wunderwerke im „Gotteswurfe" werden; hier sind sehr wunderliche Werke daraus geworden.

239) Tobien, Herder als Erneuerer der Legendendichtung. Lüdenscheid 1864.

tischen Dichtungen haben wir eine ähnliche Mischung von Oper und Schauspiel; wo sie nicht musikalische Texte sind, sollen sie ein Versuch sein, das griechische Drama auf deutschen Boden zu verpflanzen, und stehen so in einer Linie mit den ähnlichen Versuchen Schlegel's und Schiller's. Schade, daß man dem allen die bittere Opposition gegen die Gemeinheit der Bühne ansieht, auf der schon Kotzebue herrschte. Lessing's Versuche waren nicht minder aus Oppositionsgeist entstanden, allein sie verriethen das nicht, weil der Verfasser in ruhiger Ueberlegenheit schrieb; auch Er war nicht Dichter, allein er hatte einen Rückhalt in seiner Kenntniß des Menschen, und eine Rechtfertigung in seiner Bescheidenheit; Herder's Dramen aber (Admetus' Haus u. A.) sind dagegen von allem Gehalte entblößt, und dabei nicht ohne Anspruch. Persönlich dagegen gestand Herder Schiller'n in ehrender Bescheidenheit, daß er in diesem Fach des Geistes ganz fremd sei.

Der auffallende Gegensatz zwischen Herder's eigenen Poesien und seinen Uebertragungen, zwischen der Spannkraft jener Naturdichtung, die er empfahl, und für die er begeistert in der Nation strebte, und dem schweren, dumpfen Drucke dieser gekünstelten Gedichte, die er selbst verfertigte, erklärt sich nicht allein durch den Mangel an schöpferischer Kraft, der bei den meisten Dichtern der genialen Periode gefunden wird, sondern auch die veränderten Gesinnungen in Herder selbst. Die meisten seiner Dichtungen gehören der späteren, zweiten Periode seiner Ansichten und Stellungen an, die seinem früheren zum Theil scharf widersprachen. Herder war der Sohn einer Revolutionszeit, deren Schreckensperiode er nicht veranlassen wollte, aber wesentlich mit veranlaßt hat. Er, wie Goethe, erschraken im Verlaufe der neuen Bewegungen über die ungeahnten Wirkungen ihrer Jugendbegeisterung, und entsetzten sich, daß dieser Anfall in dem Nationalleben eine längere Dauer hatte, als in ihrem persönlichen. Sie schritten rascher vor und legten Zustände in sich ab, die um sie her noch lange hafteten; sie widersetzten sich hernach diesen um so heftiger, und daher erklärt man sich wohl die außerordentlichen Widersprüche, in denen Herder später als sein eigener Gegensatz erscheint. Wer

die Kalligone (1800) und seine polemischen Schriften gegen Kant durchläuft und mit dem Inhalte der Fragmente, der Wälder, der deutschen Art und Kunst vergleicht, der würde glauben, diese Feindseligkeiten seien gegen seine eigene Jugend gerichtet, und dies ist besonders in allen Punkten der Fall, die die Verhältnisse der Dichtung betreffen. Ja hier liegen selbst viel früher schon jene zweiseitigen Urtheile bereits nebeneinander, auf die wir oben schon vorbereiteten. In einem Aufsatze von 1778 über Erkennen und Empfinden spottet Er, der so ganz den Genialitäten jener angehörte und die Lenz und Aehnliche bewunderte, schon „jener übertriebenen Witzlinge ohne gesunden Verstand und Herzenstreue, jener fliegenden Sonnenrosse, die die Erde verbrennen, jener Spekulanten ohne Anschauung und Handlung, jener Leidenschaftshelden, die der Verrückung nahe sind, jener Schwätzer in Modeformeln", die alle für Genies galten. In Schulreden lachte er über die Genieseuche, über die Quäkersekte in den Wissenschaften, die den Geist über sich walten lasse und von der Salbe Lehre und Weisheit erwartete. In der Kalligone war sein Abscheu gegen die regellosen Genies so weit gediehen, daß er seit Lessing die Kritik des Schönen verschwunden erklärte; statt ihrer habe sich mit dem kritischen Idealismus die Akritik auf den Thron gesetzt. Die blinde Abgötterei mit einigen Kunstwerken schien ihm die Schlaffheit des begrifflosen Ungeschmacks so wenig zu verbergen, als der in Gang gekommenen Urtheilslosigkeit abhelfen zu können. Er verhöhnt jetzt, der früher selbst der klassischen und übertragenden Dichter spottete, die bewußtlose Schöpfung und Schöpferkraft: schwatzt, sagt er, so viel ihr wollt von der absoluten Bewußtlosigkeit des Genies, die mit dem Bewußtsein unerklärlich kämpfe — bedauernd geht der Verständige an diesem Taranteltanze vorüber! Er, den wir so ausdrücklich wider Klopstock über die Vermischung des Schönen und Guten Klage führen hörten, er empörte sich schon in den 80er Jahren, als die alleinseligmachende kantische Philosophie und der neue Kunstgeschmack die schönen Formen vom Sittlichen und Nützlichen trennte; seine Losung ward jetzt das Schöne, Gute und Wahre unzerstreut und

unzertrennlich. Die Guten aller Zeiten, lehrt die Kalligone, strebten durch den Reiz des Schönen das Sittliche zu fördern; wir aber wollen, was die Natur in uns zuerst verschmolzen hat, trennen, „und lobjauchzen auf dem gefundenen kahlen Fleck, auf dem das Schöne weder wahr noch gut sein müsse, als über eine höchste Entdeckung, als über das gefundene Reingöttliche, d. i. höchst Nutzlose, durchaus Formelle, mithin höchst Leere". Dies schien ihm jetzt Entweihung des Edelsten der Menschheit, der Künste, Talente, Gefühle und der Vernunft. Derselbe Mann, der früher so bitter gegen die Franzosen sprach, erscheint in der Adrastea als ihr Vertheidiger. Er redet dort der Akademie das Wort, er findet es heilsam, daß ein solches Parlement über die Reinheit der Sprache und ihre Fortbildung wache, da er doch früherhin diese Fortbildung ganz vorzüglich mit den kühnen Versuchen der Idiotisten bezwecken wollte. Er rühmte jetzt, ebenso wie Goethe später die Anständigkeit des Voltaire sehr wichtig thuend anpries, die Bestimmtheit dieser Sprache, als eine nothwendige Frucht ihrer verständigen Kultur, da doch vorher eben jene Eigenschaft der Freiheit seiner Einbildungskraft unerträglich schien, und die verständige Kultur gegen einfältige Natur gar nicht in Anschlag bei ihm kam. Er fand nun auch selbst die französischen Dramen empfehlungswerth, und verzieh ihnen ihren deklamatorischen Vers, ihren prosaischen Accent, ihre Kanzleisprache der Empfindung, weil sie treffliche Sittengemälde darstellten! Er wollte, daß man auch hier sich in den Geist dieser Nation versetzen müsse, daß man nicht von der Tulpe verlange, sie solle Rose sein, da er doch vielleicht früher auf diese Vorschrift in seiner raschen Art erwidert haben würde, man werde aber doch der Tulpe den Rücken wenden, und wenn sie der Rose das Licht versperren wolle, sie vor den hohlen Kopf schlagen dürfen! Der theologische Eifer steht dem freidenkenden Manne in keiner Weise gut, mit dem er sich jetzt gegen die Lehrfreiheit auf Schulen, für eine Ueberwachung der Lektüre, für Staatsverbote gegen alle Religionspolemik erklärte. Er wollte eine heimliche und unmerkliche Sichtung der Leihbibliotheken durch ein Verständniß mit honetten Buchhändlern

herbeiführen, gegen Einfuhr schlechter Schriften! An chinesischen Schriften habe sich noch Niemand geärgert, jedes schlechte Buch sei also chinesisch für uns! Ein so chinesisches Mittel kann er vorschlagen! ein so chimärisches Bündniß mit dem Kaufmann gegen seinen Beutel! Er, der früher die „tollste und schädlichst scheinende öffentliche Meinung" nicht unterdrückt haben wollte! So meinen wir einen Superintendenten des 17. Jahrhunderts zu hören, wenn er gelegentlich auch gegen die Theatermanie, die Theaterunterhaltung, die Privatbühnen loszieht. Er, der Shakespeare'n so gerne der Nation zuführen wollte! Früher hatte er die Poesie der Natur, der Kindheit, der Einfalt und Rohheit gepriesen, und hatte gefunden, daß mit der Zeit nur die Kunst und Künstelei, nicht die Poesie gewönne, aber jetzt gab er einen Fortgang der Kunst zu; das Ideal des Schönen schien sich ihm mit den Zeiten stets zu heben, es ist ihm glaubhaft, daß der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Abschweifungen in Zeiten und Nationen dahin strebe, immer mehr und mehr jede Grobheit des Gefühls und jeden falschen Schmuck abzuwerfen, und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die ächte ganze moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens. So kehrte er hier zu Jugendideen zurück, die verborgen schon in den Fragmenten, fremdartig unter dem übrigen Inhalt dieser stürmischen Schrift lagen, und es entwickelt sich an diesem Merkmal mehr wie an jedem anderen die Doppelseitigkeit dieses merkwürdigen Mannes, und die Natürlichkeit des Uebergangs von der Vorliebe zu der höchsten Naturpoesie, zu einer Dichtung, die die Frucht einer höchsten Reife des menschlichen Geistes sein sollte. Hier berühren sich die Neigungen, die sich zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen Kunst und Philosophie, Geschichte und Natur theilten, und dennoch um alle diese Gebiete ein gemeinsames Band zu schlingen suchten; hier schien ihm die Aufgabe zu liegen, wo der Eingeweihte in allen Tiefen der neuen Kultur und des neuen Wissens zurückkehren könnte zu der poetischen Prophetie der urältesten Dichter, wo sich Alter und Jugend die Hand reichen sollte. In den

Fragmenten schon hatte Herder der didaktischen Poesie ihre Stelle angewiesen, wie Lessing. Nur Ein Gebiet in der Psychologie behielt er ihr vor, in den philosophischen Muthmaßungen und Erfahrungen über die menschliche Seele, die aller Stärke der Dichtkunst fähig und aller höheren Reize werth seien. In dem Buch über den Geist der hebräischen Poesie aber ward ihm das Ideal eines lehrhaften Gedichts deutlicher, das er ahnungsvoll suchte. Er wünschte dort, daß sich Newton's und Buffon's und Copernicus' System zu Poesien gestalte; die höchsten Resultate der reinsten Verstandeswissenschaften zu „Naturdichtungen"! Auf der Höhe der Naturkunde denkt er sich einen Dichter unmöglich, wünscht er, daß ein Dichter geboren werde, der ein Analogon schaffe zu jenen biblischen Bildern, die sich aus einfachen Ansichten der Natur gebildet haben. Für ein Gedicht, das unsere Ansicht von dem Weltbau in solcher Belebung für den Sinn, in so treffender Auslegung für das Herz, so planmäßig für den Verstand darstelle, wie ein gewisses Kapitel im Hiob, gäbe er eine Epopöe voll Helden und Waffen hin! Er selbst war nicht dieser Dichter, den er suchte, er war nur Aaron, aus dessen Mund der Prophet sprach, und er hätte sich willig dem neuen Moses in Dienst gegeben.

So sehen wir Herder, wenn wir die Summe seiner ästhetischen Ansichten ziehen, dort wieder stehen, wo schon Brockes und schon das 17. Jahrhundert gestanden hatte, wo man eben solche wissenschaftliche Dichtungen als das höchste Ziel der Kunst ins Auge nahm. Hundert Punkte der Vergleichung drängen sich auch auf, die in der kurzen revolvirenden Geschichte unserer Literatur im 18. Jahrh. Herder'n die Stelle anweisen, die in dem schwerfälligen Verlaufe unserer gesammten Literatur die Dichter des Zeitalters zwischen Opitz und Leibnitz einnahmen. Es war die Zeit, die sich mit dem Alterthume und der Bibel, mit der nordischen und südlichen Literatur ebenso beschäftigte, wie Er; die an Allem Geschmack fand, Alles aufsuchte, Alles übersetzte, was ihr die Fremde darbot. Wie die Dichter der schlesischen Zeit ihre Poetiken schrieben, so schrieb Herder seine Fragmente, Füllsteine zu einer Aesthetik, voll von Sprachbemerkungen,

von Stolz auf die deutsche Sprache, auf ihren lebenden Wohllaut, auf ihre metrischen Vollkommenheiten, voll von jenem Patriotismus, der in allen jenen Schriftchen der gekrönten Poeten des 17. Jahrhs. nicht mangelt. Die Schwärmerei für den Naturgesang eines Homer und einer Sappho, bei der Entfernung unserer Sitten und Dichtungen, ähnelt sehr; die Vorliebe für gesungene Poesie und Musik nicht minder; die dichterische Erzeugung blieb auf Nebenstunden beschränkt. Die Kantaten, die Opern, die Gelegenheitsgedichte, die Vertheidigung des Gebrauchs der alten Mythologie, die allegorischen und didaktischen Liebhabereien, die halbe Polemik gegen das Schauspiel, das er doch in den zwei gegensätzlichen Formen des antiken und des volksmäßigen Drama's begünstigt, alles dies könnte uns glauben machen, Herder sei nicht ganz den Nachwehen jener Zeit entgangen, die auf seinem Vaterlande, auf seinen Landsleuten oder gar Lehrern, auf Gottsched und Trescho, noch gewaltig lastete. Ganz wie diese Zeit sich zwischen Theologie und Dichtung in einer Klemme befand, ganz wie sie immer von dem Enthusiasmus des Dichters und Horazens Feile zugleich sprach, ganz wie das Natur- und Volkslied in ihr neben der gelehrten Poesie der Opitze lag, ganz so wie das Gute zum Schönen der Schrei jener Zeit war, ganz so ist alles bei Herder. Nicht zufällig scheint sich Herder mit Opitz, mit Andreä, mit Balde beschäftigt zu haben; das Uebergleiten in das Romantische, das Hervorheben der spanischen und italienischen Literatur, nachdem die holländische oder englische bekannt genug war, die Duldung gegen katholische Dichtungselemente, Alles sieht sich gleich. Die Vermischung oder Verwechselung des Stils, der poetische Vortrag in der Prosa, der prosaische im Gedichte entspricht sich nicht weniger; das Hinweisen auf reinhaltende Sprachgesellschaften ebenso. Bei eigenem Unvermögen zur Dichtung hatte das 17. Jahrh. das entschiedene Verdienst, daß es die Dichtung fremder Nationen uns eröffnete und uns daran schulte. So auch Herder. Bei dem Ungenügen, das sich jene Zeit in poetischer Hinsicht that, lag der Uebergang von der Kunst zur Wissenschaft nahe. Ihn machte auch Herder. Und in

der neueren Geschichte hat Herder offenbar kein Vorbild, das ihm so theuer wäre, wie der große Mann jenes Jahrhunderts, sein Leibnitz! Man lese nur, was er über ihn sagt, wo er auch auf ihn zu reden kommt. Die Polyhistorie des 17. Jahrhunderts ist in Leibnitz auf dem Höhepunkt, und das war Herder's höchstes Ideal, nicht zwar, wie die Gelehrten mit eisernen Eingeweiden aus jener Zeit, ein zerstreuter Vielwisser, aber doch, die Geschlossenheit und den Ueberblick der späteren Bildung mit dem Wissen jener Aelteren vereinend, ein „Pansophus“ zu sein, wie es Leibnitz geworden wäre, wenn er ein Jahrhundert später gelebt hätte.

Nachdem wir die Seite, mit der Herder dem Gange unserer schönen Literatur zugekehrt war, herausgehoben haben, bleibt uns die zweite Richtung auf die Wissenschaften übrig, auf die wir an anderen Orten, von allgemeineren Gesichtspunkten aus, zurückkommen. Nur die Keime und Anfänge dieser Richtung wollen wir gleich hier noch aufsuchen, damit wir von dem Streifzuge in die späteren Lebensjahre Herder's, der uns zur Umschreibung seiner ästhetischen Stellung nöthig war, zurückkehren in die bewegte Zeit seines ersten Auftretens; damit wir den Ton und den Geist der 70er Jahre festhalten, ehe wir zu anderen Erscheinungen dieser stürmischen Periode übergehen; damit wir uns aus dem herrschenden Geiste dieser Jahre das Ueberspannen des Bogens und aus diesem die folgende Abspannung erklären; damit wir endlich alles das umfassen, was in Herder's Jugend seine kühnen Entwürfe ausfüllte, um von da aus die universalen Richtungen zu verstehen, denen er sich später immer mehr hingab, und die in dem großen Kreise um Goethe her nicht minder zu Hause waren. Sehen wir von Herder's Natur und der Zeit seiner ersten Bildung ab, wo die gleichmäßige ungemeine Empfänglichkeit in ihm, dem Individuum, wie in der Nation, seine unersättliche Wißbegierde von früh auf hinlänglich erklärt, so lag der erste Anstoß in ihm, seine Aussichten über den Kreis der schönen Wissenschaften hinaus zu erweitern, auf jener Seereise, die auch auf seine Ansicht von Poesie und Kunst so erregend gewirkt hatte. Er hatte in Riga einige Jahre als Lehrer und Predi-

ger gestanden, das Gemeinwesen dieser Stadt hatte ihn angezogen, er war 1769 nach Nantes und Paris gegangen, um Französisch zu lernen. Auf der Seereise dahin brachen die Dämme, die den Strom seiner inneren Thätigkeiten bisher noch zurückgehalten hatten. In dem Tagebuch, das wir schon oben anführten, beklagt er sich, Jahre seines Lebens verloren zu haben. Aus Hamann's Ansichten wünscht er sich, eine leichtere praktischere Schule durchlaufen zu sein; hätte er französische Sprache, Mathematik, Zeichnung, Umgang, Geschichte, Natur, Talent des lebendigen Vortrags zum Hauptzwecke gemacht, in welche Gesellschaft hätte ihn dies führen können! Schriftsteller wäre er dann nicht geworden, und in wie viele Kühnheiten und Vielbeschäftigungen hätte er sich dann nicht gestürzt! wie viel falscher Ehrsucht und Liebe zur Wissenschaft, betäubten Stunden des Kopfes, und Unsinn im Lesen, Schreiben und Denken wäre er dann entgangen! Er wäre nicht ein Wörterbuch, ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei geworden, er wäre den Situationen entschlüpft, die auf eine falsche intensive Menschenkenntniß einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaft, Frauen, Vergnügen lieber extensiv hätte kennen lernen sollen. Welch ein anderes Gebäu einer anderen Seele! Er wäre dann nicht geworden, was er war, und hätte nichts verloren, viel dabei gewonnen. Er bittet Gott, ihn zu belehren, warum es gut sei, daß es schüchterne und betäubte Seelen gäbe, die nie wissen, was sie thun, nie kommen, wohin sie wollen, nie sind, wo sie sind, und nur durch Schauer von Lebhaftigkeit aus Zustand in Zustand hinüberrauschen! Er ward unzufrieden mit sich, selbst mit seiner Tugend; er sah sie für Schwäche an, für einen abstrakten Namen, er konnte keine Tugend begreifen, selbst die Besserung der Menschen fand er nur Schwächung der Charaktere. Er wollte jetzt Alles, was er gelernt hatte, in sich zerstören, Alles nur selbst erfinden, was er denke und glaube. Nichts als Leben und Glückseligkeit schien ihm jetzt Tugend, jedes Datum ist Handlung, alles Uebrige ist Schatten, ist Raisonnement. Zu viel Keuschheit, die da schwächt, sei ebensowohl Laster, als zu viel Unkeuschheit. So stürmt unser Reisender, in dem

sich Faust's Geist regt, in seinen moralischen Charakter; so hörten wir ihn oben über Dichtung neue Gedanken fassem; so regen sich ihm wissenschaftliche Aufgaben an. Er denkt an eine Geschichte der Menschheit; die Horden ziehender Heringe verglich er mit den Wanderungen der Völker und holte von jenen Aufschlüsse über diese. Aus dem Aberglauben der Schiffleute spinnt sich ihm eine Theorie und genetische Erklärung des Wunderbaren, eine Logik für das Dichtungsvermögen. Jede seiner vielfachen Eigenschaften wogt hier in titanischen Hoffnungen auf. Er fragt sich, was er für Anlage habe, in Livland, dem Lande der Barbarei und des Luxus, der Freiheit und der Sklaverei, zu einem Luther und Calvin zu werden! „Ich frage noch, ruft er. Unnütze Kritik und todte Untersuchung aufgeben, mich über Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen der Welt einweihen, das Zutrauen von Hof und Regierung gewinnen, französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack, deutsche Gründlichkeit und holländische Gelehrsamkeit einsammeln, große Begriffe von mir und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen, den Geist der Gesetzgebung, des Kommerzes und der Polizei gewinnen, Alles im Gesichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, keine Blößen mehr geben, Tag und Nacht darauf denken, dieser Genius der Livländer zu werden, mir angewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen — Jüngling, das Alles schläft in Dir, aber unausgeführt und verwahrlost! Die Kleinheit Deiner Erziehung, die Sklaverei Deines Geburtslandes, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unstetigkeit Deiner Laufbahn hat Dich eingeschränkt. In kritischen, groben, unnützen, elenden Wäldern verlierst Du das Feuer Deiner Jugend, die beste Hitze Deines Genies, die größte Stärke Deiner Leidenschaft: zu unternehmen." Er gibt sich noch weitere Regeln für diesen großen Beruf; er will nicht wie Rousseau ausschweifen, er will das Große aller Zeiten in Schriften sammeln, ganz anders, als in Iselin's Geschichte, er will die Brucker und die Postillenprediger und die mosheim'schen

Moralen weit hinter sich lassen. Wir haben außer Goethe's Jugendbriefen nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelstürmerei so trefflich ausspricht, wie dieses Tagebuch; nichts aber auch, was die wunderbaren Selbsttäuschungen so nahe legt, die mit diesen ikarischen Flügen verbunden waren. Der Jüngling, der alles Große der Weltgeschichte so vor Augen hatte, lernte nicht einmal, daß Wahrheit und ein Streben aus reiner Natur allein die großen Wirkungen auf die Menschen übt, die er machen wollte. In die Begeisterung so junger Jahre mischte sich eine so altkluge Politik, die all ihr Werk auf Ueberredung anlegte, die da meinte, wenn man für eine Sammlung von Kenntnissen der gebildeten Welt gehalten werde, so könne man mit diesem Scheine Alles ausrichten! Er wollte eben sich dem Dienste der Welt weihen und praktisch wirken, und denkt dabei auf ein Jahrbuch der Schriften für die Menschheit, was Alle lesen sollten, worin für Alle Alles enthalten sein sollte, was für die Menschheit unmittelbar ist, aus allen Wissenschaften und Künsten! Er wollte national und provinziell wirken, beschränkt auf Einen Landstrich unter den besondersten Bedingungen, er wollte „Riga zu einer glücklichen Stadt machen", und schon hatte er die weltbürgerliche Rede in Riga gehalten, daß ein Vaterland in dem Sinne der Alten bei uns nicht mehr möglich sei! Er nahm sich eben vor, aus sich herauszugehen, der äußeren Welt zu gehören, von ihr zu lernen, und in demselben Augenblicke will er ein Tagebuch führen, seinen Geist in Bemerkungslage setzen, sich selbst analysiren. Langsam schien er auf Einen Punkt mit Nachdruck eben hinarbeiten zu wollen, als er schon mit hastigem Finger Bücherplane umschreibt, die nachher sein ganzes Leben ausfüllten. Er wollte als Prediger fortfahren zu wirken, und faßte freigeistige Ideen und weltkluge Grundsätze zugleich, wollte den Weltmann und den Propheten, die Würde des geistlichen Standes und den geschliffenen Ton der Gesellschaft vereinigen. Er meinte, bei der großen Katharina die Rolle zu spielen, die Voltaire bei Friedrich spielte, dazu wollte er „seine Gabe zu Phlegma und Hitze" ausbilden und kalte Vorschläge mit Enthusiasmus unterstützen.

Indem er über das Ideal einer Schule für Finnland nachsann, fielen ihm die ungeheuren Widersprüche nicht auf, als Er, der Rousseau's Abwege meiden wollte, sich zur Aufgabe stellte, „den menschlich wilden Emil zum Nationalkind Livlands zu machen; was Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist der Nationalerziehung anzuwenden, und was er in dem Geiste einer kriegerischen Nation fand, auf eine friedliche Provinz umzubilden!"

Zu all diesen großen Aussichten gerade auf eine praktische Wirksamkeit schien ihn seine Natur wenig zu berechtigen; die Verhältnisse aber schienen sie fördern zu wollen. Er erhielt durch Resewitz einen Ruf, den Prinzen von Eutin drei Jahre auf einer Reise zu begleiten, und als sich dies zerschlug, ward er zu dem Grafen Wilhelm nach Bückeburg 1770 als Hofprediger berufen. Er hatte auf der Reise nach Kiel Lessing, Claudius, Bode und Reimarus kennen gelernt; er kam in Darmstadt in Verbindung mit Merck, in Straßburg ward er mit Goethe und Jung-Stilling bekannt; sein Ruf und seine Freundschaften erweiterten sich, und überall fand sein vielgeschäftiger Sinn in diesen Kreisen Nahrung und gab sie wieder. Wie er nun nach Bückeburg kam, so hatte er eigentlich den Wirkungskreis gefunden, den er kaum erst so eifrig suchte, denn ob er in Livland oder hier seine Ideale versuchte, konnte dem weltbürgerlichen Manne gleich gelten. Alles schien ihm entgegenzukommen, was man nur erwarten mochte. Der Graf Wilhelm war ein Fürst, an dem man die Kunst der Menschenbehandlung üben durfte, ohne sich verächtlich werden zu müssen; der zwar den Beglückungseifer theoretisch nicht theilte, ihm aber doch nicht faktisch entgegengetreten wäre. In London (1724) geboren, in großen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er in dem großen Stil eines englischen Edeln gelebt und die Welt durchreist, ohne als zweiter Sohn an die Regierungsgeschäfte zu denken. Da berief ihn der Tod seines Vaters und Bruders plötzlich zum Regenten des kleinen Ländchens, ihn, der an die Hauptstädte Europas gewöhnt war. Er vertilgte die bisherige Pracht an dem lockeren Hofe seines verschwenderischen Vaters, und quälte dagegen das Land mit seinen krie-

gerischen Neigungen; er baute Festungen, legte Stückgießereien an, machte den 16ten Mann seines Ländchens zum Soldaten, und dachte dabei nach wie man die angreifenden Kriege aus der Welt schaffen möchte. Er bildete sich in der That, wie sehr sein Heldeneifer aus la Mancha zu stammen schien, zu einem großen Kriegsmanne; er trat im 7jährigen Kriege zu Hannover und leistete nachher, als England Spanien den Krieg von 1762 erklärte, in Portugal wesentliche Dienste, wohin ihn die Engländer schickten. Dort hatte er Pombal regieren sehen und er kam verändert und mit dem Sinn für andere Dinge zurück. Er heirathete, er widmete sich seinem Lande, er nahm Abbt in Dienste, der vortrefflich zugleich sich selbst zu seiner neuen Stelle zu bilden und den Mann voll Eigenheiten und Grillen leise zu leiten wußte. Er legte das Beispiel weltklugen Benehmens Herder'n so nahe vor! Leider starb er bald, der Graf bedauerte seinen Verlust tief, er fiel auf Herder, der 1768 Abbten ein Denkmal geschrieben hatte, aber er fand in ihm nicht wieder, was er brauchte. Der Graf war Herder'n zu sehr Held, zu hart und eigensinnig, zu despotisch — er wußte den Mann nicht zu fassen, der „Probität und Droiture", seine Lieblingstugenden, neben Nachgiebigkeit in dem Manne erkennen mußte, der ihn behandeln sollte; Herder setzte Eigensinn gegen Eigensinn. So war es sehr charakteristisch, daß er für das Ländchen und dessen Regenten nichts ward, wohl aber für des Grafen Gemahlin, die kränklich war, durch Kränklichkeit ängstlich religiös, und die Herder'n zu danken hatte, daß er ihr die Religion lichter und leichter machte. Eben diese Verhältnisse wiederholten sich gleichsam in Weimar, wohin Herder 1775 durch Goethe berufen ward; auch hier wie in Bückeburg entmuthigten ihn die Verhältnisse und die Hemmungen, die er erfuhr, und er zog sich der Herzogin zu, und auf den kleinern gleich gesinnten Kreis zurück, den er und der ihn zu ertragen wußte.

Während Herder so in seinen persönlichen Wirkungskreisen schüchtern zurücktrat, fuhr er fort in Schriften von sehr verschiedenem wissenschaftlichen Inhalte die heftigen Anregungen auch in andern

Fächern zu geben, wie er sie in der Dichtungskritik gegeben hatte. Durchaus reformatorisch schrieb er einen Aufsatz über das Ideal einer Schule schon 1769, und begegnete sich hier zu Einer Zeit mit Basedow, dem er dieses Feld überließ. Herder's neue Plane gingen ganz von demselben Bedürfnisse auf dasselbe Ziel aus: die schwerfällige alte Schule machte unter jeder Bedingung eine Erleichterung nothwendig, der todte Betrieb der alten Sprachen eine realistische Reaktion. Das Latein wird in diesem Plane weit hinter das Deutsche und Französische geschoben, und soll nur lebendig betrieben werden; Physik, Moral und alles Sächliche trit dagegen hervor; ausdrücklich sagt Herder hier, daß er über Errichtung einer Anstalt in diesem Sinne nachdachte. Hier, wie in den ästhetischen Schriften, blickt immer Hamann's Sinnesart und dessen Wunsch, alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen, hindurch. Die Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1770) zeigt ihn in einer Sphäre, in der sich Hamann schon gern umtrieb, und Herder auch später weilte. Er steht hier gegen Condillac, Rousseau, Süßmilch u. A., gleicherweise gegen die materialistischen Erklärer und die Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache, und zeigt, daß die Sprache untrennbar von dem Unterscheidungszeichen des Menschen, seiner Vernunft, ist, daß es also eine müßige Frage sei, ob die Sprache von Gott gelehrt ward, da, das erste Wort von Gott zu vernehmen, dieselbe Vernunft nöthig war, die für sich allein hinreichte Worte und Sprache zu schaffen. Dies Schriftchen ist eben so geistreich und selbständig, wie seine erste Conception einer Philosophie der Geschichte (Auch eine Philosophie der Geschichte 1774), in der er auf das physiologische Gesetz in der moralischen Welt wies, gesättigt an dem langweiligen Stoffwerk der Bossuet, Iselin und Schlözer. Diese Blätter verhalten sich zu seinen späteren Ideen über die Philosophie der Geschichte, wie Winckelmann's Nachahmung der Alten zu seiner Kunstgeschichte; sie sind ganz in dem brausenden, aphoristischen, orakelmäßigen Vortrage geschrieben, in dem sich die kühnen Ahnungen, die sich in dem Manne drängten, ungeduldig Luft zu

machen suchten. In eben diesem Jahre begannen auch seine Neuerungen im Felde der Theologie, und hier am keckſten. Die Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774) sollte ebensowohl, wie alles Andere, was er in diesen Jahren schrieb, die Schriftgelehrten bekämpfen, die die Schulknaben alt machten, und die er mit der Jugend jung machen wollte. Kein Buch konnte den Zorn der Alten in Deutschland so erregen, wie dieses, keines ist heftiger, leidenschaftlicher angegriffen worden. Dieses Werkchen hängt ganz genau mit Herder's Geschichtsphilosophie zusammen. Auch erscheinen die Ideen später als ein großer Kommentar der Schöpfungsgeschichte mehr, denn als eine Philosophie der Geschichte; und es fehlte nicht an Solchen, die dies Werk für Offenbarung ansahen und meinten, es werde einmal die Bibel ersetzen. Die Urkunde sollte der Keim zu dieser neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts werden; Herder schrieb an Hamann im Tone eines Propheten davon, und öffentlich kündigte er es auf dem Titel an, als: eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift! Er schalt die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte platten Unsinn, und wiewohl er meist auf die Fremden losschlägt, so sah man wohl, daß es den Deutschen galt, die die Säcke der Fremden trugen. Ganz ließ er dem revolutionären Eifer hier seinen Lauf, denn er hatte es freilich besser als Buffon, der der Sorbonne einen Schein ausstellen mußte, daß sein System nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte aufheben solle. Eben derselbe Zorn, der ihn gegen Klotz gewaffnet hatte, und gegen Alle, welche den alten Homer mit neuen Augen lasen, rüstete ihn auch gegen die Franzosen und Engländer, die, auf ihre moderne Vernunft stolz, der Vergangenheit und ihren phantasievollen Schöpfungen kein Recht widerfahren lassen könnten, und gegen die Ausleger, die ihre Grillen dem Moses oder gar dem Verstande Gottes unterschöben. Er nannte all den physischen und metaphysischen Kram, der diesem Kapitel der Bibel angestrichen ist, eine Sünde und Schande für die menschliche Vernunft und gegen die einfältige Offenbarung Gottes, und hoffte, daß künftig die Bibel nicht mehr mit diesen Morästen von

Kosmopöien überschwemmt würde. Der Gegensatz seiner exegetischen Rhapsodien, seiner poetisch-allegorischen Auslegung gegen das Althergebrachte ist bis zum Komischen grell; schon die Gewöhnung an die schleppenden Untersuchungen und riesenmäßigen Systeme mußte dieses Büchlein, das blos mit Ausrufungszeichen interpunktirt ist, und durch Empfindungen und Exklamationen kämpft, in ein wunderliches Licht stellen. Wie sonderbar stach dieser orientalische Geist und Hauch ab gegen die gutgemeinte Umständlichkeit, mit der Michaelis dem gelobten Lande beikommen wollte; gegen dessen Verunzierung der poetischen Ueberlieferung mit trockenen, rationalen Kommentaren diese „Vereinfältigung und Entkleidung der alten Dichtung“; gegen das Ungeheuer von Bibelübersetzung und Erklärung diese eifrig polternde Kindersprache, Sätze ohne Verbum und Kopula, Hauptworte ohne Artikel, Elisionen in den Sylben, Sprünge in den Gedanken! Ob das Kind, das hier gereinigt werden sollte, nicht mit dem Bade im Eifer verschüttet ward, ob das Bild des jungen Tages, das Herder in der Schöpfungsgeschichte fand, des großen Lärmens, des lauten Triumphs werth war, mit dem der Ausleger dem schaffenden Gott und dem dichtenden Moses gerne sein ἐποίησε nachsagte, wie er in dem Auch eine Philosophie jenes stolze anch' io rief, obgleich er's leugnete, — dies ziemt uns nicht zu erwägen, da uns nur obliegt anzudeuten, wie Herder auch in der Wissenschaft dieselbe Vereinfachungsmethode anwandte, wie in der Poesie, mit demselben scharfen Sinne ausspähte nach den Mitteln der Verjüngung und neuen Belebung, und mit derselben Lebhaftigkeit auf eine geniale Jugend wirkte[240], hier wie dort. Bei dieser jugendlich poetischen

240) Goethe schrieb bei Erscheinung des Buchs an Schönborn, es sei ein so mystisch weitstrahlendes Ganze, daß es nicht auszuziehen. „Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat dabei alle die hohe, heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt, und führt sie nun im dämmernden, wetterleuchtenden, hier und da morgenfreundlich lächelnden orphischen Gesang, vom Aufgang herauf, über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthstürmen ausgetilgt." Dagegen Merck an Nicolai, vollkommen in unserem

Exegese machen wir übrigens dieselbe Bemerkung wie bei Herder's ästhetischen Ansichten: mit der Poesie mischt sich Grübelei, mit der Jugend Alter. Er begnügte sich nicht mit dem anschaulichen Bilde, mit dem er es werde Licht in das Chaos der biblischen Auslegung rief; er gab Metapher, Allegorie, Lehranwendung hinzu, und sinnbilderte von symbolischen Sechsecken, was es wohl erklärt, daß man über Mystik, Kabbala, und Gnosticismus schrie. Und glücklich, daß kein Lichtenberg über diese Schrift kam, der das strahlende Erzeugniß und die Knallwirkungen, die von allem Prophetismus in hellen Zeiten unzertrennlich sind, blosgestellt hätte. — Ganz in derselben Zeit, in demselben Ton und Geist, wie die Urkunde, sind auch die Provinzialblätter an Prediger (1774) geschrieben. Spalding's Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes hatte sie veranlaßt, und Herder'n ärgerte daran die Lauheit, der Mangel an Würdegefühl, die ewigen Beziehungen der Religion auf den Staat, die Nebenbetrachtungen, die Klagen über Dogmatik, Gesangbuch, Katechismus und Liturgie. Er war von der Erhabenheit seines Amtes ganz durchdrungen, ganz erfüllt von den Mishandlungen, die es in unseren Zeiten erfuhr, wo man es blos zu dulden schien, wo „glorreiche Degenknöpfe und Feldschmarrengesichter die Engel Gottes in die Kirche schicken, wo kein Weg zur Kanzel betretener ist, als der von der Informator- oder Vorschneiderstelle Sr. Excellenz aus". Wie er den Naturstand der Dichter herzustellen strebte, so den Urstand der Priester; er spricht hier von dem Amte des Predigers wie die schlesischen Dichter von den Poeten. Er wollte nicht allein, daß unsere Priester gewissermaßen das seien, was in Israel die Propheten im niederen Verstande waren, sondern er meint: was auch die Propheten

Sinne: es sei dieß „nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist, und doch bleibt es mir allezeit als ein Abdruck seines Geistes lieb und werth. — Der Stolz der Ueberschriften, die bettelhafte Prahlerei der Citate und dann die ganze wetterwendische Schreibart müssen Jeden revoltiren. Das Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese, deren Grundsatz (nämlich daß Hieroglyphe eher als Buchstabenschrift war) Jeder zugibt, deren Anwendung aber alle Dogmatiker, Bibelübersetzer und Commentatoren mit Heugabeln und Dreschflegeln hervorruft, war und bleibt höchst unnöthig."

im höheren Verstande gewesen! Er nimmt sich Lavater's an, der noch heute Wunder- und Prophetengabe glaube und lehre; die Propheten seien Wunderthäter, Eiferer für Gott, Weissager gewesen, und er wisse nicht, ob dies Alles Wesen einer anderen Welt seien, die wir ansehen müßten, wie den Mann im Monde. „Wer heute wieder das ganze Werk Gottes durch Zeiten und Völker in aller Würde und Einfalt zeige, der wäre kein Prophet? Man denke daran, was Luther gethan hat, und schaudere — und hoffe!" Wir sehen, daß hier derselbe Enthusiasmus des Mannes redet, der in den Blättern von deutscher Kunst und Art die Poesie wieder neu schaffen wollte, eines Mannes, der ganz von glänzenden Hoffnungen auf die Fortschritte der Menschheit, von glänzenden Hoffnungen auf seine eigene Wirksamkeit erfüllt ist, eines Mannes der Zukunft, eines prophetischen Geistes selbst, der hier die ungestümen Wünsche seiner Brust, dem Volke ein neuer Luther zu werden, nicht verhehlen kann. Aber Luther'n trieb nicht das Vorgefühl leuchtender Rollen, die er spielen wollte, ihn lenkte leise und allmählich der Finger der Gottheit und der Geschicke, die ihn zum Propheten bestimmt hatten; wäre in ihm die geringste Ahnung dieser prophetischen Rolle aufgestiegen und hätte ihn verführt, darnach seine Maßregeln zu nehmen, so wäre sein Werk verloren gegangen. Denn dies trug die Zeit nicht mehr schon zweihundert Jahre vorher, geschweige jetzt, wo Lavater eben seine ähnlichen krankhaften Anstrengungen zur Herstellung der Urzustände des Christenthums machte. Glücklich für Herder, daß durch die Polemik gegen Spalding, die unberufene Einmischer (Teller) lauter machten, als nöthig war, und durch den rebellischen Ton dieser Schriften selbst ein großer Aufstand gegen ihn veranlaßt ward, den er sich besser als Lavater zu Herzen nahm. Er ließ sich die pfäffischen Ausfälle verleiden, in denen er hier zu Gunsten der dogmatischen Predigt die Moralpredigt verwarf, und die philosophischen Beweise der Religion dem Bau der Kothschwalbe am Throne Gottes verglich — er nahm weiterhin eine ganz andere Stellung in der Theologie ein, die dieser früheren sehr unähnlich war.

Auf die großen Gährungen, die Lavater's und Herder's theologische Schriften in diesen 70er Jahren machten, kommen wir weiterhin zurück. Für die Poesie war es ein unberechenbarer Schaden, daß die Kräfte so vieler Männer auf Nebenwege abgeleitet wurden, die bald ein tumultuarischer Verkehr zu Hauptstraßen umschuf, auf die sich die Literatur hinzog. Für die betreffenden Wissenschaften aber war der Nutzen gleich unübersehbar, der durch die neue Bewegung hervorgerufen wurde. Und wer Herder's trotziges Sturmlaufen streng misbilligen wollte, frage sich ja erst, ob zur Erschütterung des alten Gebäudes unserer gelehrten Theologie und unserer Predigerkunst leichteres Werkzeug und stumpferes Geräthe genügt hätte. Herder fuhr auch hier fort, in Hamann's Art einen Sauerteig in die Nation zu werfen, der, wie herb er auch für sich schmeckte, im Ganzen doch höchst nöthig und wohlthätig war. Wie verdienstlich seine Schriften an sich sein mochten, so wurden sie dennoch verdienstlicher durch das, was sie erregten; was er in der Gegenwart that, war wenig gegen das, was er in die Zukunft fortwirkte; die Pflanze, die aus Hamann's Samenkorn in ihm aufschoß, war noch reicher an Setzlingen, als an unmittelbarer Frucht. Er ward auch hierin anders, als er in Herder's anfänglicher Meinung war: so sehr vertreten sich die Menschen gern selbst das Licht, und bei diesen merkwürdigen Widersprüchen im Wesen sind Widersprüche in den Beurtheilungen ganz unvermeidlich, wo nicht der Urtheilende völlig leidenschaftslos für diese und jene Seite ist. Herder suchte anfangs jene laute und öffentliche Wirksamkeit und Anerkennung, die leidige Celebrität, wie es Hamann nannte, und kein Mann war mehr geschaffen, in bescheidener Stille unsichtbar zu wirken. Ja Niemanden hat weiterhin dieses unsichtbare Eingreifen in die Bildungen der Zeit so sehr gereizt, wie ihn, wenn auch einige schmerzliche Sehnsucht dabei sichtbar ward; und Niemand hat in der That so sehr im Verborgenen die kommenden Fortschritte der Wissenschaften eingeleitet, wie Er. Auch dieses Verschwimmen, dies Aufgehen im Allgemeinen, diese Verleugnung des Individuellen leitet sich aus seinen weltbürgerlichen Nei-

gungen her und bildet zuletzt einen seiner innerlichen Grundsätze. Er lehrte weiterhin das Aufgeben des Ich in solcher Folgerichtigkeit, daß er selbst eine individuelle Fortdauer nicht begehrte[211]. Er neigte sich in der Dichtung jenen Volkspoesien zu, zu denen oft der Name und Ruhm des Dichters fehlt, in denen des Dichters Persönlichkeit aufging. Weil er so gut verstand sein Ich aufzugeben, darum fand er sich auch so gut „in das bessere Du, Er, Wir, Ihr, Sie", und faßte fremden Geist so trefflich auf. So wollte er in den Provinzialblättern, daß auch der Priester, der auf heiligem Boden dient, seine Eigenheit ganz vergesse; so verlangte er an den Historiker, daß er schreibe wie ihm die That vorzeichne. Ja so mußte er selbst den Gottmenschen erhaben über dem Namen und gleichgültig denken, ob künftig noch sein Name genannt werde, wenn nur seine Lehre bestehe! Er erklärte den Nachruhm in dem Grade, wie ihn die Alten feierten, nicht mehr für möglich, und einigen Schmerz meint man ihm dabei anzusehen; nur den abstrakten Nachruhm, das geheime innere Fortwirken in der Menschheit sieht er uns armen Neueren vorbehalten. Zu anderer Zeit ist er enthusiastischer in dem Gefühle dieser nützenden Verborgenheit, aber doch nicht ohne Bitterkeit: „Wenn Dir der Nachbar Dein Verdienst stiehlt, sagt er, wenn Du bettelnd ihn flehen mußt, Dein Gut doch als seines zu nützen, wenn Dein Weib und Kind zu Hause darbt, und Dir doch das Herz vor Freude schlägt zu Deinem Werke, und Du den Hohn der Thoren trägst, liebst das Vaterland, und in ihm die tausend Mitduldenden, liebst selbst der Deutschen Dumpfheit und Verlegenheit, Treue und Einfalt — bleibe Der! so wohnt in Dir die deutsche Nation!" Dies ist auf Herder in gewissem Maße anzuwenden. Es haben ihn Viele gehöhnt, die, ohne es zu wissen, mit seinen Waffen fochten, und die auf seinen Schultern standen, haben ihn über die Achsel angesehen. Er hat in jeder freieren und tieferen Forschung der Wissenschaften bei uns Bahn gebrochen, und Niemand sei so unbillig, ihm die Verirrungen

---

211) Sein Gedicht Das Ich ist in dieser Hinsicht charakteristisch.

zu hoch anzurechnen, die bei diesem Geschäfte unvermeidlich waren. Er hat alte böse Geschwüre aufgeschnitten, und nur die Thoren konnten ihn darum anklagen, daß er schmerzlich schnitt.

---

2. Der Rhein. (Goethe's Jugend.)

Nirgends war Herder's Einfluß früher schlagender und in seinen Folgen unberechenbarer, als bei Goethe. Herder lernte ihn in Straßburg kennen, als er dorthin mit dem Prinzen von Eutin kam, und ihr kurzes Zusammensein war von den außerordentlichsten Anregungen für den Mann, der unserer bei allem Aufstreben siechenden Dichtung endlich helfen sollte. Welcherlei Art der Zusammenstoß der Beiden war, in welchem Zustande der Aeltere den Jüngeren traf, wie sich Goethe's Jugendleben überhaupt und sein erster Auftritt in der Literatur entwickelte, hat er uns selbst so ausführlich erzählt, daß hier dem Geschichtschreiber kein anderes Verdienst bleibt, als mit offenem Blicke aufzunehmen und wiederzugeben. Denn selbst die Vergleichung seiner persönlichen Bildung mit dem Gange der öffentlichen Dinge hat uns der Autobiograph treffend vorgezeichnet, der sich überall innerhalb seiner Zeit sah, die Einwirkungen, die Förderungen, die Hemmungen der Verhältnisse beobachtete, und die seltene Gabe besaß, sich selbst und seine Zeit richtig zu schätzen. Wenn irgend einem Manne jene Einbildung auf den eigenen Genius, die sich den Zeiteinflüssen entnommen wähnt, zu vergeben gewesen wäre, so ist es gewiß Goethe; allein er war völlig frei von dieser Selbsttäuschung, mit der sich z. B. Jean Paul gegen die historische Erklärungsart wehrte, der es Goethe'n wie eine unlösbare Aufgabe stellte, anzugeben um wie Vieles jedes Jahrzehnt ihn geändert habe. Diese Aufgabe hat Goethe's Leben, so weit es reicht, mit fast zu großer Genauigkeit in dem Maße gelöst, daß gleichsam jedes einzelnen Jahres, jedes Mannes, jeder Lektüre Einwirkungen nachgewiesen sind.

Er, der immer als feiner Barometer den verschiedensten Stand der literarischen Witterung in Deutschland genau anzeigte, erkannte sich gern in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in dem sich mehr und minder jeder Mensch zu seiner Zeit befindet. Er meinte bis ins Endlose könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wolle er für sich behalten als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und es sich gern anbildet; er bekannte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde". Dies Bekenntniß ist in demselben Geiste gemacht, in dem sein Leben geschrieben ist; es lag schon umständlich in seinem Leben; es ehrt den Mann, den seine Nation vergötterte, so sehr, wie es Bacon ehrte, daß er sein Organon eine Frucht der Zeit, nicht individueller Vorzüge nannte. Im Großen macht die naive und fast antike Aufrichtigkeit, mit der er hier sein Innerstes aufdeckt, und literarisch selbst die Einflüsse entschiedener Gegner oder auch mittelmäßiger Menschen angibt und anerkennt, wieder gut, was im Einzelnen sein Hang zur Mystifikation und zum Versteckenspielen so oft verdorben hat. Er hat uns in dieser unbefangenen Anschauung seiner selbst und seiner Zeitverhältnisse eine pragmatische Geschichte seiner literarischen Bildung geliefert, die doch in keiner Weise, wie es dem Pragmatiker so leicht ergeht, in eitles Verweilen auf dem Einzelnen verfällt. Und wie man an seinem Werther rühmen konnte, daß hier das Widersprechende geleistet, die sentimentalste Materie auf die naivste Weise behandelt war, so kann man an der Selbstbiographie preisen, daß sie, was sich am meisten dem Pragmatismus entzieht, die Entfaltung eines genialen Geistes, pragmatisch dargelegt habe. Dies ist um so höher anzuschlagen, als Goethe's künstlerische Natur sonst den Sinn für alles Historische gern verleugnete, wie er denn auch die chronologische Ordnung in der Ausgabe seiner Schriften vermieden und ausdrücklich getadelt hat, die ihm doch, nach der Verfahrungsart in seinem Leben, über Alles hätte gehen müssen. Allein hier schien er eben, wie es dem Selbsterzähler geziemt, aus sich herauszutreten und sich wie

ein fremdes Wesen zu beleuchten, und er lieferte in der geschichtlichen Erklärung der Entstehung seiner Jugendwerke wahre Musterstücke, die ganz geeignet waren, uns zu einer gründlicheren Behandlung der Literargeschichte anzuregen. Wenn ihn bei diesem Geschäfte eine historische Gabe anzufliegen schien, die er sonst weniger besaß, so schien ihn dagegen eine andere dabei zu verlassen, die ihm vorzüglich eigen war. Er wußte sich sonst so trefflich in andere Zustände zu versetzen, aber dies gelang ihm hier nicht wieder; er konnte den Ton nicht treffen, den Anstrich nicht finden, der auf seinem Jugendleben lag. Er fühlte es selbst, daß seiner Darstellung das Abbild der Fülle und Frische jener Jugend abging, die im Uebermuthe auf ihre Kräfte keine Schranken kannte. Es widerspricht gleichsam die Helle der Erzählung dem dunklen Ringen jener Zeiten, die ausschließliche Einsicht in dem beobachtenden Subjekte dem bloßen Gefühlsleben in dem Beobachteten, die scharfe Entwickelung dem Zustande jener Seelen, in denen „das Bild des Unendlichen wühlte", die breite und weiche Redseligkeit bei der Verarbeitung den knappen Quellen und ihrem zerrissenen stürmischen Ausdruck, den wir in Goethe's Briefen aus den 70er und 80er Jahren finden. Als er sein Jugendleben schrieb, war Goethe schon zu sehr ein Anderer geworden; er lebte so innig mit der Natur, und folglich mit der Zeit, daß er, stets Schritt haltend mit den Entwickelungen seiner Jahre und seiner Umgebungen, jeder neuen Richtung sich ganz hingab, und jede frühere darüber schroff ablegte. Wie er sich seiner Zustände im Leben entledigte mit seinen Schriften, so seiner Schriften wieder beim Eintritte neuer Zustände des Lebens. So verwarf und verfolgte er später nicht nur den Sinn und Geist, der seine Jugend durchdrang, viel bestimmter, ausgesprochener und geständiger, als Herder that, er wandte sich auch von den reinsten Produkten seiner zweiten Periode ab; er vergaß selbst aus einer dritten oder vierten Epoche seinen Diwan und wollte sich auf viele seiner Sachen nicht mehr besinnen. Und so kam es, daß er sich wohl des Thatsächlichen aus seiner Jugendbildung bei der Ausarbeitung seines Lebens erinnerte, auch die Triebfedern noch kannte

und nannte, aber den entsprechenden Ton der Darstellung nicht traf. Leider sind die Originalquellen für diese Jugendzeit zu spärlich, als daß uns der Rückblick dahin könnte hoffen lassen, die geblaßten Farben überall gehörig aufzufrischen.

Joh. Wolfgang Goethe (aus Frankfurt, 1749—1832)[242] war, als ihn Herder in Straßburg kennen lernte, noch aufs mannichfaltigste in der alten Zeit befangen, deren ganze Lage ihm zwar ein Gefühl peinlicher Unbefriedigung erregt hatte. Seine Jugendgeschichte schien, wie das Knabenalter Herder's, ein glänzendes und glückliches Talent anzukündigen, aber keineswegs den Mann, der die kühnen Neuerungen der Literatur am lebhaftesten fördern sollte. In früheren Jahren finden wir an ihm einen Knaben, der sich an der Natur und einsamen Spaziergängen sinnig freut, aber eben so wenig wie Herder einen Zug zu seines Gleichen fühlte; sein Vater entfremdete ihn der Schule und erzog ihn im Hause, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns in der Bewegung gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dies wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren. Geschichte und Epos hat daher Goethe'n nie in bedeutendem Grade gefesselt, da das Interesse daran nur in einem äußerlichen bewegten Jugendleben wurzelt. Wie anregend der siebenjährige Krieg für eine kräftige Stimmung des Knabengeschlechts jener Jahre sein mußte, liegt von selbst nah: für Goethe aber ergab sich daraus zunächst nichts, als ein Parteistreit unter den Alten, ein Umgang mit einem französischen Königslieutenant und den Malern, die dieser in seines Vaters Haus beschäftigte; und seine Wärme für Friedrich war so wenig natürlich, daß man ihm in Leipzig den großen König eben so leicht verleiden konnte, wie man ihn von Weise und Gellert abtrünnig machte. Wie war Winckel-

242) Unter den biographischen Darstellungen seien hier nur die des Engländers G. H. Lewes und die Gödeke's in seinem Grundriß erwähnt.

mann von seinem Homer, von seinem Cäsar begeistert zu Entschlüssen und Handlungen! wie Herder von seiner Bibel und ihrer schwungreichen Poesie, von Ossian und den skandinavischen Dichtern! wie war in Allen der Haß gegen die französische Nation und Kunst aufgewachsen, ja angeboren! Aber Goethe'n gefiel Virgil besser als Homer, weil sich die Handlung darin abschloß; ihm sprach Ovid vor Allen zu, eine so charakteristische Lektüre für ihn, wie die hebräischen Propheten für den jungen Herder, wie Plautus für Lessing. Seine jugendliche Phantasie führte ihn von den Dichtern nicht zu Spiel und gymnastischer Uebung, nicht zu poetischer Nachahmung der Erzählung großer Handlungen, in der sich das Interesse gleich theilt zwischen Stoff und Form; er erzählte Märchen seinen Gespielen, froher im Gefühle seines Uebergewichts, als in seiner Schöpfung selbst; er flocht ovidische Reminiscenzen in ein französisches Stück ein; er las die Bibel mit ungeheuren Kommentaren; er zerstreute sich in alle Sprachen, in Kunst, Dichtung, Religion, Recht, Musik und Natur. Ihm kam von frühester Zeit an entgegen, was Herder mehr suchte: eine Mannichfaltigkeit des Wissens, in der jeder Andere würde zu Grunde gegangen sein, über die i h n aber seine entschiedene Künstlernatur hinweghob, die überall das Viele zu einigen strebte, und auf nichts mit dem Fleiße weilte, der nach Ergründung mühsam abzielt. Allem, was die Zeiten damals Poetisches gebaren, sehen wir den jungen Goethe hingegeben, fast ohne Wahl und Neigung. Er hatte, von Moser's Daniel und den Patriarchaden angesteckt, einen Joseph in Prosa verfertigt; er machte anakreontische Gedichte; er sang geistliche Oden nach Elias Schlegel; er schrieb Gelegenheitsgedichte; und seinem Vater gefiel dies Poetisiren in Nebenstunden wohl. Beifällig hörte er komische Epopöen, die seine Gesellen Zachariä nacherzählten; er ergötzte sich an Weiße's Opern; er nannte noch in seiner Lebensbeschreibung Günther, den er wohl nie gelesen hatte, einen Poeten im vollen Sinne des Worts; er ging wie Kleist auf die Bilderjagd und machte beschreibende Gedichte; er hatte noch Gellert herzlich lieb, der Lessingen schon 20 Jahre früher langweilte;

in Wieland's Musarion schien ihm das Antike lebendig zu werden. Professor Clodius und die Frau Böhme in Leipzig waren die Ersten, die ihn in Kleidern, Sitten und Büchern zu wählen und zu unterscheiden lehrten, auch sein wunderlicher Freund Behrisch irrte ihn in seinem Geschmacke. Aber freilich waren dies nicht die Leute, die ihm das Verlorene hätten ersetzen, für das Verworfene das Aechte zeigen können; sie bereiteten nur den Boden, den hernach Herder mit Leichtigkeit baute. Alle Kritik ließ den Jüngling trostlos, dem es Bedürfniß war, anzuschauen mehr als zu grübeln; weder seine noch Anderer Arbeiten genügten ihm, und zweimal tilgte ein schonungsloses Autodafé seine ersten Versuche hinweg. Seine Urtheilsunsicherheit war ihm peinlich; er sah sich auf dem Scheidewege zweier Epochen, wo eine Wahl getroffen werden sollte, zu der er durchaus keine Anleitung hatte; er sollte bekannte Pfade, auf denen er sich lange gefallen hatte, mit unbekanntem Erfolge gegen neue und fremde vertauschen. Er empfand die Kälte und die Oberflächlichkeit des bisher Geleisteten, schon als er die Universität (1765) bezog. Neben Gellert zu stehen dünkte ihm leer und unzulänglich; von ihm sprach hier und da eine Stimme in zweideutigen Ausdrücken, während ein einziger Ruhm die Namen Buffon und Linné umstrahlte. Dennoch lockte ihn immer nur die Aussicht auf ein Dichterleben, wie sehr ihn auch Vater, Lehrer und Freunde auf juristische und diplomatische Bahnen zwingen wollten, wie wenig auch das äußere Leben ermuthigend entgegenkam. Der Jüngling fühlte bei seinen ersten Versuchen offenbar schon jene Leere unserer Literatur, zu der der Biograph später vortrefflich die Ursachen angab. Es fehlte unserer Dichtung ein nationaler Gehalt und ein würdiger Stoff, und daß auch der siebenjährige Krieg hier nur stellenweise und dürftig abhalf, spürt sich in Goethe's Darstellung so gut durch, wie in der unseren. Die äußeren Gegenstände waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte. Aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satire, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Gegenständen groß zog,

und wiederholt blickt Goethe im edlen Neide auf England hinüber: er wußte es wohl, warum es in Deutschland schwer war ein Shakespeare und Sterne zu werden. War Goethe schon um die Schule, um den kleinen Weltlauf unter der Jugend, um den lebendigen Unterricht in der Geschichte gekommen, so erklärt sich's wohl, daß es ihm nicht gelegen war, die großen Gegenstände in der Ferne des Raumes und der Zeiten zu suchen, die sein zu lebendigen Verhältnissen neigender Sinn in der Nähe bedurfte. Denn ihm machte nach seinem eigenen Geständnisse nichts Vergnügen, als was ihn anflog, und Alles, wozu Fleiß gehörte, war seine Sache nicht. Es war ihm angeboren, alle Arten des menschlichen Daseins mit Theilnahme zu umfassen; er fand sich leicht in die Zustände der Anderen, es ward ihm Bedürfniß sie zu suchen. Ihn fesselte anfangs jede Bewegung, die ihn berührte; die vaterländischen, literarischen, religiösen Interessen zogen ihn an; ein großes Vaterland hätte an ihm einen Dichter gehabt, der das noch weit überragte, was er geworden ist. Wie ihm das öffentliche Leben nichts bot, warf er sich ganz frühe auf die näheren Zustände in seiner Vaterstadt. Die mannichfaltigsten Verhältnisse gingen ihm auf, er war aufmerksam auf die Lage der Juden, er trieb sich in Handwerkstätten um, und hinter den Koulissen des Theaters, er hatte auf öffentliche Begebenheiten zu achten und ward in Privatverhältnisse verwickelt; er gefiel sich in dem engen Kreise des Tages, der sonst der Jugend verleidet; er ward eingeweiht in die inneren Zustände einer großen Stadt, die von dem Krebsschaden der blos materiellen Interessen und der Unsittlichkeit schon in den mitleren Klassen angesteckt war, in einem Alter, in dem man uns sonst diese Erfahrungen noch fern hält. Kein gleichfühlender Freund trat ihm in diesen leicht bestimmbaren Jahren nahe; wie Herder stellte er sich in persönlichem Selbstgefühle über seine untergeordneten Gespielen, indem er sie nicht wie jener meisterte, sondern mit seinen Talenten unterhielt; wie Herder schloß er sich frühe an Aeltere an, und das Schicksal kam ihm hier so wenig wie mit den großen Verhältnissen der Außenwelt günstig entgegen. Ueberall fand er sich an abstoßende Naturen gewie-

sen, deren Bizarrerie ihn doch wieder nicht losließ. Sein umständlicher, ordnungsliebender, regelrechter Vater konnte ihm die Excentricitäten seiner Natur nicht abgewöhnen; die Olenschläger und Huisgen wollten ihn zum Hofmann und zum Menschenfeinde machen, aber er blieb Dichter; sein barocker Freund Behrisch, der Hofmeister des Grafen Lindenau, stellte seine geselligen Talente heraus, aber er fiel immer wieder in sein wirres und störrisches Wesen zurück; den Sarkasmen seines Merck war er so vielfach verbunden, aber sie thaten seinem weichen Gemüthe zu wenig wohl. Rechnet man hinzu, daß er, gerade als sein jugendlicher Geist am schönsten anfing aufzublühen, in Wetzlar das Schauspiel der Visitation des Reichskammergerichts erlebte, wo ein großes Gericht wegen der Verbrechen einzelner Assessoren wieder gerichtet ward, so begreift man wohl, wie all dies in der frühen Zeit, da er seinen Idealen entsagen mußte, da er Verachtung seiner literarischen Muster einsog, ihm schon zugleich Verachtung der Welt und Menschen einflößen mußte. So lange sein ungemein fühlbares Herz jugendlich schlug, war in ihm selbst gegen diese Bedrängnisse der äußeren Welt noch ein Widerstand, der späterhin häufig ermattete: die rein gehaltene Kinderzeit hielt der bösen Gesellschaft die Wage, in die er gerieth, als er sich von der Zucht seines Vaters losmachte; seiner Vielbekanntschaft steuerte seine Einsamkeit und Naturfreude; und dies Gleichgewicht streitender Wirkungen geht durch Goethe's ganzes Leben und Schreiben hindurch. Von der großen Außenwelt unbefriedigt, von der kleinen um ihn her vielfach abgestoßen, blieb dem strebenden Jüngling nichts als Er selbst. Es bot ihm früh die innere Welt einen Ersatz für die äußere, die ihm mishagte; seine inneren Beschäftigungen entschädigen für viele verlorne äußere Thätigkeiten; dem Historischen seiner Dichtungen gesellte sich stets ein Pathologisches hinzu; und wäre dieser Gegenstoß gegen den Druck der lästigen Außenwelt nicht gewesen, so hätten wir nicht die seelenvollen Dichtungen, die England so wenig hätte hervorbringen können, wie Deutschland Shakespeare's Meisterwerke. Die Verhältnisse, die Goethe'n zuerst entgegentraten, der

Widerstreit, in dem sich seine Seele gegen die Welt befand, spiegelt sich in seinen ersten Werkchen ab, wie in seinem Wesen, dessen Abbild er dort niederlegte. Er gibt selbst an, daß er sich in Leipzig stets aus einem Extrem ins andere warf, schwankend zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen, durch rousseau'sche Einflüsse einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zusagte, stockig und störrisch, durch krankhaften Widersetzungsgeist und wunderliche Launen beschwerlich. In welchen Zustand ihn sein leidenschaftliches Leben brachte und wie er seine Gesundheit dadurch zerrüttete, geht aus den Briefen hervor, die er nach seinem Abgang aus Leipzig an dortige Freunde zurückschrieb; in welchen Ruf ihn sein fahriges, nie ruhiges Wesen nach außen setzte, merkt man sowohl aus der Erzählung seiner ersten Jugendabenteuer in Frankfurt, als auch daraus, daß in Leipzig der Graf Lindenau dem Hofmeister seines Sohnes den Umgang mit ihm untersagte. Ganz in einen solchen inneren Zustand läßt sein erster dramatischer Versuch gleichsam hineinblicken: die Laune des Verliebten. Er nahm darin seine Leidenschaft zum Stoffe, ein geliebtes Wesen mit Grillen und Eifersüchteleien zu quälen, und er schrieb es sich zur belehrenden Buße, als er damit den lieben Gegenstand verscherzt hatte[243]. Die Mitschuldigen dagegen öffnen uns die Sitten seiner verderbten Stadt; ein Stück, in dem Goethe selbst das Peinliche und den Widerspruch der heiteren Einkleidung mit dem düsteren Inhalt fühlte. In beiden Stücken wird kein Unbefangener die tieferen Beziehungen finden wollen, die Goethe später hineinlegt; beide werden im höchsten Grade befremden, wenn man ihren verletzenden und theilweise selbst gemeinen Stoff mit dem vergleicht, was von jeher die jugendliche Dichterbegeisterung zuerst zu wählen pflegt. Und besonders das Letztere wird uns bedauern lassen, daß ein so erregliches Gemüth schon in solchen Jahren

243) Goethe's Verhältniß zu Anna Catharina Schönkopf, das in diesem Spiele verewigt ist, hat einiges Licht empfangen durch die von Otto Jahn herausgegebenen: Briefe Goethe's an Leipziger Freunde. Leipzig 1849. Zwei andere Briefe aus Leipzig, die tiefe Blicke thun lassen, stehen in der Kieler Monatsschrift 1854.

„schauderhafte Erfahrungen in bürgerlichen Familien selbstthätig erlebte“ und jeden Augenblick von Bankerotten, Ehescheidungen, verführten Töchtern, Mord, Diebstahl und Vergiftung hören mußte. Formell lassen beide Stücke nur von fern ein Streben nach größerer Gefälligkeit durchblicken; noch war kein anderes Muster da als Lessing's Minna; und Goethe's Vertrautheit mit Molière und der französischen Bühne, die er in Frankfurt gesehen hatte, ließ noch den französischen Anstrich und die Farbe der alten Zeit zurück, der er zu entwachsen strebte. Wie wenig aber ein Stoff, wie der der Mitschuldigen, ihn selbst erbaut haben mochte, scheint eben jener Zwiespalt zu sagen, mit dem hier traurige Gegenstände lustig behandelt, oder auch ein bitterer Ernst in ein Lustspiel getragen wird; und Goethe selbst scheint es anzudeuten, indem er versichert, daß er ähnliche heitere und günstigere Motive versäumt habe zu behandeln, weil er immer zu seinem eigenen Herzen zurückgekehrt sei. Er sei nicht ermüdet, „über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Hier suchte er alles, was ihn quälte, in einem Reime oder in epigrammatisch zugeschnittenen Liedchen los zu werden, die sich auf die eigensten Gefühle und die besondersten Umstände bezogen und zunächst nur ihn selbst interessiren konnten.“

Diesen realistischen Grund hat Goethe's ganze Poesie. Er sagte es selbst, daß alle seine Dichtungen Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses seien, die seine Biographie ergänzen sollte, und es ist kein Wunder, daß man bei uns seine Persönlichkeit bald höher hielt als seine Werke, und diese blos als einen Kommentar zu jener las; kein Wunder auch, daß für so viele seiner Produkte das materialistische Interesse vorwaltete, weil eine natürliche Neugierde den Schleier zu lüften strebte, mit dem die Dichtung die Wirklichkeit verhängte. Der von der Außenwelt unbefriedigte Mann griff in seinen eigenen Busen zurück, wenn er ein Thema seines Gesanges suchte; selbst wo ihn, wie im Götz und Egmont, ein außerhalb

Gelegenes aufforderte, mischte sich das Individuelle und Pathologische hinein und überdeckte das Historische und von außen Empfangene; den Höhepunkt seiner Leistungen bilden jene Dramen, in denen er die inneren Kämpfe schildert, die ihn in der gährenden Zeit unserer literarischen Revolution bewegten. Nicht Goethe allein, auch die ganze Zeit war gesättigt an jenen anakreontischen Liedern, jenen Fabeln, jenen Bardengesängen, jenen Idyllen, an allen den Gattungen, die uns in gemachten Situationen, in leblosen Gefühlen, in fremden Zuständen umtrieben; es war die Zeit gekommen, wo Klopstock's poetisches Evangelium durchgreifen sollte: daß uns selbst das bewegen müsse, wovon wir singen wollten. Goethe war in seiner Jugend ganz dieses Glaubens, nicht die Lektüre und die Alten sollten uns zum Dichter, nicht die Imagination bei kaltem Herzen zur Nachahmung treiben, sondern die Natur und die volle Brust uns zum Gesange treiben, wie den Vogel in der Luft. In diesem Sinne ist jene Stelle im Götz geschrieben: das mache den Dichter, von einem Gegenstande ganz erfüllt zu sein. Sollte ihn etwas zur Dichtung reizen, so bedurfte er eine wahre Unterlage, unmittelbare Anschauung und Erfahrung, einen Gegenstand, der die Sphäre seines Lebens und Empfindens berührte. In diesem Sinne schrieb er zuerst seine Gedichtchen, deren aus der frühesten Zeit eine kleine Zahl unter dem Namen blos des Komponisten Breitkopf (Neue Lieder, 1768) übrig geblieben sind; und mit ihnen „begann die Richtung, von der Goethe nie abweichen konnte, das, was ihn freute oder quälte oder beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich abzuschließen". Diese unbedeutend klingenden Worte scheinen uns zu sagen, was Goethe'n zu dem wahren Dichter machte, den wir vorher vergebens in Deutschland erwarteten und suchten. Es ist wohl wahr, daß jeder andere Dichter auch zunächst nach Stoffen greifen wird, die ihn bewegen und beschäftigen; nicht jeder andere wird aber jedesmal so tief in und so hoch über dem stehen, was ihn bewegt, und was er besingt, als es diese Stelle zu sagen scheint. Nicht jeder wird seine innere

Bewegung immer, wie Goethe wiederholt sagt, als eine Qual empfinden, und so die Bürgschaft mitbringen, daß der Gegenstand seines Interesses die menschliche Natur mächtig zu ergreifen wirklich fähig ist, daß er jenen inneren Gehalt habe, den Goethe ganz vortrefflich den Anfang und das Ende der Kunst nannte. Auch Wieland, auch die Freundschaftsdichter und Epistolographen dichteten, was sie lebten, aber sie spielten mit ihrer Empfindung, geschweige, daß die Empfindung sie quälte. Wenn diese, oberflächlich bewegt, ihrer Gefühle allzu sehr Herr waren, so war Klopstock auf der Gegenseite allzu sehr von ihnen beherrscht, zu tief von ihnen erschüttert. Dieser stand mitten in der Empfindung gefangen, von der er dichtete, aber Goethe war am Rande der durchlebten Erfahrung und zum Abschluß fertig, zur Bewältigung geschickt, ehe er zu Werke schritt. Ihm war vorherrschend die Gabe der Einbildungkraft eigen, die allein den Dichter macht, und an der die Anderen alle nur ein bescheidenes Theil hatten: eine Gabe, die treibend und hemmend auf die Empfindungen wirkt, bald geschäftig, herrschende Gefühle unendlich zu steigern, eine wirkliche Qual mit Vorspiegelungen zu mehren, bald aber auch den Uebergang von Empfindung zu Reflexion an die Hand gebend, indem sie lehrt, im Uebermaße der inneren Bewegungen uns aus uns selbst zu setzen, uns zu vergleichen und zu beruhigen. Dieser Gabe ist die Kraft, uns selbst zu theilen, wesentlich eigen; sie lehrt uns mitten in der Leidenschaft uns zu fassen, die sie selbst erst in uns mehr entzündet hat; sie treibt uns zu Extremen und lehrt uns von ihnen zurückzukehren; sie scheidet uns, wo uns innere Kämpfe gerade ganz und völlig auf Einen Punkt zu reißen scheinen, von uns selbst; sie trennt uns von den Objekten, zu denen sie uns hinzog. Sie liegt auf der gefährlichen Scheide von Gefühl und Reflexion, von Instinkt und Bewußtsein, und auf dieser ἀκμή war es daher den Alten so leicht zu weilen, bei denen innerhalb eines großen Volkslebens, das ganz Allgemeingefühl war, der Einzelne sich zum freien Bewußtsein ausbildete, während es uns unendlich schwer wird auf jener Messerschärfe zu schaukeln, da wir unter lauter willkürlich bewegten Indi-

viduen kaum einzeln einmal zur reinen Natur und einem gesunden Lebenstakte zurück gelangen. Daher hat auch für uns diese Kraft, wo wir sie so thätig sehen wie in Goethe, etwas Dämonisches und Furchtbares, weil wir überall in ihr die Ueberlegenheit des Bewußtseins voraussetzen und voransehen, überall also das kältere und freie Beherrschen der Dinge fürchten, dessen vortheilhaften Einfluß auf die Kunstwerke des Dichters wir nicht verstehen, dessen unheimliche Anwendung auf die Handlungen und Ansichten des Menschen uns dagegen auch schon in der Vorstellung abschreckt. Denn diese Gabe wirkt in Kunst und Leben, und ist dem Dichter und Weltmann eigen; Dichter und Weltmann liegen sich auch in der Natur der Dinge keineswegs so gegenüber, wie die damalige Jugend, Klinger und Goethe, sie liegen sahen: und wer sich über die Vereinigung des Diplomaten und des Poeten in Goethe wundert, dem wollen wir anzudeuten suchen, wie beide Eigenschaften auf jene Eine Anlage zurückweisen. Wenn wir Goethe's Leben durchlaufen, so haben wir zahllose Situationen, die uns, je nachdem wir sie betrachten, eben so lebhaft die entschiedene Künstlerbestimmung in ihm darlegen, als sie uns die überlegenen und gefährlichen Eigenschaften des moralischen Menschen aufhüllen. Wir sehen ihn jeden Gegenstand, jede Beschäftigung, Wissenschaft und Lebensverhältnisse mit derselben poetischen Kraft bewältigen, mit der er seine innersten Regungen bändigt. Schon jenes Altaropfer des Knaben schien es zu verkündigen, daß er seine Religion bald in den Dienst seiner dichterischen Kräfte bringen würde; er hielt die Philosophie, gegen die er sich all sein Leben wehrte, in Religion und Poesie begriffen, und auch seine Religion war ihm wieder in der Dichtung enthalten. Später nahte er sich den Naturwissenschaften mit jenem künstlerischen Bestreben, in die Mannichfaltigkeit typische Einheit zu bringen. Ganz frühe entwarf er, um sich in sechs bis sieben Sprachen zu üben und die Langweiligkeit der Grammatik zu versüßen, einen Roman in Briefen verschiedener Geschwister, die aus verschiedenen Gegenden in verschiedenen Sprachen schreiben. Allen äußeren Erscheinungen

gegenüber lagerte er sich als ruhiger Beobachter: „wenn es draußen noch so wunderlich und wild herging unter der Zerstreuung des Lebens und der Zerstückelung des Lernens, so umgab ihn Frieden". Der Krönungsakt wird ihm sogleich eine geordnete Erzählung für eine bestimmte Persönlichkeit: „diese mannichfaltige Welt machte also sogleich einen sehr einfachen Eindruck auf ihn". Eine Scene auf seiner italienischen Reise in Malsesina, die ihm Verhaftung und Unannehmlichkeit drohte, und jeden Andern gleich anfangs empört hätte, verwandelte sich vor seiner Einbildung in eine komische Scene auf dem Theater und machte ihm den heitersten Eindruck. Alle Personen seiner Bekanntschaft wurden ihm gegenständlich, um gelegentlich seinen Dramen einverleibt zu werden; allen, auch gemeinen Gegenständen die poetischen Seite abzugewinnen war ihm leicht und natürlich. Oeser's Kupferstiche, eine schöne Gegend, eine leidige Erfahrung, Alles regte das poetische Genie in ihm an, und er fühlte sich, das Gelegenheitsgedicht aus der tiefsten Versunkenheit wieder retten und ihm zu seiner verlornen Würde helfen zu können. Sobald er in die Wohnung seines gastlichen Schusters in Dresden trit, sieht er Bilder von Ostade und Schalken; wie er mit dem Pfarrhaus in Sesenheim bekannt wird, sieht er sich in dem Kreise des Vikars von Wakefield; eine rohe Studentenversammlung, die seinem Merck den Humor verdarb, gab ihm Masken zu seinen Fastnachtsspielen; seine einsamen Reflexionen sogar brachte er in dialogische Selbstgespräche. Wie bei solchen Operationen der Seele Gefühl und Einbildung in einander spielt, sieht man leicht, und wie der Charakter dabei leiden kann, ist eben so klar, wie, daß die poetische Anschauung außerordentlich dabei gefördert werden muß. Unser Dichter lebt einen gegebenen Zustand im blinden Zuge nach dem Naturtriebe so aus, daß der Anstoß an die Konvenienz unvermeidlich, und mit diesem das schmerzliche Erwachen des Bewußtseins nothwendig ist. Der gewöhnliche Mensch fügt sich dann den bestehenden Verhältnissen und trifft mit ihnen ein bitteres Abkommen auf Unkosten seiner natürlichen Empfindung. Der Dichter, um mit der Erkenntniß nicht das Leben

aufgeben zu müssen, flüchtet seine natürlichen Empfindungen in das Reich der Poesie, und scheidet sich von der Wirklichkeit; er wirft dadurch die lebendigen Verhältnisse in solche Ferne, daß diese Objektivität seiner Kunst im höchsten Grade dienlich sein muß, aber in geselliger Beziehung wird er freilich als ein Gegner der bestehenden Ordnung erscheinen müssen, der sich kalt, ironisch, egoistisch von den gemeinen Verhältnissen lossagt. Wo daher Goethe im Anfange, nach seinem charakteristischen Ausdrucke, sich gewisse Zustände vom Halse schafft, bauten sich auf diesem Akte seine trefflichsten Dichtungen auf; als er späterhin den Hofmann spielte und mit den Dingen sich setzte, ehe er sie noch recht ergriffen hatte, verlor er seine Künstlergabe in dem Maße, als er an diplomatischem Talente gewann. Daß in jener Gabe, die Dinge innerlichst zu genießen und doch in objektive Ferne zu stellen, des Dichters wahre Kraft liegt, wußte Goethe selbst. Er liebte Goldsmith's Vikar von Wakefield darum besonders so sehr, weil er sich in Uebereinstimmung „mit jener ironischen Gesinnung fühlte, die sich über die Gegenstände, Glück und Unglück, Gutes und Böses, Leben und Tod erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt". Diese Scheidekunst ist immer eine dämonische Gabe, nicht nothwendig die eines bösen Dämon. Der Dichter kann sie so wenig entbehren, wie der Politiker und Weltmann, bei Beiden aber verlangt man, daß ein reines Gefühl sie anstößt, und ein ehrenhafter Charakter unschädlich lenkt. Goethe'n ist oft der Vorwurf gemacht worden, den man sonst nur Staatsmännern machen hört, daß er die Menschen nur wie sächliche Gegenstände behandelt, benutzt und geschätzt habe; Verkleidungen und Rollenspielen hat er im Kleinen und Großen, im natürlichen und figürlichen Sinne immer geliebt; er hat das Talent des Schauspielers und des Diplomaten vereint, das uns bei jenem, auf die Kunst gerichtet, entzückt, bei ihm und dem Andern, wo es sich auf die Menschen bezieht, erschreckt. Wie verschieden diese zugleich reizende und unheimliche Anlage wirkt, wie verschieden sie von anderen Seiten durch andere Menschen betrachtet werden kann, wollen wir an einem Beispiele

versinnlichen, das leicht für alle anderen stehen kann. Wie Goethe Italien gesehen hat, wie es ihn förderte, wie er den Zauber seines südlichen Klimas, die Reste seiner Alterthümer und Kunst, die Merkwürdigkeiten seiner Natur ausgebeutet und für seine künstlerische Bildung benutzt hat, hat W. v. Humboldt in einem besonderen Aufsatze auseinandergesetzt, durchweg freudig gestimmt über die Erfolge dieser Reise, weil er nur die ästhetische Seite betrachtete, und alles Schöne und Große der goethischen Poesie auf diesem Boden aufgeschossen sah, und weil er selbst in vollem Maße jene italienischen Genüsse zu schätzen verstand, die ihm „ein fruchtbares Geschäft waren und eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit" erweckten. Aber Niebuhr sah diese nämliche Reise mit ganz anderen Augen an[244]. Ihm war es gräßlich, daß Goethe dies Land nur als eine Ergötzung für sich betrachtete, überall nichts sah, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles Große vornehm beschaute, und wo es von dem Entgegengesetzten verdrängt ist, sich an der komischen Seite dieses Letzteren ergötzte. Er fügte vortrefflich hinzu, daß er selbst in das andere Extrem gehe, daß sein politisch historischer Sinn sich schon bei dem befriedige, wofür Goethe keinen Sinn hat, daß er unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt leben könne, ohne die Kunst zu vermissen; er behauptete aber, daß ein ächter und sicherer Kunstsinn ohne den historischen nicht sein kann, weil die Künste nichts Abgesondertes sind. Und in der That ist diese scharfe Widersetzung völlig gerechtfertigt, wenn man das Extrem der menschlichen Kälte in Humboldt oder Goethe gewahrt, die von der künstlerischen Wärme gleichsam hervorgerufen scheint. Goethe sagt im Leben Winckelmann's in einer Stelle, die er aus einem Briefe Humboldt's sich zu eigen machte und adoptirte: er kenne nur zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna von Rom anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wolle, denn nur bei einer so göttlichen Anarchie und himmlischen Wüstenei

---

244) Briefe. II, 289

hätten die Schatten Platz, deren einer mehr werth sei, als dies ganze Geschlecht. Dieser Satz mag leicht eine unbedachte Künstlernatur enthusiasmiren; ein Mann von historisch-politischem Sinne aber, der gerne lebende Geschlechter um sich sähe, die es mit den Ahnen, geschweige mit deren Schatten, aufnähmen, wird davor schaudern, ein elend gedrücktes Volk nur als Staffage einer trümmervollen Gegend betrachten zu wollen und behandelt zu wünschen.

Damit unsere Leser den Faden nicht verlieren, so wiederholen wir, daß auf Goethe's Erziehung und Schule, sowie auf seinen frühesten Dichtungen, die uns übrig geblieben sind, der Druck der Zeit, der kleinen Verhältnisse, der engen Literatur sichtbar lastete, daß aber sein Dichterberuf gleich in den Symptomen seiner frühesten Entwickelung ganz entschieden vortrat und erwarten ließ, er werde bei jeder größeren Anregung die Bürde der alten Zeit abzuwerfen trachten. Er hatte schon als Knabe aus den Poeten des alten Schlags Klopstock wohl herausgefunden; in Leipzig fing ihm das schöne Naturell Wieland's aufzugehen an: er ließ dort Gellert und die Aehnlichen fallen. Aber noch war er ganz rathlos, den Wirren der literarischen Kritik gegenüber, und man merkt aus seiner späteren Darstellung genau, wie ein einziges Muster, wie Lessing's Minna, wie ein Aufsatz seines Landsmannes Joh. Georg Schlosser ihm über alle Regel gilt, ihn beruhigt und ermuntert. Er hatte die glückliche Gabe der Gläubigkeit, die der Jugend heutzutage abgeht, sonst aber natürlich ist: er ließ das Schöne auf sich wirken, ohne sich den Genuß durch Grübeln und Untersuchen zu verkümmern, durch verständiges Urtheil zu verleiden. Er lernte vorzugsweise, wie er es nannte, durch Irradiation; nur die Natur und die größten Geister machten ihm etwas begreiflich; im Halben, im Einzelnen etwas zu fassen, fand er unmöglich. So war es natürlich, daß das Kunstwerk ihn mehr reizte, als die Kritik, und was ihn als Kritik anziehen sollte, mußte die Geschlossenheit eines Kunstwerks an sich tragen. Daher war Lessing's Laokoon offenbar das erste Buch dieser Art, was ihn neben Winckelmann's Kunstgeschichte fesselte, und was ihm eine hö-

here Aussicht in diesem Gebiete darbot, so lange er für seine anschauende Natur noch immer die würdigen Gegenstände vermißte. „Wie vor einem Blitze erleuchteten sich ihm alle Folgen des herrlichen Gedankens, der die bildenden und Redekünste schied, alle bisherige Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, und man hielt sich von allem Uebel erlöst.“ Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne marktete und mäkelte, gibt Goethe an, daß dieses Buch, so sehr im rechten Augenblick erschienen, seine volle Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthums erfreut habe. Diese Lektüre ward die nächste Veranlassung, daß Goethe nach Dresden ging, und dort die Kunstschätze kennen lernte, die ihm eine andere Welt öffneten, als er bisher bei Oeser[245] oder seinen frankfurter und darmstädter Malern hatte kennen lernen. So öffnete sich ihm im Gebiete des Gedankens durch Lessing, im Felde der Kunstgeschichte durch Winckelmann, in der plastischen Kunst durch jene Gallerie, wie in den Naturwissenschaften durch Buffon ein großartiger Gesichtskreis, auf einer Höhe, wohin ihn kein Dichter seiner Umgebung, es sei denn Klopstock gewesen, in dem Gebiete geführt hatte, das ihm vor Allem theuer war. Es begreift sich daher wohl, daß er sich an Alles klammerte, was ihm eine Aussicht, auf diese Höhe zu gelangen, darbot; daß er verzagte in seiner Hülflosigkeit, in der ihm Niemand Anleitung geben konnte. Er sollte nun von Leipzig nach Hause zurückkehren, und fühlte, daß er vor

245) Oeser war Maler und Bildhauer, Direktor der Kunstakademie in Leipzig, ein Freund Winckelmann's. Goethe hatte bei ihm Unterricht im Zeichnen genommen und bekannte sich, ehe er in Italien größere Kunstbegriffe faßte, dem verständigen und denkenden Manne sehr verpflichtet, aus dessen Umgang er gelernt haben wollte, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelte, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers“. Diese Stelle ist aus einem Briefe von 1768; 1770 schreibt er an E. Reich: „Nach Oeser und Shakespeare ist Wieland noch der Einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehle, diese zeigten mir, wie ichs besser machen sollte.“ (S. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. p. 120 und p. 217.)

seinem Vater nicht bestehen würde; er that diesem nicht in der Rechtswissenschaft genug, und sich selbst nicht in dem, was ihm am Herzen lag: dazu hatte seine excentrische Lebensweise ihn kränkelnd gemacht. In Frankfurt (1768) kam er in diesem Zustande in Verbindung mit Fräulein von Klettenberg (derselben, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Geständnisse einer schönen Seele im Meister entstanden), die, wie so viele Frauen, aus Krankheit pietistischen und herrnhutischen Ansichten nachhing, und nach Universalmitteln für ihre Körper- und Seelenleiden suchte. Durch sie ward Goethe auf Hamann aufmerksam; er kam durch sie in Verbindung mit Herrnhutern und sagte selbst, es würde diesen damals leicht gewesen sein, ihn zu dem Ihrigen zu machen. Er stellte mit ihr alchymistische Versuche an, las mit ihr Welling, Theophrast, Helmont und Starkey, bildete sich aus diesen Beschäftigungen mit Kirchengeschichte, Magie und Philosophie ein eigenes System der Religion, das aber sogleich poetisch gestaltet eine Art Kosmopöie ward. Noch späterhin gerieth er über den mosaischen Büchern auf die wunderlichsten Grillen, er glaubte z. B. gefunden zu haben, daß nicht die zehn Gebote auf den Tafeln gestandeu, und seine Disputation über diesen Gegenstand, die mit Ernst bewies, es seien auf diese Tafeln die zehn Grundgesetze der Eigenthümlichkeit des israelitischen Volks geschrieben gewesen, ist neuerdings wieder gedruckt worden[246]. Diese auffallende Zuneigung zu dem Mystischen und Mysteriösen, diese Duldsamkeit gegen die magischen Künste und jede Schwärmerei steckte in jener Zeit, wo sie epidemisch war, alle strebenden Köpfe an, und Jung, Herder und Lavater sind hier nur zeitweise und stufenweise von Claudius, Goethe, Forster und Anderen verschieden. Forster, der von 1779—83 in Verbindung mit Geheimorden in Kassel den Stein der Weisen suchte, gibt uns gelegentlich zu verstehen, wie viel bei diesen Thätigkeiten poetische Selbsttäuschung mitwirkte. Er wünschte, sein nüchterner Freund Lichtenberg möchte auch ein wenig schwärmen;

---

246) In Döring's: Goethe in Frankfurt. 1839.

er finde es so liebenswürdig zu schwärmen, so lange man sich dessen bewußt ist: nur über die Grenze hinausgehend phantasire man im hitzigen Fieber. Und so deutet auch Goethe an, daß ihn in seinen kabbalistischen Studien nichts reizte, als die phantastischen Verknüpfungen, in denen man hier die Natur darstellte, und daß er nichts davontrug, als die „Terminologie, in der man etwas, wo nicht zu verstehen, doch zu sagen glaubte". Daß auch diese Beschäftigungen Goethe's nicht zu großer Befriedigung führen würden, war zu erwarten, und daß er kein gutes Gewissen dabei hatte, bezeugt, daß er sie in Straßburg, wohin er sich jetzt begab, vor Herder'n sorgfältig verbarg.

Denn dieser war es, der hier die Nebel vor seinen Augen zertheilte. So Vieles, was in Goethe nur erst als dunkle Ahnung lag, war in dem fünf Jahre älteren Herder, besonders durch den Anstoß jener Seereise, schon klar und reif geworden. Jener Sturm gegen alle Schulgelehrsamkeit und Kompendienwissenschaft, jener Drang nach der Entwickelung des Menschen und aller seiner Kräfte, die mit Logik und Metaphysik nicht gebildet werden, jene Anerkennung der Empfindung und Leidenschaft, Alles, was Goethe nur kaum schmerzlich vermißte, das hatte Herder gerade jetzt im freudigsten Besitze und theilte es freigebig aus. Noch war Goethe bisher in lauter solche Kreise gerathen, wo das „Geltenlassen, Schönthun, Loben und Tragen" herrschte, wie es die Zeit der anakreontischen Dichter und der Bremer Beiträge gewohnt war; jetzt traf er mit Herder zusammen, der all das Schelten und Schimpfen, was er von Hamann hatte erdulden müssen, an seinen jungen Freunden wieder ausließ, und daher den Beinamen des Dechanten (Swift) trug. Er bestürmte die „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, den Stolz und Hochmuth, der in Goethe liegen mochte"; dieser kam ihm zutraulich und mit einer unersättlichen Wißbegierde entgegen, und ehe noch das Abstoßende, was Herder für ihn hatte, wirkte, hatte ihn seine anregende Kraft schon gefangen genommen. Er verleidete ihm die kleinlichen Vergnügungen und Liebhabereien, die er von seinem Vater

überkommen hatte, er verwarf ihm das Interesse an seinen Siegelsammlungen u. dergl., er machte es lächerlich. Er nöthigte ihm mit seinen Kenntnissen und Einsichten Achtung ab, riß ihn auf seine großen Standpunkte mit, und flößte ihm das Selbstvertrauen ein, das bald an die Stelle von Goethe's blödem Zögern treten sollte. Dieses Vertrauen zu wecken, die eigenen Kräfte in sich hervorzurufen, den Wetteifer zu schärfen, half gewiß das Misbehagen vortrefflich mit, das ihm Herder's ewige Unzufriedenheit und bitterer Tadel, seine Spottsucht und Sarkasmen anregten. Seine bedeutenden Gespräche, seine neuen Ansichten förderten ihn stündlich; aus den dunklen Regionen heraus, in die ihn seine mystisch-religiösen und chemischen Beschäftigungen in Frankfurt geführt hatten, aus dem engen und abgezirkelten Wesen, das er sich in Leipzig angewöhnt, riß ihn Herder in die literarische Welt, die ihm fremd geblieben war, und deren aufstrebende Bewegung ihm jetzt anfing die mangelnden Anregungen der politischen Welt einigermaßen zu ersetzen. Die Gährung in diesem Geiste, dieses eingehüllte Streben mußte einem Menschen wie Goethe einen grundtiefen Eindruck zurücklassen. Alles, was Herder im Laufe seines Lebens ausführte, fand Goethe, als er sein Leben schrieb, in der Fülle der wenigen Wochen, die sie zusammen lebten, angedeutet! Und wäre Herder methodischer gewesen, hätte er eben so gut zu leiten als anzuregen gewußt, so würde er, wie er meinte, auch für eine dauerhafte Richtung seiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden haben. Dann aber hätte Herder den lenksamen Jüngling gewiß auf Seitenwege geführt, die nun vermieden wurden, da seine Einflüsse blos negativ waren. Er stürzte ihm seine dichterischen Ideale, „zerriß den Vorhang, der Goethe'n die Armuth der deutschen Literatur bedeckte, zerstörte mit Grausamkeit so manches Vorurtheil; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Sternschnuppen behandelte; ja was Goethe von sich selbst hoffen und wähnen konnte, verkümmerte er ihm so, daß er an seinen Fähigkeiten zu bezweifeln begann. Zu gleicher Zeit aber riß er ihn auf den herrlich

breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte ihn auf Swift und Hamann aufmerksam, und schüttelte ihn kräftiger auf, als er ihn gebeugt hatte". Die Poesie zeigte ihm Herder von der neuen Seite, die wir schon kennen. Das Lieblingsbuch seiner Jugend, die Bibel, mußte Goethe durch ihn in einem ganz neuen Lichte sehen; er lernte durch den Blick auf die Natur und Volksdichtung, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer". Seinen Ovid suchte ihm Herder zu verleiden, an dem er keine unmittelbare Wahrheit fand; der Vikar von Wakefield wurde ihm durch Herder bekannt, und dieser lenkte dabei sein Urtheil auf das formale Verdienst des Kunstwerkes von dem stoffartigen Empfängniß ab, wie es Goethe später so nachdrücklich bei Anderen that. Auch Shakespeare ward in ihrem Kreise viel besprochen und überhaupt eine unendliche Masse von Ideen in Fluß gebracht; und wohl durfte Herder, als er Straßburg verließ, sich der guten Eindrücke rühmen, die er, und zwar mit Vorwürfen, auf Goethe gemacht hat, den er damals „leicht und spatzenmäßig" nannte. Dies waren eigentlich die ersten Anstöße zu dem ungemein regen persönlichen Verkehre, der jetzt bald längs des Rheins unter den Literaten aufleben sollte. Jung Stilling befand sich hier, der sich von Herder'n förmig exaltiren ließ; Lerse, dem Goethe im Götz ein Denkmal setzte; Wagner und Lenz, die in einer deutschen Gesellschaft um den Aktuarius Salzmann[247]) gruppirt standen, übrigens zu Goethe's nächsten Anhängern und Schülern gehörten. Wie hinreißend die Einflüsse Herder's in diesem Kreise waren, zeige Goethe's Schriftchen über deutsche Baukunst, das in den Blättern von deutscher Art und Kunst neben den obenerwähnten Aufsätzen Herder's wieder abgedruckt ward. Goethe war von Jugend auf mit Vorurtheilen gegen die gothische Kunst aufgewachsen; er legte sie vor dem Münster in Straßburg ab; aber dies war so wenig Ueberzeugung, daß gleich nach seiner Entfernung von dort der Gyps-

---

247) A. Stöber, der Aktuar Salzmann. Frankfurt 1855.

abguß eines Capitäls der Rotonde, den er in Mannheim sah, seinen Glauben an die nordische Baukunst schon wieder erschütterte. Mit Mühe war Goethe später zu überreden, dies Blättchen unter seine Werke aufzunehmen, und er erinnerte sich kaum des Zustands, in dem er zu diesem Enthusiasmus gebracht ward. Hier ist ihm Erwin ein Heiliger, hier wird die charakteristische Kunst für die einzig wahre erklärt, was er später verspottete; hier lacht er der Franzosen, die nichts als die Alten anerkennen wollten. Nach Hamann's Manier hüllte er seine einfachen Sätze in seltsame Worte und Phrasen, und es klingt ganz in Herder's Sturm- und Drangstil, wenn er seinen französischen Kenner anfährt: „Was soll uns das, daß der erste Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen quer darüber verband und Aeste und Moos darauf deckte? Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborene der Welt sei. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vorn, zwei hinten, und ein querüber zum First, ist und bleibt eine weit primärere Erfindung, von der du nicht einmal ein Principium für deine Schweinställe abstrahiren könntest." Mit diesem gothischen Geschmacke hängt das Wegwenden vom französischen, das Wohlgefallen an der niederländischen Malerschule und die Hinneigung zu Shakespeare eng zusammen. Straßburg war der rechte Ort des Streits der französischen und deutschen Literaturtendenzen; in dem jungen Kreise war der Zug zum Vaterland, zur Jugend und Natur entschieden. Die französische, encyklopädische Literatur schien ihnen bejahrt und welk; ein Buch wie das système de la nature von Holbach kam ihnen grau, cimmerisch, todtenhaft vor; ein Mann wie Voltaire erschien als ein altes eigenwilliges Kind und war Goethe'n besonders durch sein Bekämpfen der Bibel fatal; alle Metaphysik verleidete ihnen; sie suchten nach Erfahrung, Leben und Dichtung. Rousseau und Diderot selbst drängten von allem Verwickelten zum Einfachen, von Kunst zur Natur zurück; sie sahen in Straßburg den Schauspieler Aufresne, der gegen den hergebrachten Stil und dessen Vertreter Le Cain Opposition machte. In Goethe's Gesellschaft sollte nichts gelten als Wahrheit, Natur, aufrichtige

Empfindung, Geradheit, Derbheit, und was man Alles als deutsche Art hinzufügen könnte. Für diese Richtung gab Shakespeare die ächte Nahrung. Dodd's beauties of Shakespeare hatten Goethe zuerst mit ihm bekannt gemacht; dann gab Lessing das Signal, Wieland's Uebersetzung erschien und ward verschlungen und den Freunden empfohlen; bald war die Gesellschaft shakespearefest, ahmte seine Redeweise und seine quibbles nach, versenkte sich in die Natur des Clown, gefiel sich an seinen Witzen vor Allem und nährte auf jede Weise ihren Muthwillen. Goethe war hierin voran; der verwandte Genius in ihm regte bei diesen Flügen des Meisters die Fittiche, er gestand es frei, daß er sich mit ihm zu versuchen denke, und die Wagner und Lenz machten dies nach. Lenz besonders schien ihnen ganz der Mann, die Ausschweifung des shakespearischen Genius nachzubilden, und Goethe verweist, um in die Unterhaltungen und Ansichten der Gesellschaft zu versetzen, außer Herder's Aufsätzen, besonders auf Lenzens Anmerkungen übers Theater. Hier wird Shakespeare als der kühnste Genius bestaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuströmenden Gedanken zu finden, dessen Figuren vom König bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, Menschen seien, die warmes Blut im schlagenden Herzen trügen, und kitzelnder Galle in schalkhaften Scherzen Luft machten, keine Vapeurs kennten, nicht in müssigen Formularen hinstürben, nichts von dem tödtenden Wohlstand wüßten! Nach Shakespeare's Beispiele, so wird in jener formlosen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweise Herder's gelehrt, soll das Individuelle im Schauspiel vorherrschen; der charakteristische und Carikaturmaler gilt zehnmal höher als der idealische. Alles, was Aristoteles sagt, ist nichts; die Handlungen sind in der Tragödie um der Person willen da; hier gilt der Grundsatz: fabula est una, si circa unum sit.

Wenn Goethe unter diesen Aufregungen sogleich producirt und seine Produkte veröffentlicht hätte, so würde sein erstes Werk, sein Götz von Berlichingen, von den dramatischen Versuchen seiner Freunde Wagner, Lenz und Klinger nicht so außerordentlich abstechen; schon

der erste Entwurf, der im Nachlasse bekannt geworden ist, zeigt dies deutlich. Allein die nüchterne Erziehung, die lange Unentschiedenheit, das Mistrauen gegen sich selbst, wirkte bei ihm hemmend, und dies zeichnet ihn eben vor jenen jungen Männern aus, daß er über dem blinden Schöpfungstrieb Wache hielt, daß er sich zwar des Hervorbringens freute, aber nicht des Hervorgebrachten, daß er sich gymnastisch übte, ehe er auf den Kampfplatz trat. Er nöthigte, nach dem allgemeinen Hange aller damaligen Dichterklubs, Alles zum Dichten, was ihm nur irgend Talent zeigte, er selbst aber hielt zurück. Er theilte die ultranaturalistischen Ansichten seiner Freunde in Bezug auf die Kunst nur insofern, als er seinem vielseitigen Wesen nach einmal vorübergehend sich auch dieser Richtung hingab; der gothische Geschmack, in dem sein Götz, und nachher die Stücke, die in diesen Zeiten schon Wurzel faßten, Egmont und Faust, geschrieben sind, lag bei ihm nur dem klassischen zur Seite. Der Gegensatz gegen alles Einseitige und Extreme, gegen alles Ueberschwengliche und Ausschweifende, der in Goethe's Natur lag, fand bei ihm neue Nahrung, als er von Straßburg weg nach Frankfurt zurückkehrte, und hier in einen andern Kreis von Bekannten kam, die ganz anderer Art waren als die straßburger. Sein Landsmann und späterer Schwager Joh. Georg Schlosser (1739—99) war ihm schon in Leipzig vorübergegangen; jetzt fand er ihn in Frankfurt wieder. Er hatte an der realen und idealen Natur des Menschen Theil und vereinte mit praktischen Richtungen, mit gediegenen Kenntnissen, mit einer ganz strengen, sittlichen und christlichen Tendenz den Sinn für die reformistischen Neuerungen der Jugend, der Goethe angehörte. Durch ihn wurde er mit dem darmstädter Kreise bekannt, dem er schon von Herder angekündigt war: mit v. Heß, Petersen, Wenck und Merck, die nachher mit Höpfner in Gießen, mit Goethe u. A. die frankfurter Anzeigen eine Zeitlang leiteten. Unter ihnen ward Merck von dem größten Einflusse auf Goethe; auch Er ein reifer und ruhiger Geschäftsmann, vor dessen Sarkasmen und Bitterkeiten nichts Abenteuerliches bestand. Gegen Herder's Einflüsse gehalten, waren die seinigen

ganz verschieden. Herder drängte mit seinem Spotte Goethe'n in sich zurück, allein zu Merck hatte dieser die Zuversicht, daß er seine schlimme Seite nicht gegen ihn kehren würde; Herder schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; die swiftische Galle des Ersteren hatte sich gegen das Veraltete in Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die seine eben so oft gegen die Tollheiten der neuen Titanen. Herder's Bitterkeiten flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgefühle, Merck's aus der bloßen natürlichen Geradheit seines Urtheils. Jener wollte die Welt umkehren und öffentlich etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Goethe, der ihm seine Poesien verhehlte, aber Merck zog diese ans Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dichters, und hätte sich gerne an diesem begnügt, wenn ihm Goethe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der schrankenlosen Jünglinge, die sich an ihn herandrängten. Goethe ward unter diesen neuen Freunden an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvolleren Umgang gewöhnt; als er daher nach Wetzlar kam und dort eine ähnliche lustige Gesellschaft fand, wie die straßburger, in der sich Behrisch's Thorheiten und Lenzens Verrücktheiten zu erneuern schienen, so war er ihrer sogleich müde. Er schloß sich an Gotter an, knüpfte ein Verhältniß mit Boie und den Göttingern, und als ihm aus diesem Kreise nachher die Stolberge bekannt wurden, sagte ihm Merck das bedeutsame Wort, er werde nicht lange mit ihnen aushalten; seine Richtung sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, jene suchten das Poetische und die Imagination zu verwirklichen, und das gebe nichts als dummes Zeug. Wirklich fühlte Goethe bald, wie treffend die Urtheile Merck's über seine damaligen Sinnesverwandten waren, durch deren Uebertreibungen er sich bald mehr gehemmt als gefördert sah. Ueberall sehen wir hier Merck, keineswegs wie einen bösen, sondern wie einen guten Dämon an Goethe's Seite, und ganz entschieden auch in solchen Fällen, in

denen es dieser noch spät nicht zugeben wollte. Selbst von moralischer Seite scheint er vorübergehend eine Kraft in Goethe hervorgerufen zu haben, die mit dessen gewöhnlichem Zuge, der Natur blind zu folgen, in Kampf trat; denn wie ihm ästhetisch bei den Extravaganzen seiner Freunde, ja bei seiner ersten Anlage des Götz selber nicht wohl war, so war er auch moralisch weit davon entfernt, sich bei jenen Zuständen ganz wohl zu fühlen, wo „ihn die Wogen der Einbildungskraft und einer überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab trieben". Die Episode in Sesenheim hat man so oft gerügt, als ein Beispiel, wie Goethe auch die liberalen und genialen Sitten seiner jungen Freunde theilte. Aber er verlor den Adel seiner Seele darum nicht; das Bewußtsein seiner Schuld und der verlorenen Liebe machte ihn mild; die Ergebnisse seiner reuigen Betrachtungen, meinte er, möchten in den beiden Marien, in Götz und Clavigo niedergelegt sein. In Wetzlar kam er in das bekannte Verhältniß, wo seine Leidenschaften von neuem spielten — es war gewiß kein mephistophelischer Dienst, daß Merck seinen Entschluß bestimmte, den Ort seiner Liebe zu verlassen. Goethe nannte das selbst eine Heldenthat; leider muß es ihm in seiner Lebensbeschreibung nicht der Mühe werth geschienen haben, sich selbst vor dem verachteten Publikum in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. Die Briefe aus jenen Jahren sind nun veröffentlicht[248]), die mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete; die auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm begegneten, begeisterte, mit dem er in Götz und Werther (1773—74) vor dem Publikum erschien, und mit einem Schlage die ganze Gestalt unserer Literatur verwandelte.

In diesen beiden Werken erkennt sich die zweiseitige Natur Goethe's in jedem Zuge, und durch sie sind beide so bedeutend geworden:

---

248) A. Kestner, Goethe und Werther. Stuttgart 1854.

Form und Inhalt gehören dem wühlenden und reformatorischen Bestreben jener Jugend an, aber beide sprechen zugleich die Mäßigung in dem Dichter aus, dem es gegeben war, die wilden Stoffe zu bändigen. Er schrieb an Schönborn bei Erscheinung des Werther, worin er sich selbst ganz niedergelegt zu haben schien, im entschiedensten Gefühle der Selbsterhebung über diese Persönlichkeit. In beiden verräth er wohl, wie er ganz geschaffen war, große Begebenheiten der Zeit poetisch zu bilden, falls sie ihm solche entgegengebracht hätte. Da sie nicht Thaten hatte, so lauschte er auf ihre inneren Beschäftigungen und auf die Ideen, die sie bewegten, und er traf den Mittelpunkt dieses Ideenkreises so genau, daß sich daher die außerordentlichen Wirkungen wohl erklären, die beide Werke in verschiedener Weise machten. Im Götz machte sich das Freiheitsgefühl Luft, das eben anfing in Deutschland Boden zu fassen und, durch Klopstock, Moser und die Schweizer vermittelt, die Jugend zu ergreifen. Besonders in dem göttinger Dichterkreise wurzelten diese Ideen, die von dem Sänger des Messias ausgestreut waren, und mit ihnen war Goethe gerade in Verbindung getreten. Durch ganz Europa war im 18. Jahrh. ein reformistisches Bestreben fast in alle Kabinette gedrungen; was sich im Großen geltend gemacht hatte in Verfassung und Administration, drang jetzt in die Bureaus und Aemter; in die Formen und das Verfahren der Gerichte flossen humanistische Neuerungen ein; der Geschäftsstil sollte natürlich und lebhaft werden, und Goethe erlebte diese Gährungen so sehr, und machte sie so eifrig mit, daß er in Beziehung auf seine stilistischen Vorzüge dieser neuernden Art Belobungen seiner Vorgesetzten erhielt. Dies war die Zeit, wo ihn Voltaire's Beschützung der Familie Calas und Lavater's That gegen Grebel begeisterte und mit der Welt versöhnte: die Haut für die allgemeine Glückseligkeit daranzusetzen, heißt es im Götz, das wäre ein Leben! und noch ist hier gläubig eine bessere künftige Welt in Aussicht genommen, und das ganze Gedicht athmet in dem Rufe nach Freiheit aus. Wie die göttinger am Alterthume genährten Jünglinge, so flog auch Goethe'n damals das Gefühl des geselligen Druckes

ebensowohl in Bezug auf den Staat an, als es ihn in anderen socialen, sittlichen und ästhetischen Beziehungen peinigte. Friedrich der Große hatte selbst das Signal gegeben, den hergebrachten Regierungsschlendrian zu brechen, und Jeder fühlte sich in seiner Sphäre berechtigt dazu mitzuhelfen. Eben jetzt brach auch die amerikanische Revolution aus und brachte schnell eine Masse politischer Ideen in Umlauf, die durch Rousseau unter einem stillen, aber weitverbreiteten Anhange schon lange vorbereitet waren. In Frankreich griffen die Ideen sogleich in das Gebiet des Wirklichen ein; bei uns sprudelte sich der Haß gegen Tyrannen, Höfe und Hofleute in Lust- und Trauerspielen aus. An ihrer Spitze erscheint Götz; ein historisches Schauspiel, eine Staatsaktion von ganz revolutionärem Charakter. Wie das Genie im Poetischen und im Moralischen sich selbst Gesetz sein sollte, nach den Grundsätzen jener Geschlechter, so erscheint hier ein großer Mann in anarchischen Zeiten an der Stelle des politischen Gesetzes. Vortrefflich war dabei der Griff in die Zeiten unseres Volkes, die jeder Bewegung in unserem Nationalleben zum Muster dienen müßten; und ganz neu war das Geschick, mit dem der Dichter in den Ton der verschiedenen Stände, in den Stil der untergegangenen Zeit versetzte, der durch die vestigia veteris leporis so anheimelte, wie später in noch höherem Grade die Hans-Sachsische Färbung des Faust. Noch ehe Herder seine Volkslieder gebracht hatte, war dies Beispiel der Anschmiegung gegeben, das damals am meisten in diesem regellosen Werke auffiel. Shakespeare's Oekonomie war mit diesem Einen Stücke in Deutschland eingeführt, seine Schule spürte sich besonders in der Rolle des Hofnarren heraus. Gerade das aber, was ein Anderer zuerst aus Shakespeare gelernt hätte, war am wenigsten erfaßt; und dafür traten die Elemente heran, die Goethe eigenthümlich hinzubrachte. Das Große, das Historisch-Bedeutende einer Zeit, wie die Reformation war, die Erschütterung der Welt, die kühnen Charaktere eines Luther, Hutten, Sickingen liegen in dämmernder Ferne, jedes starke Moment ist verwischt, ein Held ist gewählt, der sich durch eine Autobiographie erst dem Dichter nahe stellen mußte; der episo-

dische Charakter eines Weibes, bei deren Schöpfung Gott und Teufel ums Meisterstück wetteten, gewann es über den Dichter so sehr, daß er sich selbst in sie verliebte und anfangs nicht allein den schwächlichen Weislingen und den sinnlichen Franz, sondern auch den heroischen Sickingen in ihre Schlingen legte.

Diese Wendung in einem historischen Stücke kündigte schon an, wie geneigt der Dichter war, mehr in seiner eigenen Seele nach Stoffen zu suchen, und wie geschickt, diese zu behandeln. Sein Werther erschien daher in sich vollendeter: er stellte ein Bild des moralischen Genies auf, in Beziehung auf unsere geselligen Verhältnisse gesetzt. Ein Charakter entwickelt sich vor uns, dem alles Bestehende Hinderniß und Schranke scheint; wie er in der Kunst der Regel spottet, so auch der bürgerlichen Gesellschaft, die die Natur in uns zerstöre und nichts als Anständigkeit dafür biete. Collegien und Aemter scheinen ihm den Menschen zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und Strohmänner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung ist ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er schlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweise des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantasie angeht; ihn reute keine Leidenschaft, die auch an Wahnsinn und Trunkenheit grenzte, denn er hatte begreifen lernen, warum man alle außerordentliche Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Ein solcher Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eignes Herz, lebt ihm ganz zu Gefallen, und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun; von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht; von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen schwermüthigen Schatten Ossians. Ueber Klopstock und Kleist begegnet sich seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das

Band des Lebens nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Glut und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten im Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf. Für die Befreiung der deutschen Dichtung von allen fremden Einflüssen war die Erscheinung von Götz und Werther schon ein ganz zuversichtlicher und tumultuarischer Sieg, während Lessing's Stücke noch Schlachten, die nur mit der höchsten strategischen Vorsicht gewonnen waren.

Die Wirkungen beider Stücke waren unermeßlich für die Dichtung, wie für die Zustände des Lebens. Die wilde dramatische Skizze schmeichelte dem zügellosen Hang der Jugend; „sie glaubte daran ein Panier zu sehen, unter dessen Vorschritte Alles, was in ihr Wildes und Ungeschlachtes lebte, sich wohl Raum machen dürfte"; und Goethe besaß besonders einen Brief von Bürger, der als wichtiger Beleg dessen gelten konnte, was die Erscheinung des Götz damals aufregte. Gesetzte Männer fürchteten, er begünstige die Anarchie und das Faustrecht und möchte gern diese Zeiten wieder herstellen. Er selbst hatte die Absicht, noch eine Reihe historischer Stücke zu schreiben, und trug sich einmal mit dem Plan zu einem Julius Cäsar, der, nach einigen Resten zu urtheilen, in dem Götzischen Kraftstile gehalten sein sollte, und von dem der Dichter selbst vorher fühlte, daß er nicht Allen gefallen würde. Seine Freunde fingen an Schauspiele in diesem Geschmacke zu machen; eine ganze Saat von tragischen Dichtern wuchs aus diesem Einen Stücke auf, das nach den verschiedensten Seiten hin auswucherte. Mit der ungefähr gleichzeitigen Emilie Galotti verschmolz das Stück in den Augen der meisten Nachahmer in Eins; unsere plötzlich erzeugte Tragödie nahm meist ihre Schauspiele aus unserem gesellschaftlichen Leben, wie Lessing that, zeichnete aber groteske Züge und schreckliche Larven, ungeheure Scenen mit nachlässiger Hand ins Grobe hin, wie man es im Götz gefunden haben wollte. Diese Gattung wandte sich der Bühne zu, eine

andere wandte sich ganz von ihr ab: das historische Schauspiel, oder besser der dialogisirte historische Roman, wie ihn die Schlenkert, Spieß, Cramer und Aehnliche behandelten. Diese rohen Auswüchse, diese Mordspektakel, die in bombastischen Furiosos den kläglichsten Plattsinn schlecht verhüllen, mögen jetzt wohl kaum mehr das Knabenalter entzücken, und sind schon längst in die Tabagien der Soldaten herabgekommen, wohin wir ihnen gewiß nicht folgen werden; die eigentlichen Tragödien aber, die aus Goethe's Schule hervorgingen, werden wir weiterhin zu betrachten Gelegenheit haben. Götz von Berlichingen, werden wir sehen, wirkte rein schaffend, anregend, hervorrufend, weit auf die Folgezeit hin; Werther dagegen schloß mehr die sentimentale Periode ab oder zeitigte sie. In der Literatur konnte dieser nicht so nachhaltige Nachahmungen verursachen, nachdem Yorick, Young, Ossian und die Sentimentalität der Freundschaftszeit schon vorausgegangen war. Auf Siegwart blieb mit Unrecht die Benennung dieser Jahre hängen, die weit richtiger durch Werther charakterisirt und bezeichnet würden, schon weil er die starkgeistige Seite der Zeit mit in sich schließt. Die Tragödie bildete sich überhaupt weiter, der Roman aber nahm, schon als Werther erschien, eine ganz praktische Richtung, die dem ausschließlichen Tone jener Empfindelei und jener weinerlichen Schwermuth in Miller's Prosaschriften nicht günstig war. Im Götz war eine dichterische Gattung angegeben, die in sich die Fähigkeit hatte sich fortzupflanzen; Werther war ein zu unmittelbares Abbild des Lebens, um nicht seine nächsten und unmittelbarsten Wirkungen auf das Leben zurück zu machen. Der Dichter stand selbst damals in der Periode der gestörten Ideale, die jedem Jüngling natürlich ist, und die im 8ten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, wo sich Alles um die Dichtung drängte, wo man die Wirklichkeit mit der Poesie maß und verglich, eine gemeinsame für die ganze deutsche Jugend war. Unbestimmte Triebe, ein dunkles Bestreben, ein gesteigertes Gemüthsleben, eine hochfliegende Phantasie stießen überall an die Schranken der gegebenen Zustände an, und Lebensüberdruß bemächtigte sich des erregten und leidenschaftlichen

Geschlechts. In dieser Lage nährte man sich gerade an den düsteren Gestalten der englischen Poesie, deren finsteren Charakter Goethe vortrefflich geschildert hat; Shakespeare's Hamlet beschäftigte die Gemüther, Young und Ossian lagen den Herzen nah. „In solchen Elementen, bei solchen Umgebungen, Liebhabereien, Studien, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen nicht aufgeregt, in der Aussicht auf ein schleppendes bürgerliches Leben, war in dem unmuthigen Uebermuthe der Gedanke das Leben zu verlassen an der Tagesordnung. Dieser allgemeinen Stimmung hatte Werther seine Wirkung zu danken; er erregte nicht eine Krankheit, sondern deckte das vorhandene Uebel auf[249])." Denke man nun, daß Goethe aus den eigenen Erfahrungen eines überreichen Herzens schrieb, daß den letzten Anstoß der durch eine ähnliche Lage veranlaßte Selbstmord des jungen Jerusalem gab, der die allgemeinste Theilnahme in Deutschland erregte[250]), daß Goethe seine Erzählung in raschen, bewegten Briefen in weniger Zeit, aus der ersten Hand, mit genauer Benutzung von Originalnachrichten über die Katastrophe Jerusalem's hinwarf[251]), so begreift man wohl die stoffartigen Wirkungen des Buches, die unglücklichen Folgen der Lektüre, die Aufregung der Gegner, die in Milton's, in Lessing's, in Lichtenberg's Geiste das Vergöttern des sinnlichen Triebes haßten, oder die moralische Entnervung der Charaktere fürchteten. Man begreift aber auch die Bewunderung einer Darstellung, in der sich Kunst und Natur, Dichtung und Wahrheit, Excentricität und geistige Gesundheit, Sentimentalität und Naivetät, Bewegung und Ruhe so innig die Hand reichten.

Denn wirklich schien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen sollte, wovon unsere guten Pedanten seit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren sei, der jene Eingebung, die Gabe des dich-

---

249) Vgl. über die Wirkungen des Romans in Literatur und Gesellschaft, J. W. Appell, Werther und seine Zeit. Leipzig 1855.

250) Gotter schrieb seine bekannte Epistel bei diesem Anlaß und spielt auf den Tod des jungen Mannes darin an.

251) Kestner, Göthe und Werther p. 86.

terischen Enthusiasmus, der unmittelbaren Empfängniß wiedergebracht habe, wie man sie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es sich selbst von seiner Mutter angeerbt, alles Phantasievolle heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab sich ihm leicht zu poetischer Auffassung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und übersprang sie, wo er sie kannte. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm des Nachts ungerufen und unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung, ein Lied ein, das er sich hersagte, und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult heftete. Von früh auf wehrte er sich gegen den Druck seiner Sachen; lebendig, wie sie empfangen waren, wollte er sie auch wiedergeben; er erzählte seine Mährchen schon als Knabe; er trug jahrelang seine Plane und Entwürfe in sich herum; schrieb er etwas nieder, so erhielt nur der lebendige Vortrag seine Freude daran; Alles was aus dem Stegreif geschah, Dichten und Spielen, war seine besondere Lust; alles Theoretisiren und Kritteln haßte er, als einen augenscheinlichen Mangel an Schöpferkraft. Spät bildete er sich noch aus der bloßen Art und den Mitteln des Vortrags eine Theorie der dichterischen Gattungen; und er war in Weimar nachher darum so sehr an seiner Stelle, weil hier sein Talent freien Spielraum hatte, mit den heiteren Scherzen der Kunst das Leben zu verschönern, und „im Spiel und Tanz, in Gespräch und Theater den Freudenkreis ununterbrochen durch die 52 Wochen des Jahres zu schlingen". Es war, als ob die ältesten Zustände uns wiederkehren sollten; als ob der Rhapsode und Volkssänger lebendig erschienen wäre, von dessen Gesängen Herder nur sprechen und rühmen konnte. Niemand hat so sehr wie Er das deutsche Volkslied erneut, so einfach wie dieses empfunden, so viel Anschauung für die Phantasie, so unendlichen Raum für die Musik gegeben[252]), so wenig sich von Vers und Reim im melodischen Fluß der Empfindungen stören lassen. Wir haben nichts Lyrisches als

252) „Nur nicht lesen, immer singen,
und ein jedes Blatt ist Dein!"

unser altes Volkslied, was so, wie Goethe's Jugendlieder, Alles mit Bildern zu beleben, allen Gedanken Gestalt zu geben wüßte, was ohne kühne Metaphern und schwere Apparate so Vieles in so einfacher Weise sagte, was so mächtige Leidenschaften aufhüllt, und doch in einer reinen Natur so gekühlt und beschwichtigt. Sein Naturleben spricht sich in seinen Liedern nicht als das gesellige, wie bei Voß, als das andächtige oder heiter beobachtende, wie bei Hebel, aus, sondern als das eines träumerischen, phantasievollen Gemüthes; er hat das Naturlied geadelt, und wenn er Schäferlieder von Damon und Phyllis, von Luna und Zephyr singt, so geht Alles in der schlichten Natur so ohne Misfälligkeit mit, wie die gelehrten Brocken des alten Volksliedes.

Wie in diesen Jugendwerken Goethe durchaus in einer freien und kühnen Weise auftrit, die kaum im Hintergrunde seine spätere Aenderung ahnen, so wie die spätere Beschreibung seines Jugendlebens kaum diese frühere Natur durchblicken läßt, so warf er sich auch kritisch und polemisch damals der deutschen Welt und Literatur gegenüber, immer von dem edlen Bestreben erfüllt, wie er an Möser's Tochter schrieb, „demjenigen, was vor unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend näher zu kommen"; überall von dem Wunsche beseelt, eine Gemeinschaft der besten Menschen der Zeit zu fördern, sich, wie er sang, des Halben zu entledigen, im Ganzen, Guten und Schönen resolut zu leben. Er war jetzt durch seine beiden Werke an das Licht des Tages gezogen, seine Einsamkeit ward plötzlich gebrochen, Lob und Tadel riß ihn aus sich selbst und seinem Stillleben heraus. Er trat mit Merck und den Anderen in den Frankfurter Anzeigen kritisch auf, ganz in dem neuen Tone, den Herder angegeben hatte, oder in Lessing's reformatorischem Geist. Mit Heftigkeit zieht er hier gegen kleinliche Moralisten, schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unsitte und Ungeschmack des Jahrhunderts, gegen alle Systemmacherei und Dilettantismus, gegen finstere Religionseiferer zu Felde, aber

auch gegen kritische Ketzer und Freigeister, wie Unzer und Mauvillon; das wahrhafte Genie schützte er selbst in seinen Thorheiten. Er ehrte Lavater und Wieland: er rechtfertigt diesen gegen die ängstlichen Moralisten: Kenner des Herzens würden entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Leidenschaft nicht geschwinder zum Ziele der Sittlichkeit führte, als die kürzeste Linie des moralischen Raisonnements. Er verbittet sich von Sulzer die Moralpredigten, und rechnet sich geradeaus zu denen, die nach dessen Theorie mit den Künsten Unzucht treiben. Er wünschte in dessen Kunstartikeln mehr Anschluß an Lessing und Herder zu sehen, in seinen philosophischen nicht blos Darzählung der Marksteine, sondern auch ein wenig Bacon'sche Bilderstürmerei, Fingerzeige, Ahnungen zu Entdeckungen des Columbus. Er lehnt sich gegen das verzwickte, alltägliche Geschlecht unserer Dichterlinge auf, und er bittet den Genius des Vaterlands, gleichsam sich selbst zeichnend, um einen Jüngling, der voll Jugendkraft und Munterkeit der beste Gesellschafter wäre, den zu fangen die Schönen alle ihre Netze ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, witzig und munter sei; dessen Eitelkeit sich der Zurückhaltenden aufdränge, sie durch erlogene Seufzer und Thränen eroberte — und auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann alle seine Freuden und Leiden und Thorheiten mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; und an dem endlich offenbar würde, daß nicht Fläche und Weichheit des Herzens an seiner Unbestimmtheit Schuld habe, wenn er ein Mädchen fände, das seiner werth sei. — Den Uebermuth einer kräftigen Gesinnung und eines frischen Alters, sowie den kecken Humor der von Idealen erfüllten Jugend hatte Goethe schon ganz frühe genährt, und schon in Leipzig hatte er einen polemischen Muthwillen an Clodius ausgelassen, dessen pomphafte und hohle Oden in Ramler's Manier ihn ärgerten, und zu dessen Medon er eine Prolog-Harlekinade schrieb,

die die Zeiten Rost's und Gottsched's wiederzubringen schien. Was gegen sein poetisches Glaubensbekenntniß, was gegen die Träume, die sich seine dichterische Phantasie schuf, damals grob verstieß, erfüllte ihn mit Wuth. So haßte er, obwohl im Herzen den rationalen Neuerungen der Theologen zugethan, das Modernisiren der alten Begriffe und Zustände, das Verdrehen und Bespöttlen der Bibel und der Prophezeihungen, mit denen ihm ein guter Theil des poetischen Gehaltes verloren ging; sein Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes (modernisirte Paraphrasen der Evangelien) gegen Bahrdt (1774) floß aus dieser Quelle. — Wieland war immer Goethe's Liebling gewesen, Musarion und Agathon seine Freude: seinen Auszug gegen Pfaffen und Tyrannen im Schach Gebal hatte er mit gleicher Gesinnung gebilligt. Allein jetzt reizte er Goethe'n mit einer tadelnden Beurtheilung des Götz, die er in seinem Merkur hatte abdrucken lassen. Bei näherem Zusehen fand sich, daß er für nichts Kräftiges und Frisches Sinn hatte, daß er den großen Meister Shakespeare selbst mishandelte und das Verdienst seiner Uebersetzung durch die Noten aufhob. Die modernen Halbgötter in seiner Alceste verriethen, daß er von dem eigentlichen Wesen des Alterthums eben so wenig einen Begriff hatte, als von der Kunst, die Sitten und Charaktere anderer Zeiten in einem entsprechenden Stile darzustellen. Es schien endlich, als ob der Mann, der bisher unter die Genien des Tags gezählt wurde, seinen Rückzug zu den Pedanten der alten Zeit nähme, als er in Weimar seinen Merkur begann, den er ausdrücklich im Gegensatz gegen die „hündische Art von Kritik" unternahm, wie sie in den Frankfurter Anzeigen herrschte. Das Bardenwesen, die cynische Genialität, der Ultraenthusiasmus war ihm in unserer Literatur zuwider geworden: er ärgerte sich über die Leute, die, wenn sie ein Bischen Witz und nichts zu essen hatten, sich über alle Rücksichten wegsetzten. Seine ganze literarische Thätigkeit quälte sich jetzt mit diesem Merkur herum, in dem alle die breite Mittelmäßigkeit und Spießbürgerlichkeit herrschte, aus der Goethe mit Macht herausarbeitete; und nirgends sieht man so tief in die bodenlose Gemeinheit

des deutschen Zeitschriftwesens hinein, als in den merkurialischen Briefen Wieland's, die in aller Ehrlichkeit die Kunstgriffe auseinanderlegen, mit denen solche Unternehmungen bei uns geführt, und das Publikum in ihnen geäfft und betrogen wird. Haß und Liebe hatte bei Goethe und seinem Kreise damals keine Grenze, Rücksicht und Schonung kannte man nicht, wenn der Kitzel des Muthwillens stach. Die Farce Götter Helden und Wieland (1774) hing sich an die Alceste und die Noten des Shakespeare[253]; sie „turlupinirte den Autor über seine Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt", wie Goethe an Schönborn schrieb, „auf eine garstige Weise"; sie macht es aber doch noch gnädig, und ein freundlicher Brief an Wieland stellte das Vernehmen zwischen Beiden auf guten Fuß. Nicht so friedlich ging es mit Nicolai ab. Unter den zahllosen Schriften, die Werther hervorgerufen hatte, und unter denen eines Engländers „Geständnisse der Lotte" mit einem wirklichen Facsimile ihrer Handschrift und ihrem Bildnisse die unverschämteste war, erschienen auch Freuden des jungen Werther von Nicolai (1775), ein Kritikroman voll Galle auf das junge Geschlecht der Volks- und Schauspieldichter, deren Kraftsprache darin auf eine äußerst matte Weise verspottet wird. Der Geschichte wird darin eine bekannte und unsaubere Wendung gegeben, und Goethe, der die Schwäche hatte, Anderer Muthwillen und Tadel eben so wenig ertragen, wie seinen eigenen zurückhalten zu können, rächte dies in einem Spottgedichte, das den unberufenen Kritiker in einer unsauberen Stellung auf Werther's Grab zeigte, und trotz Goethe's Vorsicht denn doch bekannt geworden ist[254]. Ein allgemeiner Lärm erhob sich in Goethe's Bekanntschaft gegen das „Geschmäcklerpfaffenwesen" der deutschen Bibliothek und ihren Unternehmer, gegen diesen Usurpator der deutschen

253) „Wäre er klug, und er könnte die Stelle, wo er Deiner (des Euripides) spottet, und die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun." Herkules: Geh in Dich, und bitte den Göttern ab die Noten über den Homer, wo wir Dir zu groß sind. Wieland: Wahrlich, Ihr seid ungeheuer! Ich habe Euch mir niemals so imaginirt.

254) Gedruckt in Boas' Nachträgen.

Kritik, den Diktator in Religion und Wissenschaft, den Hauptgegner fast aller der Genialitäten, die sich in diesen Jahren hervorthaten. Jung Stilling schrieb die Schleuder eines Hirtenknaben gegen seinen Sebaldus Nothanker, im Aerger über die Ausfälle gegen die Frömmler, und Nicolai wollte wissen, daß Goethe ihn in seinen Schimpfworten darin (die Jung nachher abbat) bestärkt hätte; er ließ ihn durch Merck warnen, nicht mit ihm, wie mit Wieland, Katze und Maus zu spielen; er wisse, daß er vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte! Unberufene Einmischer machten den Bruch größer. Für Nicolai's Werk galt eine Flugschrift: Menschen, Thiere und Goethe (1775); für Goethe's die Farce Prometheus, Deukalion und seine Recensenten (1775), die Wagner aus Unterhaltungen mit Goethe in dessen Manier gegen Wieland, Nicolai, Jacobi, die Tadler des Werther richtete. Prometheus schickt darin den Deukalion in die Welt, über den sich nun das Recensentenvolk, Gans, Esel, Uhu, besonders aber der Merkur, die Iris und der Orangutang hermachen. Iris (Jacobi) hat das Herz voll von Deukalion, aber aus Furcht vor Orangutang zieht sie sich zurück, Merkur bietet ihr den Arm, der Orangutang setzt dem Deukalion einen anderen Kopf auf, denn „dies ist sein Element, zu bauen auf fremdes Fundament“[255]. Goethe erkannte in diesem übrigens rohen Machwerk seine Gedanken und seine Manier wieder; unter seinen Freunden war dieser Hans Sachsische Stil stehend geworden, der sich so sehr der Poesie des Tages anfügte und den heiteren Humor unterstützte, und den Goethe nachher auch nach Weimar hinüberpflanzte. Ob dieser Stil Goethe'n oder Merck früher eigenthümlich war, kann man zweifeln; wenige Zeilen von dem Letzteren zeigen wenigstens, daß er ihm gleich eigenthümlich war. Der Ton des „cynischen Bonsens“ muß ihm besonders angestanden haben, da vorzugsweise an ihn die Briefe der verschiedensten Leute diesen derben Ton anschlagen, die ihn wohl, an Andere gerichtet, ganz verleugnen. Goethe hat leider die „poetischen Episteln von

255) Ein Stich auf den Sebaldus, der sich an Thümmel's Wilhelmine anlehnt.

ungemeiner Kühnheit, Derbheit, swiftischer Galle und verletzender Kraft", die er von Merck besaß, für eine Nachwelt versteckt, die vielleicht nichts mehr damit anzufangen weiß, und er hat uns damit die Mittel abgeschnitten, über Merck's ganzen Werth und Bedeutung abschließend zu urtheilen. Gewiß ist, daß dieser die satirische Feder seines jungen Freundes zu schärfen nicht faul war, und daß er jenen Hang theilte, alle kleine Begebenheiten des Tags poetisch zu verewigen, den Goethe überall hin ausbreitete, wohin er sich richtete. Die geistreiche Gesellschaft voll Muthwillen und Laune gewöhnte sich an, jedes Wort, jeden Vorfall, jede Erscheinung in der Literatur, in Gespräche, Sprüche und Sinngedichte zu kleiden, die ihren Werth nicht im Stachel, sondern in der einfachen Charakteristik suchten. Mitlebende Genossen wurden in Masken abgegossen, und Einzelnes in dieser Art ist im Jahrmarkt von Plundersweiler, im Intermezzo von Faust u. s. stehen geblieben; und reiner gestaltet wachte dieser satirische Trieb spät noch in den Xenien wieder auf. Ins Größere ausgeführt geben die Fastnachtsspiele vom Pater Brei und Satyros solche Lebensbilder. Das eine verspottet den jungen Leuchsenring, der empfindsam, weich, enthusiastisch, vor seiner eigenen Einbildungskraft nie sicher, die unglückliche Neigung hatte, überall etwas unter der Decke zu vermuthen, und überall unter dem Tische zu spielen, von dem man daher jetzt noch immer nichts weiß, aber Vieles vermuthet. Er sollte später das Mährchen vom Kryptokatholicismus aufgebracht haben, das so ungeheuere Zerrüttungen brachte; damals als ihn Goethe (1773) bei Frau Laroche sah, habe er einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften wollen. Er hing daher mit dem jüngeren Jacobi einmal zusammen, und hatte mit allen Weibern etwas zu kramen. Seine Unnatur und Anspannung, seine geistige „Kontorsion" und seine Kunststücke ärgerten Fritz Jacobi, die Korrespondenzen, die er immer herumtrug, bespöttelte Laroche, und Merck machte Goethe'n aufmerksam auf diese Art, sich überall mit Schmeicheln und Lügen einzunisten, die dann Goethe im Pater Brei verspottete. Einen anderen „tüchtigeren und derberen solcher Zunftgenossen, die sich über-

all vor Anker legten und Einfluß zu gewinnen suchten", zeichnet er im Satyros. Wenn dieser nicht ein Stich auf Basedow's faunisches Wesen, seine Reformationswuth und gotteslästerlichen Paradoxien sein soll[256], so wissen wir ihn nicht zu beziehen[257]. Man sieht wohl, daß die satirische Charakteristik nicht eben sehr deutlich ist; auch aus dem Pater Brei würde kein Scharfsinn auf Leuchsenring rathen, ohne daß man es sonsther wüßte. So war auch in jenen „lebenden Sinngedichten", in den „Pasquinaden", die er in dem darmstädter Kreise machte, der Scherz und die Bedeutung so versteckt, daß die Gemeinten selbst sie nicht erriethen. Mitten in dieser polemischen und satirischen Richtung nämlich erkennt man von ferne wohl, daß diese Leidenschaftlichkeit, dieser Trotz, diese Unverträglichkeit mehr Jugend als Natur bei Goethe war. Die ehrenwerthen Gesinnungen und Absichten des jungen Geschlechts um ihn her rissen ihn mit, sich in den Entwürfen und Beschäftigungen zu gefallen, in denen er stets dem Zeitgeiste mit- oder gegenwirkend nahe trat, in dem er sich immer in dem Ganzen der gährenden Literatur erkannte. Aber indem er seinem Widerwillen gegen alles Falsche und Unnatürliche mit franker Offenheit im mündlichen Verkehre und schriftlich für sich freien Lauf ließ, hielt er ihm doch gleichsam wieder den Zügel; er versteckte doch wieder die so offene Meinung; er überließ seinen Freunden Lenz, Klinger und Merck, wie spät noch Schillern, bekannt zu machen, was er nicht selbst veröffentlichen mochte, als ob es dadurch von ihm abgewälzt wäre: das Meiste und Größte von dem, was seine Seele damals bewegte, ließ er fallen. Von der unartigen Hochzeit Hanswursts, die ihm nicht druckbar erschien, erfahren wir noch in dem Leben nichts als einen Witz auf Macklot's Makulatur. Er trug sich mit dem Plane zu einer Tragödie Mahomet[258], die ganz in den

---

256) Die Jahrzahl 1770 in der Ausgabe der Werke wird wohl ein Irrthum sein.

257) Die Beziehung auf Basedow wird von Düntzer, über Goethe's Satyros, in Hennebergers Jahrbuch, Bd. 1, entschieden in Abrede gestellt.

258) Ein Bruchstück in Schöll's Briefen und Aufsätzen Goethe's aus den Jahren 1776—86. Weimar 1846.

Zeitbestrebungen wurzeln sollte. Er sah die Basedow und Lavater bemüht, das Edle, was sie wollten, auszubreiten, er wollte ihnen an Mahomet tragisch vorführen, daß sie sich in diesem Bestreben nicht der Menge gleich stellen, das Göttliche irdisch machen und der Vergänglichkeit preisgeben sollten. Dies Stück blieb liegen; Faust ward hinausgeschoben, der schon damals im Entwurfe vorrückte; ein Epos vom ewigen Juden gehörte gleichfalls unter seine Pläne, das, wie Faust, „solche tiefere Griffe in die Menschheit" thun sollte, und dessen volksmäßigen und zeitgemäßen Stoff Goethe ebenso mit Schubart zusammen ergriff, wie im Faust mit Lessing, Klinger und dem Maler Müller. In dem ewigen Juden, einer Sage, die sich von selbst zum poetischen Rahmen einer Philosophie der Geschichte darbietet, hätte Goethe, den damals religiöse Ideen ausfüllten, mit richtigem Griffe die nach seinen Ansichten hervorstehenden Punkte der Religionsgeschichte behandelt, er hätte darin niedergelegt, was er sich aus Spinoza aneignete, der ihn damals beschäftigte; er hätte sein christliches Glaubensbekenntniß hineinverwebt, das sich eben mächtig änderte. Er erkannte sich plötzlich auf dem Wege der pelagianischen Ketzerei, obgleich er früher sich für das Gegentheil bekannt hatte; er gab jetzt lieber die orthodoxen Begriffe von der Gnadenwirkung auf, als daß er dem Vertrauen und dem Glauben an die Kraft der Natur und des eigenen Willens entsagt hätte. Wie konnte er auch bei einiger Selbstprüfung anders, da ja die sämmtlichen Tendenzen der Zeit aus jenen titanischen Bemühungen flossen, die des Menschen Selbstkraft und Größe unter die Waffen riefen, und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen. In dem Stolz auf diese moralische Unabhängigkeit, auf die Lossagung von dem persönlichen Gotte, zu der ihn Spinoza geleitet hatte, auf die dichterische Schöpfungskraft, zu der ihm keine Zeit und kein Verhältniß etwas zulegen konnte, wurzelte auch der Entwurf des Prometheus, den er gleichfalls fallen ließ. Als Monolog gehörte dazu jenes unter Anderem gerettete Stück, das der Zündstoff für einen Ausbruch ward, den wir weiterhin noch berühren. Jacobi theilte das Gedicht Lessing mit, der sich zu dem spinozistischen ἓν καὶ

πᾶν bekannte; nach seinem Tode erklärte ihn Jacobi zum Spinozisten, und dies rief einen Streit mit Mendelssohn hervor, der allerdings zu dessen Tode mitgewirkt haben mag.

Die Dichtungen, die Goethe in die Welt schickte, die polemischen Schriften, in denen er sich an den berühmtesten Namen neckte, erklären wohl den Tumult, den sein Auftreten erregte; nothwendig aber muß man sein Persönliches hinzurechnen, das ganz geeignet war, den ohnehin herrschenden Zug nach lebendiger Mittheilung zu unterstützen und die Masse der jungen Literaten brüderlich zu verbinden zu einem heiteren Leben und einem ernsten Streben. Wohin sich Goethe damals wandte, bestach sein offenes Wesen, der Naturzug in seinem Benehmen, die geniale Unordnung in Schrift, Kleid, Rechtschreibung und Sitte, der man es doch ansah, daß sie von einem geheimen Triebe des Anstandes in Schranken gehalten war, das reine Selbstgefühl, das zwischen Stolz und Bescheidenheit schwebte, die Fügsamkeit, mit der er bei der ersten Wärme der Bekanntschaft jede fremde Natur ehrte und behandelte. Auf die allerverschiedensten Menschen machte er daher die gleiche bezaubernde Wirkung. Man suchte damals nach Genie in jedem Jüngling, der die Feder führen konnte; man wollte es schon in den Mienen lesen, seitdem die physiognomische Wuth aufkam: und in wem sollte man es eher vermuthen, als in jenen großen klaren Augen, jener prachtvollen Stirn, dem schönen Wuchs und vertrauensvollen Aussehen des jungen Goethe? So schildert Jung Stilling sein Auftreten in Straßburg in einer Weise, daß man wohl begreift, wie er in dem Kreise von Religionszweiflern und Freigeistern sich allein an Goethe halten konnte, der seine zarten Religionsbegriffe schonte, und den er daher auch neben Herder noch lieb behielt, obgleich ihm dieser einen mächtigeren Anstoß für sein ganzes Leben gegeben. Die Mittheilsamkeit in dem straßburger Klub haben wir schon erwähnt; Lenz ward hier ganz durch Goethe hingerissen; Jung Stilling machte er unter anderen Engländern auch mit Fielding und Sterne bekannt, was nicht ohne Einfluß auf dessen Lebensbeschreibung blieb. Sein Merck in Darmstadt war

ein Mann, der in seiner hypochondren Bestimmung gern die Freude seines Lebens in den Ruhm seines jungen Freundes gesetzt hätte; Goethe ward ihm unentbehrlich. Welcher heitere Strich auch hier in den Kreis ernster Männer durch Goethe gebracht ward, kann die Eine Scene in Gießen zeigen, als Goethe mit Merck, Schlosser und Höpfner eine Zusammenkunft über die frankfurter Anzeigen hielt und sich über jenen Chr. H. Schmid lustig machte, der neben Eschenburg als einer der ersten literarhistorisch beschäftigten Sammler und Kritiker bekannt geworden ist. Wie innig ferner damals alle diese Verbindungen waren, und wie ernst gemeint, geht aus der Behandlung eben dieser Zeitung hervor, in der gemeinsame Arbeiten von Einem redigirt wurden. So sieht man Goethe'n überallhin bei jedem Unternehmen seiner Freunde helfend und fördernd. Er theilte damals ernstlich den physiognomischen Glauben seines Bruders Lavater, lieferte Artikel zu dessen Werke und schaltete bei seiner Anwesenheit in Zürich mit dem Text nach seinem Belieben. So hatte Goethe an Herder's Ideen den wärmsten Antheil genommen; so hat er Jung Stilling's Leben nicht allein drucken lassen, sondern nach seiner eigenen mündlichen Aussage auch redigirt. So waren auch alle Briefe, die damals innerhalb dieser und anderer Kreise geschrieben wurden, Allgemeingut. Nicht allein Leuchsenring, auch die Laroche selbst, besonders aber Lavater und Andere trieben die Mittheilung ihrer Briefe zum Misvergnügen ihrer Freunde bis zur größten Unverschwiegenheit, und Schlosser legte 1788 eine förmliche Circularkorrespondenz an, woran Lavater, Pfeffel, Jacobi u. A. Theil nahmen. Diese Korrespondenzen waren ganz ungeheuer: nur die Eine Sammlung der Briefe an Merck[259]) zeigt, wie dieser öffentlich minder bekannte Mann die ganze Literatur zum Freunde hat. Allerdings sind daher diese Briefe so wichtige Aktenstücke für die Literarhistorie jener Zeiten, wie die Denkwürdigkeiten berühmter Männer für die politische Geschichte, und sie

259) Briefe an J. H. Merck, herausg. von Wagner, Darmstadt 1835, und Briefe an und von J. H. Merck, von demselben, 1838; dazu Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, Leipzig 1847.

öffnen das Verständniß jener Zeiten völlig, zu dem die poetischen Werke oft nur dunkle Winke geben. Außer der schriftlichen Mittheilung, die in diesem Kreise noch weiter ging als in Gleim's und Lessing's, ward auch die persönliche gesucht; man hielt literarische Zusammenkünfte, man rühmte sich einander mit einer Duldung, die auch Goethe ganz eigen mit seinem Kitzel zu humoristischen Ausfällen zu vereinigen wußte. Er besuchte das Haus Laroche bei Koblenz 1773, von Merck angekündigt; er lobte damals das Fräulein von Sternheim, einen Roman der Frau la Roche, den ihr Freund Wieland eingeführt hatte, und der eigentlich unsere Frauenliteratur eröffnet, aufrichtig; empfindsame Theilnahme zog ihn zu dieser Frau, hinderte aber nicht, daß er an der Schönheit und Jugend ihrer Tochter und an der weltmännischen Heiterkeit und dem spöttischen Zuge des Herrn Laroche gleichen Antheil nahm, der sich gegen alle Empfindsamkeit wehrte. Vielleicht hätte sich Goethe auch mit Leuchsenring, der damals hinzukam, einig vertragen, wenn nicht Merck und Laroche dazwischen getreten wären. Als ein Jahr später Lavater nach Frankfurt kam, drängte sich Alles an diesen Wundermann, der ganz geschaffen war, die laute und persönliche Mittheilsamkeit zu fördern, denn seine Neigung ging dahin, öffentlich aufzutreten und zu glänzen. Das Bestechende in Lavater's Persönlichkeit, seine Güte, Wohlthätigkeit und lebensfrohe Geselligkeit riß damals den kalten Merck, wie später den so weit von ihm abstehenden Wieland hin. Auch Goethe fand die größten Genüsse in seiner Unterhaltung und begleitete ihn nach Ems; kein Mann stand ihm damals so nahe wie dieser, wiewohl er an Keinem seine Duldsamkeit so sehr zu üben hatte. Er erkannte ihn schon damals als einen Phantasten, aber er phantasirte mit Bewußtsein mit, und hoffte wohl noch Besserung, da er den schönsten, schlichtesten Menschenverstand in Lavater gewahrte, den er gefunden habe. War ihm doch noch 1779, als er mit dem Herzoge von Weimar Lavater's Bekanntschaft in der Schweiz erneuerte, der Verkehr mit ihm die „oberste Spitze der Reise und eine Weide am Himmelsbrod!“ Nannte er ihn doch dann noch, da er schon so manche älteren Freunde

abgeschüttelt hatte, den „besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die er kenne[260]!" Noch fesselte ihn damals jede ganze Natur, sie mochte noch so sehr von der seinen verschieden sein. Kaum zurückgekehrt nach Frankfurt traf Goethe auf Basedow, den wahren Gegensatz Lavater's, und auch an diesen, der ihn schon äußerlich durch sein cynisches Aussehen und Wesen hätte abstoßen können, schloß ihn sogleich das Wohlgefallen an allem dem, was in seinen Bestrebungen eine frischere Weltanschauung verrieth. Auch an ihm fand er nichts, was ihm zur eigenen Bildung hätte dienen können, er brauchte ihn mehr „sich zu üben, als sich aufzuklären", der heimliche Zug des Absonderns trat auch hier schon dicht an die freieste Lust des Zusammenseins hinan. Er sah sich lustig, wie es jenes Gedichtchen sagt, als das Weltkind zwischen diesen beiden Propheten, aber sie waren ihm wirklich noch Propheten, weit mehr, als es die Lebensbeschreibung will merken lassen. Er reiste mit Basedow wieder nach Ems zu Lavater, und das Hetzen der Geister dauerte bis zur Ermattung fort. Nun sollten die Jacobi in Köln aufgesucht werden, an denen er mit Herder schon vorher sich humoristisch versündigt hatte. Versöhnung war um so leichter zu hoffen, als Frau Laroche vermittelt hatte, mit der, ehe der Nimbus von ihr gewichen war und die Zeit eintrat, wo ihr Jacobi »horreurs« und Wieland sanfte Wahrheiten sagte, jener so empfindsame Briefe wechselte, wie es heute kein Ehemann gestatten würde. Dazu kam, daß Betty, die vortreffliche Gattin von Fritz Jacobi, Goethe'n ganz einnahm. Sein Inneres, durch die ungleichartigen Lavater und Basedow zurückgedrängt, brach vor Fritz Jacobi auf, dessen gemüthliche Richtung ohne das Feindselige jener Beiden ihm im Augenblicke wohl that, dessen völlige Rückhaltlosigkeit, dessen Vertrauen, mit dem er ihm seine „tiefsten Seelenforde-

---

260) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, hrsg. von Guhrauer. 1851. 1, 15. „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch. — Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. s. ist weder in Israel noch unter den Heiden." Goethe an Knebel aus Zürich 1779.

rungen" nicht verhehlte, ihn warm durchdrang, dessen Beschäftigung mit Spinoza ihm gerade gelegen war. „Der tiefste Grund seiner menschlichen und dichterischen Fähigkeiten ward durch eine unendliche Herzensbewegung, beim Anblick eines alten Familienbildes, in Goethe'n aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüthe lag, schloß sich auf"; er ward des Vertrauens dieser Freunde sogleich theilhaftig; es war ihm damals „eine Wonne, Gegenstand von Jacobi's Liebe zu sein"[261]). Die Nächte vergingen auch hier in den ernstesten und tiefsten Gesprächen, in denen sich Naturen wie Fr. Jacobi erholen; sie schwelgten im Austausche ihrer Seelen; Jacobi schrieb damals an Goethe Briefe, in denen er dessen affectirten Jugendstil noch übertreibt. In Elberfeld sahen sie Jung, und Goethe nahm damals dessen Leben mit sich nach Frankfurt. Jung's Beschreibung dieser Zusammenkunft bethätigt ganz, wie glücklich und selig sich Goethe in diesen Kreisen fühlte, von denen er sich bald lossagte. Heinse war damals zugegen; auch ihn riß das „Genie vom Wirbel bis zur Zehe, der Geist voll Feuer mit Adlersflügeln" in Goethe'n sogleich hin. Goethe hat ihn in seinem Leben nicht einmal erwähnt; und doch war er damals der Dritte im Bunde! Ueber seine Laidion (in der selbst Jacobi durchsah, daß dieses Mannes Seele in seinem Blute, sein Feuer nur Glut der Sinnlichkeit sei, in der Merck „nichts als Uebung der Kräfte" sah) sagte Goethe in jenen Jahren: dies sei ein Mann, dergleichen Fülle habe sich ihm so leicht nicht dargestellt, man müsse ihn bewundern oder mit ihm wetteifern, er habe nicht geglaubt, daß so etwas in deutscher Sprache möglich wäre! Von Jacobi's schied Goethe damals, wie er sagt, ohne daß sie ahnten, wie verschieden sie seien. Und doch sind die Zeugnisse da, daß er sie schon vor jener Zusammenkunft mit Schimpfnamen belegte, und mit dürren Worten sagte, er „verachte sie"[262]), sowie Merck mit Anderen beim Weine sie „verfluchte"; und die Zeugnisse, wie er nachher Friedrich's

---

261) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsg. von Max. Jacobi 1846. p. 16.

262) Goethe und Werther p. 181. 204.

Schriften in Weimar dem Gespötte Preis gab, sind bekannt. Goethe konnte „den Geruch" des Woldemar nicht leiden; er parodirte mit einer leichten Aenderung den Schluß dahin, daß Woldemar'n der Teufel holte; in Ettersburg hänselte er ihn in größerer Gesellschaft durch und nahm mit dem Buche eine „schimpfliche Execution" vor. Er verschmähte es, auf Jacobi's Brief, der ihn stolz zur Rede stellte, zu antworten, er erklärte aber den vermittelnden Freunden, er wünsche Jacobi sei zugegen gewesen; das launige Treiben einer solchen Scene sei für ihn eine abgesonderte Sache. Dies waren die Launen jener Zeit, in der man ganz „in dem Feuerblick des Moments" lebte, wie man darin zu erkennen und zu dichten strebte. Das vornehme Wesen Jacobi's widerstand Goethe's Natur, sein Dünkel und seine Einseitigkeit stießen ihn ab[263]; aber die Lebhaftigkeit des Augenblicks und die ganze Stimmung jener Jahre, als sein erster Ruhm erscholl, öffnete sein Gemüth gegen alle Welt. Er blieb auch späterhin, nach förmlicher Versöhnung (1782) in Briefen, im Gespräche mit Forster und sonst (und nur in der Biographie nicht) kalt gegen Jacobi, der ihm noch seinen Woldemar widmete, als sei nichts vorgefallen, der seinen Mismuth verschluckte, wie sehr auch die Heinse und Aehnliche an ihm hetzten. Wie viel mag aber Jacobi von seiner Meinung zurückgekommen sein, die er in jener Zeit ihres Zusammenseins äußerte, daß Goethe eben der Mann sei, den er bedurft habe, und daß dies einmal gewiß ein wahres, inniges, ewiges Verhältniß sein werde, das sie zusammenbände! Wie wird ihm aus der Seele gewesen sein, was Schlosser's zweite Frau 1779 schrieb: „Goethe könne gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe sei er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug." Wie oft mag er an den uranfänglichen Eindruck zurückgedacht haben, da ihm Goethe wie Wieland als ein Wolf vorkam, der Nachts an die Leute hinaufspringe und sie in den Koth wälze; wo er so urtheilte wie der junge Hartmann, der in Goethe's Briefen an Lavater nur einen Menschen reden hörte, der seinen Scherz mit dem

263) Seine ganze Abneigung spricht sich besonders stark aus in einem Briefe an Knebel vom J. 1812. S. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2, 54.

Freunde trieb und Alles um sich her verachtete, oder wie Zimmermann, dem Goethe's Liebkosungen gegen Lavater wie die eines Tigers vorkamen. Wir sehen, wie die Freunde bei den ersten, gewöhnlich untrüglichsten, Eindrücken die dämonische Natur des Mannes ahnten, der sich auch weiterhin immer mehr von denselben Leuten durch große Klüfte geschieden erkannte, denen er sich kurz vorher mit Leidenschaft genähert hatte. So war Niemand für Goethe'n weniger gemacht, als Klopstock; dennoch fand auch zwischen ihnen eine Befreundung statt; mit Zimmermann knüpfte ihn schon Lavater zusammen, wenn es auch nicht sein leidenschaftlich derbes Wesen gethan hätte, das damals als Kraft und Genie galt. Die göttinger Jugend, Klopstock's Schule, näherte sich ihm in Briefen und Personen; die Stolberge führten ihn in den ähnlichen franken und burschikosen, aber noch ganz verschiedenen, romantisch gefärbten Ton der dortigen Kreise ein. Er empfing sie mit offener Brust und machte mit ihnen eine Reise in die Schweiz. Das nannte Merck einen dummen Streich; er fand sie unpassend für Goethe'n und hatte Recht. Zwar hat dieser damals, als er Klopstock's Oden sammelte und wie Heiligthümer verehrte, als er in Klopstock's Sinne das Fechten, Reiten und Schlittschuhlaufen trieb, schwerlich die klopstock'schen Sitten der Stolberge, ihr öffentliches Baden, ihren lauten Tyrannenhaß, ihre Naturaffektation so auffallend gefunden, wie er sich in dem vierten Theile des Lebens anstellt, sonst hätte er wohl nicht die Briefe aus der Schweiz, den Anhang zu Werther, und noch viel weniger die enthusiastischen Briefe an die Gräfin Auguste geschrieben. Wohl aber liegt es ganz in seiner Natur, daß jene ritterlichen Rodomontaden, mit denen Friedrich Stolberg über den Verlust einer unvergleichlichen Geliebten und seinen unermeßlichen Schmerz ausbrach, dem stillen Gemüthe zuwider waren, das ähnliche Verluste tiefer empfunden hatte; und als der Schönen Gesundheit getrunken und die Gläser zerbrochen wurden, mochte es ihm wohl so vorkommen, als zupfe ihn Merck am Ohre.

Denkt man sich in den unruhigen und strebsamen Verkehr dieser Kreise, erinnert man sich, daß dies eben die Jahre waren, wo in

Zürich die Literatur sich am wuchern dsten ausbreitete, wo Königsberg, Berlin und Wien sich als literarische Hauptstädte anzusehen anfingen, wo Gleim in Halberstadt auf die Realisirung seiner Dichterkolonie dachte, so begreift man wohl, daß diese Bewegung auch an die kleinen deutschen Höfe dringen mußte, die sich dem Privatleben näher sahen als die Höfe von Oesterreich und Preußen. Wirklich sieht man auch, daß an vielen Orten zugleich ein Bedürfniß und ein Wunsch sich regte, an dem Aufschwunge der deutschen Literatur einen Antheil zu haben, von ihr einen Vortheil zu ziehen. Wir haben den Grafen Wilhelm von Bückeburg schon genannt; hätte er eben so viel Glück als Unglück gehabt mit Abbt und Herder, so wäre dort vielleicht eine Zufluchtstätte für manchen Anderen geworden. Aehnlich ging es mit dem Fürsten von Dessau. Der treffliche Mann hatte auf seinen Reisen Winckelmann kennen gelernt und diesen franken Deutschen ganz bezaubert; Winckelmann wollte ihn auf seiner letzten Fahrt nach Deutschland besuchen; seine Ermordung zerstörte dieses Wiedersehen. 1771 berief der Fürst Basedow zu sich, um eine Lehranstalt nach seinem Plane anzulegen; dieser Ruf geschah in derselben redlichen und edlen Absicht, in der der Fürst sein Ländchen verwaltete und mit den Werken der Garten- und Baukunst zierte, und erregte allgemeines Aufsehen. Aus Dessau ist in der That eine ganze Reihe von verdienten Pädagogen ausgegangen; allein die meisten in Opposition mit Basedow, der dort sein wüstes Wesen fortsetzte und die lernbegierigen Lehrer, die sich zu ihm drängten, mit Essen, Trinken, Spielen und Rauchen mehr unterhielt als mit ernsten Gegenständen, so daß man wohl sieht, der Fürst war mit ihm weit übler berathen als Bückeburg mit Herder. Der Eifer aber, das Talent zu schützen und zu pflegen, ließ über einzelne Misstände dieser Art wegsehen. Wir wissen, wie der Erbprinz von Braunschweig Lessing schützte; wir haben angedeutet, welche Mühe man sich in Mannheim und Heidelberg gab, den eigensinnigen Mann zu fesseln. Klopstock's Ansehen stieg an den kleinen Höfen immer mehr: die treffliche Landgräfin Karoline von Darmstadt sammelte seine Oden und ließ sie in wenigen Prachtexemplaren drucken.

Man sagte sich, die dänische Pension solle mit der Beendigung des Messias aufhören, dafür wollte ihm der Markgraf Karl Friedrich von Baden eine ganz unabhängige Stellung geben und war begierig den Dichter der Religion und des Vaterlands bei sich zu sehen[264]. Es schien aber, als ob ein Misgeschick auf alle den edlen Absichten der Höfe laste. So ward der schöne Plan Karl Friedrich's, ein patriotisches Institut für den Gemeingeist Deutschlands, nach dem Muster der helvetischen Gesellschaft, mit Zuratheziehung Herder's und Müller's zu gründen, durch die Revolution vereitelt. So drückte auf die glänzende Militärakademie des Herzogs Karl von Würtemberg, die ganz aus dem neuen Bildungstriebe in Deutschland hervorging, Despotie und der Zwang der Subordination, die militärische Pedanterie und der Eigenwille eines Fürsten, der die wilde Genialität der Zeit mitgemacht hatte. So verdarb vieles Gute, was Dalberg bezweckte, über seinem unglücklichen Hang, überall selbst schaffend mitzuwirken, wo er blos hätte schützen und fördern sollen. So versäumte Darmstadt die günstige Gelegenheit, sich zum Mittelpunkte eines großen Kreises zu machen; Merck, Sturz, Lichtenberg gingen von hier aus; Ewald, Moser, Claudius, Hamann, Herder, Goethe waren hier oder wären leicht zu fesseln gewesen; aber dieser Stadt ist es eigen, ihr eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen, und fremde Talente ungeschickt zu wählen, oder zu versäumen. So blieb denn der Ruhm deutscher Medicäer auf dem Hause Weimar allein hängen; denn auch Gotha, wo man mit Weimar wetteiferte, und wo sich J. Fr. Schmidt, Gotter, Manso, Jacobs, Schatz, Reichard und Andere zusammenfanden, ward nur ein Sammelplatz vieler Mittelmäßigkeiten, wie es leider in Sachsen später und früher das Gewöhnliche war.

Die Seele des neuen Lebens, das im 8. Jahrzehnt in Weimar aufblühte, der Mittel- und Bindepunkt aller der vielartigen Persön-

---

264) Vgl. Strauß, Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden, in Sybel's histor. Zeitschrift 1859. 2. Heft.

lichkeiten, die dort theils zusammentrafen, theils vorüberzogen, war die Herzogin Amalie. Noch während des Lebens ihres Gemahls hatte man dort, wie wir oben hörten, das auflebende Schauspiel begünstigt, und als 1772 Wieland hinkam, sah man das Theater schon als eine Schule der Tugend und Sitte, als eine politisch=moralische Anstalt an, und betrieb mit Ernst und Eifer die Aufführung der neuen Stücke von Gebler, Herrmann, Bertuch, und der Opern, die seit Weiße in Schwung gekommen waren. So war die erste Gestaltung dieses Triebes nach Bildung von der Herzogin ausgegangen, und in der Zeit von Weimars Blüte behauptete Wieland noch immer, daß ohne sie der Ort wieder zur alten Bedeutungslosigkeit zurückkehren würde. Eine Dame von Welt und einer unruhigen Bildungs= und Unterhaltungssucht, von milder Lebensansicht, duldsam gegen Alle und gegen Alles, war sie auch ganz dazu gemacht, die verschiedenartigen Bestandtheile des Hofs, der Verwandtschaft, der literarischen Cirkel wenn nicht in Liebe zu binden, doch so aus= und beieinander zu halten, daß trotz vielfacher Reibungen jedes Aufsehen und jede Spaltung vermieden ward. Von ihr ging die Hast aus, mit der man in Weimar auf stets neue Ergötzlichkeit sann, mit der man sich auf jeden Gast von Geist und Namen stürzte, ihn aussog und dafür mit Huld überschüttete. Sie hatte Lust und Sinn für Alles und Jedes, musicirte und zeichnete, lernte spät noch Griechisch, las Latein und übersetzte Einiges aus Properz. Ihr Liebling, Wieland, wunderte sich bald über die Ausdauer, mit der sie in den Zeiten bürgerlich glücklichen Zusammenseins mit der Gräfin Bernstorf und mit Bode Musik trieb, bald über das schwankende Interesse, mit dem sie jetzt sich mit Raynal von Politik, mit Villoison von Literatur, mit Oeser von Kunst unterhielt. Der strenge Schiller sah dies Alles nicht in so schönem Lichte, wie Wieland; er fand (1787) ihren Geist sehr beschränkt; es habe sie nichts gefesselt, was nicht mit den Sinnen zusammenhing; daher stamme ihr Geschmack, den sie für Musik und Malerei habe oder haben wolle. Wielanden bezeichnet er dabei als einen etwas verdächtigen Zeugen über die Herzogin, er hängt ihr so an, weil er sich

bei ihr erlauben dürfe, auf dem Sopha zu schlummern. Selbst Wieland übrigens entgingen ihre schwachen Seiten nicht. Sie duldete in ihrer Umgebung Leute, die sogar ihm misfielen; sie war ihren Söhnen nachsichtig, wie selbst deren Lehrer es misbilligten; sie stieß sich nicht an die vielen Unschicklichkeiten, die im Gefolge des wirren Getriebes am Hofe sich einschlichen, und über die sich die edle Herzogin Luise nachher zu beklagen und mit Geduld und Würde zu erheben hatte. Sie hatte dem Erbprinzen Wieland, dem Prinzen Konstantin v. Knebel zu Erziehern gegeben; und da diese Männer um ein Billiges gewonnen waren, so lag es nahe genug, daß man bei der Vielgeschäftigkeit und Neuigkeitslust an diesem Hofe auf den Gedanken gerieth, noch andere schöne Geister dahinzuziehen. Wieland machte den Plan, Gleim zu gewinnen, und hätte er des jungen Herzogs Liebe, wie im Anfang der Fall war, ausschließlich behalten, so würde er mehr um seinen Merkur, als um den Hof her, eine Gesellschaft von ganz anderer Art versammelt haben, als sich nachher durch Goethe bildete. Auf der Reise aber, die Karl August nach Darmstadt machte, um sich um die Prinzessin Luise zu bewerben, stellte ihn Knebel in Frankfurt Goethe'n vor; seine Liebenswürdigkeit spielte mit dem gewöhnlichen Zauber, sein Bruch mit Wieland ward heilbar gefunden, er ward berufen. 1775 kam er in Werther's Montirung dahin, brachte noch Vieles von dem Geiste und Sitten seines Romans mit sich und hatte damit die Frauen sogleich weg. Dies war der Scheidepunkt der alten und neuen Zeit in Weimar. Ganz andere Persönlichkeiten wurden in Goethe's erstem Eifer in Aussicht genommen als vorher: Herder ward Göttingen entrissen und nach Weimar berufen; Friedrich Stolberg war bereits gewonnen, als sich Klopstock hineinlegte, der an dem allzu freien Leben Anstand nahm und seinen Liebling bestimmte, in holstein-oldenburgische Dienste zu treten. Sogleich kühlte sich aber auch dieser erste Eifer Goethe's ab; er hatte jetzt Fuß gefaßt und fing an sich von seinen bisherigen Freunden zu sondern, das Ungleichartige auszusichten, sich selbst zu fühlen und zu heben. Die diplomatischen Unarten, über die sich seine Freunde später oft zu

beschweren hatten, begannen gleich jetzt. Seinem Freunde Schlosser ließ er schon 1776 durch seinen Bedienten schreiben, ohne nur ein einziges Wort hinzuzufügen. Klinger fand sich bald in Weimar ein, aber er war Goethe'n in der Gesellschaft drückend, denn er meinte es zu ernst, wie Knebel, wie Herder und Schlosser. Lenz erschien und ward wie ein Kind behandelt; er machte täglich seinen dummen Streich und war bei all seinen Anlagen in diesem Kreise nicht zu brauchen. Merck war dem Hofe bekannt, und ihn gewann und behielt man lieb, obgleich er die erlauchten Personen nach Wieland unterweilen behandelte, wie die großen Schönen ihre Liebhaber. Zwischen Merck und Goethe aber riß seit dem Aufenthalte in Weimar ein heimlicher Bruch ein. Auf Wieland wirkte der neue Günstling zauberisch; er verlor sich ganz vor ihm, kannte nichts Höheres und Reineres, und in einer Stunde, „wo er ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sah, kniete er neben ihn, drückte seine Seele an seine Brust und betete Gott an". Er ließ es sich gefallen, daß ihm Goethe über den Kopf wuchs, er freute sich sogar darüber. Eine Weile mochte Goethe diese schwärmerische Verehrung ertragen; auf die Länge mußte ihm die Zudringlichkeit dieser Freundschaft lästig werden, und die gehoffte Seelenvereinigung misglückte, wie die zwischen Goethe und Jacobi. Zu Herder fühlte sich Goethe wie in Straßburg: er fuhr fort, klagte er, sich und Anderen das Leben sauer zu machen. Auch Wielanden drückte Anfangs „der Hohepriester" mit dem Glanze seiner Erscheinung und dem Verletzenden seiner Neckereien, aber auf die Länge hin entspann sich zwischen ihnen und ihren Familien eine „hausgesponnene Freundschaft", die derb und dauerhaft war.

Der Ruf des neuen Lebens in Weimar ging sogleich in alle Welt aus; er verbreitete Gutes und Böses, und was wir Alles von diesem Leben wissen, scheint es dem wirren Getreibe an dem eisenachischen Hofe in der Blütezeit unserer alten Literatur sehr zu vergleichen. Der Zug des genialen und wüsten Lebens der Jugend griff nach Weimar über. Man ließ die liebe Natur frei walten, man wollte, wie Wieland schrieb, die bestialische Natur brutalisiren, man wandte sich

von Weibern zu Wein, vom Wein zum Spiel, vom Spiel zu Kinderpossen. Ohne Plan zu leben ward eine Zeit der eigentliche Lebensplan. Die Gewöhnung an Genuß, der Hunger nach Neuem, die Ergreifungsfähigkeit, die man am Hofe systematisch ausgebildet hatte, führte nothwendig solche Excesse mit sich; auf ländlichen Partien der Etikette enthoben, wich man im genialen Uebermuthe aus allen Schranken. Das tolle Leben poetisch zu würzen, war Goethe eben der rechte Mann; er übte mit dem Herzog Ausgelassenheiten in der Gesellschaft, auf Jagden und ländlichen Festen, auf die er selber später mit Abscheu zurückblickte. In häuslicher und höfischer Unterhaltungs- und Beschäftigungsgabe konnte er es mit der Allbestrebsamkeit der Herzogin Amalie mit Leichtigkeit aufnehmen. Ausgezeichnete gesellige Talente, wie Einsiedel, kamen ihm fördernd entgegen, und so bildete sich hier eine Wirksamkeit für den Dichter, die ihn dem öffentlichen Leben auf eine Reihe von Jahren entzog. Alles, was in seinen früheren Kreisen im Kleinen getrieben worden war, wiederholte sich hier mehr im Großen; alles Kleine, Neckische, Momentane, Gelegenheitliche ward rasch ergriffen, alles Große und Bedeutende ward für eine Zeit der Sammlung zurückgelegt. Wie er in seiner Gesellschaft in Frankfurt und Offenbach zuletzt immer in Ueberspannung, stets in glänzenden, nie in nüchternen Augenblicken gelebt hatte, so setzte es sich hier fort. Die Zerstreuung auf Geschäfte und Feste, das Hetzen und Hätscheln, die Schwachheit für die Weiber, das „Miseln“, das „Herz theilen“, die „Billetkrankheit“, Alles macht in den Mittheilungen und Briefen aus dem Weimarer Leben gleich Anfangs einen unwohlthuenden Eindruck, weil man ahnt, daß Goethe's Genius darunter nothwendig leiden mußte. Ein geschriebenes Journal ward gegründet, ein Liebhabertheater errichtet, das Keckste ward auf der Bühne und in den Cirkeln gewagt, zu Ettersburg an der Ilm wurden die kleinen Stücke und Operetten aufgeführt, zu denen Zeit und Oertlichkeit mitwirken mußten. Goethe huldigte, wie Einsiedel, Seckendorf, Musäus u. A., diesen Bedürfnissen; er schrieb dem Hofgeschmack zu Liebe jene Claudine, Erwin und Elmire, und Aehnli-

ches, was Nicolai schon ein Herabgehen von der Höhe nannte; er verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfesten und kleinen Spielen, die im großen Zusammenhange unserer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete sein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe. Die schonungslosen Ausfälle auf Freunde und Feinde dauerten hier fort, wie in den früheren Kreisen: „den leichtsinnig trunkenen Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen", ließ Goethe, wie wir hörten, in Ettersburg vor dem versammelten Hofe noch an Jacobi's Woldemar aus, und in einer Farce, Orpheus und Eurydice, parodirte man zweimal eine Arie aus Wieland's Alceste auf die allerlächerlichste Art. Mit diesem geistigen und moralischen Treiben schien es dann in einem sonderbaren Widerspruche zu liegen, daß sich Goethe anfing den ernstesten Geschäften des Herzogs zu widmen, und die verschiedensten Aemter sich übertragen zu lassen; so wie schon in diesen Jahren die seltsame, späterhin viel auffallendere Mischung begann, in der sich bei ihm neben dem lustigen Muth, den er von der Mutter geerbt, die „väterliche Bedachtsamkeit und gelegentlich ans Unbeholfene streifende Formbedenklichkeit in fast räthselhaftem Verbande" lagerte[265]. Wieland fand bald, daß jene äußerliche Amtsthätigkeit politischen Frost um Goethe'n her breite, daß ihn sein Genius verlasse, und seine Einbildungskraft erlösche. Er meinte nicht, daß es rathsam wäre, dem Homer den Tempelbau zu Delphi zu übergeben, wie schön er auch den Palast in der Odyssee gebaut habe. Keiner von Goethe's Freunden blieb mit ihm zufrieden; Herder wollte, der von der Natur Auserwählte sollte sich nicht über Kleinigkeiten zersplittern, sondern nur das Auserwählte darstellen. Dies drückte Merck gröber aus. Im Vergleiche mit dem, sagte er zu Goethe, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck! Er hatte schon vorher das plötzliche Nachlassen des ersten Schwunges misfällig bemerkt, als Goethe in dem schnell

265) Schöll, in den Briefen Goethe's an Frau v. Stein.

hingeworfenen Clavigo (1774) den Weislingen wiederkäute, um ihn „in der Rundheit einer Hauptperson zu zeigen"; solch einen Quark, meinte er in Herder's Sinne, müsse Goethe nicht wieder schreiben, und dieser nannte dies einen schlimmen Rath, und berief sich auf die Repertorien, denen gewiß mit solchen Stücken gedient sei. Allerdings ist Clavigo ein vortreffliches Bühnenstück, das, gegen Lessing gehalten, trefflich zeigt, wie leicht diesem Dichter der Fluß der Rede, Blüte der Sprache und Raschheit der Erfindung war; aber noch waren wir lange nicht auf dem Standpunkte, für die Repertorien zu arbeiten, wenn wir nicht wollten, daß die Schauspieler Herren der Theaterliteratur blieben. Stücke des höheren Stils schlossen ja die Sorgfalt für die Bühne nicht aus: aber schon galt bei Goethe'n der üble Satz, daß „Werke des höheren Stils nur die Liebe lehre". Seine späteren Dramen hemmten theilweise die Stümper und Nachahmer, aber Stücke wie dieses, die Früchte von Nebenstunden, wie Merck sie bezeichnete, zogen die Massen der Schreiber nach, die einigen Sinn für die Vortheile der Bühne für dramatisches Talent hielten. Und wie wenig Goethe selbst nur darin Recht hatte, zu glauben, es sei ihm ein Leichtes gewesen, solcher Stücke damals ein Dutzend auf Verlangen und Zureden zu liefern, schien die Stella (1776) zu sagen, die sich nicht einmal auf der Bühne gehalten hat. Es ist wieder derselbe flatterhafte Charakter „mit kuriosen Principiis", deren doch selbst Merck bald müde ward[266]); es ist der abgeschwächte Held in Miß Sara Sampson; es ist wieder der Gegenstand der Liebesintriguen, der vielleicht als Hauptstoff in der Tragödie am ersten sättigt. In diesem Sinne, den Goethe zur Rechtfertigung seines Clavigo vorschützte, Bühnenstücke zu liefern, bedurfte es mehr eines Mannes, der ausschließlich außer sich lebte, und nicht aus seinem Innern den Faden seiner Erfindungen spann. Und wie Goethe in Weimar nach außen hin lebte, dies misfiel seinem negirenden Freunde am meisten. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, sagte er, als er ihm in Weimar zu-

266) S. die Matinée eines Recensenten in den Briefen von und an Merck p. 61.

gesehen hatte, hier am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es nichts Besseres für ihn zu thun?“ Und daß auch dieser mismuthige Ausbruch nicht die Stimme eines bösen Geistes war, hatte Goethe doch zuletzt selbst zugeben müssen, als er bedauernd gestand, wie viel ihn sein geschäftliches Treiben an seinem eigentlichen Glücke, seinem poetischen Sinnen und Schaffen gestört, beschränkt und gehindert habe; und mitten in der Zeit, da er sich die Last der Aemter auflud, wollte schon Wieland an ihm bemerkt haben, daß er darunter leide, und daß der Gram wie ein heimlicher Wurm an ihm nage.

Damals übrigens dachte er freilich im ersten Gefühle seiner Kräfte, getragen von den Schwingen eines günstigen Geschicks, gehoben von der ehrenden Freundschaft eines edlen Fürsten und eines geistreichen Hofs, der Achtsamkeit des Vaterlandes ausgesetzt, wegblickend über die Beengungen der Moralisten, wie Klopstock, Herder und Knebel, erhaben über die kleinlichen Klatschereien und Zeitungsschreibereien seines Wieland, ohne Achtung für die Stimme Gottes im Volke und für die des Dämons in ihm selbst, damals dachte er mit seinem gigantischen Streben der Hemmnisse der Welt Meister zu werden, Aeußeres und Inneres zu umfassen, die kleinsten Genüsse des Lebens nicht preiszugeben über den höchsten, noch die höchsten aus dem Gesichte zu verlieren über den kleinen. Mitten im Spiele begriffen und siegreich gestellt, lachte er der kalten Kritteleien des Freundes, der gut rathen konnte, wo er nichts zu verlieren hatte. Er war überhaupt wenig geschaffen, über sich nachzusinnen, so lange er lebte, und dies that er im vollen Sinne des Worts. Sich in seinem Zuge nicht stören zu lassen, verschloß er sich; und nur in die Briefe an Lavater aus jener Zeit geht sein Inneres in knapper Mittheilung über, da dieser sein titanisches Ringen nicht wie Merck bespöttelte. Ein leidiges Geschick wollte, daß er früher, als Alles um ihn her ins Unendliche hinausrang, seine innere Besonnenheit entgegensetzte und sich an den nüchternen Merck anschloß; daß aber nun, als Alles in ihm selbst mit dem Ungeheuersten kämpfte, und Alles in ihm gährte, was die schönsten Dichtungen

seines Lebens zu füllen reich genug war, er gegen die besonnenen Rathschläge von außen stumpf ward, und seinen Enthusiasmus an dem enthusiastischen Lavater nährte. Die neuen ungewöhnlichen und glänzenden Verhältnisse hatten den jungen und unvorbereiteten Mann in zu viel glücklichen Rausch geworfen. Es muß Einer kein Mensch sein oder keine Menschen kennen, wer ihm die kleinen Ausbrüche dieses Rausches verargen wollte. In diesem Glücke stürzte er sich auf Dinge, für die er nicht berufen und geschaffen war, und täuschte sich darüber selbst. Das kann ein schwächerer Kopf und Geist viel leichter erkennen, als der große, der sich keine Höhe zu steil dachte. Er hatte im Sturm eine Freundschaft mit seinem Fürsten geschlossen, die ihn erhob und ehrte, mit einem Fürsten, der selbst den unbestochenen Merck so einnahm, daß er „aus Liebe zu ihm eben das thun wollte, was Goethe that"; man muß die Erfahrung gemacht haben, wie dergleichen plötzliche Verbindungen so leicht gebrechlich werden, um die Dauer dieses Bundes zwischen Unebenbürtigen gehörig zu schätzen. In diesem Glücke gefiel er sich still und selbstvergnüglich, war eifersüchtig auf seine Wirksamkeit und das Vertrauen, das man ihm schenkte, verhehlte sein Treiben und seine Aussichten und Pläne, da er keinen gewachsenen Freund um sich sah, dem er das Hohe und Niedere, was in ihm vorging, hätte vertrauensvoll zeigen dürfen. So warf er sich ganz in den Beruf, um jeden Preis denen gefällig zu sein, denen er verpflichtet war; und es war seiner fürstlichen Umgebung natürlich recht, daß er für diesen engsten Zweck „sich opferte, indem er nichts Anderes suchte, als wenn dies das Ziel seiner Begriffe wäre". So schienen sich die Kräfte des großen Dichters für die Welt zu zersplittern. Es war kein Segen auf unseren mäcenatischen Verhältnissen; der Deutsche hatte sie vielleicht darum nicht, weil er sie nicht vertrug. So hatte man sich an Klopstock und Goethe getäuscht; aber Lessing und Schiller schienen ohne Schutz desto trotziger zu wachsen, je geringere Gaben sie mitbrachten. Es kann Goethe'n unmöglich selbst klar gewesen sein, was er sich Großes hinter seinem neuen Berufe vorstellte, wenigstens hätte es eben hier des kühlen,

nüchternen Dritten bedurft, der ihm neben dem Großen, nach dem er rang, das angränzende oft gar zu Kleine gezeigt hätte. Aber freilich, er hätte des Nüchternen auch gespottet, wie er sogar des Enthusiasten spottete. Er selbst wußte es, daß er in seiner steten Bewegung sich im Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit umtreibe, und er erkannte damals das Element, aus dem des Menschen Seele gebildet ist, in einem Fegefeuer, worin alle himmlischen und höllischen Kräfte durcheinandergehen und wirken. Gott und Satan, Himmel und Hölle lägen in ihm neben einander, und Lavater's Ideale sollten ihn nicht versuchen und irre leiten, „wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur". So wollte er denn auch das Große und Kleine des Lebens kennen und üben. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernteren Freunde in Nebel, schreibt er an Lavater; es mag so lang währen, als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem dem bin ich, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritte mir entgegenkommen sehe." Es stritten sich in ihm die Gefühle von einer großen Bedeutung und Nichtigkeit seines Treibens. „Ich bin nun eingeschifft auf der Woge der Welt, schreibt er, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." — Und wieder: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünschte ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts G r ö ß e r e m. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen

zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Er rühmt, daß sein Leben stark vorrücke, und fängt zugleich an zu begreifen, warum wir weiter müssen, sobald wir angefangen haben uns hienieden einzurichten. Er sieht die Schuppen und Nebel mit Freuden von seinem Geiste fallen, indem er zugleich sich seiner steigenden Gewandtheit im Leben erfreut. Es reinigt sich in ihm, rühmt er; alle streitenden Kräfte der Seele sind in ihm rege; ich heiße Legion, ruft er im vollsten Selbstgefühle. Und wirklich meinte er damals die Welt und die Kunst, die Wissenschaft und die Natur zu bezwingen, den Menschen in seinem praktischen und theoretischen Wirken, den Staatsmann und Literaten darzustellen, des Lebens Ernst zu behaupten und seine Genüsse nicht zu entbehren. Zu jener Art Universalität, zu der ihn die Natur bestimmt zu haben schien, schien ihn auch sein Schicksal hinzuweisen, wie in der eigenthümlichen Erziehungsweise in seiner Jugend, so jetzt in einem weit größeren Verhältnisse an dem universalthätigen weimarer Hof, wo man Kunst und Naturkunde wenigstens so angelegentlich betrieb, wie das Regieren. Wenn nur nicht auch Goethe das, worin sich hier doch Mehrere theilten, Alles hätte zusammen sein, und nicht das Regieren so angelegentlich hätte treiben wollen, wie Kunst und Wissen. Wenn er denn Tage und Wochen und Monate „im Dienste der Eitelkeit" verbringen, mit „Maskeraden und glänzenden Erfindungen eigne und fremde Noth übertäuben, und die Feste der Thorheit schmücken" wollte, so war das ganz gut, so lange er diese Sachen als Künstler behandelte und für seinen eigentlichen Beruf einen Gewinn daraus zog. Wie er sich aber ein „Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spaziergange übertragen" ließ und sich auch, so sauer es ihm zuweilen ankam, nicht überzeugen wollte, daß dies nicht sein Feld war; wie er sich in dieser Unruhe von seinen dichterischen Arbeiten abhalten ließ, und sich nur in immer tiefere Verwickelungen stürzte; wie er

selbst einsieht, daß sich der Mensch, der sich in Staatssachen versetzt sieht, ihnen ganz widmen muß, da Er doch so vieles Andere auch nicht fallen lassen wollte; wie er fühlt, daß er zu viel auf sich lade, und doch nicht anders kann, — dies ist dem Unbefangenen unheimlich, der es beobachtet, und leid, wenn er die Folgen überschlägt. Indem sich Goethe gegen Merck rühmt, daß er in seinen Verwickelungen in die Hof- und politischen Händel eben recht am Platze sei, das Kothige dieser zeitigen Herrlichkeiten zu erkennen, schreibt er dazu: „Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesichte steht!“ Ob er in dem Augenblicke, da er dies schrieb, nicht wieder den mephistophelischen Freund am Ohre fühlte?

Wenn Goethe in den Briefen an Lavater mehr das Selbstgefühl, das Vertrauen auf sich selbst ausspricht und die anregenden und höheren Seiten seines Bestrebens und Lebens hervorhebt, so spiegelt sich die Kehrseite desselben und die Unbefriedigung, die es in Goethe zurückließ, mehr in seinem Verhältnisse zu Frau von Stein ab und in den Briefen an sie, die uns neuerlich mitgetheilt wurden[267]). In den kleinen Zetteln von Haus zu Haus liegt dies zwar nur fragmentarisch und in einzelnen Winken vor, aber das ganze Verhältniß, das sich vor uns aufschließt, spricht desto deutlicher. Im Verfolge dieser Briefchen, die uns eine Reihe von Jahren hindurch fast in die täglichen Stimmungen des großen Mannes hineinsehen lassen, wird uns immer am wohlsten, wenn Goethe von Weimar hinweg ist, auf Reisen, im Harz, in der Schweiz. Dann ist er immer schnell Er selbst. Dann regt sich in ihm die menschliche Neigung zu der Klasse von Menschen, „die man die niedrige nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist“, und er findet bei ihr alle Tugenden beisammen, Genügsamkeit, graden Sinn, Treue, Harmlosigkeit und Dulden.

---

267) A. Schöll, Goethe's Briefe an Frau v. Stein von 1776—1826. Dazu kommt nun Frau von Stein's Trauerspiel „Dido“, worin sie leicht verhüllt ihr Verhältniß zu Goethe darstellt.

Dann ist er wie in den frühesten Tagen seiner Unabhängigkeit aufgeschlossen genug, mit Lavater wieder zu schwärmen und von dem Verkehre mit ihm auf langehin gute Folgen zu hoffen. Dann geht es ihm auf, in welchem sittlichen Tode er gewöhnlich lebte, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens komme, das in sich nie dürr und kalt sei. Dann bittet er Gott, daß dieser neugewonnene Vortheil ihn nach Hause begleite, daß er die Seele offen behalte. Denn in Weimar hatte er die leidige Erfahrung an sich gemacht, daß „die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe", die seinem Wesen sonst eignete, täglich mehr in ihm gewelkt war. Die Halbheiten, die Aeußerlichkeiten, die Thorheiten, die von seiner Stellung unzertrennlich waren, schrumpften sein Gemüth zusammen. Besann er sich auf diese Lage seines Inneren, dann sprach er in ganz anderem Tone von der großen Welt, in der er lebte, als in jenen Briefen an Merck und Lavater; dann war sie ihm nur eine garstige Farce, und er schwur, „keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden sei so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander". Diese Unbefriedigung war es, die das Bedürfniß in ihm hervorrief und erhielt, bei jener Freundin eine Stätte immer bereit und sicher zu haben, wo er sich in aller Offenheit mittheilen, über sein Eigenstes und Innerstes aussprechen durfte, das er Andern verschloß, wo er sich Trost holen konnte und Versöhnung mit der Gesellschaft, mit der er sich innerlich nicht verband. Der Anfang dieses Verhältnisses hatte anders begonnen, als der Fortgang war. Bei der ersten Bekanntschaft ergriff Goethe'n leidenschaftliche Wärme; er drängte in siegessicherer Begehrlichkeit zu, wie er gewöhnt war, nannte die verheirathete Frau in seinen ersten Zeteln Du, bat sie zu leiden daß er sie liebe, pochte auf den Werth der Freundschaft, auf das Recht der Wahrheit vor dem Schein und versicherte, sie werde ihm seine Ungezogenheiten doch nicht abgewöhnen, bis er im Grabe läge. Aber diesmal traf er auf Widerstand, auf Rückhaltung und Entfernung. Dem heftigen: Erlaubt ist was gefällt — trat ein: Erlaubt ist was geziemt, entgegen. Er ward in

Schranken gehalten, in nothwendige Gränzen gebannt, auf unvermeidliche Rücksichten gewiesen und unter bestimmte Gesetze gestellt, so daß an die Stelle des liebenden Ungestümes mit der Zeit eine ruhige Freundschaft trat. Frau von Stein erbte nach und nach, so schrieb Goethe an Lavater, seine Mutter, Schwester und Geliebten, und es flocht sich ein Band, „wie die Bande der Natur sind". Es wurzelte ein Baum der Freundschaft, der von den Unbilden der Witterung nichts zu besorgen hatte; hier wurden ihm eine Liebe und ein Vertrauen ohne Gränzen zur Gewohnheit, die ihn für den Frost der Gesellschaft und der Geschäfte entschädigten.

Wir verlassen Goethe'n in diesem dunklen Drange, in dem er die Entwürfe zu seinen gereiftesten Werken fortwährend mit sich trug, aber sie zu gestalten nicht Zeit und Ruhe fand; in dem er Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust, W. Meister anfing und Alles „vertrödelte"; in dem er das Leben genoß und größere innere Erfahrungen als früher sammelte, die wohl auch größere Zeiträume zu ihrer Entwickelung verlangten, ehe sie reif zum Pflücken, geschickt zum Abschluß und zur dichterischen Bewältigung waren. Zehn Jahre nährte er so die mächtigsten Empfindungen und Bewegungen seiner Seele, und keine geringere Zufluchtstätte ward verlangt, um ihnen endlich Form und Gestalt zu geben, als Italien, wo die künstlerische Natur des Mannes, der für jene mildere Sonne geboren war, erst völlig aufbrach, als er die Last seiner Geschäfte hinter sich hatte, vor sich die Reste der alten und mittleren Kunst, und in sich das lebendige Verständniß der alten Dichter. Wäre es möglich gewesen, daß er die Stoffe, die er in Italien auf Einmal ausbildete, in Deutschland nach und nach ausgearbeitet hätte, so würde sein dauerndes Beispiel besonders im Gebiete des Dramas vielen Schaden verhindert haben. So aber überließ er, nach Clavigo und Stella, den Wahlplatz zu behaupten seinen Freunden; die Tragödie in den 70er und 80er Jahren steigerte sich, während er immer mehr zur Ruhe, Mäßigung und Schönheit hinstrebte, nach seinem ersten Muster nach der Seite der Kraft und Naturwahrheit hin bis zur Carikatur; und als er aus Italien zurück-

ehrte, erschrak er über die Gewächse, die aus seinem erstgestreuten Samen entstanden waren.

In der maßlosen Betriebsamkeit um die Aufnahme unserer Literatur, die wir in den 70er Jahren und vorzugsweise in Goethe's Bekanntenkreise gewahren, fallen zwei Erscheinungen vor allen in die Augen, die uns von einer neuen Seite die streitigen Elemente der sich verändernden Zeiten und Geschlechter erkennen lassen. Was nämlich die Kritik angeht, den ästhetischen Sinn und die künstlerische Beurtheilung, so sehen wir fast Alles gleichmäßig die neue Theorie des Natursystems ergreifen. Nicht allein die strebende und leidenschaftliche Jugend verbreitete diese Ansichten und arbeitete nach ihnen, sondern auch ältere gesetzte Männer schlugen sich auf diese Seite, durch Lessing's besonnenen Vorgang gleichsam gerechtfertigt. Die früheren Dichter traten ab und verstummten; und wo, wie bei Kästner, Lichtenberg, Nicolai, noch die alte Schule vertheidigt ward, mußte meist persönlicher Eigensinn oder Gereiztheit zu der altväterischen Natur hinzukommen, wenn diese noch laut zu werden wagte. Was aber die poetische Schöpfung betrifft, so sehen wir eine eigenthümliche Lähmung durchgehen, als ob die schaffenden Organe theils aus Alter, theils aus zu großer Jugend erschlafft wären. Denn nicht allein bei jenen gesetzten Aelteren beobachten wir diese Erscheinung, sondern auch eben bei jenen genialen Jünglingen voll himmelstürmerischer Hoffnungen. Wir haben eine ganze Reihe von Dilettanten und Laien, Fragmentisten und Vielschreibern der verschiedensten Art, die meist alle vortrefflich urtheilen, voll der schönsten Grundsätze, voll Interesses an unserer werdenden Dichtung sind, aber der dichterischen Produktion entweder gar nicht, oder ganz wenig, oder doch mit wenigem Glücke obliegen.

So haben wir Joh. H. Merck[268]) nun schon so vielfach vor-

268) Vgl. Stahr's: Joh. H. Merck. Oldenburg 1840 und G. Zimmermann, J. H. Merck und seine Umgebung. Frankfurt 1871.

treffliche, strenge, aber immer aus dem schönsten Takte und dem kräftigsten Geschmacke stammende Urtheile aussprechen hören. Wir sahen den gereiften, ernsten Geschäftsmann, der von Leben und Kunst ungefähr wie Lessing dachte, der auch Lessing's Glaubensbekenntniß in religiösen Dingen ausdrücklich für das seinige erklärte, ganz auf der Seite des jungen Genius, den er mit dem seltensten Scharfblick in der Zeit eines ganz verwirrten Geschmacks unter so Vielen als den Einzigen erkannte, der die rechte Anlage zur Rettung unserer Dichtung mitbrachte. So rathlos Goethe in kritischer Hinsicht war, so sicher war Merck. In bildender und redender Kunst ein treffender Kenner, wußte er Witz und ohne Floskeln, mit verständiger Schärfe und ohne Enthusiasmus die Werke der Phantasie zu unterscheiden. Wieland nannte ihn den Goethe unter den Recensenten; wirklich konnte er das empfangende Publikum von der tüchtigsten Seite darstellen, und er verachtete aufs tiefste die Urtheilslosigkeit des großen Haufens und seine materielle und schwerfällige Natur. Ganz wie Lessing zürnte er über die Nation, die immer Shakespeares und Sternes verlangte und doch den Literaten von Beruf Rang und Achtung versagte; die die Sinnlichkeit als einen Rausch betrachtete, dessen man sich schämen müsse, wenn er vorüber ist; die das Dasein des Dichters, „dessen ganzes Leben ein Rundtanz sinnlicher Empfindung ist“, schief beurtheilte; die von ihm eine gute nützliche Zeitanwendung verlangte, und die Liebe zur Kunst nur erlaubte, wenn nichts Wichtigeres dabei versäumt ward. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit und Geschichte Politik, Moral, Kunst, Religion so zusammenhängen, wie die Kräfte der menschlichen Seele, und daß sich jedes Jahrzehnt im Ganzen und Großen umbilde, überschlug er den Zeitgeist, wann er und wo er urtheilte. Und von diesem Standpunkte herab hatte er den Grimm gegen alles Halbe, Mittelmäßige und im Ganzen der Kultur Bedeutungslose, gegen alles Tabellarische und Encyklopädische in unseren Wissenschaften, mit Goethe gemein; hatte dieselbe Duldsamkeit gegen das Bestehende, gegen das Sinnliche, Poetische, Anschauliche in der Religion, wenn es auch nicht sein

Glaube war, gegen das Eigene der alten Zeit, wenn er sich auch von ihr lossagte; und wo er ein Kunstwerk betrachtete, überschlug er es so im Großen, und lachte der „Feuerwerke von Gefühl und Kunstsprache", die die gewöhnlichen Kenner abzubrennen pflegen. Es läßt sich daher wohl begreifen, daß seine kritischen Episteln, in denen er, wie Goethe in seinen satirischen Sachen, die Kritik auf den naiven Stil zurückführte, vortrefflich sein mußten. Damals in dem allerersten Eifer muß Merck mit Goethe die ausschließende Strenge, die herbe Schärfe, den rücksichtslosen Muthwillen im Urtheile getheilt haben; sehr bald aber sieht man ihn nach dem ersten Ausbruch der feindlichen Spaltungen in den literarischen Kreisen gerade zwischen den heftigsten Gegensätzen versöhnend stehen. Für ihn waren die Parteien des gesunden Menschenverstandes wie der dichterischen Begeisterung, die auf langehin Deutschland entzweien sollten, gleich berechtigt, und es gewährt einen ganz eignen Anblick, wie Er und Möser mit den verschiedensten und unter sich verfeindetsten Häuptern unserer Literatur befreundet waren, ohne in der Achtung der Einen oder der Andern einzubüßen, im seltsamen Gegensatze zu Jacobi, der sich ebenso nach allen Seiten zu vertragen wünschte, aber unwillkürlich Unverträglichkeit übte und erfuhr. Was diese Verschiedenheit erklärt, ist, daß jene Beiden anspruchslos nicht durch ihre Schriftstellerei zu glänzen suchten, besonders aber, daß sie mit einer unverwüstlich gesunden Natur in Schriften und Handlungen das Gute und Rechte unterschieden und mit Gerechtigkeit und Wahrheit nach allen Seiten hin vertraten. Merck kannte die Goethe, Nicolai, Lavater, Basedow, Herder persönlich, verschloß sich den guten Absichten und Eigenschaften in keinem, änderte sein Urtheil über Goethe nicht vor Nicolai, und über Nicolai nicht vor Goethe, und hätte gern zwischen den Leidenschaftlichen und Eigensinnigen den Versöhner gespielt. Daher zeigt sich uns Merck in der kritischen Thätigkeit, die wir verfolgen können, ganz anders, als er in jenen Episteln gewesen sein muß. Er arbeitete sehr thätig in Wieland's Merkur mit, seitdem die frankfurter Zeitung aufgegeben war und die Verbindung mit Goethe sich lockerte.

Der unbehagliche, hypochondre Mann zog sich zu dem behaglichen und zufriedenen hin, und im Dienste seines Götterboten schickte er ihm die Abfälle seiner Gedanken, die für Wieland lauter Gold waren; er bequemte sich zu loben, Schonung zu üben, Rücksichten zu nehmen, der Alltagskritik zu fröhnen, der er doch sonst so auffässig war. Wieland meinte, er werde ein glänzender Schriftsteller sein, wenn er nur wollte, und sah nicht ein, wie Goethe, daß ihm das eigentliche schöpferische Talent abging, daß seine Briefe und Gespräche weit besser waren als seine fragmentarischen Schriften, die z. Th. noch sehr nach der alten Zeit schmecken. In seinen mehr darstellenden Aufsätzen erinnert er an Sturz und besonders an Möser, dessen Phantasien eine Herzensweite für ihn waren, worin er zweifelte, ob er die Einbildungskraft, den Witz oder den „baumstarken bonsens" höher bewundern sollte. Sein Schmerz über den Mangel an gesunden und weitsehenden Naturen unter der Masse deutscher Schreiber machte es natürlich, daß sein Blick auf einem Manne wie Möser mit behaglichem Wohlgefallen ruhte, und daß ihm dieser Vorbild und Beispiel ward; so wie seine eigene geistige Gesundheit es erklärt, daß er auch unabhängig von ihm in dasselbe Geleise der Lebensanschauung kam. Merck urtheilte in den Fächern der Naturkunde und Kunst, wie jener in den politischen und staatswirthschaftlichen, und seinen Brief eines Landedelmanns [269]), oder die Schilderungen des jungen Oheims von dem Staatswesen und Stadtleben, würde man in den patriotischen Phantasien ohne Anstoß lesen. Die Tendenzen sind für ein schärferes Auge verschieden: Merck's ernsterer Sarkasmus trennt sich von der gutmüthigen Ironie Möser's, sein bürgerlicher ganz entschiedener Freisinn von dessen höfischem Anstrich, so wie ihn von dessen staatsgeselligem Sinne ein gewisser Unabhängigkeitsgeist scheidet, der die Kultur mit ihren Folgen und Bedürfnissen gern entbehrt. So veranschaulicht seine Geschichte des Herrn Oheim an dem Glücke des Bauernlebens, der Unnatur der Gelehrten- und Staatswelt und der Rastlosigkeit des

---

269) Merkur 1780. III, 177.

Gewerbstandes die Wahrheit, daß der Mensch auf eigenem Schaffen und Thun sicherer ruhe als auf Wissen und Erlerntem, und daß die Bedürfnißlosigkeit glücklicher lasse als Kultur und Luxus. Hier hört man eine Stimme aus Rousseau's gemäßigter Schule, während Möser in der ächtest deutschen Natur und Gemüthlichkeit von Rousseau und Voltaire gleicherweise eben so weit abstand, als sich Wieland Beiden annäherte.

Möser und Sturz, die wir mit Merck vergleichen, können wir aus demselben Gesichtspunkte hier anführen, von dem sie uns allein angehen: wie nämlich diese Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens von dem Flusse der schönen Literatur mitgerissen werden, bald ein Urtheil zu fällen und in Geschmacksachen eine Partei zu ergreifen, bald einen wissenschaftlichen Gegenstand in freieren Formen zu behandeln, bald sich selbst im Gebiete der Kunst zu versuchen. Eine Erscheinung wie Justus Möser (1720—94) muß uns in jener Zeit für viele Sonderbarkeiten der jungen Literatur entschädigen. Ein Mann, der sich an die klaren einfachen Gesetze der Natur in Staat und Leben bindet, der mitten in den Bedürfnissen der Zeit und in den Mängeln der Zustände steht, sie übersieht, ordnet, und mit dem seltensten Takte zu handhaben räth; der selbst ein Bild der Schlichtheit und Einfachheit darbietet, und doch mild, heiter und fröhlich Lust und Freude vergönnt, und dem Luxus und Wohlleben das Wort zu reden weiß; der die schönsten Gaben des edlen Volksmannes vereinigt mit der schonenden Fügsamkeit des Geschäfts-, ja des Hofmannes; der in London seinen politischen Gesichtskreis auf die ungeheuersten Verhältnisse des größten Staatshaushaltes ausgedehnt hatte und doch nicht den innigsten Sinn für die kleinen Zustände seines kleinen Vaterländchens verlor; der sich vielmehr mit dessen Gegenwart praktisch und schriftstellerisch so musterhaft beschäftigte, daß er in seinem lebendigen Wirkungskreise erstaunlich viel Segen gestiftet, und in Osnabrück einen nachhaltigen Staats- und Bürgersinn begründet hat; der sich eben so musterhaft den Forschungen über die Vergangenheit seines Vaterlandes hingab, daß er mit seiner osnabrückischen Geschichte, so-

wie mit einzelnen Winken in den patriotischen Phantasien ein anregendes Beispiel für deutsche Geschichtschreibung, Rechtsforschung und Staatsökonomie geworden ist, — ein solcher Mann tröstet uns in Deutschland mit seiner unverwüstlich guten Natur für die trostlosen politischen Zustände, die alle Talente zu verwüsten pflegen, welche sich nach dieser Seite hin neigen; er beweist uns, daß die engsten Verhältnisse, wenn sie einsichtig und thätig benutzt werden, daß unsere kleinen Stätchen, wenn sie Mischung der Gewalten und Bewegung der Geister gestatten, wie es in jenem geistlichen Wahlstaate der Fall war, ebensowohl das Talent reifen können, wie die ungeheueren Räume des amerikanischen Freistaats. Denn wie oft hat man Möser mit Franklin verglichen und immer neue Punkte der Aehnlichkeit, von den allgemeinsten Aeußerungen ihrer Menschenliebe und Menschenverstandes an bis zu ihren kleinen Paradoxien gefunden! Wenn man denken sollte, daß irgend einem Manne die Bewegungen in unserer schönen Literatur hätten gleichgültig, und die Neuerungen in den 70er Jahren zuwider sein dürfen, so wäre es gewiß Möser, der in seine nützlichen Thätigkeiten vertieft, dazu in einem Lande geboren war, wo die Schriftstellerei langher mangelte, wo v. Bar französisch schrieb, und wo Gottsched reformirte, so daß auch Möser's Jugendschriften die gottsched'sche und die französische Schule gleichmäßig verrathen. Allein er ging mit der Zeit fort, er schloß sein Inneres für Lessing und Klopstock auf, wagte sich an dramatische Versuche, die vergessen sind, schrieb (wie wir hörten) für den verbannten Harlekin, und setzte die beste Entgegnung gegen Friedrich II zum Schutze der deutschen Literatur. In dieser Schrift, die Goethen in Verbindung mit Möser's Tochter brachte, nannte er Klopstock, Goethe und Bürger ganz in dem Sinne der neuen Jugend die Grundbauer unserer Literatur, er bewunderte sogar die „herkulische Kraft" in Klinger, Lenz und Wagner, obwohl er wußte, daß sie sie vorzugsweise zu schmutziger Arbeit angewandt hätten. Und wie sehr er auch noch als ein Mann der alten Zeit einzelnen Namen anhing, die jetzt zu verschwinden begannen, so steht er doch ganz in den Naturtheorien der Goethianer und der

Schule Klopstock's, die den nordischen Geschmack gegen den südlichen, den englisch-deutschen gegen den italienisch-französischen vertheidigten. Ueber dem Ideal, das der Süden anstrebte, sagt er, sei seine Poesie verarmt und habe die Mannichfaltigkeit verloren, die der Norden der höchsten Schönheit vorgezogen; er stellt sich gegen die Konvention und den guten Ton, der uns zu jenem einförmigen verfeinerten Geschmacke führt, auf die Seite der Natur, die uns zu Mannichfaltigkeit und Reichthum anleitet, wohl aber auch zur Verwilderung irre führen kann. Ganz dieses Sinnes war auch Helfrich Peter Sturz (1737—79), dessen Schriftstellerei häufiger mit Möser's ist verglichen worden. Er gehört seinen praktischen Richtungen nach zu Möser, nach seiner Kenntniß und Liebe für die englische Literatur und Schauspielkunst zu Lichtenberg, nach seinen Verbindungen zu Klopstock's Kreise, nach seinen Schriftchen zu der großen Klasse jener Fragmentisten, in deren Mitte Lichtenberg und Lessing stehen, nach seinem Charakter und physischen Beschaffenheit zu den vielen Hypochondristen und Humoristen jener möser'schen Periode. Auch er billigt[270]) die Revolution in unserer Literatur, und meint, es sei endlich Zeit, daß die Natur rede, wie ihr der Schnabel gewachsen sei, daß nicht allein der Kenner befriedigt werde, sondern auch die unverdorbene Klasse der Menschen: sei diese erst gebildet, so werde ihr Beifall das Siegel der Vortrefflichkeit. Er freut sich, daß die populare Literatur schon aus den Zimmern unter die Treppe wandre, und erzählt mit Vergnügen, daß er eine Lesegesellschaft kenne, in die ein paar Kutscher gehörten. Auch Er hat sich dramatisch versucht, und an einem Gegenstande, wie ihn jene goethischen Freunde gern wählten: die Heldin seines Trauerspiels, Julie, ist zu einer Heirath gegen ihre Neigung genöthigt; die Ausführung aber ist trocken, ganz verschieden von dem Sturm und Drang der Tragödie der 70er Jahre, und beweist wieder, wie gering das poetische Vermögen bei so Vielen war, die doch den Versuchungen der Zeit und den epidemischen Einflüssen der dichterischen Atmosphäre nicht widerstehen konnten.

270) In den Schriften I. Briefe aus England.

Auch J. G. Schlosser[271]), Goethe's Schwager (aus Frankfurt 1739—99) gehört ganz in die Reihe der Literaten, die gern alle Wissenschaft auf einen bestimmten Nutzen zurückführten, und insofern von der neuen Dichtung weit abzuliegen schienen. Er war in mangelhafter Schule aufgewachsen, ein Autodidakt, und auf diesem Wege einer der Fragmentisten und Aphoristiker geworden, die in Moral, Politik, Religion vorzugsweise auf das Praktische gerichtet waren. Er stand mit den Schweizern, mit Iselin und Bodmer in Verbindung; die helvetische Gesellschaft wirkte auf ihn, wie auf Karl Friedrich von Baden über; die gemeinnützigen Regungen unter den Zürichern ergriffen auch ihn, denen damals der Bauer Kleinjogg, jener fleißige Landwirth von gutem Kopf und gesunder Denkart, ein Prophet war. Ein durchaus edler Mensch, durch strengere Grundsätze mehr mit Klinger verbunden, durch hypochondre Stimmung zu dem Umgang mit dem sanften Georg Jacobi und Pfeffel getrieben, ungefähr wie Merck zu Wieland, war Schlosser gleichmäßig des Ideals und der Wirklichkeit bedürftig. Sein ganzes Leben prägt den Zwiespalt einer Natur ab, die gleichmäßig berufen schien zu äußerem Wirken und innerer Beschaulichkeit, und die zwischen beiden zu keiner festen Entscheidung gekommen ist. Er wirkte am wohlthätigsten in Amt und Pflicht, und doch war er stets geneigt, sich beiden zu entziehen, und in der Wissenschaft Befriedigung zu suchen, wo er sie auch nicht fand. Er war vielleicht zum Rechtsgelehrten geboren, doch war es ihm im Advokatenstande unbehaglich; er neigte zu dem wissenschaftlichen Berufe des Juristen, ohne auch da etwas zu leisten; er ward das natürliche Vorbild der historischen Rechtsschule, und stellte sich damals gegen Friedrich's II Gesetzbücher, da es doch seiner praktischen Einsicht hätte klar sein sollen, daß eine Reihe mangelhafter Versuche in der Gesetzgebung sicherer zum Vollkommenen führen müsse, als eine Reihe wissenschaftlicher Forschungen, die sich dem lebendigen Bedürfnisse entziehen. Er mischte sich in die Philosophie, stellte sich aber auf die Seite, wo sie am unfruchtbarsten ist, zu den

271) Vgl. A. Nicolovius, J. G. Schlosser's Leben und lit. Wirken. 1844.

eklektischen Gefühlsphilosophen, den unbilligen Gegnern Kant's und Spinoza's; er übersetzte Aristoteles' Politik, hatte aber den Wunsch, Plato bei uns zu nationalisiren. Er war religiös, von der moralischen Seite des Christenthums erbaut, von dem praktischen Evangelium Matthäi besonders angezogen, ein Feind theologischer Haarspalterei und Derer, die die Religion zur Gelehrsamkeit machten; er ward daher wegen seines Katechismus von den Orthodoxen verdächtigt; dennoch stellte er sich in jenen thörichtsten Streitigkeiten mit den Berlinern über Cagliostro und Stark auf die Seite der Lavater und Pfenninger. So trat er überall in eine gewisse neutrale Stellung, nach doppelten Seiten hin anfeindend, und hatte das Schicksal aller Neutralität, die gute Kräfte ungenutzt verbraucht. Sein Idealismus stieß sich an den Ecken der Welt, sein Realismus an der Unzweckmäßigkeit des wissenschaftlichen Treibens; und weder brachte sein praktischer Sinn den Nutzen, noch trug ihm sein Nachdenken die Frucht ein, die man von seinen Gaben hätte erwarten sollen. Wie er überall die Mitte der Unbefangenheit einzunehmen strebt, so sieht man ihn auch in einem Streite, der damals die Welt bewegte, in einer haarscharfen Mitte zwischen denen, die wie Rousseau zur Natur zurück, und denen, die wie Iselin zu einer gewissen Kulturhöhe vorwärts wollten; Beides war ihm allgemeine Theorie, und er verlangte das praktische Verfahren nach dem gegebenen Falle. Dies war ihm in allem Wissen die wahre Weisheit, von den Verhältnissen auszugehen, sich nach der Decke zu strecken, den jedesmal passenden Grad der Vollkommenheit ins Auge zu fassen, wenn es sich um Reformen handelte; das Erreichbare anzustreben, nicht das Ideal; am Staate zu erhalten lieber, als entweder umzustürzen oder zu künsteln; er rieth, an den Gesetzen und Verfassungen weise „zu flicken“, und mit der Spekulation den Gang der Natur nicht früher zu versuchen, ehe der Mensch ihn selber gehe. Er zweifelte auch, ob wir der Natur wieder nahen *könnten*, oder wollte doch erwogen wissen, wie weit wir es könnten, und wie viel wir unsern Nachkommen überlassen müßten. Mit diesen vorsichtigen Zweifeln stand er wie ein Prediger in der Wüste in einem Geschlechte,

das in allen Gebieten nach Revolutionen dürstete. Es war ihm zu weit gegangen, wenn die übertriebene Humanität an die Stelle des Rechts fahrlässige Billigkeit setzte, zu weit, wenn der Kosmopolitismus alle Vaterlandsliebe überwältigte, zu weit, wenn Reimarus vorzeitig erleuchtete, ehe dem Volke ein Glaube gesichert war. Es war ihm zu kühn, wenn Basedow Riesenanstalten für Zwerge errichtete, und Emile unter lauter Yahoos erziehen wollte, Herzen voll Wahrheit der verwickelten Theologie gegenüber, Köpfe voll Licht mitten unter dem verwirrten Rechte, freie Seelen in sklavischen Regierungsformen, liebevolle Jünglinge in der kalten Welt. Es ist vortrefflich, wenn er die Grenzen der Erziehung erwägt, die wenig besser machen kann als die Natur, aber Vieles an ihr verderben, und wenn er sich denkt, daß die endlosen Misstände der Welt, die einer guten Erziehung entgegenstehen, durch eine Handvoll Seminaristen sollten gehoben werden. Dennoch aber, wie praktisch auf das Nächste gerichtet er in allen diesen Grundsätzen erscheint, bedarf er doch wieder überall Verbesserungen, die über die Kraft der Reform hinausreichen, und als er 1777 im Mercur seine politischen Fragmente mittheilte, zählte man ihn zu den Revolutionären, die sich von dem Bestehenden lossagten. Gleichwohl hielt Niemand, als die Revolution wirklich kam, ihren Anblick weniger aus als Er. Wenn nun alle diese Widersprüche und Gegensätze in dem Manne selbst, und des Mannes gegen die Welt sonderbar sind, so ist es noch auffallender, daß er im Aesthetischen, wenigstens zu Zeit und nach Laune, ganz auf der Seite der poetischen Revolutionäre stand. Schon daß er den Longin übersetzte (1781), zielt hierhin: denn dieser weist die ängstliche Beobachtung der Regel ab und lehrt den Genius trotz der Fehler zu ehren. Am merkwürdigsten aber ist sein Schreiben des Prinzen Tandi an Lenz, den Verfasser des neuen Menoza[272]. In diesem Stücke hat Lenz ihn selbst unter dieses Prinzen Maske verstanden, und Schlosser spricht ihm in dem Briefe Muth zu. Er verwirft hier die Poetik des Aristoteles, dessen Politik er doch so achtungsvoll übersetzte und aus-

272) Im 2. Bande der kleinen Schriften v. Schlosser. 1779. 4 Thle.

legte. Mit Unmuth habe er den kalten Unmenschen die Linien zu dieser Dichtungslehre drechseln sehen; er verachte die regelrechten Stücke; bei Shakespeare habe er statt der Regeln Zauberkraft gefunden; nur Eine Regel gelte: fühle, was du fühlen machen willst! sie sei der Stempel des Dichtergenies, ihn habe Lenz! Und nicht allein ästhetisch, auch menschlicherseits überhaupt scheint sich Schlosser hier in die Zunft der Naturgenies einschreiben zu wollen: er läßt den Prinzen Tandi sagen, ihn habe der Dichter am wenigsten treu portraitirt; er habe nur den Philosophen in ihm gesehen, der nach festen *gefühlten* Grundsätzen *gerader Vernunft* Alles abwiegt — aber auch die Leidenschaften stürmten in ihm; er suche Wahrheit nicht, um sie zu wissen, sondern mit Leidenschaft sich hineinzustürzen und in ihr zu leben; er liebe und hasse mit gleicher Leidenschaft. Gegen diese Grundsätze sticht dann wieder in der sonderbarsten Weise ab, was man von Schlossers eigenen poetischen Versuchen kennt und weiß. Er schrieb in seiner Jugend ein englisches Gedicht gegen Pope, das er später in deutscher Prosa bearbeitet herausgab, Antipope 1776. Dann versuchte er sich an einer Uebersetzung des Homer in Alexandrinern, und dies allein mag uns schließen lassen, daß dieser Mann so wenig wie Merck als Poet in die Zeit hätte eintreten können, die der Dichtung jedes Volks und jedes Zeitalters ihre Natur gönnte und nach eigner Natur für *ihre* Dichtung rang.

Wo wir aber die Unentschiedenheit der Stellung, das Schwankende des Verhältnisses, die neue Toleranz gegen jede geistliche Richtung, die nur wieder intolerant wird, wo persönliche Gereiztheit hinzutrit, wo wir die dilettantische Theilnahme des praktischen Geschäftsmannes an der Literatur, und endlich das Unfruchtbare dieser Klasse von Theilnehmern auf der höchsten Spitze sehen können, ist bei Friedrich Heinrich *Jacobi*[273]) aus Düsseldorf (1743—1819). Ihn hatten Wieland, Goethe und Lessing, eben die Leute, die unsere

---

273) Vgl. Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe. Von Dr. F. Deycks. Frankfurt 1848. Aus F. H. Jacobi's Nachlaß. Herausg. von R. Zöppritz. 2 Bde. Leipzig 1869.

Literatur den Händen der Schulpedanten entreißen und feineren Weltleuten übergeben wollten, wiederholt, dringend und aufmunternd zur Schriftstellerei aufgefordert, zu der er doch gar nicht geschaffen war. Er war von Jugend auf zum Kaufmann bestimmt, war ohne eigentliche Schulbildung geblieben, und sollte und wollte später als Autodidakt und Laie sich mit allen Schulen der Philosophie schlagen, in deren Terminologien er nach eigenem Geständniß langehin Misgriffe machte. Er war im Lande der Stillen geboren, in eine Gesellschaft der Feinen einverleibt, nachher nach Genf, in den Umgang mit Schülern Rousseau's gekommen und hier gewann der Mathematiker Lesage Einfluß auf ihn, der ihm noch in Briefen später Studienplane entwarf, ihn auf allerhand Lektüre verwies, die man in den guten Cirkeln von Paris betrieb, und der von ihm (1763) hoffte, er werde uns Shaftesbury und Rousseau ersetzt haben, wenn er freien Lauf gehabt und sich der Poesie, Beredsamkeit und höheren Moral hätte widmen können. Jacobi aber mußte vielleicht hoffen, auch ohne dies Plato werden zu können, wie er denn weiterhin immer von einem System seiner Philosophie sprach, der doch nie nur eine systematische Abhandlung schreiben konnte, wie ihm sein Feind Mendelssohn und sein Freund Hamann, und Friedrich Schlegel, der Freund und Feind schien, gleichmäßig zu verstehen gegeben haben. Er mochte frühe, wie jene Zeit geneigt war, auf ein Angeborenes und Eingegebenes, auf eine dämonische Natur vertrauen, und es schienen ihn Erfahrungen dazu zu berechtigen[274]), die Andere freilich nur in Verbin-

274) Er erzählt, sein kindischer Tiefsinn habe ihn schon im 8ten und 9ten Jahre zu gewissen sonderbaren Ansichten gebracht, die ihm bis spät blieben. Es habe ihn nämlich in diesem Alter plötzlich eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. (Werke IV. p. 87.) Zu sich gekommen, erneute er diese Vorstellung und gerieth in einen Zustand von Verzweiflung; er ertrug sie nicht. Im 23sten Jahre wiederholte sich diese Erscheinung, aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, und er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Er könne sie seitdem zu jeder Zeit in sich aufrufen, und glaube, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal wiederhole.

dung mit seiner Reizbarkeit und Nervosität sehen würden; es klebten ihm Ansichten der frühesten Kindheit an, und er strebte immer die ersten Offenbarungen und Ahnungen der Seele mit der Vernunft zu versöhnen. Daß bei einer solchen Natur, bei einer unbefriedigten Stellung im äußern Leben und einem halbverfehlten Berufe, bei einer mangelnden Schule alle seine Bekümmernisse und Philosopheme zuletzt nur auf ein ganz Individuelles hinauslaufen konnten, liegt in der Natur der Sache, und seine Freunde und Schüler haben es selbst gesagt: ihm schien es, als ob der Mensch nur in dem leben könne, was er für wahr halte, mit dem sich vereinigen und Friede halten, was ihm gerecht scheine. Er war hierin im reinen Gegensatz zu Lessing, der im Ganzen seiner Umgebung lebte, und Friede und Krieg hatte mit Meinungen, die er Schaden oder Nutzen bringen sah, gleichviel ob sie im Grunde der Seele ihm lieb oder leid waren, der eine Wahrheit für sich einsehen und für eine andere öffentlich streiten konnte, wenn ihm die seinige untauglich für die Oeffentlichkeit schien. Daher hatte Jacobi später gar nicht in Lessing's Sinne gehandelt, als er dessen spinozistische Bekenntnisse veröffentlichte, und ganz Lessing's Geist entgegen war der geistliche Eifer, mit dem er in den gehässigen Streitigkeiten, die wir weiterhin noch berühren, seine Ansichten zu Gewissenssachen machte und zu verbreiten suchte. Und dies war um so auffallender, als er selbst seiner Meinung so wenig sicher war. Denn wenn wir ihn selbst nach der endlichen Befriedigung fragen, die doch nur der Prüfstein jeder Weisheit, zumal einer solchen sein kann, die so ganz nur individuelle Lebensphilosophie sein wollte, so finden wir ihn zweifelnd und halb verzweifelnd an Welt und Wissen, der die Welt so vielfach und eifrig belehren wollte; in Unmuth und Unglauben einen Salomo, da er doch so salbungsreich von der Nothwendigkeit des Glaubens sprach. Er gibt sich immer die Miene der Unfehlbarkeit, als ob sein Weg der Weg der Wahrheit und des Lebens sei, und zuletzt läuft bei ihm Alles auf die schwermüthige Trauer über die menschliche Natur hinaus: „er findet überall sein eigenes Elend, seine eigene Armuth wieder“, und nicht Jeder

wird sich hierbei wie Hamann trösten, dem es nicht besser ging: daß man mit solchen Gesinnungen nicht weit vom Reiche Gottes sei. Er liest schwankend die Gedanken der freigeistigen Forster und Lichtenberg, fürchtet sich der Sünde und läßt sich's doch schmecken; dann wieder, wie Lavater, seines Glaubens und seines persönlichen Gottes bedürftig, klammert er sich an Herder mit dem Hülferuf, er solle ihm zu festem Glauben, zu diesem Priesterthum, dieser Feuerweihe helfen. Und so hat Jung Stilling ihn zum Deisten und Zweifler aus Grundsätzen erklärt, und richtiger hat Fr. Schlegel bemerkt, daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem anderen hinüberspiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei. Denn dies ist eben ein Zeichen der Zeit an Jacobi, das uns hier als sehr charakteristisch interessirt: daß er nämlich bei all seiner individuellen Natur und Subjektivität zugleich die größte Objektivität zeigt darin, daß er sich mit Allem verträgt, wenn es ihn nur nicht persönlich verletzt, daß er sich gerne verwahrt gegen alle Angriffe, daß er sich setzt mit allen Meinungen und Ansichten, sie mögen noch so himmelweit verschieden unter sich und von den seinigen sein, daß er daher tolerant und intolerant zugleich erscheint, gleichgültig und reizbar, parteiisch und unparteiisch, eben so eifrig sich über Anderer Meinung aufzuklären, als seine eigene Anderen unterzuschieben oder anzutragen, begierig sich an alle Männer von Bedeutung anzuschließen, sich gegen alle auszusprechen. Denn dies ist der Ausdruck sowohl einer unbefriedigten und unfertigen Bildung, als auch jener vornehmen, ideenbedürftigen Redesucht derer, die sich zu Handlungen und thätiger Wirksamkeit wenig aufgelegt fühlen, daß man stets über Alles grübelt und klügelt, philosophische Absicht in Allem sucht, philosophische Beobachtung an Allem und zu jeder, auch noch so unpassenden Stunde übt. Und daher findet man bei Jacobi und in seinem Kreise, ganz im Extrem bei der Fürstin Gallitzin, jene systematische geistreiche Unterhaltung, jene Tagebüchermoral, die das Leben in lauter Betrachtung auflöst, jene Sentenzen à la Larochefoucauld und Montaigne, die dürftige Frucht einer launenvollen, veränderlichen

und fast immer charakterlosen Weisheit. Man findet in Jacobi's Kopfe immer solche Probleme der Gefühlsphilosophie, die dem Jüngling bei seiner ersten Charakterentfaltung sehr wohl anstehen, dem Manne aber im Rücken liegen müßten: ob man einen Freund noch lieben würde, den Krankheit häßlich entstellt hätte; in wie weit man Freund von dem Freunde des Freundes sein müsse und dergl.! Mit diesem Bedürfnisse der Mittheilung und der Anlehnung stimmt nun ganz die weite Bekanntschaft Jacobi's mit allen Literaten, und daß sein Pempelfort, wie später der Wohnsitz der Fürstin Gallitzin, ein Mittelpunkt für alle Reisenden ward. Unabhängig von einander hatte sich in Düsseldorf und in Straßburg dieselbe Beweglichkeit kund gegeben, und in Jacobi war Goethe's Eifer noch in größerem Maßstabe, die edlen Menschen der Zeit persönlich zu kennen, wie er sich bei Gleim, in der Herzogin Amalie, bei Joh. v. Müller vorfand, der ganz ein Kind dieser Zeit und voll von ihren Eigenheiten, Launen, wechselndem Geschmacke, tieferen Regungen und schwankenden Stellungen war. „Menschen dieser Art, sagt Jung von Jacobi im Theobald, haben ihren Geschmack und Empfindung hoch rektificirt und können in der Welt Gottes nichts Alltägliches ertragen, das ennuyirt sie; wo sie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küssen sie." Dies schildert sein entgegenkommendes Wesen gegen Alle vortrefflich. Goethe'n befremdeten später bei der Lektüre der jacobi'schen Briefe diese Verbindungen zwischen Menschen, die keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamen Interessen hatten, und er bemerkt, daß auch Herder'n dabei nicht wohl war, daß er zu hoch über dem hohlen Wesen gestanden habe. Zuerst war eine innige Freundschaft zwischen Jacobi und Wieland, als dieser mit Georg Jacobi stand und Iris und Merkur ein friedliches Paar waren. Damals war Friedrich Jacobi wie die Gräfin Gallitzin mit dem eleganten Philosophen Hemsterhuys verbunden, der ein Freigeist war wie die Forster und Lichtenberg, dessen Spinozismus Lessing anzog, dessen Feinheit, Witz und Dichterschmuck ihm damals den unbestrittenen Namen des Plato des Jahrhunderts erwarben. Populare

Philosophie war Jacobi das Höchste, und dies wies ihn auf Wieland, den er damals mit Heftigkeit gegen die Göttinger und gegen Fréron vertheidigte, den er bewunderte, aber auch in Einem Athem in jener herben Art tadelt, die Hamann eigen war, und die dieser auch bald genug an Jacobi selbst ausließ. Die Freundschaft mit Wieland löste sich, seitdem dieser den Sebaldus von Nicolai gelobt hatte, worin Friedrich die beißende Carikatur seines Bruders Georg in dem Herrn Säugling erkannt hatte; und später noch entschiedener durch eine machiavellistische Schrift Wieland's über das Recht des Stärkeren, die dem freisinnigen Jacobi zuwider war, der keinen Götzendienst gegen Fürsten, kein Schönthun mit der Despotie ertragen konnte. Goethe sollte nun Wielanden ersetzen, und mit ihm vertrug sich und versöhnte sich Jacobi nach den Reibungen, die wir berührt haben. Man wollte in seinen Schriften jetzt Goethe's Stil sehen, er fand ihn selbst mehr lavaterisch; Lavater hatte ihn mit seinem „vernünftigen Enthusiasmus" in der ersten Minute eingenommen, später aber fand er vielfach Ursache sich von ihm abzuwenden und eine Stellung zwischen den Aufklärern und Schwärmern zu suchen. So sehen wir ihn immer hin und her fahren, getheilt in die Bewunderung von Klopstock und von Lessing; wie er sich Lichtenberg von Seiten der Nüchternheit empfiehlt und Claudius von Seiten des Glaubens, wie er Hemsterhuys und Forster treu bleibt und Hamann trotz seiner schnöden Behandlungsart liebt, mit der ihm dieser gerade sein politisches Schaukeln zwischen den Parteien vorwirft[275]; er geht

275) Er schreibt ihm: „Verzeihe mir, daß ich Dir das Kalte und Warme Deines Athems zur Last lege. Wie kann ein wüthender zugleich ein verständiger und schlauer Mann sein? [Es ist von Stark die Rede.] Die alte Geschichte des neu, in neuem Balge, erscheinenden Katholicismus kommt mir nicht als ein Idealismus, sondern als ein unsterblicher Realismus vor. Du kannst das Uebel freilich nicht sehen, dieweil Du selbst mit einem geheimen Katholicismus inficirt bist, und, wie es allen Gesetzgebern geht, nicht das Herz hast, den Stab über Deinem eigenen Kopf zu brechen. Du scheust Dich nicht, Gamaliel factice, meinen ehemaligen Beichtvater als einen — Maul- und Bauchpfaffen zu lästern? Ach Deine politische Freundschaft übertrifft alle pias fraudes, die Du so nachdrücklich an Anderen rügst. Lege die Feder nieder, schöpfe eine frische reine Luft, und weine über Deine eigene

mit der Gallitzin und mit Stolberg aufs innigste um und läßt sich mit Goethe und Müller des Katholicismus verdächtigen, von dem er auch, wie Hamann selbst wußte, gar nicht fern ablag; es überraschte auch später mit Recht, daß er so heftig gegen Stolberg Partei nahm, und es war natürlich, daß er wieder einlenkte. Und doch stand er auch wieder mit Voß; er fällt Herder'n ganz bei, und hält sich ebensowohl zu Heinse, mit dem sonst kein Mensch zu thun haben wollte. In seiner Philosophie war er wie Schlosser ein ungestümer Gegner Kant's; nachher suchte er sich mit Fichte zu setzen, und mit Fries, und meinte sich bald in Reinhold, bald in Fr. Schlegel wieder zu erkennen. Mit dieser unsicheren Natur ward nun Jacobi in die Ideenkreise der jungen poetischen Literatur gerissen und mußte seine Partie ergreifen. Bei einem so bestimmbaren Mann kam auf die nächsten Einwirkungen erstaunlich viel an. Hier hielten sich Goethe und seine Gattin gleichsam die Wage, ein Weib, die jenen Himmelstürmern, die sich für die Menschheit, gegen Familie, Haus und alles Engere empörten, ganz entgegen lag, indem sie, wie jene Amalie im Allwill, sich umgekehrt für Mann und Kind und Haus gegen alle Welt empört haben würde. Goethe fühlte dies Jacobi's ganzem Wesen gegenüber wohl durch. Er tadelte sein Einmummen in den einfachen Familienzustand, und mied sein Haus später, weil er sich vor der Beschränkung seiner dichterischen und menschlichen Freiheit durch jene konventionelle Sittlichkeit fürchtete. Was den poetischen Geschmack angeht, so läßt sich erwarten, daß Jacobi so gut wie Schlosser oder Merck den Naturtheorien huldigte. Die Dichter, welche Genie hinriß, die nicht lange überlegten, die nicht erst ihre Schönheiten ins Licht zu rücken brauchen, „die, weil sie wirklich sahen, hörten und fühlten,

---

Vision" u. s. f. — Die auffallendste von allen diesen Zweideutigkeiten oder Zweiseitigkeiten Jacobi's ist die Art und Weise, wie er es sich zu einer Art Lebensaufgabe machte, gegen den spinozistischen Atheismus anzukämpfen, und wie er nachher, als Alles und auch sein Herder sich dagegen auflehnte, sich verschanzte, Atheismus nehme er gleich Kosmotheismus und bezeichne ihn als nichts Anstößiges! Es ist aber ein leidiger Ersatz, wenn ich Jemanden vor aller Welt Ohren Satan schimpfe und ihm dann unter vier Augen sage, Satan sei ein Engel.

in ihre Worte das allgenugsame Hephata aufnahmen, welches ihnen selbst Sinn, Herz und Geist geöffnet hatte, diese Leute machten ihm Alles recht". Da er aber so wenig wie Klinger den Dichter vom moralischen Menschen trennen wollte, oder da bei ihm der dichterische Mensch moralisch ward, wie er von den Genies umgekehrt behauptete, der sittliche Mensch werde in ihnen poetisch; da er seiner ganzen philosophischen Richtung nach eher darauf geführt wurde, über das moralische Genie nachzudenken als über das dichterische, so trat hier sein eigenes Gefühl, dem er vertraute, und sein Sinn für Häuslichkeit, in der er sich glücklich wußte, gegen die neuen Genialitäten. Als er sich zu jenen philosophischen Romanen aufgefordert fühlte, Allwill und Woldemar, die uns hier allein angehen, und die er im Drange jener Jahre (1775—79) in der ersten Gestalt der Iris und dem Merkur einverleibte, so lieferte er daher gleichsam die Gegenstücke von Werther. Er zeigte das moralische Genie, das hier in das schönste Licht gerückt war, von zwei Seiten, mit jener Unparteilichkeit, zu der ihn seine ganze Unentschiedenheit außerordentlich befähigte, und auf die er selbst sich große Stücke einbildete. Als darstellendes Werk ist Allwill durchaus unbedeutend; Jacobi hat nicht einmal Anlage, sich raisonnirend verständlich zu machen, geschweige darstellend anschaulich zu werden. Ueberall sieht man zu sehr wirkliche Verhältnisse durch, und doch herrscht die Reflexion vor. Als Abbild der Geniemänner aber, als eine verlaufende Charakteristik der Fauste jener Zeiten, die Jacobi in diesem einen Individuum, wie schon der Gattungsname andeutet, zeichnen will, sind diese Briefe um so interessanter, als ihm bei dieser Gestalt Goethe vielfach gesessen hat[276]. Diese Menschen, sagt er, sind von Gott gezeichnet; man soll sich vor ihnen hüten. Uebermaß der Kräfte reizt in ihnen zu Gewalt und Unterdrückung. Ihren besonderen Gaben liegt eine lebhafte Sinnlichkeit, große Gewalt des Affekts und ungemeine Energie der Einbildungskraft zu

276) Dies sieht man schon daraus, daß Jacobi in Privatbriefen dieselben Ausdrücke von Goethe braucht, die er auf Allwill anwendet, z. B. 12 p. 99 in den Werken Thl. 1.: er sei ein Besessener, der fast nie willkürlich handeln könnte.

Grunde; und diese letztere ist bei ihnen mehr eine Einbildung des Affekts, weniger als bei Anderen ein freies Geistesvermögen. Wo der hellere Kopf in dieser Gattung ist, da ist gewöhnlich auch größere Ruchlosigkeit. Seinem sittlichen Theile nach wird ein solcher Mensch ganz Poesie; er kann alle Weisheit verlieren und jede ehrliche Faser. „Die Vollkommenheit dieses Zustandes ist ein eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft, und ein Quietismus der Unsittlichkeit." Sie sind leidenschaftliche Egoisten und gefallen dabei, da sie vor den kalten Egoisten edle und schöne Regungen voraus haben. Eigentlicher Verleugnung sind sie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit ist in ihnen so gut wie todt. Wer die Außerordentlichen darunter kennt, darf sich wundern, daß sie nicht Engel an Tugend oder Satane an Lastern wurden; ihre Natur ist ganz zweiseitig, unbändige Sinnlichkeit und stoische Hänge, Zärtlichkeit und Leichtsinn bei Muth und Treue, Tigersinn und Lammesherz. Sie fordern ebenso bei Anderen Alles an Alle, wie es sich bei ihnen darstellt: eine leichte Dirne soll auch den Reiz und die Liebe eines frommen Mädchens haben und umgekehrt. Das nennen sie Natur und eines Sinnes mit der Natur sein, da sie doch stets die Bande der Natur lösen, wahre reine Verhältnisse zerstören und chimärische an deren Stelle setzen, da doch nichts der Natur mehr entgegen ist, als die Unmäßigkeit, die die Bedürfnisse vervielfältigt und unendlichen Mangel schafft, jene Ungenügsamkeit, die die Welt verdirbt, das blinde Ringen nach Allem, das Scheidekünsteln an den Dingen, um die Form von dem Stoff, die Wirkung von der Ursache abzulösen. Ein Wesen, gegen das predigen nichts fruchtet, für das predigen das unsinnigste Beginnen ist. Theorie der Unmäßigkeit ist der Name für das, was sie an die Stelle der alten Weisheit setzen wollen. Sie sind in ihren Empfindungen ganz, voll, aber nie beständig. Sie belachen die Thorheit der absichtslosen Wisserei ohne Wissen, als ob es etwas besseres sei ihr müßiges Sammeln von Empfindungen! In ihrer Wechselsucht verschmähen sie alle Grundsätze, die doch zur Menschheit eines jeden Menschen gehören. Erfahrungen nützen nicht, wenn nicht durch ihre Vergleichungen

standhafte Begriffe und Urtheile zu Wege kommen. Das achtet die Welt überall als das Höchste, was Obmacht des Gedankens über sinnliche Triebe beweist. Wo der Mensch in der Gewalt des Triebes ist, fühlen wir Unanständigkeit. Wäre auch das menschliche Herz, dessen Wankelmuth eingestanden ist, der Art, daß es immer recht leitete, dennoch würde der Charakter verwildern, sobald man ihm auf Wege folgte, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Diese romantischen Laffen lassen sich einfallen, die Welt sei nicht gut genug für sie, da sie selbst nicht gut genug für jene sind; sie haben stets und haben nie rechtschaffene Gesinnungen, thun vielleicht im Feuer manches Gute, meiden aber nie das Böse. Was aber ist der wunderbarste Luftspringer gegen den Unerschütterlichen im Kampfe! Gegen die meist höchst treffenden Sätze läßt er nun Allwill erwiedern: die Forderung, sich um Tugend zu mühen, und zu unwandelbarer Tugend zu gelangen, gemahne ihn, wie wenn man sich aus Grundsatz verlieben solle. Ein solcher Liebender ohne Leidenschaft kann wohl sehr treu sein, das wisse er wohl. Er aber habe sich an das wahre Leben gehalten, sein Herz habe ihn gerettet; dies zu verstehen, sei ihm Weisheit, und ihm zu folgen, Tugend. Wenn der Ruchlose vorgebe, eben dies zu thun, und dabei ruchlos werde, so ersprieße eben Alles in seiner Natur: das Herz des Edelgeborenen sei verläßig. Nach allen Sittenlehren handelnd stoße man auf Ausnahmen. Er singe ein anderes Lied, dessen Melodie nicht auf die Walze des moralischen Dudeldeis genagelt sei. Er überlasse sich seiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse. Die Wahrhaftigkeit sei die erhabenste aller Tugenden, und doch sei die Lüge der sterbenden Desdemona auch eine Tugend; so weit sei es von Vorstellung und System zur Wirklichkeit; und darum sei es so ein Lumpenkram um alle auswendig gelernte Religion und Moral u. s. w. — Auf welcher Seite hierbei der Nachdruck liegt, sieht man wohl; und daß dem Verfasser ernstlicher um eine „mörderische Verfolgung“ der Irrwege dieser Geniemänner zu thun war, als diese angenommene Unparteilichkeit einzugestehen scheint, weiß man aus

seinen Briefen. Man sieht aber wohl, daß er mit eben dieser Kälte der Abfassung produktiv seinen Naturtheorien gerade entgegenstand. Er meinte, nichts ohne einen gewissen Enthusiasmus schreiben zu können, und schrieb mit Ueberlegung, und fühlte daher bald, daß er nicht zum Schreiben, besonders nicht zur Darstellung gemacht sei. Daher ärgerten sich Wieland und Goethe mit Recht an dem planlosen Haufen Papier, und an dem kleinen Schutt im Allwill, dessen Stoff so bedeutsam war. Woldemar ist nicht besser[277]; eben so gering an Erzählgabe, eben so reich an vordrängendem Raisonnement und Wichtigrednerei, wie Allwill, und an Erfindung so arm, daß jene wichtig behandelte Situation, wie der vornehme Held sich zu einer Hülfeleistung gegen einen Armen auf der Straße herabläßt, hier aus dem Allwill, und im Allwill aus Werther entlehnt ist. Auch hier scheint gar kein Verhältniß zwischen Plan und Erfindung. Es soll wieder ein solcher Charakter entwickelt werden, der die Tugend für eine freie Kunst ansieht, und, wie das Kunstgenie, durch sich selbst dem sittlichen Verhalten Gesetze geben will. Die Verhältnisse aber, in die er gebracht wird, sind die ungünstigsten für diese Anlage: der Held steht zu einer Freundin aufs vertrauteste, heiratet eine Andere; jene entsagt ihm auf den Willen ihres sterbenden Vaters, sie verschweigt ihm dies, er erfährt es, nimmt es ihr übel, und wühlt sich in eine Verzweiflung an aller Freundschaft und Menschheit hinein. Und an diese Komposition knüpft sich dann wieder eine freie Theorie über Quellen und Wesen der Tugend an. Hamann fühlte es durch, daß es Jacobi schwer geworden sein müsse, dieses Ganze zusammen=

277) Wir hörten schon oben, wie Goethe davon dachte. Jacobi schrieb an ihn nach jener Scene in Ettersburg in einem Tone des Selbstgefühls und der Anmaßung über dies Buch, der ihm Goethen nur noch mehr entfremden mußte: „Von Woldemar weiß ich, daß er Lebens die Fülle hat! Auch wegen Deines privaten Urtheils bin ich unbekümmert; denn ich weiß, was Du fühlen kannst und was Woldemar enthält, weiß, so gewiß ich mit diesen Augen sehe und mit dieser meiner Hand schreibe, daß Du dem Verfasser Deine Hochachtung, ja, es mag so stolz klingen, als es will, in manchem Betracht auch Deine Bewunderung nicht versagen kannst!" Vgl. noch Schnorr v. Carolsfeld, Goethe und Jacobi's Woldemar, in Gosche's Archiv. f. Lit. Gesch. 1, 314 ff.

zusetzen. Sein Urtheil darüber führt geradezu in den Gesichtskreis, in dem sich dieses ganze Geschlecht herumdrehte, und in dem wir auch sogleich die Tragödie dieser Jahre werden inne stehen sehen. Der Held scheint ihm in die Klasse der Wesen zu gehören, die eine unbeschränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens verbänden. Eine Verbindung dieser äußersten Enden komme ihm freilich als die einzige Auflösung für das Problem menschlicher Glückseligkeit vor. Ob sie aber eine Mauer oder eine Thür sei, möchten die Salomone der Zeit entscheiden. Ihm antwortet Jacobi in anderen Worten mit einem gleichen Zweifel über die Möglichkeit der Verbindung von Herz und Kopf, an der er eben so nahe zu verzweifeln ist, wie Hamann und Klinger, der dieses Problem mit etwas mehr Glück darstellend zu behandeln wußte.

Wenn wir die Ungleichheit der persönlichen Neigungen, das Unpassende der Verbindungen, die Abweichungen des Geschmacks und der Grundsätze in diesen Zeiten recht auffallend herausstellen wollen, so können wir nicht besser thun, als diesen Weltmännern und Geschäftsleuten ihre Freunde unter den Tragödienschreibern entgegenzusetzen, wo wir einen ähnlichen Gegensatz in den Menschen finden werden, wie nachher in den Leistungen, wenn wir von dem Trauerspiele zu dem praktischen und humoristischen Roman übergehen. Der Mittelpunkt der Tragödie dieser sogenannten Sturm- und Drangperiode ist übrigens ein und derselbe mit dem der vorzüglicheren jener Lebensbilder und pragmatischen Romane, die wir ihr entgegenstellen werden; eben derselbe, um den sich die tiefsten geistigen Regungen jener ganzen Zeit herumbewegten, und von dem sich die revolutionären Stürme jener Jahre herleiten. Es ist derselbe, um den sich die Poesie der mittleren Zeiten so vielfach hat drehen müssen, die auch gleichsam im Kleinen mit dem Eintritt dieser Periode anfing wieder hergestellt zu werden. Es ist der gewaltige Stoß der Natur gegen die Kultur

der Einfalt und schlichten Sitte gegen die Convenienz, der Jugend gegen das Alter, des Herzens gegen den Verstand, des Gefühls gegen die Welterfahrung, der Freiheit gegen den Zwang des Staats, der Dichtung gegen die Wirklichkeit. Den Zwiespalt und inneren Kampf, den diese dem Gefühlvollen schrecklichen Gegensätze verursachen, fühlten die kälteren Männer des wirklichen Lebens, wie Merck und Möser, wie Lessing und Lichtenberg, nicht; die wärmeren, wie Schlosser und Jacobi, verschlossen ihn stiller in sich; die geordneteren und kräftigeren Männer der Dichtung, wie Schiller und Goethe, versöhnten ihn auf einer heiteren Höhe; die überspannten gingen darin unter, wie Lenz, oder erstarrten gleichsam darin, wie Klinger. Diese Gegensätze haben wir schon im Mittelalter in verschiedenen Aeußerungen beobachtet, wie auch jetzt wieder. Sie stellen sich dem Verständigen heiter und humoristisch dar, und so erscheinen sie hier und da bei unseren Sternianern; den Empfindsamen aber tragisch, und so wurden sie der Grund der Tragödie jener 70er Jahre. Klinger gab selbst als die Quelle seiner ersten, vorzugsweise tragischen Schriften jene Empfindungen an, unter denen zuerst die wirkliche Welt sich blos durch den dichterischen Schleier seinem Geiste darstellte, dann die Dichterwelt in ihm durch die wirkliche erschüttert ward. Der Gedanke dieser Gegensätze bewegte den stoischen Mann, werden wir weiterhin sehen, durch sein ganzes Leben so ununterbrochen, wie den epikurischen Wieland der Zweifel zwischen Idealem und Realem. Der Mann von Herz und Gefühl, von Naturtrieb und Sinn für einfache Verhältnisse galt jener Jugend für einen Dichter, wenn er auch keine Zeile schrieb; die moralische Kraft, die den Helden macht, schien Klinger'n auch den Dichter zu machen; alle Virtuosität, die Tugend selbst war ihm Poesie, und die Poesie Tugend; er konnte daher auch die moralische und ästhetische Poesie nicht trennen. Weit entfernt, hiermit im Sinne der älteren Moralisten die Poesie der Sittenlehre in Dienst zu geben, faßte er vielmehr das Wort Tugend im Verstande der alten virtus, und gebrauchte vielfach dafür den Ausdruck K r a f t, versammelte in diesem Begriffe alles und jedes geistige und Willensvermögen des

Menschen, verlangte in dem Dichter die ausgedehnte Menschheit und moralische Energie des handelnden Menschen, und in diesem die Bewahrung des reinen Herzens und den edlen Trieb des von der Welt unberührten Dichters, des Mannes der Ideale. Er glaubte mit seinen Jugendfreunden an poetische Charaktere und eine mächtige Menschheit auch trotz dem Schmerze, daß er sie so selten wirklich fand; er kam nicht auf den Gedanken, daß die moralische und poetische Energie getrennte Eigenschaften seien, die, wo sie sich gegenseitig heben und stützen und vereint scheinen, alles Gefährliche und Nützliche einer Bundesgenossenschaft an sich haben. Dieses mißliche Verhältniß hatte bei ihm selbst und seines Gleichen statt, die immer das waren, was sie dichteten, das, was sie schrieben, fühlten, oder doch zu fühlen sich anstellten, die stets die Poesie ins Leben, wie das Leben in die Poesie mit gleichgültiger Wahl trugen, und die daher den nüchternen Merck, Goethe, Schlosser, Wieland gleichmäßig zuwider waren. So trat Klinger in seiner Jugend überall in einem so auffallenden Wesen, wie das Geschöpf einer andern Welt auf, Merck fluchte diese Poesie zum Teufel, die die Menschen von Anderen abziehe und sich inwendig mit der Betteltapezerie ihrer eigenen Würde und Hoheit ausmöblire; Heinse freute sich des Menschen „voll Unsinn und Geist", aber nur so lange er ihn nicht sah; das Gerücht verspottete sein angenommenes brutales Wesen, indem es ihm nachsagte, daß er einmal rohes Fleisch verschlungen habe. So schildert Goethe auch Lenz als einen Menschen, der immer Komödie gespielt und in der Einbildung gelebt, immer willkürliche Vorstellungen und Gefühle genährt habe, um sich etwas zu thun zu machen. Die Einbildung spielte mit diesen Jünglingen und riß sie hin; wahre und falsche Empfindungen setzten sie immer in Streit mit der Welt außer ihnen, gefühlige Herzen, feinere Organe, lebhaftere Phantasie ließ sie das stärker empfinden, was Andere weniger berührte. Sie fanden bald, daß der kältere Weltmann nur für sich genieße und leide, der Mann ihres Ideals aber für das ganze Menschengeschlecht, und schon sprachen sie damals in halben Täuschungen und halb in edlen Regungen von dem Welt-

schmerz, den auch die heutigen jungen Heilande zur Schau tragen. Gequält von den Wehen, woran sie die Menschheit krank liegen sahen, weit mehr, als diese selbst dieselben Wehen empfindet, suchten sie den Misständen zu begegnen, hegten „den bestimmtesten Willen, ein Wesentliches zur Weltverbesserung beizutragen", und gaben dies Bestreben erst auf, als sie in kühleren Jahren den Glauben an die Menschen verloren, der ihnen in der Jugend heilig war. Die Schäden der öffentlichen und Privatzustände sollten geheilt, das heimliche Leiden des Staats und des inneren Menschen gemildert werden, und daher sind moralische Streitfragen nicht selten der Stoff der Dramen dieser Jahre, lehrhafte Stellen oft breite Bestandtheile darin, und die Misverhältnisse der konventionellen Welt der Gegenstand der Nachahmung, der grellsten Darstellung, des bittersten Hasses und der satirischen Verfolgung. Wir sehen auf dieser Bühne die Natur durch alle Schranken des Gesetzes, der Vernunft, des Uebereinkommens durchbrechen, und immer das Gefühl und das Mitleid in Anspruch nehmen. Die zweideutigsten Verhältnisse traten in ein mildes Licht, wenn sie nur den ursprünglichen Einrichtungen der Natur zu entsprechen schienen. Die mannichfachsten Umstände werden aufgeboten, um Menschen von besserer Natur und Sitte zu den schauderhaftesten Thaten genöthigt zu zeigen; Familienhaß, Stammfeindschaften, Fürsten-, Gatten- und Verwandtenmord, Mesalliancen, Empörungen, Zusammenstoß von Leidenschaft und Pflicht, dies sind die Aufgaben der zahllosen Stücke, die auf Emilia Galotti und Götz in den 70er Jahren wie Pilze aus der Erde entstanden; und es ist bezeichnend genug, daß Schröder damals einen Preis auf das beste Trauerspiel setzte, dessen Gegenstand ein Brudermord sei. In den meisten dieser Tragödien ist keineswegs auf ästhetische Schönheit, auf künstlerische Behandlung ausgegangen; man suchte der Wirklichkeit am nächsten zu bleiben, und dem Publikum gefielen die plattesten Nachahmungen des Alltagslebens (wie die möller'schen Stücke, Graf Waltron u. A.) am besten. Man schrieb daher immer in Prosa. Man achtete auf keine poetische Gerechtigkeit, sondern es schien am schönsten, wenn

Schreck und Entsetzen recht grausam den Zuschauer durchschnitten, wenn das Häßliche und Gräßliche das Schöne hob oder ausmachte. Man verstand jene shakespeare'sche Vorschrift, daß das Drama der Zeit den Spiegel vorhalten solle, aufs prosaischste und wörtlichste, und Klinger vertheidigte ausdrücklich in dem Zusatz zu seinem Schwur gegen die Ehe den Sieg des Lasters, die bloße Schilderung des Weltlaufs, den Standpunkt also, auf dem unsere Bühne in Gryphius' Zeiten stand. Die Muse des Schönen schien auf allen Seiten, wohin wir uns wenden, vor der plumpen Hand des Deutschen zu fliehen; Wieland's Dichtungsgötter waren moderne Grazien, Jacobi's die Amoretten, Heinse's Faunen und Satyre, die der Youngianer das schöne Bild der Alten vom Tode; Klinger's Muse ist Minerva, und nie die Göttin der häuslichen Geschäfte, des Oelbaums, der Weisheit, nein immer die schreckliche Tochter des Göttervaters, in Waffen und Rüstung. Diese Tragiker sind daher auch die geschworenen Feinde der Sentimentalität. Wenn sie Werther lieben, so ist es des starkgeistigen Inhalts oder der poetischen Darstellung wegen: den Helden hassen sie eher, der den Muth der Jünglinge erschlafft. Die Hahn und Babo u. A. schrieben Stücke ausdrücklich ohne Liebesintriguen, und der letztere (zu seinem Arno) spottete geradezu des ewigen Heirathens, der Kammerjungferintriguen und der erhitzten Marquisen. Klinger besonders rechtfertigte die Benennung dieser Zeit als der Periode der Kraftgenies durch seinen Gegensatz gegen jene kränkliche Empfindsamkeit, jene aus Büchern angelesene Krankheit, jene Dichtungen selbst, die den Muth des Lebens zerknicken. Er machte in einzelnen seiner Stücke Ausfälle auf diese weichlichen und entnervenden Bücher (in der Elfriede), auf Dichter wie Geßner und Gellert (in den Spielern); er stellte in Stilpo's Sohne Horazio das tragische Bild einer Liebe auf, die von ehrenhaften Zwecken abzieht. Sein Feenmährchen Bambino, die Ueberarbeitung seines Orpheus (1778) ist eine einzige schneidende Satire gegen die platonische Liebe, gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht sündigen können, gegen die empfindsamen Weibchen und Männchen,

die mit dem Monde liebäugeln, und die Dichterlinge, die ihr kaltes Feuer von ihm empfangen. Der strenge Mann hatte von seltener Freundschaft und Liebe nichts in der Welt gefunden; er hatte von Jugend her auf sich allein gestanden, Alles sich selbst zu danken; er liebte es, mit jenem prometheischen Stolze auf die eigene Kraft, Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu blicken. Er sagte noch spät: nur der Schwache und Charakterlose trägt sich mit den Wörtern Schicksal und Zufall, der Mann von Kraft, der aus selbstgeschaffenen Grundsätzen handle, verstatte keinen Luftgebilden, keiner Macht außer ihm Gewalt über sich; er handle aus sich selbst und wisse, daß er das Schicksal in sich beherrscht! Auch hier hören wir wieder in dem Dichter denselben Geist reden, der aus den Figuren der Gedichte spricht; denselben fressenden Skepticismus, der diesen Menschen die Welt, und uns ihre Schriften verleidet; dasselbe Ankämpfen gegen alle geistigen, wie gegen die Schranken der Gesellschaft. Und ganz wie der unversöhnte Faust klagt Klinger über jenen lessingischen Satz, daß die volle Wahrheit nicht für die Menschen tauge; er ist ihm ein schmerzlicher Beweis, daß die Menschheit nie aus der Kindheit heraustrete: „er will die ganze Wahrheit, oder er schließt ihr die Augen ganz zu!“ Außerordentlich bezeichnend für die deutschen Zustände ist dies, daß von all jenen feindlichen Begegungen der idealen und realen Welt keine so tief bei uns eingegriffen hat, wie der Gegensatz der inneren Gemüthswelt gegen die äußere, der Stoß des freien Geistes an die Schranken der Menschlichkeit, an die Gesetze des Menschengeschicks. Kein Heros der Mythenwelt taugte für die deutsche Dichtung, als der einzige Prometheus, der mit des Geistes Kraft Handelnde; kein Heros unseres Alterthums interessirte so wie Faust. Die Volkssage von ihm hatte der Engländer Marlowe zu Shakespeare's Zeit noch ganz in ihrem ersten Sinne behandelt, indem er den Gegensatz des kurzen Menschenglücks gegen die ewige Dauer der Verdammniß hervorhob; stufenmäßig vergeistigte sich bei uns der Sinn der Fabel in den Behandlungen Müller's, Klinger's und Goethe's. Setzt man zu Goethe's Faust den Tasso, das Thema vom Verhältniß des Dichters

und Staatsmannes, und zu beiden Stücken die Jugendwerke Schiller's, die sich gegen den Despotismus, die Unnatur im Staate (Fiesco) und die Unnatur der Konvention im bürgerlichen Leben (Kabale und Liebe und Räuber) stellen, so hat man Alles, was instinktartig das Jahrzehnt vor deren Erscheinung bewegte, in mehr oder minder geläuterter Form beisammen, und es begreift sich eben so natürlich, daß diese beiden Dichter die früheren Produkte in Vergessenheit brachten, wie dies bei Shakespeare der Fall ist. Wo man hinblickt, berühren sich in Klinger, Schiller und Goethe der Ideenkreis und die Schriften; Vieles ist bei Klinger Anklang bald an diesen, bald an jenen (im Otto an Götz, im Roderico an Don Carlos, im Günstling an Fiesco u. s. f.), Vieles aber auch gemeinsame Zehrung an den Zeitideen. Ueberall aber, selbst wo unserm Dichterpaare schon entlehnt wird, erscheint dies in einem so rohen Zustande, daß nur sie als die eigentlichen Poeten erscheinen, die den rohen Stoff zu zähmen wissen. Und dies ist eben das Verhältniß, in dem Shakespeare zu seinen Zeitgenossen stand.

Denn die Dichtergruppe um Shakespeare her hat nach dem Wenigen, was wir von ihnen wissen und lesen, die schlagendste Aehnlichkeit mit unseren tragischen Dichtern jener Jahre. Die Aufregung, welche die erste Aufnahme einer Bühne überall zu begleiten pflegt, brachte damals Zustände und Charaktere in der Theaterwelt hervor, die auf eine ganz ähnliche Periode wüster Genialitäten deuten, und ein Marlowe und Robert Greene zeigen uns dieselbe zügellose und zerrissene Natur in ihrem Leben, dieselben Neigungen in ihrem Geschmack, dieselben Zerrbilder in ihren Poesien, wie einige der Jugendgenossen Goethe's. Diesen Vorgängern gegenüber ist Shakespeare's Hauptverdienst gerade das, was Goethe und Schiller den Kraftgenies gegenüber haben, ja was Beide noch im Verhältniß zu Shakespeare selbst anstrebten: daß er nämlich die üppigen Auswüchse beschnitt. Er hat vielleicht keinen Stoff bearbeitet, den er nicht vorfand, keine Eigenthümlichkeit und Manier, keine Lieblingsfigur, keine Art des Vortrags im Scherz und Ernst, im Bathos und Pathos gehabt,

die nicht vor ihm gewesen wäre; aber er gab den rohen Stoffen erst Kunstform, und viele der Eigenheiten der älteren Bühne traf verdeckt sein ironischer Spott, obwohl er sie so gut beibehielt, wie Aristophanes die Lieblingsscherze der athenischen Komödien. Was er für einen geordneten Kunstgeschmack thun konnte, ohne sich selbst und die Wirksamkeit seines Talents zu zerstören, hat er wohl redlich gethan. Die kleinste Einsicht mußte ihn lehren, daß er nur auf dem Grunde der Volksthümlichkeit groß werden konnte; das hatte Lope de Vega ebenso gewußt; das sprach auch Schiller ebenso aus, der in einer anderen Zeit und in einem Volke ohne Nationalgeschmack und Nationalbühne viel mehr Freiheit hatte, die reinsten Formen in Aussicht zu nehmen. Gleichgültig aber gegen diese feineren Einsichten Shakespeare's hielt sich seine deutsche Schule damaliger Zeit, die ihn und sein Beispiel immer im Munde führte, meist an die Auswüchse selbst, die nur sein Jahrhundert bedingte und entschuldigte, und die theilweise seine eigene Einsicht verwarf. Ueberall räuspern und spucken diese Dichter in der Art des Briten; aber daß es galt, den Geist ihrer Zeit ebenso zu fassen und auf ihren Geschmack ein selbständiges Kunstgebäude zu gründen, wie es Schiller versuchte, davon hatte Keiner eine Ahnung. Sie sahen ihm seine Bizarrerie und Scherze und Witze ab, und ahmten sie nothdürftig nach, ohne zu überschlagen, daß es ein anderes, ein lachlustiges Jahrhundert war, in dem Shakespeare schrieb, eine spitzfindige Zeit, in der der Bauer dem Hofmanne auf die Fersen trat, eine Periode, in der Rabelais' gezwungene Scherze Gemeinton der Welt waren. Lenz übersetzte love's labour's lost, aber ganz stumpfsinnig für die große und ernste Wendung, die dort dem übermüthigen bewußten oder unbewußten Spaße in roher und verkünstelter Form gegeben wird. Sie sahen dem großen Dichter auch seine derbe Naturzeichnung ab, die ungeschminkte Darstellung des Menschlichen und der Gewalt der Leidenschaft, aber sie hatten keinen Begriff von jener Vorschrift, sich im Sturm und Wirbelwind des Affekts zu mäßigen, nie die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, nie für die Schätzung der „Million", sondern für die der wenigen Einsichtsvollen zu arbeiten, eine Vor=

schrift, die für den Dichter, wie für den Schauspieler gilt. Unsere Tragiker gefielen sich, die wilden Leidenschaften anderer Zeiten auf unsere Tage zu verpflanzen. Lessing's Vorgang überschreitend in aller Art der Ausführung, lieferte Klinger eine neue Arria, setzte altschottischen Stammhaß in neue Zeiten, gab die Beispiele antiker Vaterlandsliebe und Rachsucht in modernen Formen und unter moderne Begriffe und Anschauungen gemischt, schon im Vorgefühl, wie unpassend solche Stoffe in solchem Grade für solche Geschlechter wären. Aber wo Shakespeare auf dem Gipfel seiner Kunst das Bedürfniß fühlte, mächtigere Charaktere in dem Menschen zu beschwören, als das schwache Geschlecht der kultivirten Gegenwart oder der romantischen Ritterwelt ihm darbot, wo er den Urstand des Menschen in ungeheueren Leidenschaften und großartigen Handlungen zu entwerfen dachte, da griff er (im Macbeth, Lear, Hamlet) in jene Urzeit des britischen und gallischen Alterthums zurück, deren grause Sagen für uns waren, was die tantalischen Greuel der Heroenmythe für Griechenland. Der weise Dichter vergaß nicht gelegentlich anzudeuten, wie dies Zeiten anderer Art seien als die gegenwärtigen, ohne daß je eine Bühne daraus gelernt hätte, in Kostüm, Dekoration und Färbung der ganzen Darstellung dieser Stücke auch durch das Auge das Gemüth in Einklang mit dem dargestellten Stoff zu bringen. Wenn im Lear gezierte Ritter erscheinen statt hunnischer Rohheit in phantastischer Pracht, und elegante Architektur statt byzantinischer Gemächer mit drückender Schwere, und schöne Natur statt starrer Oede der Gegenden, so ist sogleich die Grundlage für alle Wirkung des Stücks verloren. Dies berührt sich mit der höchsten Spitze der shakespeare'schen Dramatik, die unsere Nachahmer vollends ganz verfehlten. Seine Stücke sind nur für die Aufführung geschrieben, nicht für die Lektüre; sie haften in der Lektüre so wenig, wie Goethe's Tasso in der Aufführung, sie sind Bühnenwerke im lessing'schen Princip der reingehaltenen Gattung, im strengsten Verstande, während Goethe's Stücke fast nur für die Lektüre, Schiller's immer gleichmäßig für Spiel und Lesen berechnet sind. Wir haben nur den allgemeinen Vortheil von dieser Eigen-

schaft Shakespeare's gezogen, daß er dadurch der eigentliche Hersteller unserer Schauspielkunst geworden ist; unsere Dichter haben seine Kenntniß von dem Verhältnisse eines Schauspieltextes zu der Leistung der Bühne nicht eingesehen, wenn man nicht, wie wir oben meinten, Lessing ihr auf der Spur finden will. Unsere Bühne jener 70er Jahre, unser Schröder spielte zwar die lenz'schen Stücke, die klinger'schen waren auch alle der Darstellung gewidmet, da er seit 1776 Theaterdichter bei der seiler'schen Truppe war. Allein was sie Bühnenmäßiges haben, geht nicht über die Lieferung gewisser stehender Charakterformen, Helden, Liebhaber und Bösewichter, die Shakespeare nicht kannte, und nicht über gewisse Möglichkeiten der Composition, über das sogenannte Bühnengerechte hinaus, und bei Lenz nicht einmal so weit. Shakespeare verdeckte mit dieser Kunst Wagnisse in seinen Stücken, die außerdem Fehler sein würden. Er hat in manchem seiner Stücke, wie Lear und Hamlet, eine Regelmäßigkeit der Disposition, eine Symmetrie der Theile, eine planmäßige Gegensätzlichkeit der Charaktere und Handlungen, so sehr, daß dies gleichsam eine Anlage der Stücke in der kältesten Berechnung vermuthen ließe; und diese Anordnung und Composition müssen alle jene Dichter und Beurtheiler nie gesehen haben, die in dem ordnungslosen Durcheinanderwürfeln von Scenen Schauspiele in Shakespeare's Geiste sahen, und die Alles bei ihm auf Inspiration und Bewußtlosigkeit schoben und die Werke des Genies von derselben Eingebung an sich selbst erwarteten, da doch nur auf der Grenzscheide von Instinkt und Einsicht, von Natur und Geist, wo Shakespeare mit einziger Sicherheit weilte, die Blüte des Genius am schönsten aufbricht. In jenen Stücken würde das trockene Gerippe vorblicken, wenn nicht der sanfte Umriß der Aufführung den runden Körper hinzugäbe, und wenn nicht die Mannichfaltigkeit der individuellen Figuren es verdeckte. Auch diese Mannichfaltigkeit wieder ist nur durch die Darstellung gerechtfertigt: sie ist dem Leser drückend, dem das große Ganze des Kunstwerks nicht aufgehen kann, wenn ihm nicht, wie wir früher sagten, durch den Schauspieler die rasche Erkenntniß der Charaktere erleichtert ist, wenn

er nicht durch den steten Fortgang der Handlung gehindert wird, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, die bei der schwierigen Lektüre nothwendig störend hinzutreten müssen. Auch hier haben diejenigen, die blos die dichterische Phantasie in Shakespeare bewundern, die oft ätzende Schärfe seines beobachtenden Geistes nicht empfunden, die ohne den Schmelz der Darstellung der poetischen Wirkung auf das Gemüth nicht selten Eintrag thut; sie haben keinen Sinn gehabt für jene tiefe verständige Beurtheilung der Menschen, für jene historische Anschauung der Welt, die bei ihm vielleicht eine noch größere Seite ist als die eigentlich künstlerische und idealisirende. Aber welche Art Psychologie haben freilich jene guten Dramatiker bei ihm gesucht, die eine Menschenkenntniß mehr vorgaben, als besaßen, die alle Erfahrung der Seele aus ihrem beschränkten Selbst, alle äußere Erfahrung aus einem jugendlichen Studentenleben hernahmen. Ihnen graute vor der Geschichte, wie selbst Goethe'n, wogegen es Shakespeare'n im Angesicht der Historie wohl zu Muthe ward; sie regten sich allenfalls im Tacitus und Sueton zu Schilderungen einer grausigen Menschheit wie Gryphius auf, während Shakespeare den ruhigen Plutarch las und die naiven Chroniken der heimischen Geschichte. Um sie her war nichts, als ein düsteres, elendes Leben, eine schwachmüthige, hypochondre Menschheit, und höchstens eine Bewegung der Geister, die selbst dem größten Manne der Zeit nach seinem eigenen Geständnisse ganz dunkel war; aber um Shakespeare spielte der blendende Schimmer von Englands heiterer Größe, wo eben eine freie Entwickelung der Geister gesichert, ein mächtiger Wohlstand und Handel in erster Begründung, Seewesen und Meerherrschaft in frischer Ausbildung, und der größten politischen Macht der Welt gegenüber eine glückliche Stellung gewonnen war. Mitten in eine solche großartige handelnde Umgebung gestellt, konnte sich dieser dramatische Dichter bilden, in dessen Werken eine Welt von Anschauungen aufgeht, über der der Himmel bald heiter lacht, bald finster droht; dessen Stücke uns mit originaler Selbständigkeit subjektiv immer auf jene englische Bühne fesseln, die sich in einer eigenen Mitte zwischen Hof- und Volks-

geschmack hielt, zugleich aber in das Alterthum und in die Gegenwart, in das Vaterland und in die romantische Ritterwelt, in die Kreise des thierischen und menschlichen und Geisteslebens zaubern. Man sieht diesen Dichter immer fest an seine bestimmte Zeit und Lokalität geknüpft, und doch in allen Beziehungen des Menschlichen, im Heiligsten und Geringsten, überall so kräftig, so männlich, so edel, so rein menschlich urtheilen, fühlen und anschauen; über alle Zeit hinausgewachsen, erhaben über Partei, Laune und Gefühlsweise, ist er im übermüthigsten Spiele des Scherzes keinem Leichtsinn verfallen, im Betrachten der schrecklichsten Gemälde des Menschenschicksals von keinem weichlichen Verzagen berührt, von allen Situationen, Leidenschaften, Charakteren, Verhältnissen, Zeit- und Menschenaltern angezogen, an keines aber durch Vorliebe gefesselt. Er ergriff die individuelle Form der menschlichen Bildung, auf die die neuere Zeit angewiesen ward, mit dem so sicheren Takte, wie die Dichtungsart, die dieser Bildungsform entsprach, und die Behandlung, die dieser Dichtungsart eben dadurch nöthig ward; er hob endlich seine Dichtung über die „tafftenen Phrasen und den seidenen Bombast" der Liebespoesie, über Empfindung und Gedanken weg zu Anschauungen eines rein handelnden Lebens empor, und ist mit all diesen Eigenschaften allein würdig, als tragischer Dichter der neuen Welt dem Einen epischen des Alterthums verglichen zu werden.

Wenn man gegen diesen Heros die Shakespeare unserer damaligen Zeit vergleicht, die sich ihm mit keckem Dünkel selbst verglichen, während der einzige Berechtigte an ihm zu Grunde zu gehen fürchtete, so ist es freilich ein tragikomisches Schauspiel. Ueberall sieht man sie mit seinen Ausdrücken hantieren, seine dramatische Oekonomie misbrauchen, seine Stücke übersetzen, seine Scenen und Charaktere nachahmen (wie z. B. Falstaff in Maler Müller's Idyllen, Percy in Klinger's Konradin, die Balkonscene im leidenden Weib begegnet); man sieht die Dichter im Leben nach Art der shakespeare'schen Narren sich unterhalten, und handeln, schreiben und schaffen in einer Weise, von der kaum zu sagen ist, warum man sie shakespearisch

nannte, wenn man sich nicht hinzudenkt, daß jene Jünglinge auch Shakespeare'n in einer Carikatur verzerrten. Wenn man sich dies recht anschaulich machen will, so muß man Briefe von Heinrich Füßli lesen und Bilder von ihm sehen. Dieser junge Züricher hieß der Shakespeare unter den Malern; er war Lavater's Freund, in dessen Nähe man sich zu dem groben und ungeschlachten kraftgenialischen Tone sehr versucht fühlen mußte, da nicht allein Goethe und Füßli, sondern auch der junge Hartmann, den wir oben schon erwähnten, in Briefen an ihn diesen Ton anstimmte. Wir haben Bruchstücke aus den Briefen Füßli's schon gelegentlich mitgetheilt, die das unmäßige Selbstgefühl des jungen Mannes aussprachen; er verhehlt es so wenig, daß er Lavatern in den 70er Jahren aus London schrieb: Alles gewogen, sei er, was kein anderer Mensch in diesen Tagen, als Er (Lavater). Er empört sich mit aller Grobheit eines Schweizers gegen die furchtsame Freundschaft Lavater's, gegen die moralisirenden Salbadereien seiner Briefe, gegen sein Sektenwesen und seine verächtlichen Freunde, aber er behält ihn doch in aller seiner Gutmüthigkeit lieb, wie in der Zeit ihres gemeinsamen Angriffs auf den Landvogt. Als Künstler lagert er sich den Niederländern zur Seite und gegenüber, erkennt ihr Großes und lacht ihrer „Exemplerei und Drecknatur"; dem Chodowiecki stellt er sich so entgegen, wie die Krafttragödie dieser Zeit den kleinen Gemälden der Familienromane entgegensteht, die Chodowiecki so vielfach mit seinen Bildchen ausstattete: er könne nicht die Ilias in eine Nußschale ziehn, die Rosse Elias' auf einen Mückenflügel malen, er möge nicht Sturm in einem Weinglase erregen und über eine Rose weinen; er brauche Raum, Höhe, Tiefe und Länge. Er lacht der Correktheit in seiner Kunst ebensowohl, wie der Conventionsdichter Pope und Thomson; die Mitte zu halten, wußte er sich nicht gegeben. Aus seinen Gemälden blickt überall der Geist des Ungeheueren und der Ueberspannung. Als er shakespeare'sche Scenen malte, „vergaß er" nach Forsters trefflichem Urtheil, „die Scheidemauer zwischen Malerei und Poesie, indem er den hinschwindenden Gebilden der Täuschung Dauer und

Form gab. Er phantasirte nicht Menschen, sondern Ungeheuer, mit einzelnen verzerrten Theilen und Proportionen: Kaliban war die Grundfigur für seine Imagination". Er hatte vor, ein Trauerspiel zu machen; wäre es geschehen, so würden wir wahrscheinlich unsere übrigen Tragödien noch überboten sehen an Gewaltsamkeit und Verzerrung. In das Romantische, wo Shakespeare's Humor am kühnsten waltete, wagten sich die Deutschen nicht mehr, die den Zeiten der Ritterromane schon zu fern lagen. Nur das faustrechtliche Ritterthum nahm sich noch der dramatische Pinsel zum Vorwurf, im Uebrigen blieb man auf bürgerlichem Boden. Wir sagten schon oben, die Tragödie dieser Jahre theilte sich zwischen Götz und Emilie Galotti; man kann auch sagen, Werther, der sogleich mehrmals dramatisirt ward, habe auf die bürgerliche Tragödie mit gewirkt; und wie eigenthümlich sich der Geschmack zwischen diese beiden Dramatiker theilte, ist nirgends besser zu bemerken als in Wezel's Wickham (1774) oder in Sprickmann's Eulalia (1777), die in Lessing's Dialog Charaktere der Sturm und Drangzeit entwerfen. Das historische und Ritter-Schauspiel schien am meisten eine populare Gestaltung annehmen zu wollen, zu der es auch am natürlichsten geschaffen war. Nicht allein fand es auf allen Bühnen damals die allerlebhafteste Theilnahme (wie ja auch einige Stücke dieser Art bis heute die Bretter behaupten), sondern es suchte sich auch förmlich nationale Stätten und Heimathen, was immer das Sicherste für den Bestand irgend eines Kunstzweiges ist. Allein hier haben wir den alten Jammer wieder, daß nichts Nationales bei uns Wurzel fassen sollte! Da wo eine gute Bühne war, in Hamburg, oder in Berlin, da war keine Geschichte und keine Volksthümlichkeit; nach Wien drang das historische Schauspiel erst in der romantischen Zeit, als der Poesie die Verbindung mit dem Leben genommen war, und die Dichtung mechanisch ward. In der Schweiz regte sich die alte Vaterlandsliebe; der greise Bodmer schrieb noch an seinem Abend politische Schauspiele, die im 20. Jahrhundert sollten aufgeführt werden, wenn Stolberg's Enkel für die Freiheit fallen würden; Joseph Ignaz Zimmermann und F. R. Crauer, zwei Lu-

zerner, J. L. Am=Bühl aus Wattweil und K. Müller aus Näfels lieferten eine ganze Reihe patriotischer Stücke, von denen keines ausgedauert hat; denn die Schweiz ist der ganzen Beschaffenheit ihrer Geschichte und der Entwickelung ihrer Literatur nach nicht für das Pragmatische der Historie und nicht für das Schauspiel geschaffen. Auch nach Baiern griff dieser Geschmack über, das immer einen Nationalsinn bewahrt hat, und wo man immer der Fahne folgt, sobald Mittelalter und Ritterthum die Losung ist. In München war seit dem Freiherrn von Ickstadt, den der Graf Stadion nach Baiern gebracht hatte, etwas von dem neuen Lichte in Deutschland eingedrungen. Es war 1759 eine Akademie gestiftet, es ward für Verbreitung von Büchern gesorgt, und eine mildere Censur eingeführt. Allein dies Alles hatte nicht recht Bestand; die wenigen Köpfe, die sich regten, wie Zaupser, Westenrieder, Braun u. A., entgingen nicht religiösen Verdächtigungen; der Fortgang der Bildung kam ins Stocken, und so geschah es mit dem historischen Schauspiel auch. Die Grafen Anton Klemens und Joseph August von Törring schrieben Theaterstücke, und die Agnes Bernauerin des Letzteren (1780) erhielt sich bis in unsere Tage auf der Bühne. Franz Maria Babo (aus Ehrenbreitstein 1756—1822) schrieb in München; er setzte sich in Prosaschrift gegen manche Misbräuche, und lag hauptsächlich dem Schauspiel ob; auch von ihm sehen wir noch den Otto von Wittelsbach (1781) und die Strelitzen (1790), Stücke, die sich dem Publikum nicht weniger als dem Schauspieler empfehlen, da sie sich von selbst spielen und ohne Anstrengung sehen lassen. In den Stücken von Nagel (Aufruhr in Landshut) und von Hübner (Heinz v. Stein u. A.) arteten diese Kraftstücke hier in plumpe Carikaturen aus; in Ludwig dem Baier von Längefeld erlaubte man sich Ausfälle auf die Kirche: da ward 1781 die Aufführung aller vaterländischen Schauspiele in München verboten! So blieben wir also auf die zerstreuten Stücke der Einzelnen angewiesen, die nicht der Art waren, das Interesse der gesammten Nation zu fesseln. Unter diesen ist eines der ältesten, das sich an Götz anlehnt, Klinger's Otto (1775), das Bild einer rauhen

Männlichkeit; der junge Gebhard darin ist der gesteigerte Georg im Götz. Aber von historischem Stoff, von Zeit- und Lokalfarbe hat dieses Stück nichts; von dieser Seite zeichnete man mehr die Stücke von Jakob Maier (aus Mannheim 1739—84) aus, in dessen Fust von Stromberg (1782) selbst Schiller diese Eigenschaft rühmte. Aber die hier eingepfropften historischen Züge zerstören dagegen die poetische Wirkung: diese zu erreichen versuchte der bairische Hofmaler Friedrich Müller (aus Kreuznach 1750—1825) in seiner Genoveva (1776) schon auf dem Wege der späteren Romantiker mit der Wahl eines mittelaltrigen Novellenstoffes. Müller gehört wesentlich in die Reihe der Genialitäten dieser Zeit; er lebte seit 1776 in Rom, wo man ihn in einer Krankheit katholisch machte, er war mit Heinse, Fernow, Goethe u. A. in Verbindung über Kunstsachen und schrieb mehrere Kunstaufsätze in der unbehülflichen Art, wie Künstler meistens thun. In seinen poetischen Erzeugungen ist er ganz interessant durch seine Grenzstellung zwischen Idylle und Schauspiel und innerhalb seiner Idyllen selbst zwischen dem verkünstelten Geschmacke und dem natürlichen und naiven, die jetzt mit einander in Streit lagen. In Adam's erstem Erwachen (1778) und dem erschlagenen Abel haben wir klopstock-geßner'sche Prosa, hochgehende Tändelei, Weichheit und Erhabenheit; das Malerische waltet erstaunlich vor, und man würde diese Empfindungspoesie so zu Haydn vergleichen wie Klopstock mit Händel. Im Faun und Mopsus (1775) haben wir statt des Patriarchalischen das Satyrhafte, statt des Erhabenen das Burleske; das Grobe, Unverhüllte, Nackte trit hier hervor; und das Suchen und Haschen der Natur in einzelnen Tönen und Zügen, das bei allen Tragikern aus Goethe's Schule zerstreut und verdeckt liegt, herrscht hier in einer gewissen Fülle und selbst Reinheit vor. Bacchidon und Milon (1775) ist mehr antik gehalten, wie sehr auch Fallstaff hinter dem alten Satyr vorsieht; Ulrich von Coßheim ist eine ritterliche und romantische Idylle; die Schafschur (1775) und das Nußkernen ganz bäuerisch, im niederländischen Malerstil, förmlich im Gegensatz zu der geßner'schen Schäferwelt und zu aller gekünstelten Poesie, zu Gunsten

der Natur- und Volksdichtung. Hier ist er in seinem Felde; wir haben nichts von den Genredichtern jener Zeit, was sich mit diesem an Naturwahrheit vergleichen ließe. Für das Dramatische reichten seine Kräfte übrigens eben so wenig. Sein Faust (um 1778) ist ganz in dem Sturm- und Drangsinn jener Jahre empfangen: das Ringen nach Größe und Ganzheit, „das Murren gegen Schicksal und Welt, die uns mit Conventionen beugt", dies Ueberspringen seiner selbst schien dem Dichter so natürlich, den diese Sage schon interessirte, ehe er von Goethe's und von Lessing's Faust wußte. Gegen das lahme „vermatschte" Menschengeschlecht soll hier denn Faust als eine solcher ganzer „ausgebackener Kerl", aus dem ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt, gestellt und in dem Druck der Noth, in misanthropischem Humor gezeigt werden, und es gibt in diesen Fragmenten Raum genug für die Burschikositäten und für die elliptische, plebejische Kraftsprache dieser Zeit. Aber diese Natur nimmt sich hier schon erzwungen aus, diese Satire ist schon kindisch, und besser als diese Brutalität steht ihm die Sanftheit in der Genoveva, ein Stoff, der ihn mehrfach zur Bearbeitung anzog. Das ausgeführte Stück ist in Götzen's Manier; die überlegene Buhlerin Mathilde, der gutartige Weichling Golo erinnern an Figuren im Götz; psychologische Schärfe und innere Erhebung darf man aber nicht suchen. Neben Goethe und Shakespeare übte übrigens auch noch Gerstenberg's Ugolino Einflüsse aus, besonders auf L. Phil. Hahn (aus der Pfalz 1746—1813), der den Aufruhr in Pisa (1776) als eine Einleitung zu Ugolino schrieb, voll Reminiscenzen aus Shakespeare und Götz. Man darf ihn nicht mit dem Fr. Hahn des göttinger Dichterbundes verwechseln. Er ist einer der Hauptshelden der kraftgenialen Zeit: er kannte das Uebertriebene seiner Stücke selbst, aber er wollte sich nicht Einhalt thun, weil er nicht zu den „kalten Klötzen" gehörte, die, wenn sie dichten wollen, sich erst ins Feuer lesen müssen. Nicht so leicht wird in den verwandten Stücken ein solches Zerrbild von einem jähzornigen Polterer wieder vorkommen, wie dieser Ugolino, und ein solcher Bösewicht wie dieser Erzbischof, dessen Apostel Ehrgeiz und List sind, dessen Evan-

gelium Diebstahl, dessen Gebete Wünsche nach Gold, dessen Gelübde Begierden der Wollust, der sein Gewissen den Siebenschläfern, sein Herz dem Wolfe abstehlen wollte! Andere Stücke von Hahn drehen sich im bürgerlichen Kreise mit ähnlichem Stumpfsinne herum; so besonders sein Karl von Adelsberg (1776). Mit diesen am verwandtesten sind die Stücke von Leopold Wagner (aus Straßburg 1747, gest. nach 1783), dem Goethe eine traurige Unsterblichkeit im Faust bereitet hat, weil er ihm den Stoff zu seiner Kindesmörderin (1776) stahl, einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war. Nicht besser sind seine übrigen Sachen; die Reue nach der That (1775) spricht allem Feingefühl eben so sehr Hohn, und ist übrigens wohl im Stoffe und in der Figur des Kutschers Walz ein Vorbild für Kabale und Liebe und den Musikus Miller geworden.

Das traurigste Opfer der Ueberspannung dieser Periode ist J. M. Reinhold Lenz (aus Seßwiegen in Liefland 1750—92)[278]. — Er war nach seinen Versuchen aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Goethe schon auf dem Wege, sich und Andere zu quälen; er gefiel sich schon 1769, die sechs Landplagen, Krieg, Hunger, Pest, Feuers- und Wassersnoth und Erdbeben, zu besingen, Gegenstände, wider die sich die Phantasie sträubt[279]. Die Freundschaft mit Goethe riß ihn in den größten Dünkel und in einen blinden Wetteifer, um so mehr, je anerkannter in Goethe's Kreise sein Genie war; und je geringer später seine Leistungen, je größer Goethe's Ruhm ward, desto mehr mußte sich seine Eifersucht zu Neid und Bosheit steigern, da auch keine Spur von eigentlicher Sittlichkeit in ihm gewesen zu sein scheint, die dem hätte Einhalt thun können; oder sie mußte zur Selbstverachtung zurücksinken, da kein Bewußtsein von eigentlichem Talente und Verdienste ihn trösten konnte. In Schlosser's Haus kam

---

278) Vgl. O. Gruppe, R. Lenz, Leben und Werke. Berlin 1861; der Nachlaß des Dichters J. M. R. Lenz, Allgem. Zeitung 1865, Beilage 244.

279) Ein im 16. Jahre von Lenz geschriebenes Festspiel: der verwundete Bräutigam" hat Dr. Blum in Dorpat herausgegeben. Berlin 1845.

1778 sein Wahnsinn zur höchsten Krise, zu dessen Ausbruche eine Liebe zu der sesenheimer Friederike und Eifersucht gegen Goethe die letzte Veranlassung gewesen zu sein scheint[280]. Unglück macht den Beurtheiler mild; man hat daher immer die guten Seiten von Lenz, nach Goethe's Vorgang, hervorgesucht. Da seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Verirrungen gehören, die den Deutschen eigenthümlich sind, da sie das Gepräge seines wirren Wesens an sich tragen, und dieses wieder fremde und eigene Schuld, nicht Erbsünde war, so müssen wir vor dieser Milde warnen. Der Pfarrer Oberlin in Waldbach (im Steinthal), der ihn in seinem jammervollen Zustande sah, war erschüttert davon, daß er dabei „die Folgen der Principien, die so manche der damaligen Modebücher einflößten, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern durchempfinden mußte". Dazu kam, daß ihn seine Umgebungen offenbar verdarben. Die Neigung führte damals zu solchen Compositionen „von Genie und Kindheit, mit Maulwurfsgefühlen und nebeligen Blicken", wie Wieland Lenzen schildert, und zu solchen „milchigen, weiblichen Seelen, die vom poetischen Teufel besessen sind", wie er den jungen Werther charakterisirte; Er und Goethe fühlten einen Augenblick Wärme für den naiven, lieben Jungen, der sich überall als „Poet à triple carrillon" gerirte, dann ergötzten sie sich, wenn er „regulièrement seine dummen Streiche machte", nachher fanden sie, daß er „bei all seinem Genie ein dummer Teufel und bei so viel Liebe ein boshaftes Aeffchen sei", endlich wurden sie seiner satt und ließen ihn laufen. Er selbst verdarb sein Talent mit Knittelversen, Gelegenheitsspöttereien, satirischen Skizzen, Matinées (einer Gattung, die wohl Merck aufgebracht hatte); und so behielt er keine Spur von Anstand und Ordnungssinn im Leben und Dichtung übrig. Er selbst schrieb sich seine beste Charakteristik mit wenigen

280) Aug. Stöber, der Dichter Lenz ꝛc. Basel 1842. — Lenz' gesammelte Schriften, herausgeg. von L. Tieck. 3 Thle. Berlin 1828.

Worten an Merck: Seine Gemälde seien alle ohne Stil, wild und nachlässig aufeinander geklect; ihm fehle zum Dichter Muße, und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Nesseln seines Schicksals und halb in Schlamm versunken liege, und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er sich das Alles selbst zugezogen. Blickt man in seine Werke hinein, so entdeckt man kaum in seinen prosaischen Erzählungen, namentlich wo er im Landprediger (1777) Lebensscenen aus dem Hause seines Schlosser darstellt, die Gabe der geordneten Darstellung und treuen Auffassung der Dinge. In seinen dramatischen Versuchen ist er ganz zügellos und wild, und moralisch und ästhetisch gleich ungenießbar. Man lese nur den Engländer (1777), wie grell da die Freigeisterei und die geile Wollust dichtet, „die den Himmel Preis gibt für Armiden". Dies sind so oft die Musen jener jungen Männer gewesen, die Wielanden „wegen seiner Jugendsünden" liebten; und Niemand war diesem Geschlecht gegenüber köstlicher als eben Wieland: er pflegte diesen Sklaven der Sinnlichkeit die That seines Kombabus anzurathen. Alle vollendeten Stücke von Lenz sind eine Art schauderhafter Komödien, gemischt von tragischen, grassen und lustigen Situationen. Im neuen Menoza (1774), den Schlosser bewunderte, den sogar der immer besonnene Merck gemacht zu haben wünschte, ist Miene gemacht, die Geschwisterehe im milden Lichte zu zeigen; weniger auffallend ist das Thema, und weniger verzerrt sind die Charaktere in: die Freunde machen den Philosophen (1776). Die Soldaten (1778)[281]) sind doch wenigstens noch im Ausgang tragisch; ein Wachtstubenleben so ekel als möglich stellt sich in dem verrückten Stücke dar, das Tieck ein markiges Gemälde nannte, und dessen Hauptgedanken er darin ergreifend und überzeugend ausgeführt fand, daß nämlich Mädchen als Menschenopfer dem Staat dargebracht werden müssen, um die großen Heere und deren Ehelosigkeit möglich zu machen!! In dem Hofmeister (1774) vergehen sich Held und Heldin auf verschiedene Weise;

---

281) Vgl. Gosche's Archiv f. Lit. Gesch. 1, 312.

sie bekommt von ihrem Hofmeister ein Kind, während Er, ihr eigentlicher Geliebter, auf der Universität sie vernachlässigt; es sind aber zwei treffliche Leute, und der Junge Philosoph genug, die Verlassene doch zu heirathen; der Hofmeister flüchtet indeß, schulmeistert, kastrirt sich, heirathet aber auch noch ein unschuldiges Bauernmädchen, Alles, damit es ein Lustspiel gibt. Eine Reihe lehrhafter Stellen über die Hofmeisterei nimmt sich dazu ganz sonderbar in dieser Composition aus. Und diese Stücke wurden damals aufgeführt, regellos, unverständig, wüst, wie sie waren! Aber man denke auch, wie lange man sich über elenden Farcen und französischen Uebersetzungen gelangweilt hatte! Hier gab es doch etwas zu sehen, heftige Ausbrüche, ganz ungewöhnliche Scenen, gewaltsame Erschütterungen! Wie viel mehr mußte dies reizen, als jene schleppenden Deklamatorien! Wie viel ansprechender waren diese lebendigen Töne und einzelnen Naturlaute, die hier allerdings nicht fehlen, gegen jene steifen Moralsentenzen, und jene gezirkelte Complimentirpoesie, gegen die nun Alles Feuer und Flamme war.

Weit der fruchtbarste und nachwirkendste unter diesen Dichtern, und der ächte Vertreter dieser Zeit ist Fr. Maximilian Klinger (aus Frankfurt 1752—1831)[282]), von dem wir schon Hauptzüge zur Charakteristik der Periode entlehnt haben, die von seinem Schauspiel Sturm und Drang sogar den Namen führt. Seine erste Thätigkeit war ganz aufs Dramatische gerichtet; nachdem er sich, wie wir oben hörten, in Weimar gezeigt hatte, war er 1776 in Leipzig, wollte da (wie Nicolai schreibt, und wenn er nicht eine der vielen Klatschereien wiederholt, die damals über alle diese Leute umgingen) „in der Geschwindigkeit die Artillerie lernen, um nach Amerika zu gehen und da mit Thatkraft die Freiheit zu verfechten", änderte dann aber den Entschluß und „blieb bei Seiler um Trauerspiele zu machen". Er hatte seine Zwillinge (1774) zu gleicher Zeit wie J. A. Leisewitz (aus Hannover 1752—1806) seinen Julius von Tarent an die

282) Vgl. Germania 15, 121.

Hamburger Theaterdirektoren Ackermann und Schröder eingeschickt, die 1775 zur Einsendung von Originalstücken, die sie mit 20 Louisd'or honoriren wollten, aufgefordert hatten. Der Julius von Tarent von Leisewitz[283]) ist ein regelmäßiges, überlegtes Stück, und gibt uns die Gegensätze zweier ungleichen Brüder, eines spekulativen, grübelnden, schwankenden, von der Liebe bewegten, eines handelnden, entschiedenen, unüberlegten, von der Ehre getriebenen; erst gegen das Ende wird der reflektirende Gang etwas lebendiger. Man würde sagen, dies Stück baute sich mehr auf Lessing's Schule auf, obwohl Lessing selbst es anfangs von Goethe verfaßt glaubte, wie man damals überhaupt auch Stücke von Klinger (die neue Arria z. B.), Lenz und Wagner auf Rechnung Goethe's setzte, gerade so wie in Shakespeare's Zeit dieselbe Unsicherheit herrschte. Es ist, gegen Klinger's Zwillinge gehalten, die selbst dem gewiß nicht zu zartfühligen Bürger gar zu toll waren, unstreitig das bessere Stück; aber das wildere bekam den Preis, wohl selbst in der Meinung der Vielen, in dem die Leidenschaft Verzerrung, Kraft Rohheit, Kummer Verzweiflung ist, in dem man zu dem Brudermorde noch einen Sohnesmord in den Kauf erhält. Leisewitz fand sich durch diese Entscheidung bewogen, mit dem ersten Versuche zu schließen, Klinger ließ sich zu einer übermäßigen Thätigkeit anspornen, und lieferte gleich im folgenden Jahre, 1775, nicht weniger als fünf Stücke. Das leidende Weib hat Tieck, von der Familienähnlichkeit verführt, Lenz zugeschrieben; es läßt sich aber aus einem kleinen Nachspiel, „die frohe Frau“ (1775), beweisen, daß es von Klinger ist, denn dieser wird darin von Wagner, den wir für den Verfasser halten, ebenso mit hämischer Bewunderung getadelt und gelobt, wie Lenz Goethe'n scheint betrachtet zu haben. Untergrabenes Familienglück ist hier, und so auch im Otto der Gegenstand; von eigentlicher dramatischer Kunst ist noch fast so wenig Spur wie bei Lenz. Die Charaktere im Otto sind zum Theil

283) Vgl. Henneberger, J. A. Leisewitz' Julius von Tarent, in seinem Jahrbuch 1, 111 ff.

aus Lear und Götz entlehnt, und Episoden ohne Zweck eingeschoben; wenn dieses Stück ein Auswuchs von Götz heißen kann, so das leidende Weib ein Nebenschößling aus Werther. Beide Stücke schienen auch Nicolai anfangs von Lenz zu sein. In der neuen Arria tritt schon mehr Klinger's eigene Natur heraus. Der wilde Geniemann Julio, ein Jupiter, ein Dichter, ein Allvermögender, die Solina, ein Weib von monstroser Majestät, und die ähnliche Cornelia sind schon ganz von jenen Römernaturen, aus Rousseau und Tacitus erwachsen, die nur in anderer Art die starken Charaktere des französischen Drama's wiederbringen; sie haben einen ermordeten Fürsten zu rächen, und werden schon so mit ihren geraden Naturen in Gegensatz mit den Winkelzügen der Hofleute gebracht, wie es weiterhin Klinger's Lieblingsaufgabe war. Die Ungeheuer in Tugend und Laster, der riesenmäßige Bombast, der verletzende Ausgang, Alles scheint in diesem Stücke sich ganz unmittelbar an die 100 Jahre älteren Tragödien von Gryphius und Lohenstein anzuschließen. Im Simsone Grisaldo sieht die Hauptfigur wie ein Abbild Goethe's aus, ein kastilischer Held, dem nur die Mädchen gefährlich sind, denen er sich leichtsinnig hingibt und entzieht, ein Gegensatz gegen die Philister und die Menschen ohne Seelenempfängniß um ihn her: ihm sind ein paar shakespeare'sche Carikaturen, eine Art Narr, ein verliebter Don Quixote von Hofmann, ein finsterer, trockener, gekünstelter Menschenfeind entgegengestellt, die ihn stürzen wollen; hier siegt aber Leidenschaft, Liebenswürdigkeit und Größe über Kabale und Neid. Das Schauspiel Sturm und Drang malt schottischen Familienhaß in grellen Zügen, ein Gegenstück zu Romeo und Julie; auch hier versucht sich der Dichter in kühn angelegten Originalcharakteren. Das Trifolium von Freunden, Wild, Lasen und Blasius, die verwilderten und starren Jünglinge, die die Feindschaft ihrer Väter unterhalten, sind ihm minder geglückt als der alte Berkley, ein aus Unglück und Rachsucht halb kindisch gewordener Greis, der in einzelnen Zügen, so schwer die Aufgabe war, trefflich gehalten ist. Sieht man diese Stücke nach der Reihe durch, so begreift man wohl, daß, wenn ein Mittelpunkt

der deutschen Bühne dagewesen wäre, sie eine Masse von ähnlichen verwegenen Compositionen hätten hervorrufen müssen, die dann, wenn eine mannichfaltige Fortbildung der dramatischen Literatur zu hoffen gewesen wäre, einen großen Stoff hinterlassen hätten, der durch Beschneidung und Reinigung zu trefflichen Bühnenstücken hätte gebildet werden können. Zugleich fühlt man aber auch, daß diese hastige Erzeugung so gewaltsamer und aufregender Werke des Dichters Feuer schnell aufreiben mußte, der dann bald wie ein ruhiger, aber nicht ausgebrannter Vulkan erschien. Noch in dem Stilpo (1777) spielen wieder Situationen aus Romeo und Hamlet herüber; er behandelt eine glückliche Revolution gegen fürstliche Mörder und Unterdrücker, nicht ohne Opfer der liebenden Jugend, die den feindlichen Haß der Aeltern aussühnen möchte. Wir wollen die Lustspiele übergehen, die von weniger Interesse sind; nur die Spieler (1780) sind als Vorbild zu Schiller's Räubern wichtig. Hier ist weit unverfälschtere Menschenkenntniß und natürlichere Zeichnung, als in den meisten Stücken dieser Klasse, denn hier steht Klinger wieder auf eigener Erfahrung und Nachdenken: er will dem Verstand und der weltmännischen Bildung fühlbar machen, daß ihr das Herz zu leicht verloren geht, ohne das kein wahres Glück ist. Wie dieses Stück auf Schiller gewirkt hat, so hat dagegen auf den Günstling (1785) schon Fiesco, auf Roderico schon Don Carlos zurückgewirkt. Sobald die ersten schiller'schen Stücke erschienen waren, fangen Klinger's Dramen an regelmäßiger zu werden, ohne daß sie dadurch gewinnen. Es scheint, ihre hellere Form läßt die bitteren Eindrücke, die sie doch hinterlassen, noch mehr empfinden; die sorgfältigere psychologische Zeichnung macht den Leser achtsamer und läßt ihn Mängel im Ganzen entdecken, wo er sie vielleicht im Einzelnen nicht findet. So liegt in der Elfride (1782) die richtige Beobachtung zu Grunde, daß der Mensch oft mit Lastern und Tugenden im Gefühle seiner Kraft und guten Willens leichtsinnig spielt, und sich dann durch Gelegenheit und bösen Einfluß verleiten läßt. Dies wird an allen drei Hauptfiguren anschaulich; allein die Häufung so vieler in Schwäche beruhender

Charaktere, ohne Aussicht auf eine bessere Menschheit, ist so peinlich, wie früher seine starken Charaktere immerhin waren; der Mangel an Licht und Schatten wirkte beidemal übel. Keineswegs gab Klinger diese starken Charaktere überall in seinen späteren geregelten Stücken auf. In der Sammlung seines neuen Theaters (1790) finden wir sie noch in der Medea, im Aristodemos, im Roderico und Damokles, nur daß der Dichter doch fühlt, sein Roderich, der Pendant zum Posa, könne allenfalls eher für ein poetisches Ungeheuer gehalten werden, als die Bösewichter, die er ihm in dem Stücke entgegenstellt. Außerordentlich schadet diesen Stücken schon die didaktische und reflektirende Breite, die uns Klinger's Uebergang zum Romane nahe legt, zu dem er mehr aushaltende Neigung und Beruf hatte; im Damokles haben wir eine förmliche Staatsaktion mit politischen Verhandlungen. Hier siegt der ruhige Weltmann Attalus gegen den stoischen Freiheitsprediger, und der Dichter läßt uns unentschieden, mit wem er es hält; diese kühlere Anschauung, wie überhaupt die Kälte, die jetzt an der Stelle der früheren Leidenschaftlichkeit über diesen Dramen liegt, weist uns noch mehr zu seinen Romanen hinüber, in denen wir Klinger's Tendenz und Natur deutlicher durchschauen können; vollends wenn wir die zwei Bände seiner Betrachtungen hinzunehmen wollen. Da diese Werke, obwohl meist etwas später geschrieben, das vollständigste und eindringendste Bild der eigenen Stimmung dieser Gährungszeit geben, so verweilen wir einen Augenblick dabei.

Klinger hat in der letzten Ausgabe seiner Werke nur wenige seiner Dramen aufgenommen und dagegen die Reihe seiner Romane, mit Ausschluß des Bambino, an einen durchgehenden Faden gereiht, den er so offen spinnt, und der daher so blos liegt, wie in Wieland's Werken die bewegenden Gedanken seines Lebens. Es ist auch hier der ewige Gegensatz zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Enthusiasmus und Kälte, Tugend und Laster, Dichter und Weltmann, Engel und Teufel, Gott und Thier, was den denkenden und ernsten Dichter beschäftigt. Seine Romane sind daher ebensowohl wie seine

Dramen alle auf den moralischen Menschen bezogen, und er haßte eben so sehr die bloße Unterhaltungspoesie wie die kalte Spekulation, die sich vom Leben trennt. Die Art und Weise, wie er sein inneres Leben in seine Schriften trug, hat mit Wieland's die größte Aehnlichkeit, obgleich er zu diesem im Ganzen eine Art von stoischem Gegensatz macht. In einigen seiner früheren Romane würde man diesen Kontrast nicht so sehr finden: sein Mährchen vom Bambino (zuerst 1778), das wir schon erwähnt haben, seine Geschichte vom goldenen Hahn (1785), (die in den Werken im Sahir umgearbeitet ist) könnte man ihren muthwilligen Einkleidungen, und selbst ihren Tendenzen, und sehr oft selbst ihrem Stil nach ganz für wielandisch halten. In jenem zeigt er einen Freund der platonischen Liebe, der zu einem Kombabus verhext ist; in diesem erzählt er eine Geschichte des Sündenfalles, wie der Geist der Humanität und Kultur (Sahir) in einen goldenen Hahn gebannt ist, und als er erlöst wird, über das unschuldige Cirkassien Sünde mit Aufklärung, und Verbrechen mit dem Gesetze bringt. Hier ist ihm die Beschäftigung mit seinen Problemen noch gar nicht so peinlich ernst, er hält sich hier weit objektiver; und besonders gleichen auch seine Stiche auf Bonzenthum und Christenthum den wielandischen ganz, und erinnern stark an seine Verehrung der Pallas und der Musen, und die Gerüchte, die über sein Heidenthum im Umlauf waren. Auch der Vortrag ist durchweg heiter ironisch, während ihm sonst jener Sarkasmus eigen ist, den er selbst aus einem starken Gefühle herleitet und dem Witze entgegensetzt, der mit dem Lächerlichen spielt, während jener eine Fackel in das Dunkel des menschlichen Wesens schleudre. Dies ist das ächte Gemälde seiner übrigen Romane, in denen wir durch diese stets wiederkehrende Operation bald grell aufgeklärt, bald schmerzlich blind gemacht werden. Durchlaufen wir die ersten Erzählungen in seinen Werken, den Faust, Raphael de Aquillas, die Reisen vor der Sündfluth und deren Seitenstück, den Faust der Morgenländer, so haben wir überall die schreckenden Bilder von einer Welt, in der das Gute erliegt, das Böse herrscht, das Gute selbst zum Bösen ausschlägt, die edelsten

Bestrebungen mit schauderhaften Ausgängen belohnt werden, und auf diese Art die Vorsehung überall verdächtig erscheint. Klinger gesteht es selbst, daß ihm das Wort Vorsehung ein Schall ist, bei dem er in die peinlichste Verwirrung gerathe, wenn er den vermeinten Sinn mit dem Gange der Welt ausgleichen wolle. Er hielt die französische Revolution für eine Satire auf diesen vermeinten Sinn, und in dem Fragment über das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit gibt er uns auf die Zweifel über den Gang der Welt, auf alle Fragen nach Warum und Wohin keine Antwort. Die Träume von einer Veredlung der Menschheit sind ihm nichts als dichterischer Zeitvertreib, dieser gutmüthige Glaube kam ihm zu Zeiten albern und abgeschmackt, zu Zeiten ekelhaft vor. Bei alle diesem aber bleibt dem beobachteten Schwarzsichtigen ein Krümchen Trost übrig: er glaubt trotz aller Herrschaft des Lasters und der kalten Klugheit an Moralität als an einen idealen Hintergrund der Dinge. Er, der an keine Wunder glaubt, glaubt an das Eine, das er mit seinen Augen sieht: daß nämlich die moralische Welt, die auf der physischen so breit ruht, von der geistigen an einem einzigen Haare aufwärts gezogen und sogar etwas emporgehalten wird, und daß die Masse seit ewig an diesem Einen Haare vergeblich zerrt, um es zu zerreißen. In diesem Sinne sucht uns Giafar mit dem Elend des Edlen zu versöhnen; in diesem Sinne stellt uns Klinger überall die seltenen, wenigen, aber großen Männern des Ideals und der Tugend, die Dichter und Helden, den niedrigen Massen und deren Verderben entgegen; sie halten gleichsam an jenem Faden diese verdorbene Welt, und sollen daher außer ihr, über ihr und dem Schicksal stehen. Der Glücklichste heißt der außerhalb der rauschenden Thätigkeit der Welt steht, er solle alle Verhältnisse meiden, wodurch die innere moralische Kraft Gefahr läuft. Was aber bei diesem Verhältnisse wieder herauskommt, das lehrt uns gleichsam wider den Willen des Dichters die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. Der Held, Falkenburg, ist ein so einsam im Schatten der Tugend, von einem Schüler Rousseau's gebildeter Dichter, den die Fittige der hohen und ächten Begeisterung,

den das Ideal über das Schicksal erhaben zeigen soll. Sein Charakter soll im Gegensatze zur Welt gezeigt, sein Unglück soll aus diesem Gegensatze hergeleitet werden. Allein seine Unfälle, der Tod seines Vaters, der Tod seines Kindes, veranlaßt durch die Untreue einer unvorsichtig gewählten Frau und eines eben solchen Freundes, stehen gar in keiner Folge von diesem Charakter; und der allgemeine Haß, der ihn als einen scheinbaren Demagogen trifft, hätte den über Schicksal Erhabenen nicht drücken dürfen, den noch dazu die Neigung seines Fürsten, des Ministers, des Lehrers, des Freundes und sein reines Gewissen schadlos hält! Dennoch streift dieser Held bei diesem Unglück an Wahnsinn, und was ihn noch rettet, ist eine dürftige symbolische Komödie! Diese Erzählung ist ein Bild innerer Zustände, die sich der Revolution gegenüber in Deutschland bildeten; es scheint, daß Georg Forster's stille feste Gemüthsart, seine häuslichen und öffentlichen Schicksale, sein Bann und Acht Züge genug zur Vergleichung böten, wie sich die Wirklichkeit zu dieser Dichtung verhalte, und dort würde man im Leben die Züge eines wirklich über das Schicksal Erhabenen finden, von denen man gehoben und getröstet scheidet, während uns diese dichterische Darstellung drückt und peinigt. Aber in jenem edlen Manne war Dichter und Weltmann auch kein Gegensatz; und dies fällt Klinger'n erst ganz spät ein, daß die Verbindung beider Eigenschaften eigentlich den wahren Menschen ausmache, den er mit Diogenes' Leuchte so eifrig suchte: hohe dichterische Einbildungskraft mit der Vernunft des Mannes der Geschäfte gepaart, ein gesundes Herz neben Welterfahrung, ewige Jugend in dem Bunde von Herz und Verstand. Denn er fühlte es doch einmal, daß der Dichter, der von der Welt immer so gut denkt und sich dabei aus der Welt zu retten doch für nöthig findet, sich selbst schlage und seine eigene Theorie Lügen strafe. Er redet sich daher zuletzt selbst ein, daß er auf jenes Ziel der Vereinigung dieser widerstreitenden Geisteskräfte hinarbeite! Allein wie sehr er sie auch nähert, so hält er sie doch immer auseinander; und auf dieser Höhe, über die er nicht hinaus kann, steht das Gespräch zwischen Dichter

und Weltmann als sein interessantestes Werk, wenn man dem Gange seiner Ideen und seinem Charakter auf den Grund gehen will. Er zeigt hier den klugen kalten Weltmann am Ende im Laufe der Welt um nichts glücklicher, als den Schwärmer auch; er stellt ihn gegen den schroffen Dichter in ein milderes Licht, als er sonst thut, und erkennt in ihm eine eigenthümliche Größe und Ganzheit, und wägt die Klarheit, die ihm eigen ist, mit der Wärme des Dichters ungefähr auf gleicher Wage. Beide wollen sich nun einander nähern, behalten sich aber doch immer ihr Gebiet vor. Einfachheit und Beschränktheit, Absonderung und Einsamkeit bleibt des Dichters Element, und so bleibt die Kluft übrig, die wir gern ausgefüllt sähen. So ist sie auch Klinger'n persönlich geblieben. Er bekennt, wie er in seinem Leben zwischen Armuth und Wohlergehen getheilt war, aus der ärmsten Hütte an den mächtigsten Hof kam, so auch immer zwischen Menschenverkehr und tiefster Einsamkeit gewechselt zu haben. Die Verschmelzung von Beiden war ihm nicht gegeben; er sah sie nur als ein schönes Ziel vor sich liegen; er wollte jetzt zwar darauf losarbeiten, aber dann sagte er wieder verzagend: wenn er wüßte, wie eine Katze mauste, die man noch ganz jung von der Mutter wegnahm, wie man in einem verdorbenen Staate ein rechtschaffener Mann bleibe, wie die Gesellschaft mehr durch den Glauben an Tugend als durch die Sache selbst fortbestehe — so sollte er als Menschenlehrer auftreten; jetzt könne er nur träumen, sehen, hören und dann faseln wie jeder Andere, wenn er etwas mehr thun wolle. So hat er sich jene schöne Einsicht nur mit dem Verstande geschaffen, denn er war klug und paßte auf sich selbst mit einem ungemein hellen Kopfe; aber er blieb mit einem verdüsterten Herzen auf den ersten Jugendeindrücken hängen, sah das Bessere und folgte dem Schlechteren, er wußte das Beste nur anzudeuten, zu schildern aber nur die Kontraste, aus denen er weg wollte. Seine Schriften bilden dies streitige Wesen merkwürdig ab. Er lehrte diese seine Gefühlsphilosophie und Herzensüberzeugung mit dem kältesten Verstande, ganz im Gegensatz mit Jacobi, der sehr klare und einfache Begriffe mit einem Schwall von vagen Empfin-

dungen zu umwickeln pflegt; die hellste Bestimmtheit, die Wieland's Klarheit übertrifft, grenzt zuweilen mit poetischen Phrasen, die an Jean Paul erinnern, der reinste Pragmatismus wechselt mit symbolischen und allegorischen Darstellungen. Immer schweben seine Neigungen um Extreme. Er machte an die Menschheit übertriebene Anforderungen, wie Jean Paul, aber in entgegengesetzter Weise; rüttelt bitter an den einzelnen Menschen und nimmt keine veredelte Menschheit in Aussicht: dies thut Jean Paul und erzieht sanft an dem Einzelnen, die menschliche Schwäche achtend. Klinger denkt von den Menschen zu gut und zu schlecht, und daher rühren die feinen Caricaturen in seinen Dichtungen, die Heroen in Tugend und Laster. Daß er nirgends ein Mittel fand, beruht darin, daß er die mittleren Stände der Gesellschaft, die auch in allen seinen Dichtungen fast niemals auftreten, gar nicht gekannt hat. Er kannte nur Einsamkeit und aus Erinnerungen die Noth der allerunterſten Stände, und dann den Hof und das Hofleben, und er lernte sich mit beiden vertragen. Dies erklärt seine morgenländische Natur, da man im Orient eben diesen Mittelstand nicht hat, und da der Gebildete dort keine andere Wahl hat, als die Klinger überall statuirt: einsam oder am Hofe zu leben, Derwisch oder Vezier zu sein. Es erklärt seine Sympathie mit Rußland, und daß der Freiheitsmann, wie Klopstock seinen dänischen König, seinen Kaiser Alexander bis in den Himmel erhebt. Es erklärt seine feinen Entschuldigungen des Despotismus, den er in sich gefunden hat und in Jedem muthmaßte. Es erklärt, daß der disciplinarische Erziehungsaufseher, der pädagogische Soldat die größte Freiheit im Militärstand, im Gehorsam fand! Dies erklärt auch, warum er das ächte Bürgervolk des neuen Europa, die Engländer, nicht mag, und um seinen Shakespeare zu retten, ihn keinen Engländer nennt; und warum Er, der dem Herzen nach ein ächt deutscher Patriot ist, doch wieder dem Kopfe nach mit dem anständigen Franzosen hält, der ihm ein viel vollendeterer Mensch ist, als der Deutsche. Hier steckt wieder seine Extremsucht, das Suchen nach scharfgeprägten Formen menschlicher Ausbildung dahinter. Er verträgt sich aus den

ganz entgegengesetzten Gründen, wie Wieland, mit Voltaire und Rousseau, obgleich ihm jener seiner Natur nach so entfernt lag, wie Wielanden dieser; Wieland vertrug Beide aus eigener Glätte und Runde zugleich, Klinger aus eckiger Schärfe nach einander. Daß Voltaire's Geschichte eine Satire auf die Vorsehung sei, das gerade nahm ihn für ihn ein; er fragt, was denn die ganze Geschichte anders sei, und warum man sie im Sinne der orthodoxen und hyperorthodoxen Theologie lesen solle. Rousseau dagegen war der eigentliche Liebling seiner Seele, sein Lehrer in seiner empfänglichsten Zeit. Emil war ihm das erste Buch des Jahrhunderts, der neueren Zeit! Der Verfasser schien ihm den großen Gedanken gefaßt zu haben, die erwürgte moralische Kraft wieder aufzuwecken, und ihn freute jene Kühnheit und Beredtsamkeit als Naturäußerung, die uns Anderen ihrer Unnatur wegen so misfällt, da sie im höchsten Grade von jener Einfalt abliegt, die darin gerade gepredigt wird. Ihn sah er in dem idealen Lande wohnen, über das der Witzling nur spotte; seine Bücher waren ihm Inschriften an dem Tempel der Natur, den er, ihr Liebling, dem Menschengeschlechte wieder geöffnet habe; er bekannte sich ganz zu Rousseau's Satz, daß Alles gut sei, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen des Menschen ausarte. Er gab sich ganz diesem Klügeln über den natürlichen Trieb und Instinkt hin, diese ächte und einzige Natur, die man auf jenem rousseau'schen Wege am schnellsten verliert; denn dies bewußte, schmerzliche, zweifelnde Ringen verfehlt gerade das, was nur das vertrauensvolle Leben mit sicherem Griffe faßt. Das war, was Klinger's Freund Schlosser ahnte, und was er mit jenen Fragen meinte, ob wir und wie weit wir zu der Natur zurück sollten, die Rousseau in Aussicht stellte. Wie anders haben die Anderen unter uns diese Rückkehr zur Natur gesucht! Die Goethe und Wieland gaben all dies skeptische Grübeln auf und lebten entschlossen darauf los, und sie haben mit ihrem heiteren epikureischen Vorgang die Nation unendlich mehr gelockt, als der strengere Klinger, dessen Beispiel übrigens wieder sichtbarer fortwirkte, als Lessing's, der mit beneidenswerther

Sicherheit mitten hindurch ging. Denn Er besaß diesen Natursinn und Lebenstakt so unbekümmert eigen, daß ihm nur die Schweigenden folgen können, die im gleichen Falle der Beruhigung sind und der Reflexion entbehren können; auf Klinger's Seite haben sich jene wühlenden Unzufriedenen laut genug gemacht, die den dunklen Drang jener Jugend durch die Schubart, Seume und Aehnliche hindurchleiten bis auf unsere Tage, wo er sich wieder entladen wird, sobald ihm ein neuer, so deutlicher Gegenstand gegeben ist, wie damals die Literatur war[284].

---

284) Diese Vorhersage der früheren Ausgaben hat bereits angefangen sich zu erfüllen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.









